

## INHALT

Marina Münkler

**Einige Grundüberlegungen zum Konzept und zur Reichweite invektiver Gattungen – 1–9**

### Historisch-systematische Zugänge

Dennis Pausch

***Ars invectiva* und artifizielle Mündlichkeit: Schmähungen in Rom zwischen Schulbuch und scheinbarer Spontaneität – 10–25**

Katja Kanzler

**Invective Form in Popular Media Culture: Genre – Mode – Affordance – 26–36**

Albrecht Dröse

**Invektive Affordanzen der Kommunikationsform Flugschrift – 37–62**

Simon Meier-Vieracker

**Wutreden und andere invektive Gattungen zwischen Rekonstruktion und Aneignung – 63–78**

### Schreibweisen, Verfahren und historische Gattungen des Invektiven

Gerd Schwerhoff

**Das Pasquill im frühneuzeitlichen Deutschland. Ein Kommunikationsmedium zwischen Schmähung und Kritik – 79–94**

Kai Bremer

**Invektive Anliegen. Wirkungs- und rhetorikgeschichtliche Überlegungen zur Streitschriften-Literatur des 16. Jahrhunderts – 95–106**

Antje Sablotny

**„Das mustu gleuben, oder der Teufel bescheisset dich.“ Die invektiven Paratexte der protestantischen Lügenden und ihre gattungskommunikative Funktion – 107–129**

Burkhard Meyer-Sickendiek

**Die Satire als invektive Gattung – 130–145**

### Invektive Äußerungsformen und kommunikative Gattungen

Jan Martin Lies

**Framing in den innerevangelischen Kontroversen (1548–1580). Die Verwendung von Schimpfworten im Kampf um die Deutungshoheit innerhalb der reformatorischen Lehre in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts – 146–162**

Anja Lobenstein-Reichmann

**„Rasse“ – zur sprachlichen Konstruktion einer Ausgrenzungsstrategie – 163–183**

Youmna Fouad, Heike Greschke

**„Wie ist das denn in deinem Heimatland?“ Kommunikative Muster invektiver Kulturvergleiche im Orientierungskurs – 184–200**

## **Bildlichkeit und (Inter-)Medialität des Invektiven**

Jürgen Müller

**Die deutsche Bildparodie im 16. Jahrhundert. Ihre Anfänge, Formen und Funktionen – 201–223**

Lea Hagedorn

**Brüche einer Gattungsgeschichte. Karikatur zwischen Massani und Sulzer – 224–246**

Lars Koch

**Über artistische Interventionen. Invektivität, Medien, Moral – 247–266**

---

**Vorwort**

Marina Münkler\*

# **Einige Grundüberlegungen zum Konzept und zur Reichweite invektiver Gattungen**

Der vorliegende Band geht auf eine Tagung zurück, die das Teilprojekt E des Sonderforschungsbereichs 1285 *Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung* unter dem Titel *Invektive Gattungen. Formen und Medien der Herabsetzung* vom 19.–21. Februar 2020 in Dresden veranstaltet hat.<sup>1</sup> Die Tagung ging von der Frage nach der Funktion von Gattungen für invektive Kommunikationen aus und thematisierte damit eines der zentralen Problemfelder des SFB. Grundlegend begreift das Konzept der ‚Invektivität‘ Phänomene der Schmähung und Herabwürdigung als epochen- und kulturübergreifende Arten von Kommunikation, die als Störungs- und Dynamisierungs-, aber auch als Stabilisierungsmomente gesellschaftliche Ordnungen prägen und das Potenzial besitzen, Gemeinschaften zu verändern oder zu zerstören, durch Ab- und Ausgrenzung, aber auch zu bilden oder zu stabilisieren.<sup>2</sup> Der Terminus der Invektivität bezeichnet jene verbalen und nonverbalen, schriftlichen und mündlichen, aber auch bildlichen und medialen Aspekte von Kommunikation, mittels derer Personen oder Gruppen ausgegrenzt, herabgesetzt, stigmatisiert, beschämt, gekränkt oder lächerlich gemacht werden können.

Entgegen dem mitunter ersten Eindruck entfaltet Invektivität ihr herabsetzendes Potenzial nicht einfach in spontanen Akten, sondern zumeist in mehr oder minder stabilen Mustern. Solche

<sup>1</sup> Vgl. Michalsky, Sophia/Haugk, Theresa: Tagungsbericht: Invektive Gattungen. Formen und Medien der Herabsetzung. Interdisziplinäre Tagung des TP E „Sakralität und Sakrileg. Die Herabsetzung des Heiligen im interkonfessionellen Streit des 16. Jahrhunderts“. 19.02.2020–21.02.2020. Dresden. In: H-Soz-Kult, 23.04.2020. URL: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8733> (letzter Zugriff: 01.11.2021).

<sup>2</sup> Vgl. Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität.

Muster können durch rhetorische und literarische Gattungen bereitgestellt, durch kommunikative Gattungen verfestigt, aber auch durch mediale Affordanzen initiiert werden. Die Erscheinungsformen und Funktionen des Invektiven treten in sozialer, politischer, medialer und ästhetischer Hinsicht jedoch in vielschichtigen, historisch variablen Konstellationen auf und lassen sich nicht immer problemlos zuordnen. Unter dem Aspekt dieser komplexen Dynamik gehen wir davon aus, dass das Formenspektrum der Invektivität mit traditionellen Gattungstaxonomien nicht hinreichend präzise beschrieben ist.<sup>3</sup> Wie die Beiträge des Bandes zeigen, erweisen sich die Modi und Modalitäten des Invektiven einerseits als iterativ, andererseits als ausgesprochen fluide und transformierbar, da sie abhängig von den sie prägenden Dispositiven, Konstellationen und sozialen Positionierungen an unterschiedliche kommunikative Situationen angepasst werden, sodass sie in keiner Liste von invektiven rhetorischen oder literarischen Gattungen aufgehen. Das Feld des Invektiven umfasst überdies auch alltagsprachliche Sprech- und Schreibweisen, die als kommunikative Gattungen verstanden werden können und nicht mit den gängigen literaturwissenschaftlichen Systematiken zu erfassen sind.

Grundsätzlich stellt sich daher die Frage, was Gattungsbegriffe für die Beschreibung invektiver Modalitäten von Kommunikation leisten können und wie sie gattungstheoretisch elaboriert formuliert werden müssen. Normativ-taxonomische literarische Gattungsbegriffe, die sich an der herkömmlichen Trias von Lyrik, Epik und Dramatik orientieren, können zwar in vielerlei Hinsicht als überholt gelten, spielen aber in anthropologisch

<sup>3</sup> Zu grundsätzlichen Aspekten der Gattungsdynamik vgl. Zymner (2007) Gattungsvervielfältigung.



orientierten Ansätzen nach wie vor eine Rolle.<sup>4</sup> Für die Beschreibung invektiver Gattungen sind sie freilich zu undifferenziert und überdies als anthropologisch rückgebundene Kategorien zu statisch konzipiert. Geeigneter für die Beschreibung dynamischer Transformationen erscheinen dagegen funktionsgeschichtlich ausgerichtete Gattungskonzepte, die das Verhältnis zwischen der Sozialabhängigkeit und Zweckbedingtheit von Gattungen betonen und sie als „soziokulturelle Konventionen“ begreifen.<sup>5</sup> Demnach können sich Muster auskristallisieren, stabilisieren und institutionell festigen, die dann als gattungshafte dominante Strukturen beschrieben werden können, wenn die sozialen und funktionalen Bedürfnisse innerhalb des Literatursystems dies ermöglichen. Das heißt nicht, dass Gattungen als unmittelbare Antworten auf gesellschaftliche Probleme beschrieben würden, aber funktionsgeschichtlich orientierte Gattungsbegriffe gehen davon aus, dass literarische Gattungen innerhalb des Systems der Literatur – mit Niklas Luhmann gesprochen – Aspekte der sozialen Umwelt in ihre Autopoiesis einbauen.<sup>6</sup> Dieser funktionsgeschichtliche Ansatz kann durch den rezeptionsästhetischen Zugang ergänzt werden, wonach Textreihen ab einem bestimmten Grad der Verfestigung Erwartungshorizonte prägen, d. h. Erwartungserwartungen aufbauen, die sowohl auf der Produzent:innen- als auch auf der Rezipient:innenseite wirken.<sup>7</sup> In eine ähnliche Richtung weist der von Gérard Genette eingeführte Begriff der Architextualität.<sup>8</sup> Wie seine Untersuchung von Formen der Transtextualität gezeigt hat, sind für die Ausprägung von Gattungen nicht zuletzt Paratexte relevant, die – etwa in Titeln und Untertiteln – Zuordnungen von Texten vornehmen und damit einen Text in bestimmter Weise typisieren, indem sie ihn etwa als Satire ausweisen und damit bestimmte Erwartungshorizonte erzeugen.<sup>9</sup> Über solche Typisierungsfunktionen hinaus können Paratexte, wie Widmungsschreiben, Vorreden,

Vorworte und Nachworte, aber auch Orte der Gattungsdiskussion sein, an denen Transformationen und Neubestimmungen von Gattungskonventionen und -erwartungen oder Abwertungen etablierter Gattungen vorgenommen werden, wie Antje Sablotny dies in ihrem Beitrag am Beispiel der invektiven Transformation der Legende in die aus einem herabsetzenden Wortspiel hervorgegangene *Lügende* zeigt.<sup>10</sup>

Die rezeptionsästhetischen Gattungstheorien sind durch praxeologische Ansätze erweitert und stellenweise abgelöst worden, die sich unter dem Oberbegriff von ‚Doing Genre‘ als diskursive Prozeduren der Herstellung von Gattungszuordnungen beschreiben lassen. Gattungen bilden sich nach den praxeologischen Ansätzen nicht ausschließlich und nicht einmal in erster Linie durch die Orientierung an vorgängigen Texten oder einem Prototypen, sondern durch iterative Bezeichnungen von kommunikativen Akten und deren Typisierung als Gattung.<sup>11</sup> Solche Typisierungen erweisen sich als gattungsprägend, weil sie mit der Zuordnung zugleich Erwartungshorizonte erzeugen, wie Simon Meier-Vieracker in seinem Beitrag zur *Wutrede* demonstriert.

Funktionsgeschichtliche und praxeologische Ansätze zur Beschreibung literarischer Gattungen können nicht zuletzt auf die rhetorischen Gattungen bezogen werden, die bereits in der Antike von einer Redepraxis und ihrer Funktion sowie deren sozialer Situierung ausgegangen sind. Die grundlegende Funktion der Rede besteht nach der antiken Rhetorik darin, den Zuhörer für die vortragene Überzeugung des Redners zu gewinnen. Diese Funktion kann sowohl argumentativ als auch affektiv erfüllt werden: Zu den argumentativen Mitteln gehören belehren (*docere*) und beweisen (*probare*), zu den affektiven, die noch einmal nach den besänftigenden und den erregenden Modalitäten unterteilt werden, gewinnen (*conciliare*), erfreuen (*delectare*), bewegen (*movere*) und anstacheln (*concitare*), deren Wirkungsästhetik mit *Ethos* und *Pathos* verknüpft sind.<sup>12</sup> Die Zuhörenden sollen von der Schuld oder Unschuld eines Angeklagten überzeugt, für eine

<sup>4</sup> Zur Reflexion solcher Gattungsbegriffe vgl. Zymner (2003) Gattungstheorie; Hempfer (1973) Gattungstheorie; Zur Geschichte von Gattungsbegriffen vgl. Gymnich (2010) Gattung.

<sup>5</sup> Vgl. Voßkamp (1977) Gattungen, S. 253.

<sup>6</sup> Vgl. Voßkamp (1977) Gattungen, S. 258f.

<sup>7</sup> Vgl. Jauß (1977) Theorie der Gattungen.

<sup>8</sup> Vgl. Genette (1993) Palimpseste, S. 14.

<sup>9</sup> Vgl. Genette (2001) Paratexte.

<sup>10</sup> Siehe den Beitrag von Antje Sablotny in diesem Band. Vgl. daneben auch: Sablotny (2019) Metalegende, bes. S. 166f. sowie Münkler (2015) Legende/Lügende.

<sup>11</sup> Vgl. Meier/Marx (2019) Doing Genre.

<sup>12</sup> Vgl. Schulz (2019) Was ist rhetorische Wirkung.

politische Haltung oder Vorgehensweise eingenommen werden, einem Lob oder einer Schmähung zustimmen. Aus diesen Funktionen sind in der antiken Rhetorik schon sehr früh Gattungsdefinitionen hervorgegangen, die ebenfalls eine Gattungstrias erzeugten. Nach den Typisierungen der Rhetoriklehrbücher seit Aristoteles wurden sie traditionell über ihre institutionelle Verortung, ihre Funktion oder ihre Modalität definiert: die Gerichtsrede (*genus iudicale*), die Beratungsrede oder politische Rede (*genus deliberativum*) sowie die Lobrede (*genus demonstrativum*).<sup>13</sup> Die funktionale Orientierung und die Ausdifferenzierung nach institutionellen Orten, Anlässen und Modalitäten ermöglichte für die rhetorischen Gattungen jedoch ein enorm flexibles Gattungskonzept, das Anpassungen und Transformationen jederzeit erlaubte. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Schmähere (*ψόγος/vituperatio*), die von der Lobrede (*ἔπαινος/laus*) als deren tadelndes Pendant abgeleitet worden ist, indem die Funktion des Lobens durch die des Tadels ersetzt wurde. Freilich kann die Funktion des Tadels in sehr unterschiedlicher Weise wahrgenommen werden, die vom freundlich-kritischen Tadel bis zur sozial vernichtenden Schmähung reicht, für die sich seit der Spätantike die Bezeichnung *invectiva oratio* etabliert hat.<sup>14</sup> Wie Dennis Pausch in seinem Beitrag zeigt, erwies sich für die *vituperatio* aber deren Lehrbarkeit im Rahmen der rhetorischen Gattungslehre als ein Problem, denn die Erwartbarkeit einer Schmähung minderte deren Wirkung und konnte zudem auf den Schmähenden zurückfallen, wenn sie nicht als spontane, sondern als geplante Herabsetzung identifiziert wurde.

Etablierte Muster bilden sich nicht nur in literarischen und rhetorischen Gattungen aus, sondern auch innerhalb der alltäglichen mündlichen Kommunikation. Solche Muster sind zunächst in der Soziologie und daran anschließend in der Linguistik als kommunikative Gattungen beschrieben worden. Der von Thomas Luckmann konzipierte und von Susanne Günthner und Hubert Knoblauch weiterentwickelte Begriff der kommunikativen Gattung beschreibt konventionalisierte kommunikative Vorgänge, die sich zur Bewäl-

tigung wiederkehrender kommunikativer Probleme oder Situationen etabliert haben.<sup>15</sup> Damit erleichtern kommunikative Gattungen gesellschaftliches Handeln, da sie für bestimmte Redesituationen und Funktionen verfügbare Muster für Sprachhandlungen anbieten. Günthner und Knoblauch deuten die kommunikativen Gattungen von daher als „Verbindungselement zwischen dem subjektiven Wissensvorrat und den sozialen Strukturen einer Gesellschaft“.<sup>16</sup> Zur Beschreibung kommunikativer Gattungen unterscheiden Luckmann, Günthner und Knoblauch zwischen ihrer Binnenstruktur, der Außenstruktur und der situativen Realisierungsebene von kommunikativen Gattungen.<sup>17</sup> Die Binnenstruktur umfasst die verbalen sowie die nonverbalen Anteile des kommunikativen Geschehens wie lexiko-semantische und morphologisch-syntaktische Elemente sowie Mimik und Gestik; die Außenstruktur wird vom sozialen Umfeld gebildet, wozu Institutionen (etwa die Schule), Geschlechterkonstellationen (z. B. Gespräche unter Männern) und soziale Gruppen (Handwerker:innen) gehören; zur situativen Realisierungsebene gehören etwa die Themenorientierung, die Zuteilung des Rederechts, Sprecherwechsel etc.

Solche Muster sind nicht nur für die Alltagskommunikation und die in ihr wiederkehrenden Vorgänge höchst relevant, sondern auch für spezifische kommunikative Situationen innerhalb von Institutionen, wie etwa der Schule. Auch hier bieten sich zahlreiche Anknüpfungspunkte für invektivitätstheoretische Fragestellungen: Welche spezifischen invektiven kommunikativen Gattungen sich etwa in Orientierungskursen für Geflüchtete ausbilden, deren Integration in erster Linie durch die Distanzierung von den ihnen unterstellten Mentalitäten ihrer Herkunftskulturen erreicht werden soll, zeigt der Beitrag von Heike Greschke und Youmna Fouad in diesem Band.

Sind Luckmanns Untersuchungen zunächst von unmittelbaren Interaktionssituationen ausgegangen, wie sie für die Schule kennzeichnend

<sup>13</sup> Vgl. Erler/Tornau (2019) Antike Rhetorik.

<sup>14</sup> Siehe dazu den Beitrag von Dennis Pausch in diesem Band. Vgl. daneben Koster (1980) Invektive; Helmrauth (2010) Streitkultur.

<sup>15</sup> Vgl. Luckmann (1986) Kommunikative Gattungen; Günthner/Knoblauch (1994) „Forms are the Food of Faith“; Günthner/Knoblauch (1996) Analyse kommunikativer Gattungen.

<sup>16</sup> Günthner/Knoblauch (1994) „Forms are the Food of Faith“, S. 715f.

<sup>17</sup> Vgl. Günthner/Knoblauch (1994) „Forms are the Food of Faith“, S. 704ff.

sind, so ist das Konzept der kommunikativen Gattungen schon bald auf größere Textkorpora sowie auf die Kommunikationen in audio-visuellen Medien übertragen worden. Noah Bubenhofer hat das Konzept der an der mündlichen Sprache orientierten kommunikativen Gattungen auf die korpusbasierte quantitative Untersuchung von Texten angewendet und sie mit dem Begriff der Sprachgebrauchsmuster fruchtbar zu machen versucht.<sup>18</sup> Dazu müssen bestimmte Aspekte der Binnenstruktur wie Mimik und Gestik ausgeblendet und der Fokus auf lexiko-semantische, morpho-syntaktische und stilistische Merkmale gerichtet werden. Daneben hat sich das Konzept der kommunikativen Gattungen oder Sprachgebrauchsmuster insbesondere zur Beschreibung von spezifischen kommunikativen Formaten des Internets wie dem Blog und dem Chat etabliert.<sup>19</sup> Schon an diesen kommunikativen Formaten zeigt sich, dass Medien kommunikative Gattungen nicht nur aufnehmen, sondern aufgrund ihrer Affordanzstruktur auch hervorbringen. Die Untersuchung medialer Affordanzen, die zunächst in der Mediensoziologie entwickelt worden ist, konzentriert sich auf die Möglichkeits- und Gelegenheitsstrukturen von Medien und Plattformen, die bestimmte Kommunikationsformen und Gattungen präformieren, wie Katja Kanzler am Beispiel US-amerikanischer populärer Fernsehformate demonstriert.<sup>20</sup> Sie lässt sich aber auch auf den Medienwandel der Frühen Neuzeit anwenden, wie Albrecht Dröse in seinem Beitrag zur Flugschrift in diesem Band darlegt.

Daher stellt sich die Frage, in welchen kommunikativen Formen und Mustern, literarischen und rhetorischen Gattungen sich Invektivität realisiert und welche medialen Affordanzen invektive Kommunikationsformen initiieren, situieren und etablieren. Zweifellos einschlägig sind rhetorische und literarische Gattungen, die per se als herabsetzend

gelten, wie Satire<sup>21</sup>, Polemik<sup>22</sup>, Pamphlet<sup>23</sup> oder Pasquill<sup>24</sup>. Bezeichnend ist allerdings, dass diese terminologischen Zuschreibungen in ihrem Inhalt und Umfang umso unschärfer erscheinen, je langlebiger die jeweiligen Gattungen sind. Während es sich beim *Pasquill*, wie Gerd Schwerhoff in seinem Beitrag verdeutlicht, um eine kurzlebige Gattungsbezeichnung der Frühen Neuzeit handelt, ist die Gattungsbezeichnung *Satire* von ungebrochener Aktualität. Allerdings ist möglicherweise gerade deshalb umstritten, ob sie überhaupt angemessen als Gattung beschrieben werden kann oder ob es sich vielmehr um eine Schreibweise handelt. Auch die Charakterisierung als Schreibweise greift indes zu kurz, da Satirisches nicht unbedingt auf Schriftlichkeit angewiesen ist, sondern sich auch bildlich in der Karikatur<sup>25</sup> und theatral bzw. audio-visuell in den Formaten von Kabarett, Comedy<sup>26</sup>, theatralen Inszenierungen<sup>27</sup> und populären Fernsehshows<sup>28</sup> entfalten kann. Von daher ist in jüngeren Untersuchungen davon ausgegangen worden, dass das Satirische ein Verfahren ist, welches sich im Register des Komischen entfaltet und durch Übertreibung soziale Zustände, Gruppen oder Personen als kritikwürdig, lächerlich, inakzeptabel, unerträglich oder empörend ausweist. Zu den Gattungsbezeichnungen, die eher als Verfahren zu kennzeichnen sind, gehören auch die hypertextuellen, hyperikonischen und hypermedialen Verfahren von Parodie<sup>29</sup>, Persiflage und Travestie, die ebenfalls im Register des Komischen angesiedelt sind.

Im Register des Ernstesten bewegen sich dagegen die Polemik und die Streitschrift, was Ver-

**18** Vgl. Bubenhofer (2009) Sprachgebrauchsmuster, bes. S. 58–60.

**19** Vgl. Dürscheid (2013); Dürscheid/Frick (2016) Schreiben digital, bes. S. 109–128; Ayaß (2011) Kommunikative Gattungen; Lomborg (2011).

**20** Vgl. Fox/Panagiotopoulos/Tsouparopoulou (2015) Affordanz; Zillien (2008) Die (Wieder-)Entdeckung der Medien, bes. S. 165–171.

**21** Siehe den Beitrag von Burkhard Meyer-Sickendiek in diesem Band. Vgl. daneben Meyer-Sickendiek (2010) Theorien der Satire.

**22** Zur Polemik im Rahmen der Streitkultur des 16. Jahrhunderts vgl. den Beitrag von Kai Bremer in diesem Band. Vgl. außerdem Stauffer (2003) Polemik; zur Relation Polemik und Invektive vgl. Koster (2010) Invektive und Polemik.

**23** Zum Pamphlet vgl. van den Berg (2003) Pamphlet.

**24** Zum Pasquill siehe den Beitrag von Gerd Schwerhoff in diesem Band.

**25** Zur Karikatur vgl. den Beitrag von Lea Hagedorn in diesem Band.

**26** Vgl. Koch (2015) Ethno-Comedy.

**27** Zu invektiven theatralen Inszenierungen in der Form artistischer Interventionen siehe den Beitrag von Lars Koch in diesem Band.

**28** Vgl. Kanzler (2019) (Meta-)Disparagement Humour sowie ihren Beitrag in diesem Band.

**29** Zur Bildparodie vgl. den Beitrag von Jürgen Müller in diesem Band.

fahren der Ridikülisierung mit Anleihen im Register des Komischen aber nicht ausschließt. Beide geben sich, wie Kai Bremer in seinem Beitrag zur Streitschriften-Literatur des 16. Jahrhunderts zeigt, als reaktive Gattungen, die sich auf vorausgehendes und als empörend markiertes Handeln und Verhalten beziehen, weniger auf soziale oder politische Zustände, die als Zielscheibe satirischer Verfahren dienen.<sup>30</sup> Schon solche mit der Behauptung einer ‚Reaktion‘ verbundenen Bezugnahmen verweisen auf die erhebliche kommunikative Dynamik invektiver Sprech- oder Bildakte, denn sie werden nicht nur in Gattungen wie der Polemik oder der Streitschrift eingesetzt, sondern fungieren breitgefächert als Legitimation invektiver Akte. Nicht selten erfassen invektive Modalitäten auch die Formebene; sie motivieren beispielsweise ästhetische Innovationen, die sich aus einer invektiven Konstellation gegenüber den hergebrachten Ausdrucksformen ableiten lassen, wie Jürgen Müller in seinem Beitrag zur deutschen Bildparodie im 16. Jahrhundert zeigt. Die invektiven Formen korrelieren ferner mit unterschiedlichen medialen Bedingungen und Konstellationen, die eigene Darstellungsmöglichkeiten eröffnen und ausprägen, wie beispielsweise den Shitstorm.<sup>31</sup> Insofern Invektivität in Bezug auf bestimmte kommunikative Konstellationen und Dynamiken zu analysieren ist, sind Aspekte der kommunikativen Praxis deshalb auch für die Beschreibung der Formebene zu berücksichtigen.

Zu Aspekten der kommunikativen Praxis gehören auch Praktiken, die der sprachlichen Aggression<sup>32</sup> zugeordnet, jedoch auf unterschiedlichen Ebenen rubriziert werden. Der sprachlichen Aggression zurechenbar wären auch alle Formen von *hate speech*, dem populärsten Konzept zur Bezeichnung invektiver Sprechakte.<sup>33</sup> Allerdings ist – trotz der onomasiologisch-semantischen Nähe von Aggression und Hass – in der Forschung umstritten, ob *hate speech* affektgesteuert ist und, wenn ja, ob sie zuallererst hassindiziert oder vielmehr hassproduzierend ist.<sup>34</sup> Wie Unter-

suchungen zu den affektsteuernden Effekten herabsetzender populistischer Kommunikationsakte, wie etwa denen Donalds Trumps, zeigen, scheint zumindest für sie eher Letzteres zu gelten.<sup>35</sup>

Von Interesse für die Untersuchung herabsetzender Sprechakte ist nicht zuletzt die lexikalische Ebene. Neben Beleidigungen, die jenseits des Aspekts der Kränkung durch ihre rechtliche Rahmung charakterisiert werden können,<sup>36</sup> sind dies in erster Linie Schimpfwörter, die mit bestimmten Frames verknüpft sind, wie Jan Martin Lies am Beispiel des Schimpfwortgebrauchs in den innerevangelischen Kontroversen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigt. Schwerer identifizierbar sind dagegen die in verbreiteten Sprachgebrauchsmustern vorgenommenen herabsetzenden Prädikationen und Präsuppositionen, die – anders als Schimpfwörter oder Ethnophaulismen<sup>37</sup> – an ihrer Oberfläche nicht unmittelbar als schmähend erkennbar bzw. pseudo-wissenschaftlich verbrämt sein können, wie Anja Lobenstein-Reichmann in ihrem Beitrag zur sprachlichen Konstruktion von ‚Rasse‘ zeigt.<sup>38</sup>

Zu bedenken ist des Weiteren das Verhältnis der unterschiedlichen invektiven Formen und Muster zueinander: Wie etwa ist die Beziehung von etablierten Gattungen, die Modalitäten der Herabsetzung bereits inkludieren, zu neuen invektiven Gattungen zu denken? Was unterscheidet etwa die *Schmährede* und die *Wutrede*?

---

Siehe daneben auch die Beiträge in: Meibauer (2013) *Hassrede* sowie aus linguistischer Sicht Marx (2018) *Hate Speech*. Einen aufschlussreichen Beitrag liefert daneben Scharloth (2017) *Hassrede und Invektivität*, der die Bezichtigung einer Äußerung als *Hassrede* aus invektivitätstheoretischer Perspektive als metainvektive Diskursintervention deutet, die selbst Teil invektiver Kommunikation ist.

**35** Vgl. Koch / Nanz / Rogers (2020) *The Great Disruptor*, bes. S. 6–8.

**36** Zu den juristischen Aspekten vgl. den Kommentar von Hilgendorf (2009) *Beleidigung*; zu den gesprächsrhetorischen Aspekten siehe Meier (2021) *Beleidigungen*.

**37** Vgl. Tenchini (2017) *Multi-Akt-Semantik*. Den Begriff des Ethnophaulismus als abwertende Bezeichnung für eine ethnisch oder rassistisch definierte Gruppe hat der amerikanische Psychologe Abraham Aron Roback geprägt; vgl. Roback (1944) *A Dictionary*.

**38** Vgl. dazu die Beiträge von Jan-Martin Lies und Anja Lobenstein-Reichmann in diesem Band. Siehe daneben die Beiträge in: Hornscheidt (2011) *Schimpfwörter*. Grundlegend auch: Lobenstein-Reichmann (2013) *Sprachliche Ausgrenzung*; von unschätzbare Genauigkeit: Klemperer (1947) *LTI*.

**30** Vgl. den Beitrag von Kai Bremer in diesem Band.

**31** Vgl. Marx (2019) *Von Schafen im Wolfspelz*; Marx (2021) *Das Dialogpotenzial von Shitstorms*.

**32** Vgl. die Einleitung von Silvia Bonacchi sowie die Beiträge in: Bonacchi (2017) *Sprachliche Aggression*.

**33** Vgl. Butler (2006) *Hass spricht*.

**34** Zur Diskussion um das Konzept *hate speech* vgl. die Beiträge in: Wachs / Koch-Priewe / Zick (2021) *Hate Speech*.



Handelt es sich hier lediglich um einen Begriffstransfer, geht damit auch ein konzeptioneller Transfer einher oder handelt es sich um Gattungsbezeichnungen, die nichts miteinander zu tun haben? Welche Gattungen erweisen sich als besonders anschlussfähig für invektive Akte (als ‚invektivierbar‘)? Welche Rolle spielen invektive Verfahren (also etwa das Sarkastische, das Ironische) als Modalitäten im poetologischen Sinne?<sup>39</sup> Inwiefern lassen sich invektive Gattungen über Mündlichkeit, Schriftlichkeit und Bildlichkeit differenzieren? Welche Affekt- und Emotionsregime etablieren sie dabei jeweils? Wie ist der Formwandel des Invektiven, etwa das Verhältnis zwischen vormodernen und modernen beziehungsweise zeitgenössischen invektiven Gattungen zu denken und zu beschreiben? Wie der Beitrag von Lea Hagedorn zeigt, lässt er sich nicht zuletzt an der Transformation von Gattungsbegriffen wie dem der Karikatur erkennen. In welcher Weise invektive Modalitäten ästhetische Formen zunehmend prägen, entwickelt der Beitrag von Lars Koch, der sich den artistischen Interventionen widmet, mit denen Christoph Schlingensiefel und das *Zentrum für politische Schönheit* gesellschaftliche Diskurse und Dispositive und ihre invektiven Effekte reflektieren und dabei zugleich invektieren.

Wie die nachfolgenden Untersuchungen insgesamt verdeutlichen, lassen sich vielfältige Austauschprozesse beobachten, in denen einerseits rhetorisch-literarische Gattungen alltagsprachliche Elemente integrieren und bearbeiten, andererseits in der Alltagskommunikation ästhetische Schemata angeeignet und transformiert werden. Etablierte literarische und rhetorische Gattungen fungieren damit ebenso als Formarchive, die Muster der Herabsetzung in der Alltagskommunikation verfügbar halten, wie umgekehrt Muster der Alltagskommunikation in solchen Gattungen aufgenommen, iteriert und transformiert werden.

Deshalb fokussiert der Band mit den invektiven Gattungen als Untersuchungsbereich ein Schnittfeld, das rhetorische, literarische und bildkünstlerische Gattungen sowie kommunikative Gattungen im Sinne mehr oder minder fest etablierter Sprachgebrauchsmuster und auch die

kommunikativen Affordanzen medialer Formate erfasst. Die Fragestellung richtet sich zum einen auf den Formaspekt des Invektiven, zum anderen auf die Effekte von Invektivität für die Konstitution und Transformation unterschiedlicher Gattungen. Übergreifend thematisieren die Beiträge die Frage, welche Bedeutung einerseits den Gattungen für die Performanz, Redundanz und Varianz invektiver Rede zukommt, welche Rolle invektive Kommunikation andererseits für die Transformation und Genese von Gattungen beziehungsweise von Sprachgebrauchsmustern spielt und wie Gattungen und Muster wiederum auf die invektiven Dynamiken zurückwirken. Dass die hier behandelten Gattungen und Modalitäten des Invektiven nicht erschöpfend sein können, versteht sich angesichts der Dynamik invektiver Kommunikation nahezu von selbst. Kennzeichnend für invektive wie metainvektive Kommunikation ist überdies, dass sie sämtliche literarischen, rhetorischen und kommunikativen Gattungen integrieren und transformieren kann und nicht an eine Liste invektiver Gattungen gebunden ist, auch wenn sich diese für herabsetzende Kommunikationsakte anbieten und dementsprechend häufig genutzt werden.

## Literaturverzeichnis

- Ayaß, Ruth (2011): Kommunikative Gattungen, mediale Gattungen. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 275–295.
- Berg, Hubert van den (2003): Pamphlet. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 6: Must – Pop. Tübingen: Niemeyer, Sp. 488–495.
- Bonacchi, Silvia (Hg.) (2017): Verbale Aggression. Multidisziplinäre Zugänge zur verletzenden Macht der Sprache. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bubenhofer, Noah (2009): Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin/New York: De Gruyter.
- Butler, Judith (2006): Hass spricht. Zur Politik des Performativen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dürscheid, Christa (2013): Medien, Kommunikationsformen, kommunikative Gattungen. Linguistik Online, 22/1, S. 3–16. URL: <https://doi.org/10.13092/lo.22.752> (letzter Zugriff: 30.08.2021).
- Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2016): Schreiben digital: Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart: Kröner.
- Erler, Michael/Tornau, Christian (2019): Einleitung. Was ist antike Rhetorik. In: Erler, Michael/Tornau,

<sup>39</sup> Derartige Fragen erörtert der Beitrag von Burkhard Meyer-Sickendiek, der die spezifischen Ausprägungen des Satirischen in der Moderne unter poetologischen Gesichtspunkten untersucht.

- Christian (Hg.): Handbuch antike Rhetorik, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 1–16.
- Fox, Richard/Panagiotopoulos, Diamantis/Tsouparopoulou, Christina (2015): Affordanz. In: Ott, Michael R./Sauer, Rebecca/Meier, Thomas (Hg.): Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Berlin/Boston/München: De Gruyter, S. 63–70.
- Genette, Gérard (1993): Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [Paris 1982].
- Genette, Gérard (2001): Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [Paris 1987].
- Günthner, Susanne/Knoblach, Hubert (1996): Die Analyse kommunikativer Gattungen in Alltagsinteraktionen. In: Michaelis, Susanne/Tophinke, Doris (Hg.): Texte – Konstitution, Verarbeitung, Typik. München: LINCOM Europa, S. 35–57.
- Günthner, Susanne (1995): Gattungen in der sozialen Praxis. In: Deutsche Sprache 3, S. 193–218.
- Günthner, Susanne/Knoblach, Hubert (1994): „Forms are the Food of Faith“. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, S. 693–723.
- Gymnich, Marion (2010): Gattung und Gattungshistoriographie. In: Zymner, Rüdiger (Hg.): Handbuch Gattungstheorie. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 131–158.
- Helmraath, Johannes (2010): Streitkultur. Die „Invektive“ bei den italienischen Humanisten. In: Laureys, Marc/Simon, Roswitha (Hg.): Die Kunst des Streits. Inszenierung, Formen und Funktionen öffentlichen Streits in historischer Perspektive. Göttingen: V&R unipress, S. 259–294.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (Hg.) (2021): Handbuch Gesprächsrhetorik. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hilgendorf, Eric (2009): § 185. In: Laufhütte, Heinrich (Hg.): Leipziger Kommentar zum Strafgesetzbuch. 12. Aufl. Bd. 6: §§ 146–210. Berlin: De Gruyter, S. 1229–1348.
- Jauß, Hans Robert (1977): Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters. In: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976. München: Fink, S. 327–358.
- Kanzler, Katja (2019): (Meta-)Disparagement Humour: The Poetics and Politics of Mockery in the Sitcom *Two Broke Girls*. In: Hägi-Mead, Sara/Flubacher, Mi-Cha (Hg.): Taboo and Transgression. Dresden: Theoretische Beiträge des Zentrums für Integrationsstudien, S. 15–24.
- Klemperer, Victor (1947): LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig: Aufbau.
- Koch, Lars (2015): Die Ethno-Comedy – Lachen an den Rändern der ‚Leitkultur‘. In: Neuhaus, Stefan (Hg.): Das Komische in der Kultur. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 465–481.
- Koch, Lars/Nanz, Tobias/Rogers, Christina (2020) (Hg.): The Great Disruptor. Eine Annäherung. In: Dies. (Hg.): The Great Disruptor. Über Trumpf, die Medien und die Politik der Herabsetzung. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 1–19.
- Koster, Severin (2010): Invektive und Polemik in der Antike. Versuch einer Verhältnisbestimmung. In: Wischmeyer, Oda/Scornaieni, Lorenzo (Hg.): Polemik in der frühchristlichen Literatur. Texte und Kontexte. Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche 170. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 39–53.
- Koster, Severin (1980): Die Invektive in der griechischen und römischen Literatur. Meisenheim am Glan: Anton Hain.
- Hornscheidt, Antje Lann (Hg.) (2011): Schimpfwörter – Beschimpfungen – Pejorisierungen: Wie in Sprache Macht und Identitäten verhandelt werden. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2013): Sprachliche Ausgrenzung im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Lomborg, Stine (2011): Social media as communicative genres. In: *MedieKultur. Journal of media and communication research* 27/51, S. 55–71.
- Lomborg, Stine (2014): *Social Media, Social Genres. Making Sense of the Ordinary*. New York/Oxon: Routledge.
- Marx, Konstanze (2017): Rekontextualisierung von Hate Speech als Aneignungs- und Positionierungsverfahren in Sozialen Medien. In: *Aptum* 13/2, S. 132–146.
- Marx, Konstanze (2018): Hate Speech – ein Thema für die Linguistik. In: Albers, Marion/Katsivelas, Ioannis (Hg.): *Recht & Netz*. – Baden-Baden: Nomos, S. 37–57.
- Marx, Konstanze (2019): Von Schafen im Wolfspelz – Shitstorms als Symptome einer medialen Emotionskultur. In: Hauser, Stefan/Luginbühl, Martin/Tienken, Susanne (Hg.): *Mediale Emotionskulturen*. Bern: Lang, S. 135–153.
- Marx, Konstanze (2021): Das Dialogpotenzial von Shitstorms. In: Hess-Lüttich, Ernest W. B. (Hg.): *Handbuch Gesprächsrhetorik*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 409–427.
- Meier, Simon/Marx, Konstanze (2019): Doing Genre in the Digital Media. In: Brock, Alexander/Pflaeging, Jana/Schildhauer, Peter (Hg.): *Genre Emergence. Developments in Print, TV and Digital Media*. Frankfurt a. M./New York: Lang, S. 191–212.
- Meier, Simon (2021): Beleidigungen als Gegenstand der Gesprächsrhetorik. In: Hess-Lüttich (Hg.): *Handbuch Gesprächsrhetorik*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 389–408.
- Meyer-Sickendiek, Burkhard (2010): Theorien der Satire. In: Zymner, Rüdiger (Hg.): *Handbuch Gattungstheorie*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 331–334.
- Münkler, Marina (2015): *Legende/Lügende*. Die protestantische Polemik gegen die katholische Legende und Luthers *Lügend von St. Johanne Chrysostomo*. In: Schwerhoff, Gerd/Piltz, Eric (Hg.): *Gottlosigkeit und Eigensinn. Religiöse Devianz im konfessionellen Zeitalter*. Berlin (Beiheft zur Zeitschrift für Historische Forschung, 51), S. 121–147.

- Roback, Abraham Aron (1944): *A Dictionary of International Slurs (Ethnophaulisms)*. With a Supplementary Essay on Aspects of Ethnic Prejudice. Cambridge MA: Sci-Art Publishers.
- Sablotny, Antje (2019): *Metalegende. Die protestantische Lügende als invektive Metagattung*. In: *Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung* 2, S. 148–200. DOI: <https://doi.org/10.25619/BmE2019228> (letzter Zugriff: 01.11.2021).
- Scharloth, Joachim (2017): *Hassrede und Invektivität als Gegenstand der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie: Bausteine zu einer Theorie des Metainvektiven*. In: *Aptum* 2, S. 116–132.
- Schulz, Verena (2019): *Was ist rhetorische Wirkung? Zum Verhältnis von ‚Logos‘, ‚Pathos‘ und ‚Ethos‘*. In: Erler, Michael/Tornau, Christian (Hg.): *Handbuch antike Rhetorik*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 557–580.
- Stauffer, Hermann (2003): *Polemik*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 6: *Must – Pop*. Tübingen: Niemeyer, Sp. 1403–1415.
- Tenchini, Maria Paola (2017): *Zur Multi-Akt-Semantik der Ethnophaulismen*. In: Bonacchi, Silvia (Hg.): *Verbale Aggression. Multidisziplinäre Zugänge zur verletzenden Macht der Sprache*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 245–268.
- Voßkamp, Wilhelm (1977): *Gattungen als literarisch-soziale Institutionen*. In: Hinck, Walter (Hg.): *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*. Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 27–42.
- Voßkamp, Wilhelm (2004): *Gattungen*. In: Brackert, Helmut/Stückrath, Jörn (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 253–269.
- Wachs, Sebastian/Koch-Priewe, Barbara/Zick, Andreas (Hg.) (2021): *Hate Speech – Multidisziplinäre Analysen und Handlungsoptionen. Theoretische und empirische Annäherungen an ein interdisziplinäres Phänomen*. Wiesbaden: Springer 2021.
- Zillien, Nicole (2008): *Die (Wieder-)Entdeckung der Medien. Das Affordanzkonzept in der Mediensoziologie*. In: *Sociologia Internationalis* 46/2, S. 161–181.
- Zymner, Rüdiger (2007): *Gattungsvervielfältigung: Zu einem Aspekt der Gattungsdynamik*. In: Gymnich, Marion/Neumann, Birgit/Nünning, Ansgar (Hg.): *Gattungstheorie und Gattungsgeschichte*. Trier: WVT, S. 101–116.
- Zymner, Rüdiger (2003): *Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft*. Paderborn: mentis.

---

## Artikel

Dennis Pausch\*

# ***Ars invectiva* und artifizielle Mündlichkeit: Schmähungen in Rom zwischen Schulbuch und scheinbarer Spontaneität**



**Abstract:** This paper starts from the question of how the perception of an invective in Late Republican Rome is influenced, when it follows strictly the rules of the *ars rhetorica*. Since speaker and audience will have undergone the same rhetorical training, both sides have clear ideas about the rules of the genre, as they can be reconstructed from the surviving textbooks. At the same time, it can be shown on the basis of ancient evidence that insults were perceived not only more effective, but also as socially more acceptable if they arose unprepared from the situation – or if they gave exactly this impression. In the case of invective, thus, a speaker must make a special effort not to let his preparation become visible. For this purpose, he can, on the one hand, resort to the technique of artificial orality and apparent spontaneity and, in this way, take the usual *dissimulatio artis* to extremes. On the other hand, he can deliberately deviate from the rules of textbooks, resulting in a strong tendency of invective to a permanent innovation. This will be demonstrated by the example of some passages from Cicero's speech *pro Caelio* from 56 BC.

**Keywords:** Rhetorik, Gattungsregeln, Erwartungen der Rezipienten, Innovation, artifizielle Mündlichkeit, simulierte Spontaneität, Cicero, Quintilian, Aristoteles – rhetoric, rules of genre, expectation of recipients, innovation, artificial orality, apparent spontaneity, Cicero, Quintilian, Aristotle

\*Prof. Dr. Dennis Pausch, TU Dresden, Institut für Klassische Philologie, Professur für Klassische Philologie/Latein, dennis.pausch@tu-dresden.de

Schon die ersten Rhetoriklehrer im 5. Jh. v. Chr. dürften nicht nur versprochen haben, dass die Absolventen ihres Studienangebotes ‚die schwächere Seite zur stärkeren machen‘ können (τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν), wie es in einer berühmten, zumeist auf Protagoras zurückgeführten Formulierung heißt,<sup>1</sup> sondern doch wohl auch, dass sie in der Lage sein werden, mit den Mitteln der Sprache ‚den besseren Mann zum schlechteren zu machen‘. Die Vermittlung der Fertigkeit zur verbalen Herabsetzung dürfte jedoch in der antiken Entsprechung der heute auf Hochglanzpapier gedruckten Werbebroschüren solcher Bildungsinstitute nicht allzu weit oben gestanden haben, zeigt sich die oft kritisierte moralische Ambiguität der τέχνη ῥητορική in ihrer Gesamtheit doch am Sonderfall der *ars invectiva* in besonderer Schärfe.<sup>2</sup>

Die Autoren der rhetorischen Lehrwerke, die sich aus der Antike erhalten haben, reagieren auf diesen Vorwurf nicht zuletzt dadurch, dass sie die invektiven Kompetenzen nicht als solche und separat vermitteln, sondern immer in Verbindung mit der gegenläufigen Technik des Rühmens und Preisens. Es gibt also kein ‚Modul Mobbing‘, um es in unseren Worten zu sagen, sondern ein Kapitel zu ‚Loben und Tadeln‘ (ἔπαινος / *laus* und ψόγος / *vituperatio*), wobei immer von ersterem ausgegangen wird. Daraus ergibt sich dann die Möglichkeit, die Schmähung eher kurz zu behandeln, indem man am Ende festhält, dass dafür alle Empfehlungen nur umgekehrt befolgt werden müssen.<sup>3</sup> Trotz der Zurückhaltung, die ‚schwarze Kunst‘ der Invektive sozusagen ins Schaufenster zu stellen, spielen verbale Herabsetzungen nicht nur in den erhaltenen Reden eine große Rolle,

<sup>1</sup> Vgl. Aristoteles, *Rhetorik* 2,24 (1402a23) und Protagoras, Fragment 80 A 21.

<sup>2</sup> Für einen gut lesbaren Überblick zur antiken Rhetorik und den mit ihr verbundenen Debatten vgl. Stroth (2009) *Macht der Rede*.

<sup>3</sup> Vgl. z.B. Aristoteles, *Rhetorik* 1,9 (1368a35): ὁ γὰρ ψόγος ἐκ τῶν ἐναντίων ἐστίν; *Rhetorica ad Alexandrum* 1441b14–29; *Rhetorica ad Herennium* 3,10 und Quintilian, *institutio oratoria* 3,7,19; für weitere Stellen Adamietz (1966) *de inventione* und *ad Herennium*, S. 164, und Koster (1980) *Invektive*, S. 12–15.

sondern sind auch in der rhetorischen Ausbildung intensiv behandelt worden.

Es ist aber weder das moralische Dilemma als solches noch der damit verbundene Unterschied zwischen Theorie und Praxis, die hier im Vordergrund stehen sollen, sondern das Problem der Erwartbarkeit, das sich ergibt, wenn beleidigende Äußerungen für den Redner, sein Gegenüber und sein Publikum nicht in erster Linie spontane und situative Reaktionen sind, sondern einen zentralen Teil der – wohl mehr oder weniger von allen drei Gruppen geteilten – Ausbildung und damit ihrer Vorannahmen an die Situation und die Textsorte bilden. Es handelt sich also – literaturwissenschaftlich gesprochen – um einen Sonderfall besonders starker und im Vorfeld vielfältig eingeübter Gattungsregeln. Die damit verbundene Vorhersehbarkeit steht jedoch im Widerspruch dazu, dass Schmähungen sonst zumeist stark auf die Situation bezogen sind, auf die sie in einer spontanen und oft impulsiven Weise reagieren oder zu reagieren vorgeben.<sup>4</sup>

## 1 Die *ars invectiva* als Teil der rhetorischen Ausbildung in der Antike

Die entsprechenden Erwartungen lassen sich sogar ziemlich präzise beschreiben, weil sich aus verschiedenen Epochen der Antike rhetorische Lehrwerke erhalten haben, die den Stoff nicht nur systematisch präsentieren und zum Teil mit Hilfe von Musterlösungen illustrieren, sondern sogar Hinweise auf die Art der Vermittlung enthalten. Die frühesten Beispiele stammen aus der Zeit des Hellenismus, wie die *Rhetorik* des Aristoteles<sup>5</sup> und die sog. *Rhetorica ad Alexandrum*, die ebenfalls aus dem 4. Jh. v. Chr. stammt, heute aber nicht mehr als ein Werk des Aristoteles, sondern

des Anaximenes von Lampsakos gilt.<sup>6</sup> Eine gute Überlieferungssituation ergibt sich in Rom nicht zuletzt vom 1. Jh. v. Chr. bis zum 1. Jh. n. Chr., also etwa für die Zeit von Cicero bis Quintilian. Aber auch in der späteren Kaiserzeit und bis in die Spätantike sind weitere und für die Rezeption in Mittelalter und Neuzeit ebenfalls einflussreiche Werke entstanden. Dabei zeichnet sich eine Entwicklung ab, die uns nicht unvertraut vorkommen dürfte: Als Reaktion auf die offenbar nicht in allen Fällen gewährleistete Anschlussfähigkeit der Vorkenntnisse der angehenden Studenten etabliert sich das System der sog. Progymnasmata, der Vorübungen (es ist eigentlich ein Begriff aus dem Sport),<sup>7</sup> durch deren vorgelagerter Absolvierung der Erfolg im Studium sichergestellt werden soll. Hier haben neben der Erzählung, dem Beweis oder der Ekphrasis auch die ‚Trainingseinheiten‘ des Lobens und Tadelns ihren festen Platz.<sup>8</sup>

Im Laufe der Jahrhunderte ist natürlich noch mit weiteren Modifikationen zu rechnen, sodass Aussagen zur antiken Rhetorik in ihrer Gesamtheit stets nur mit Vorsicht zu treffen sind. Wenn wir jedoch im Rom der Späten Republik bleiben, lassen sich gleich aus zwei rhetorischen Schriften begründete Vermutungen über die Vorkenntnisse eines Redners und seiner Zuhörer gewinnen. So verweist Cicero in seiner Jugendschrift *de inventione* (ca. 85–80 v. Chr.), die er dem Auffinden von Ideen zur Behandlung des jeweiligen Themas gewidmet hat, für beide Arten von Argumenten, die sich *ex personis* gewinnen lassen, also sowohl für die positive wie für die negative Charakterisie-

<sup>6</sup> Vgl. nach wie vor grundlegend Fuhrmann (1965) *Alexander-Rhetorik* sowie ferner Chiron (2011) *Rhetoric to Alexander*.

<sup>7</sup> Zu den Progymnasmata vgl. jetzt allg. Berardi (2017) *Esercizi preparatori*.

<sup>8</sup> So schon bei Quintilian am Ende des 1. Jh. n. Chr. (*institutio oratoria* 2,4,20). Die griechischen Progymnasmata-Handbücher aus der Spätantike (zusammengestellt bei Kennedy [2003] *Progymnasmata* und Patillon [2008–2014] *Corpus rhetoricum*) enthalten zum Teil Musterlösungen; so wird die Invektive bei Aphthonios von Antiochia (4. Jh. n. Chr.) mit einer fiktiven Rede gegen Philipp II. von Makedonien illustriert (*Progymnasmata* 9; vgl. für eine Übersetzung Schönberger [2019] *Aphthonios*). Solche Texte fehlen aus Rom, doch haben sich in der Appendix Sallustiana zwei Reden erhalten, die Sallust gegen Cicero und *vice versa* gehalten haben soll, die aber wohl einem Schulkontext entstammen (vgl. Koster [1980] *Invektive*, S. 177–200; Novokhatko [2009] *Invectives*, v.a. S. 3–18, und Keeline [2018] *Reception of Cicero*, S. 147–195, v.a. S. 147–151).

<sup>4</sup> Das Problem stellt sich für die Lobrede in ähnlicher, wenn auch nicht identischer Form: Zugespißt könnte man sagen, dass auch eine gelungene *laudatio* immer ein gewisses Maß an Abweichung von der Konvention benötigt, weil die bloße Erfüllung der Erwartungen ansonsten selbst ein invektives Potential enthält (für diesen Hinweis aus der Diskussion weiß ich mich Marina Münkler sehr verbunden).

<sup>5</sup> Vgl. allg. Rapp (2002) *Aristoteles zum philosophischen Hintergrund* und Piepenbrink (2020) *Aristoteles zum historischen Kontext*.

rung auf dieselben Themenfelder. Bevor er diese im Folgenden weiter ausdifferenziert,<sup>9</sup> fasst er sie in dieser Weise zusammen: „ac personis has res attributas putamus: nomen, naturam, victum, fortunam, habitum, affectionem, studia, consilia, facta, casus, orationes.“ (Und den Personen kommt, wie ich glaube, dies zu: Name, Natur, Lebensweise, Schicksal, persönliche Eigenschaft, Stimmung, Neigungen, Absichten, Taten, Zufälle, Reden.).<sup>10</sup>

Ganz ähnlich geht die in der gleichen Zeit entstandene und früher ebenfalls Cicero, heute aber einem anonymen Verfasser zugeschriebene *Rhetorica ad Herennium* vor, die noch stärker den Duktus eines Lehrbuchs aufweist.<sup>11</sup> Der betreffende Abschnitt dort beginnt ebenfalls mit einer Matrix möglicher Themenfelder, an der sich der angehende Redner bei dem Arbeitsschritt der *inventio*, der Suche nach Argumenten, orientieren kann:<sup>12</sup>

Nunc ad demonstrativum genus causae transeamus. quoniam haec causa dividitur in laudem et vituperationem, quibus ex rebus laudem constituerimus, ex contrariis rebus erit vituperatio comparanda. laus igitur potest esse rerum externarum, corporis, animi. rerum externarum sunt ea, quae casu aut fortuna secunda aut adversa accidere possunt: genus, educatio, divitiae, potestates, gloriae, civitas, amicitiae, et quae huiusmodi sunt et quae his contraria. corporis sunt ea, quae natura corpori adtribuit commoda aut incommoda: velocitas, vires, dignitas, valetudo et quae contraria sunt. animi sunt ea, quae consilio et cogitatione nostra constant: prudentia, iustitia, fortitudo, modestia et quae contraria sunt.

(Nun will ich zur darlegenden Redegattung übergehen. Da ja diese Rede in Lob und Tadel unterteilt ist, muß die tadelnde Rede aus den gegensätzlichen Punkten dazu gebildet werden, aus denen wir die Lobrede zusammenstellen. Das Lob kann also äußere Umstände, den Körper und den Geist betreffen. Zu den äußeren Umständen zählt man das, was durch Zufall oder Schicksal günstig oder ungünstig ausfallen kann: Herkunft, Erziehung, Reichtum, Macht, Ruhm, Bürgerrecht,

<sup>9</sup> Vgl. Cicero, de inventione 1,34–36 sowie ferner 2,28–31 und 2,177–178 mit z.B. Koster (1980) Invektive, S. 17f., der zudem auf Ciceros Behandlung des Themas in seinen *partitiones oratoriae* verweist (§§ 70–82).

<sup>10</sup> Vgl. Cicero, de inventione 1,34, Übersetzung Nüßlein (1998).

<sup>11</sup> Für einen eingehenden Vergleich beider Schriften vgl. Adamietz (1960) *de inventione* und *ad Herennium*.

<sup>12</sup> Vgl. *Rhetorica ad Herennium* 3,10, Übersetzung Nüßlein (1994).

Freundschaften und dergleichen und die Nachteile, die im Gegensatz dazu stehen. Zu den körperlichen Eigenschaften zählt man die Vorteile und Nachteile, die die Natur dem Körper zugeteilt hat: Schnelligkeit, Kraft, würdevolles Auftreten, Gesundheit und die Gegensätze dazu. Zu den geistigen Eigenschaften zählt man, was auf unserer Überlegung und unserem Denken beruht: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Selbstbeherrschung und die Gegensätze dazu.)

Anders als bei Cicero, der sich in seiner Schrift nur mit der Themenfindung beschäftigt, werden hier noch weitere Arbeitsschritte behandelt. So erhält der Redner im Folgenden zunächst einige Empfehlungen, welche Einleitung er wählen soll, um sein Publikum für das Lob oder den Tadel gewogen zu stimmen.<sup>13</sup> Danach folgen konkrete Hinweise, wie er die nach dem obigen Raster gefundenen Ideen anordnen soll, was dem Arbeitsschritt der *dispositio* oder *divisio* entspricht:<sup>14</sup>

Divisione hac utemur: exponemus, quas res laudaturi sumus aut vituperaturi; deinde, ut quaeque, quove tempore res erit gesta, ordine dicemus, ut, quid quamque tute cauteque egerit, intellegatur. sed exponere oportebit animi virtutes aut vitia; deinde commoda aut incommoda corporis aut rerum externarum, quomodo ab animo tractata sint, demonstrare. ordinem hunc adhibere in demonstranda vita debemus: ab externis rebus: genus, in laude: quibus maioribus natus sit; si bono genere, parem aut excelsoiorem fuisse; si humili genere, ipsum in suis, non in maiorum virtutibus habuisse praesidium; in vituperatione: si bono genere, dedecori maioribus fuisse; si malo, tamen his ipsis detrimento fuisse. educatio in laude: bene et honeste in bonis disciplinis per omnem pueritiam educatum; in vituperatione: inde se retraxisse aperte.

[14] a corporis commodis: natura si sit dignitas atque forma, laudi fuisse eam, non quemadmodum ceteris detrimento atque dedecori; si vires atque velocitas egregia, honestis haec exercitationibus et industriis dicemus comparata; si valetudo perpetua, diligentia et temperantia cupiditatum; in vituperatione, si erunt haec corporis commoda, male his usum dicemus, quae casu et natura tamquam quilibet gladiator habuerit; si non erunt, praeter formam omnia ipsius culpa et intemperantia a fuisse dicemus. deinde <re>vertemur ad extraneas res, et in his animi virtutes aut vitia, quae fuerint, considerabimus; divitiae an paupertas fuerit, et quae potestates, quae gloriae, quae amici-

<sup>13</sup> Vgl. *Rhetorica ad Herennium* 3,11–12, Übersetzung Nüßlein (1994).

<sup>14</sup> Vgl. *Rhetorica ad Herennium* 3,13–15, Übersetzung Nüßlein (1994).

tiae, quae inimicitiae, et quid fortiter inimicitis gerundis fecerit; cuius causa susceperit inimicitias; qua fide, benivolentia, officio gesserit amicitias; in divitiis qualis aut paupertate cuiusmodi fuerit; quemadmodum habuerit in potestatibus gerundis animum. si interierit, cuiusmodi <mors eius fuerit, cuiusmodi> res mortem eius sit consecuta. [15] ad omnes autem res, in quibus animus hominis maxime consideratur, illae quattuor animi virtutes erunt adcommodandae; ut, si laudemus, aliud iuste, aliud fortiter, aliud modeste, aliud prudenter factum esse dicamus; si vituperabimus, <aliud iniuste,> aliud inmodeste, aliud ignave, aliud stulte factum praedicemus. perspicuum est iam nimirum ex hac dispositione, quemadmodum sit tractanda tripertita divisio laudis et vituperationis, si illud etiam adsumpserimus, non necesse esse nos omnes has partes in laudem aut in vituperationem transferre, propterea quod saepe <ne> incidunt <quidem, saepe ita tenuiter incidunt,> ut non sint necessariae dictu. quapropter eas partes, quae firmissimae videbuntur, legere oportebit. conclusionibus brevibus utemur, <enumeratione ad exitum causae; in ipsa> causa crebras et breves amplificationes interponemus per locos communis.

(Die Gliederung des Stoffes wenden wir folgendermaßen an: Wir stellen fest, welche Punkte wir loben oder tadeln werden; dann werden wir der Reihe nach sagen, wie und zu welchem Zeitpunkt sich jeder einzelne Vorgang abspielte, damit man erkennt, was und wie umsichtig und vorsichtig er es getan hat. Aber man wird seine charakterlichen Vorzüge oder Fehler vorstellen müssen; dann muß man darlegen, wie seine körperlichen Vor- oder Nachteile oder die Vor- oder Nachteile der äußeren Umstände von seinem Charakter beeinflusst wurden. Bei der Darlegung seines Lebensweges müssen wir die folgende Reihenfolge einhalten: Ausgehend von den äußeren Umständen erwähnen wir seine Herkunft – in einer Lobrede, von welchen Vorfahren er abstammt; ist er von guter Herkunft, sagen wir, er sei seinen Vorfahren ebenbürtig oder überrage sie; ist er von niederer Herkunft, sagen wir, er habe Schutz gefunden in seinen eigenen Vorzügen, nicht in denen der Vorfahren. In einer tadelnden Rede sagen wir, wenn er von guter Herkunft ist, er habe seinen Vorfahren Schande gemacht; ist er von schlechter Herkunft, sagen wir, sogar diesen Vorfahren habe er geschadet. Was die Erziehung angeht, so sagen wir in einer Lobrede, er sei gut und ehrenhaft, in guten Wissenszweigen die ganze Jugend hindurch erzogen worden. In einer tadelnden Rede sagen wir, er habe sich offenkundig davon zurückgezogen.

[14] Ausgehend von körperlichen Vorzügen sagen wir: Wenn er von Natur aus eine würdige Erscheinung und Schönheit besitzt, diese bringe ihm Ehre, nicht wie den übrigen Schaden und Schande; besitzt er Kraft und herausragende Schnelligkeit, werden wir sagen, diese habe er durch ehrenhafte Übungen und Fleiß

erworben; besitzt er beständige Gesundheit, durch Gewissenhaftigkeit und Beherrschung der Begierden. In einer tadelnden Rede werden wir sagen, wenn diese körperlichen Vorzüge vorhanden sind, er habe schlechten Gebrauch von diesen Vorzügen gemacht, die er zufällig und von Natur aus besessen habe wie jeder beliebige Gladiator; sind sie nicht vorhanden, werden wir sagen, außer Schönheit hätten ihm alle Vorzüge durch seine eigene Schuld und Unbeherrschtheit gefehlt. Dann kehren wir wieder zu den äußeren Umständen zurück und dabei werden die charakterlichen Vorzüge oder Fehler, die vorhanden sind, betrachten; ob Reichtum oder Armut vorhanden war, welche Machtstellung, welcher Ruhm, welche Freundschaft, welche Feindschaft, und was er Tapferes vollbracht habe, indem er Feindschaften ausfocht; um wessen willen er Feindschaften auf sich genommen habe; mit welcher Zuverlässigkeit wohlwollender Gesinnung und Pflichttreue er Freundschaften gepflegt habe; wie er sich im Reichtum beziehungsweise auf welche Weise er sich in Armut verhalten habe, welche Gesinnung er bei der Ausübung von Macht gehabt habe. Wenn er gestorben ist, von welcher Art sein Tod gewesen und welches Ereignis auf seinen Tod gefolgt sei.

[15] Zu allen Umständen aber, in denen die Gesinnung eines Menschen am meisten in Betracht gezogen wird, muß man jene erwähnten Charaktertugenden in Bezug setzen, in der Weise, daß wir, wenn wir loben, sagen, das eine sei gerecht, anderes tapfer, anderes beherrscht, anderes klug getan worden; wenn wir tadeln, werden wir erklären, das eine sei ungerecht, anderes unbeherrscht, anderes feige, anderes töricht getan worden. Klar ersichtlich ist schon ohne Zweifel aus dieser Anordnung, wie die dreigeteilte Gliederung des Stoffes in der Lobrede und tadelnden Rede durchzuführen ist, wenn wir dazu auch noch berücksichtigen, daß wir nicht nur notwendigerweise alle diese Gesichtspunkte auf eine Lobrede und tadelnde Rede übertragen müssen, deswegen weil sie oft nicht einmal zutreffen und oft nur so wenig zutreffen, daß es nicht notwendig ist, sie zu erwähnen. Deswegen muß man die Gesichtspunkte auswählen, die als die beweiskräftigsten erscheinen. Den Schluß halten wir kurz, wir verwenden eine Aufzählung am Ende der Rede, in die Rede selbst flechten wir häufige, kurze Steigerungen ein mit Hilfe von Gemeinplätzen.)

Am Ende des Abschnitts erfolgt dann noch der Hinweis, dass der angehende *orator*, auch wenn er möglicherweise nicht allzu oft eine reine *vituperatio* wird halten müssen,<sup>15</sup> die Kompetenzen

**15** Dass es im Gegensatz zur Lobrede nur wenige soziale Anlässe für eine Tadelrede *per se* gibt, betont zu Recht Powell (2007) *Invective*, S. 4: „The epideictic use of *epainos* is quite clear: public and ceremonial occasions of many kinds call for it. What is the epideictic use of *psogos*? This is not

des Lobens und des Tadelns dennoch bei vielen anderen Gelegenheiten brauchen wird und er deswegen nicht weniger Fleiß auf diesen Teil seiner Ausbildung verwenden soll:<sup>16</sup>

nec hoc genus causa eo, quod raro accidit in vita, neglegentius commendandum est: neque enim id, quod potest accidere, ut faciendum sit aliquando, non oportet velle quam adcommodatissime posse facere; et si separatim haec causa minus saepe tractatur, at in iudicialibus et in deliberativis causis saepe magna partes versantur laudis aut vituperationis. quare in hoc quoque causae genere nonnihil industriae consumendum putavimus.

(Aber man darf diese Redegattung, deswegen, weil sie im Leben selten vorkommt, nicht weniger sorgfältig anempfehlen; denn man muß sehr wohl den Wunsch haben, auch das, was man nur hie und da tun muß, möglichst angemessen zu tun; und wenn auch diese Rede für sich getrennt weniger oft gehalten wird, kommen doch in Gerichts- und beratenden Reden oft große Abschnitte von Lob und Tadel vor. Deshalb muß man, wie ich glaube, auch für diese Redegattung nicht unerheblichen Fleiß aufbringen.)

Das ist einerseits ein interessanter Beleg dafür, dass die Invektive schon in der Antike nicht nur als eine separate Subgattung der Rhetorik, sondern zugleich als ein zentraler *modus dicendi*, als *invective mode*, angesehen wurde, der integraler Bestandteil anderer Textsorten sein konnte.<sup>17</sup>

Andererseits kann die energische Aufforderung, sich mit den sprachlichen Techniken für Lob und Tadel im Rahmen seiner rhetorischen Ausbildung ausführlich zu beschäftigen, noch einmal verdeutlichen, dass man davon ausgehen kann, dass die meisten Angehörigen der römischen Oberschicht solche, recht detailliert und jedenfalls stark normativ formulierten Empfehlungen entweder aus ihrer eigenen Zeit beim Rhetorik-

so clear, and in fact we meet the pure genre of *psogos* largely if not exclusively as a form of rhetorical exercise. It seems to have been allocated to epideictic for no better reason than that the theorists, with their tidy minds, liked opposites to belong together in the same genus."

<sup>16</sup> Vgl. Rhetorica ad Herennium 3,15, Übersetzung Nüßlein (1994) mit z.B. Powell (2007) *Invective*, S. 4.

<sup>17</sup> Das zeigen auch die Schwierigkeiten, auf die Quintilian bei der Einteilung der *genera orationis* trifft, da für ihn – im Gegensatz zu Aristoteles – Lob und Tadel sich nicht nur auf die epideiktischen Reden beschränken, sondern Elemente jeder Art von Rede sein können (vgl. Quintilian, *institutio oratoria* 3,4,1-16; mit Adamietz [1966] *Quintiliani liber III*, S. 93–100).

lehrer oder (seltener) aus der autodidaktischen Lektüre der einschlägigen Lehrwerke in- und auswendig kannten. Ein solches Vorwissen kann nicht ohne Folgen für die Erwartbarkeit und damit aber auch für die Wirkung von Schmähungen und Beleidigungen geblieben sein.

## 2 Das Problem der Erwartbarkeit und das Simulieren von Spontaneität

Der Verlust von Überzeugungskraft durch die Vorhersehbarkeit der Argumentation ist natürlich ein generelles Dilemma, das die Rhetorik in ihrer Gesamtheit betrifft. Wie ein Rezipient auf einen Vortrag *lege artis* reagiert, der dieselbe Schule durchlaufen hat, wird durchaus gelegentlich thematisiert, etwa von Cicero, wenn er im Vorfeld des Verres-Prozesses seinem Konkurrenten Caecilius, der sich gleichfalls für die Übernahme der Anklage beworben hat, vorwirft, dessen Redekunst ginge nicht über die Empfehlungen hinaus, die sein Rhetoriklehrer für ihn zusammengestellt habe, und er sei unter anderem deswegen der Aufgabe nicht gewachsen.<sup>18</sup> Noch klarer bringt Seneca der Jüngere das Problem auf den Punkt, wenn er in einem seiner Briefe an Lucilius, in dem er diesen von der Furcht vor einem bevorstehenden Prozess befreien will, sich selbst unterbricht und ihn als *fictus interlocutor* folgenden Einwand vorbringen lässt: „*decantatae* inquis, in omnibus

<sup>18</sup> Vgl. v.a. Cicero, in *Caecilium* 47: „*si enim mihi hodie respondere ad haec quae dico potueris, si ab isto libro, quem tibi magister ludi nescio qui ex alienis orationibus compositum dedit, verbo uno discesseris, posse te et illi quoque iudicio non deesse et causae atque officio tuo satis facere arbitror; sin mecum in hac prolusione nihil fueris, quem te in ipsa pugna cum acerrimo adversario fore putemus?*“ (Solltest du mir nämlich heute auf das, was ich sage, antworten können, solltest du von den Aufzeichnungen, die dir wer weiß welcher Schulmeister aus den Reden anderer Leute zusammengestellt hat, auch nur mit einem Worte abweichen, dann will ich glauben, daß du auch in dem anderen Verfahren deinen Mann stehen sowie der Sache und deiner Pflicht gerecht werden kannst; solltest du aber schon in diesem Vorgeplänkel mit mir ein Nichts sein, was müssen wir annehmen, wirst du erst sein, wenn du zur eigentlichen Schlacht mit dem grimmigen Gegner antrittst? – Übersetzung Fuhrmann [1995]). Vgl. ferner Cicero, in *Caecilium* 52.



scholis fabulae istae sunt; iam mihi, cum ad contemnendam mortem ventum fuerit, Catonem narrabis.“ („Abgedroschene Geschichten sind das“, wirst Du sagen, „die in allen Schulen heruntergeleiert werden; gleich wirst Du mir, wenn es um die Todesverachtung geht, etwas von Cato erzählen.“).<sup>19</sup> Gemeint ist Cato der Jüngere und sein berühmter Selbstmord in Utica 46 v. Chr. mit dem Ziel, als freier Römer nicht unter der Diktatur Caesars leben zu müssen. Auch wenn es sich hier um ein *exemplum* und daher um einen Sonderfall handelt,<sup>20</sup> illustriert die Stelle doch gut die Einbußen an Originalität und damit an Überzeugungskraft, die mit der Erwartbarkeit von Inhalt und Aufbau einhergehen.<sup>21</sup>

Für dieses prinzipielle Dilemma, dass auch eine wohl präparierte Rede weniger überzeugend wirkt, sobald man ihr eben diese Vorbereitung anmerkt, hat die antike Rhetorik die Empfehlung entwickelt, dass zu den Qualitäten eines wahrhaft guten Redners gerade auch die *dissimulatio artis* gehört, also die Fähigkeit, die eigene Kunstfertigkeit vor den Zuhörern zu verbergen.<sup>22</sup> Ovid hat diesen Gedanken allgemein auf jede künstlerische

Hervorbringung bezogen und im Kontext der Pygmalion-Geschichte in den *Metamorphosen* in der paradoxen Formulierung „ars adeo latet arte sua“ auf den Punkt gebracht und so zum geflügelten Wort werden lassen.<sup>23</sup>

Im Falle invektiver Texte kommt aber noch eine weitere Ebene hinzu: Vorbereitete und nach allen Regeln der Kunst durchgestaltete Beleidigungen werden als schwerwiegender empfunden als spontane und daher nicht zuletzt als emotionaler Kontrollverlust erklärbare Ausfälle. Dass diese allgemeine Beobachtung auch für die Antike gilt, zeigt eine Stelle in den *Tischgesprächen* Plutarchs (ca. 45–125 n. Chr.) in wünschenswerter Deutlichkeit. Ein Kapitel dieses Werkes ist der Frage gewidmet, welche Scherze im Rahmen eines Symposions statthaft sind und welche nicht.<sup>24</sup> Am Ende dieses Abschnitts findet sich dann die folgende Bemerkung:<sup>25</sup>

οὐχ ἥκιστα δὲ <δεῖ> προσέχειν καὶ φυλάττειν, ὅπως ἐκ τοῦ παρατυχόντος ἔσται τὸ σκῶμμα πρὸς τινὰς ἐρωτήσεις αὐτόθεν ἢ παιδιὰς γιγνόμενον, ἀλλὰ μὴ πόρρωθεν οἷον ἐκ παρασκευῆς ἐπεισόδιον. ὡς γὰρ ὀργὰς καὶ μάχας τὰς ἐκ τῶν συμποσίων πραότερον φέρουσιν, ἐὰν δ' ἐπέλθῶν τις ἔξωθεν λοιδορῆται καὶ ταρατῆ, τοῦτον ἐχθρὸν ἡγούνηται καὶ μισοῦσιν, οὕτως μέτεστι συγγνώμης σκώμματι καὶ παρρησίας, ἂν ἐκ τῶν παρόντων ἔχη τὴν γένεσιν ἀφελῶς καὶ ἀπλάστως φύομενον, ἂν δ' μὴ πρὸς λόγον ἀλλ' ἔξωθεν, ἐπιβουλή καὶ ὕβρις προσέοικεν.

Nicht zuletzt muss man aber darauf schauen und achten, dass eine spöttische Bemerkung unmittelbar und ohne weiteres auf die Fragen oder Scherze eines anderen erfolgt, jedoch nicht als von langem vorbereitet oder als einstudierte Erwiderung erscheint. Denn auf Zank und Streitigkeiten, die aus dem Gelage heraus entstehen, reagieren wir vergleichsweise nachsichtig, wenn aber jemand von außen dazukommt und lästert und Unruhe stiftet, halten ihn alle für einen Feind und hassen ihn. Ebenso wird einer spöttischen Bemerkung oder einer freimütigen Äußerung Nachsicht zuteil, wenn ihr Ursprung im Augenblick liegt und sie ohne Vorbereitung und Hintergedanken entstanden ist; wenn sie aber nicht zur Sache gehört, sondern von außen dazukommt, wird sie als Absicht und Kränkung wahrgenommen.

**19** Seneca, epistulae morales 24,6, eigene Übersetzung.

**20** Zur Bedeutung der *exempla* für die römische Kultur vgl. jetzt allg. Langlands (2018) Exemplary ethics und Roller (2018) Models from the past.

**21** Vgl. Craig (2004) Audience Expectations, der am Beispiel von Ciceros Rede *pro Milone* der Frage nachgeht, wie glaubwürdig ‚kunstgemäße‘ Anschuldigungen sind. Interessant ist unter anderem die Beobachtung, dass auch die ausbleibende oder nur flüchtige Behandlung eines erwarteten Punktes von der Gegenseite als Argument für ihre Sache verwendet werden kann (vgl. Craig [2004] Audience Expectations, S. 193f., mit Verweis auf Cicero, *pro Fonteio* 37–40 und *pro Murena* 11–14).

**22** Vgl. v.a. Aristoteles, Rhetorik 3,2,4 (1404b): διὸ δεῖ λανθάνειν ποιοῦντας, καὶ μὴ δοκεῖν λέγειν πεπλασμένως ἀλλὰ πεφυκότως (τοῦτο γὰρ πιθανόν, ἐκεῖνο δὲ τούναντίον: ὡς γὰρ πρὸς ἐπιβουλεύοντα διαβάλλονται, καθάπερ πρὸς τοὺς οἶνους τοὺς μεμιγμένους, ... (Deswegen muss man (die Rede) unmerklich komponieren und nicht den Anschein des gekünstelten, sondern des natürlichen Redens erwecken – diese nämlich ist überzeugend, jenes aber das Gegenteil, denn (die Zuhörer) lehnen es ab, wie gegenüber jemanden, der etwas im Schilde führt, wie bei den gemischten Weinen [...]). Übersetzung Rapp (2002). Vgl. ferner Piepenbrink (2020) Aristoteles, S. 151–156; Alkidamas, Über die Verfasser schriftlicher Reden oder über die Sophisten, 12–13; Rhetorica ad Herennium 4,10; Cicero, de oratore 2,153; Ps.-Longinus, Peri Hypsous 17–18; Quintilian, institutio oratoria 4,1,9; 11,1,15–16; 12,9,5, sowie allg. z.B. Andersen (1996) *Lingua suspecta*; Hesk (1999) Rhetoric of Anti-

rhetoric; Till (2009) Verbergen der Kunst, und Schloemann (2019) Kunst der freien Rede, v.a. S. 37–77.

**23** Ovid, *Metamorphosen* 10,253.

**24** Plutarch, *quaestiones convivales* 2,1,13.

**25** Plutarch, *quaestiones convivales* 2,1,13 (634d–e), eigene Übersetzung.

Plutarch argumentiert hier vor allem defensiv und betont, dass spontane Schmähungen weniger anstößig sind. Sie sind zugleich natürlicher aber auch treffender und effizienter, wie wiederum Cicero festhält, dessen rhetorisches Hauptwerk, der 55 v. Chr. entstandene Dialog *de oratore*, im zweiten Buch einen Exkurs zum Humor und zur richtigen Verwendung des Witzes enthält.<sup>26</sup> Hier legt er Marcus Antonius, einem der Hauptunterredner, die folgenden Worte in den Mund:<sup>27</sup>

omnino probabiliora sunt, quae lacessiti dicimus, quam quae priores; nam et ingenii celeritas maior est, quae apparet in respondendo, et humanitatis est responsio. videmur enim quieturi fuisse, nisi essemus lacessiti; [...].

Überhaupt überzeugt mehr, was wir auf eine Herausforderung hin sagen, als was wir vorher vorbringen; denn größer ist die Schlagfertigkeit und geistige Regsamkeit, welche beim Entgegenen in Erscheinung tritt, und es ist zudem menschlich, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Wir erwecken nämlich den Eindruck, dass wir ruhig geblieben wären, wenn man uns nicht gereizt hätte.

Das von Plutarch für den gesellschaftlichen Kontext des Symposions und von Cicero zunächst einmal für die mündliche *performance* des Redners beschriebene Phänomen lässt sich auch auf schriftlich fixierte Beleidigungen übertragen, obwohl in diesem Fall seitens des Rezipienten natürlich immer das Wissen um eine Vorbereitung durch den Verfasser vorausgesetzt werden kann. Dennoch scheinen viele invektive Texte mit erheblichem sprachlichem Aufwand die Illusion erzeugen zu wollen, dass es sich bei ihnen um spontane Reaktionen auf reale Situationen handelt. Zum einschlägigen Repertoire gehören fingierte Apostrophen ebenso wie Dialoge mit dem Gegner oder Publikum, in denen vermeintliche Reaktionen eingeblendet werden, und viele andere sprachliche Strategien, die der Erzeugung artifizieller Mündlichkeit dienen.

Solche Elemente finden sich in poetischen Texten wie der jambischen Lyrik, der Satire oder

dem Epigramm ebenso in vielen der Reden und zwar gerade auch in denjenigen, von denen wir wissen, dass sie entweder gar nicht gehalten oder vor der Publikation stark überarbeitet wurden. Aufgrund der einseitigen Überlieferungssituation stammen so gut wie alle erhaltenen Beispiele für die rednerische Praxis in Rom von Cicero, der in der Regel zudem als Herausgeber fungiert hat. Es ist daher wenig überraschend, dass die Frage, ob und wie stark sich seine publizierten Reden von den tatsächlich gehaltenen unterscheiden, bereits auf eine lange Forschungstradition zurückblicken kann.<sup>28</sup> In diesem Kontext hat aber bislang der Sonderfall invektiver Reden mit ihrem gesteigerten Interesse daran, reale Situationen als Entstehungskontext zu reklamieren und für den Leser präsent zu halten, noch keine angemessene Berücksichtigung gefunden.

Das Paradebeispiel hierfür stellt die *actio secunda* von Ciceros Reden gegen Verres dar. Durch den freiwilligen Gang des Angeklagten ins Exil nach Massilia hat die eigentlich vorgesehene zweite Verhandlung nicht mehr stattgefunden, was Cicero aber nicht davon abgehalten hat, seine Ausführungen während des fiktiven weiteren Prozessverlaufs gleichwohl in die Publikation der Reden eingehen zu lassen. Tatsächlich bildet diese *actio secunda* sogar den weitaus größeren Teil dieses Gesamtwerkes. Die hier in großer Zahl zutage tretenden Strategien zur Erzeugung artifizieller Mündlichkeit und scheinbarer Spontaneität sind daher sicherlich auch ein Element des literarischen Spiels und sollen zur Plausibilisierung der Fiktion einer weiteren Verhandlung beitragen, sie dienen zugleich aber sowohl zur Legitimation der verbalen Aggression als Teil des emotionalen Prozessgeschehens als auch zur Steigerung ihrer Wirkung, weil sich viele der Beleidigungen gegen Verres gleichsam aus der Situation zu ergeben scheinen.

Während also die rhetorischen Lehrbücher – jedenfalls soweit sich diese aus der Antike erhalten haben – zwar allgemeine Empfehlungen zur *dissimulatio artis* enthalten, aber keine konkreten Hinweise geben, wie sich das Doppelproblem der erhöhten Legitimation und der verminderten Wirkung vorbereiteter Schmähungen umgehen lässt,

<sup>26</sup> Vgl. Cicero, *de oratore* 2,216–290 mit Fantham (2004) *Roman World*, S. 186–208, und Beard (2014) *Laughter in ancient Rome*, S. 99–128.

<sup>27</sup> Vgl. Cicero, *de oratore* 2,230, Übersetzung Nüßlein (2007), sowie 2,246 (Witze rufen weniger Lachen hervor, wenn sie vorbereitet wirken: „ea, quia meditata putantur esse, minus ridetur“).

<sup>28</sup> Vgl. v.a. Humbert (1925) *Plaidoyers*; Stroh (1975) *Taxis und Taktik*, S. 31–54; Blänsdorf (2001) *Mündlichkeit*; Steel (2013) *Cicero*; La Bua (2019) *Cicero and Roman education*, S. 33–42.

lassen sich Ciceros publizierte Invektiven als *best practice*-Beispiele unter anderem genau hierfür verstehen. Da gerade die *Verrinen*, aber auch die Rede gegen Piso offenbar recht schnell und schon von den Zeitgenossen als Schultexte verwendet wurden,<sup>29</sup> kann man berechtigterweise vermuten, dass bei ihrer Behandlung gerade auch diese Aspekte das Interesse der angehenden Redner gefunden haben werden.

### 3 Ciceros Rede *pro Caelio* und die Beleidigungen als Improvisationstheater

Anstelle dieser besonders naheliegenden Beispiele soll hier mit der *oratio pro Caelio* auf eine Verteidigungsrede aus Ciceros umfangreicher Tätigkeit als Anwalt näher eingegangen werden, in der man invektive Elemente auf den ersten Blick nicht vermuten würde, die aber tatsächlich ein besonders gutes Beispiel dafür liefert, wie weit die Redner in der Praxis gegangen sind, um das Problem von erwartbaren, nach allen Regeln der Schulbücher erfolgenden Beleidigungen und Schmähungen zu umgehen. Natürlich ist auch in diesem Fall mit Unterschieden zwischen seinem Agieren in der realen Situation des Prozesses und der späteren Publikation der Rede zu rechnen. Da wir in diesem Falle über keinerlei explizite Zeugnisse verfügen, ist es sogar umstritten, ob sie von Cicero selbst oder postum aus seinem Nachlass herausgegeben wurde.<sup>30</sup>

In beiden Fällen kann man jedoch davon ausgehen, dass die schriftliche Fassung nicht zuletzt eine bestimmte Imagination der konkreten Situation während der Verhandlung erzeugt, die mit

den Intentionen des Redners beziehungsweise Autors weitgehend identisch sein dürfte.

Im Jahre 56 v. Chr. wurde M. Caelius Rufus unter anderem wegen Gewaltanwendung (nach der *lex Plautia de vi*) und versuchten Giftmords angeklagt.<sup>31</sup> Der vermutlich etwa 30-jährige Caelius war offenbar ein recht aktives Mitglied von Roms *jeunesse dorée* und möglicherweise auch einige Zeit der Liebhaber Clodias gewesen, der Schwester von Ciceros politischem Intimfeind Clodius Pulcher, die nach dem frühen Tod ihres Mannes Q. Caecilius Metellus Celer im Jahre 59 v. Chr. dank ihres finanziellen und familiären Hintergrundes ein für antike Verhältnisse ungewöhnlich selbstbestimmtes Leben geführt zu haben scheint.<sup>32</sup> Jedenfalls will Cicero es so darstellen, der in dieser Rede ohnehin alles daransetzt, die beiden prominenten Geschwister als die treibenden Kräfte hinter der Anklage erscheinen zu lassen, die tatsächlich aber von dem erst 17-jährigen Sempronius Atratinus eingereicht wurde. Das soll dazu beitragen, die Aufmerksamkeit von den inhaltlichen Vorwürfen abzulenken und die Anklage stattdessen in moralischen Kategorien zu diskreditieren, indem er sie als einen durch Eifersucht motivierten Racheakt Clodias darstellt.<sup>33</sup> Ihre Diffamierung bildet für Cicero somit ein zentrales Anliegen, das er unter anderem verfolgt, indem er ihr ein inzestuöses Verhältnis mit ihrem Bruder<sup>34</sup> sowie die Ermordung ihres Gatten unterstellt.<sup>35</sup> Der invektive Charakter der einschlägigen Abschnitte ist daher gerade in dieser Rede beson-

<sup>31</sup> Da sich die Reden der Kläger nicht erhalten haben, lassen sich die Vorwürfe nicht mehr in allen Einzelheiten rekonstruieren; für eine Übersicht vgl. Dyck (2013) *Pro Caelio*, S. 2–8.

<sup>32</sup> Zur Wahrnehmung Clodias durch die Zeitgenossen vgl. Günther (2000) *Sexuelle Diffamierung*; Hartmann (2007) *Frauen in der Antike*, S. 152–154, und Skinner (2011) *Clodia Metelli*. Zur vielverhandelten Frage, ob Clodia hinter Catulls *Lesbia*-Figur steht, z.B. Skinner (2011) *Clodia Metelli*, S. 121–145.

<sup>33</sup> Es spricht einiges dafür, dass das Verhältnis der beiden im Ganzen eine Erfindung Ciceros ist (vgl. v.a. Stroth [1975] *Taxis und Taktik*, S. 243–298), beweisen lässt sich diese Annahme nach 2000 Jahren aber so wenig wie ihr Gegenteil.

<sup>34</sup> Vgl. Cicero, *pro Caelio* 32; 36 und 78 mit Dyck (2013) *Pro Caelio*, S. 111, aber auch die wiederholten Andeutungen in seinen Briefen an Atticus (2,9,1; 2,10,2; 2,14,1; 2,22,5; 2,23,3) mit Harders (2008) *Suavissima Soror*, S. 237f., und Thurn (2018) *Rufmord*, S. 146f.

<sup>35</sup> Vgl. Cicero, *pro Caelio* 59–60.

<sup>29</sup> Vgl. z.B. Tempest (2013) *Aspects of Performance*, S. 70: „[...] the *Verrines* rapidly became popular as a model of prosecution oratory: an extract of the *In Verrem* (*Verr. II.2.3–4*) is among the earliest Latin papyri to be found in Egypt.“, sowie für die Rede gegen Piso vgl. Cicero, *epist. ad Quintum fratrem* 3,1,11: „cum [...] meam (sc. orationem) in illum pueri omnes tamquam dictata perdiscant.“ (da meine Rede gegen jenen alle Knaben gleichsam als Musterlösung auswendig lernen.) mit z.B. Arena (2007), S. 152, und La Bua (2019) *Cicero and Roman education*, S. 25f.

<sup>30</sup> Für eine Übersicht über die Zeugnislage und die Forschungsdiskussion vgl. Dyck (2013) *Pro Caelio*, S. 25–28.



ders ausgeprägt,<sup>36</sup> doch der Versuch, Gegnern oder Zeugen charakterliche Defizite zu unterstellen, spielt in der antiken Gerichtspraxis generell eine große Rolle und führt zu dem irritierenden Befund, dass Argumenten *ad hominem* oft mehr Bedeutung zukommt als den eigentlichen Sachgründen.<sup>37</sup>

Der hochgradig verletzende Charakter dieser Rede wird dadurch noch gesteigert, zugleich aber auch ein Stück weit gerechtfertigt und eingeehrt, dass dieses an sich prosaische Plädoyer eines Verteidigers vor Gericht gleich auf mehreren Ebenen enge Bezüge zur Komödie aufweist.<sup>38</sup> Damit steigert sich in diesem Fall noch einmal deutlich der theatralische Charakter, der ohnehin jeder Gerichtsverhandlung inhärent ist und der für die Antike in den letzten Jahren auch intensiv untersucht worden ist.<sup>39</sup> Hierfür gibt es zunächst einen äußerlichen Grund: Die Verhandlung war unüblicherweise auch für den 4. April 56 v. Chr. angesetzt worden, an dem das Fest der *Magna Mater* begangen wurde, sodass zur gleichen Zeit und in räumlicher Nähe zu Ciceros Auftritt auf dem Forum ein umfangreiches Unterhaltungsprogramm geboten wurde, das nicht zuletzt Theateraufführungen umfasste.<sup>40</sup> Vor diesem Hintergrund scheint er die Geschworenen und Zuhörer für ihr Kommen gleichsam entschädigen zu wollen, indem er sein Plädoyer zu einem unterhaltenden ‚Bühnenstück‘ macht und unter anderem viele Zitate aus dramatischen Texten einfließen lässt.<sup>41</sup> Zugleich erweist sich dieses scheinbar nur aus der Okkasion geborene Entgegenkommen, wie die Forschung bereits überzeugend gezeigt hat, aber als zentraler Teil der Diffamierung der Anklage, die er im Gewand einer Komödienhandlung präsentiert, in der vor allem für Clodia

nur die Rolle der moralisch fragwürdigen Hetäre (*meretrix*) bleibt.<sup>42</sup>

Die Anleihen an das Drama erweisen sich darüber hinaus als eine von mehreren Strategien, mit denen Cicero die Erwartbarkeit der Angriffe auf seine Gegner kaschieren und diese somit einerseits rechtfertigen, andererseits in ihrer Wirkung steigern möchte.<sup>43</sup> Gezeigt werden soll das nun an einigen ausgewählten Passagen aus dem besonders invektiven Teil der Rede, in dem er sich Clodia als der vermeintlichen Hauptgegnerin seines Mandats zuwendet,<sup>44</sup> und an denen sich gleich mehrere der einschlägigen Techniken beobachten lassen:<sup>45</sup>

sin ista muliere remota nec crimen ullum nec opes ad oppugnandum Caelium illis relinquuntur, quid est aliud quod nos patroni facere debeamus, nisi ut eos, qui insectantur, repellamus? quod quidem facerem vehementius, nisi intercederent mihi inimicitiae cum istius mulieris viro – fratre volui dicere; semper hic erro.

(Wenn aber diese Frau da unschädlich gemacht ist und ihnen weder irgendein Vorwurf noch eine Möglichkeit der Einflußnahme übriggelassen wird, um Caelius anzugreifen, was sollte ich als Verteidiger anderes tun, als diejenigen in ihrer Klage zurückzuweisen, die uns zusetzen? Dies würde ich gewiß energischer machen, wenn mir dabei nicht die Feindschaft zu ihrem Mann dazwischen käme – Bruder wollte ich sagen, da vertue ich mich jedesmal.)

Bereits der Verweis auf Clodia mit dem ebenso deiktischen wie despektierlichen Pronomen *ista* – diese da – stellt einen Affront gegenüber einer Dame der römischen Oberschicht dar, den man sich in der konkreten Situation sicherlich noch durch das Zeigen mit dem Finger oder eine noch drastischere Geste verstärkt vorzustellen hat.

<sup>36</sup> Vgl. v.a. Cicero, pro Caelio 30–36; 48–50; 57 und 62.

<sup>37</sup> Vgl. allg. May (1988) *Trials of Character*, v.a. S. 1–12, und jetzt Thurn (2018) *Rufmord*.

<sup>38</sup> Zu dieser Funktion der Anleihen an die Komödie in *pro Caelio* vgl. auch Pausch (*im Erscheinen*) *Comic Invective*.

<sup>39</sup> Vgl. Bablitz (2007) *Actors and Audience* (zu Rom); Hall (2014) *Judicial Theater* (zu Cicero), und Papaioannou/Serafim/da Vela (2017) *Theatre of Justice* (zur Antike).

<sup>40</sup> Vgl. Cicero, pro Caelio 1–2 mit Geffken (1973) *Comedy*, S. 11–14, Volpe (1977) *Humor*, S. 313–316, und Leigh (2004) *Comedy*, S. 301–303.

<sup>41</sup> Vgl. v.a. Cicero, pro Caelio 18; 36; 37 und 38, sowie ferner Zillinger (1911) *Dichter*, S. 64–68.

<sup>42</sup> Vgl. v.a. Geffken (1973) *Comedy*; Arcellaschi (1997) *Théâtre*; Klodt (2003) *Prozessparteien*, S. 82–97, und Leigh (2004) *Comedy* sowie zu anderen Aspekten der Rede Austin (1960) *Pro Caelio*; Stroh (1975) *Taxis und Taktik*, S. 243–295; May (1988) *Trials of Character*, S. 105–116; Riggsby (1999) *Crime and Community*, S. 97–105, und Dyck (2013) *Pro Caelio*.

<sup>43</sup> Vgl. aber auch Tatum (2007) *Invective Identities*, der die These vertritt, dass die Anleihen bei der Komödie Cicero vor allem dazu dienen, die Invektiven der anderen als konventionell, seine hingegen als besonders glaubwürdig darzustellen.

<sup>44</sup> Vgl. Cicero, pro Caelio 30–36.

<sup>45</sup> Vgl. Cicero, pro Caelio 32, Übersetzung Fuhrmann (1993).

Ciceros vorgebliche Rücksichtnahme auf ihren Bruder Clodius, mit dem er – wie allgemein bekannt war – tatsächlich aber verfeindet war, dient dann natürlich nur dazu, den Geschwistern ein intimes Verhältnis zu unterstellen.

Inzest war als Teilbereich sexueller Devianz zwar ein Standardvorwurf in Theorie und Praxis,<sup>46</sup> dennoch gibt sich Cicero hier Mühe, die Anschuldigung als einen Versprecher zu inszenieren. Dass es sich dabei tatsächlich um ein Versehen gehandelt habe, wird bereits durch die Übernahme in die publizierte Fassung der Rede überaus zweifelhaft. Gerade die leichte Durchschaubarkeit lenkt den Blick auf die Vorteile, die sich für den Redner aus der gespielten Spontaneität ergeben: Die Diffamierung Clodias wird dadurch – wenn natürlich auch nur scheinbar – entschuldigt, sie wird aber zugleich in ihrer Wirkung gesteigert, da sie sich nun mit dem Lachen über den inszenierten Lapsus verbindet und damit verstärkt.<sup>47</sup>

Die Technik eines absichtlichen Versprechers war unter dem Schlagwort der *correctio* oder der *reprehensio* im Übrigen ihrerseits Teil der rhetorischen Ausbildung,<sup>48</sup> doch hier handelt es sich bei der Simulierung von Spontaneität in dieser Rede nicht um ein isoliertes Stilmittel, sondern um eine großflächigere Textstrategie, wie sich im Weiteren zeigt:<sup>49</sup>

nunc agam modice nec longius progrediar quam me mea fides et causa ipsa coget. neque enim muliebres umquam inimicitias mihi gerendas putavi, praesertim cum ea quam omnes semper amicam omnium potius quam cuiusquam inimicam putaverunt. [33] sed tamen ex ipsa quaeram prius utrum me secum severe et graviter et prisce agere malit an remisse et leniter et urbane.

<sup>46</sup> Vgl. allg. Hickson-Hahn (1998) *Laughter and Incest*.

<sup>47</sup> Vgl. Williams (2007) *Pro Caelio*, S. 123f. und Dyck (2013) *Pro Caelio*, S. 111 sowie zur Präsentation von Inzestvorwürfen durch Cicero Hickson-Hahn (1998) *Laughter and Incest*, S. 19–25, v.a. S. 20: „When the accusation of incest is couched in witty language, listeners may focus on the humorous technique rather than on the taboo content and the aggressive hostility. Moreover, there is always the ‘only a joke’ excuse. Listeners take pleasure in the penalty-free expression of hostility and sexual aggression against the target and are won over to the side of the speaker who has given them that pleasure.“

<sup>48</sup> Vgl. z.B. *Rhetorica ad Herennium* 4,36 sowie ferner Lausberg (1960) *Handbuch*, §§ 784–786.

<sup>49</sup> Vgl. Cicero, *pro Caelio* 32–33, Übersetzung Fuhrmann (1993).

(Nun will ich besonnen vorgehen und nicht weiter ausholen, als es meine Aufrichtigkeit und der Prozeß selbst von mir verlangen werden. Denn ich glaubte nicht, jemals eine Fehde mit einer Frau austragen zu müssen – gerade mit einer solchen, die doch alle eher für die Freundin aller als die Feindin von nur irgendeinem hielten. Dennoch will ich sie selbst zuvor fragen, ob sie es lieber habe, daß ich mit ihr in der Strenge und Ernsthaftigkeit früherer Zeiten oder auf die gelassene und milde Weise eines Weltmannes umgehe.)

Nach einer weiteren zweideutig-anzüglichen Schmähung („amica[] omnium“ ist hier nur scheinbar als Kompliment, tatsächlich aber als Vorwurf zu verstehen),<sup>50</sup> die zudem erneut in der Form eines unvermittelt hinzugefügten Nachtrages erscheint,<sup>51</sup> gibt Cicero Clodia die Gelegenheit, selbst aussuchen zu können, ob er ihr Verhalten nun aus der Sicht eines altmodischen Tugendwächters („severe et graviter et prisce“) oder aus der eines toleranten Mannes von Welt („remisse et leniter et urbane“) beschreiben soll. In der publizierten Fassung handelt es sich dabei natürlich nur um eine vorgebliche Möglichkeit, Einfluss auf den weiteren Verlauf der Rede zu nehmen, sodass man die Frage zumeist als rein rhetorisch verstanden hat. Wenn man sich das gleiche Angebot aber in der realen Verhandlung – und noch durch eine effektvolle Pause gesteigert – vorstellt, lässt es sich durchaus als weiteres Element der Inszenierung von Spontaneität verstehen. Die konkrete Situation während des Prozesses und damit auch die Wahrscheinlichkeit einer Reaktion Clodias auf eine an sie gerichtete Frage, entzieht sich zwar unserer Kenntnis, aber Catherine Steel hat jüngst mit guten Argumenten dafür plädiert, sich für die römische Gerichtspraxis von der Vorstellung eines die Situation absolut kontrollierenden Redners zu lösen und stattdessen die unvorhersehbaren Elemente stärker in den Blick zu nehmen, die sich aus den Beiträgen der Gegenseite, den Aussagen der Zeugen oder den Reaktionen des Publikums ergeben konn-

<sup>50</sup> Vgl. Dyck (2013) *Pro Caelio*, S. 111: „There is a simple but effective play on several senses of *amicus/-a* (either ‘friend’, often with reference to exchange of political and other favors [...] or ‘girlfriend, lover’ or, especially since it is limited with *omnium*, ‘prostitute’); [...]“ Allg. zur Bedeutung von Doppeldeutigkeiten in Ciceros Invektiven Uría (2007) *Semantics and Pragmatics*, v.a. S. 50–53.

<sup>51</sup> Vgl. Geffken (1973) *Comedy*, S. 36: „suddenly as in an afterthought“.

ten.<sup>52</sup> Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht unwahrscheinlich, dass antike Leser eine Interaktion mit Clodia zumindest für denkbar hielten und die von Cicero angebotenen Alternativen als ein Element inszenierter Spontaneität wahrgenommen haben.

Was auch immer während der Verhandlung am 4. April 56 v. Chr. passiert ist, Cicero fährt in der publizierten Fassung seiner Rede zunächst einmal mit der ersten von ihm angebotenen Variante fort. Zu diesem Zweck greift er auf ein weiteres dramaturgisches Element zurück und schlüpft in die Rolle eines von Clodias Vorfahren.<sup>53</sup> Auch hierbei handelt es sich, formal gesehen, um ein gängiges Element der antiken Rhetorik, das unter dem Schlagwort der *προσωποποιία* oder der *sermocinatio* beschrieben und für das sogar genau diese Passage als Paradebeispiel angeführt wird.<sup>54</sup> Erneut geht Cicero aber über das aus den Schulbüchern zu Erwartende deutlich hinaus, zum einen indem er den Auftritt des von ihm gespielten Ahnen auf der Rednerbühne als eine Totenbeschwörung inszeniert und zum anderen indem er die Wahl des konkreten Vorfahren als spontane Entscheidung präsentiert.<sup>55</sup> Mit dem bereits 273 v. Chr. verstorbenen Appius Claudius,<sup>56</sup> der im Alter erblindete und daher das Cognomen Caecus erhalten hatte, lässt er dann – wenig überraschend – aber doch den prominentesten und wegen seiner berühmten Sittenstrenge naheliegendsten Vertreter aus Clodias Familie in Erscheinung treten:<sup>57</sup>

si illo austero more ac modo, aliquis mihi ab inferis excitandus est ex barbatis illis non hac barbula, qua ista delectatur, sed illa horrida, quam in statuis antiquis atque imaginibus videmus, qui obiurgat mulierem et pro me loquatur, ne mihi ista forte succenseat. existat igitur ex hac ipsa familia aliquis ac potissimum Caecus ille; minimum enim dolorem capiet, qui istam non videbit. qui profecto, si exstiterit, sic aget ac sic loquetur: ‚mulier, quid tibi cum Caelio, quid

cum homine adulescentulo, quid cum alieno? cur aut tam familiaris huic fuisti, ut aurum commodares, aut tam inimica, ut venenum timeres? non patrem tuum videras, non patruum, non avum, non proavum, non abavum, non atavum audieras consules fuisse? [...]‘

(Wenn nun auf jene rauhe Art und Gepflogenheit, dann muß ich jemanden aus der Unterwelt beschwören, und zwar einen von jenen Bärtigen – der nicht ein solches Bärtlein hat, an welchem man heutzutage seine Freude hat, sondern so einen struppigen, wie wir ihn an alten Statuen oder Ahnenmasken sehen –, damit er die Frau rügt und für mich spricht und sie womöglich nicht in Zorn ausbricht gegen mich. Es soll daher einer aus dieser ihrer eigenen Familie auftreten und am ehesten jener berühmte Caecus; denn einer, der sie nicht anblicken wird, wird am wenigsten vom Schmerz mitgerissen werden. Wenn dieser auftritt, wird er bestimmt folgendermaßen mit ihr verfahren und sprechen: ‚Weib, was hast du mit Caelius, was mit diesem Bürschlein, was mit einem Fremden zu schaffen? Warum bist du mit diesem entweder so vertraut gewesen, daß du ihm Gold überlassen hast, oder so verfeindet, daß du einen Giftanschlag fürchten mußtest? Hattest du nicht gesehen, daß dein Vater, nicht gehört, daß dein Onkel, dein Großvater, dein Urgroßvater, dein Ururgroßvater, dein Urururgroßvater Konsuln gewesen sind? [...]‘)

In dieser Weise fährt Cicero noch eine Weile fort und hat dabei sicherlich nicht nur inhaltlich und stilistisch einen ‚Mann aus der guten, alten Zeit‘ nachgeahmt,<sup>58</sup> sondern auch hinsichtlich von Stimme, Mimik und Gestik.<sup>59</sup> Doch dürfte diese Schauspieleinlage des Redners nicht das einzige gewesen sein, was die Zuhörer an ein Bühnenstück hat denken lassen. Vielmehr drängt sich schon hier der Vergleich zwischen dem altmodischen Appius Claudius und den stereotypen Auftritten

**58** Eine genauere stilistische Analyse zeigt allerdings, dass Cicero die Imitation des gehobenen archaischen Stils immer wieder durch die Verwendung umgangssprachlicher Wendungen bricht, was als parodistisches Element aber wieder an die Komödie erinnert. Vgl. Geffken (1973) Comedy, S. 18f.

**59** Davon ist jedenfalls Quintilian ausgegangen: vgl. *institutio oratoria* 11,1,39: „utimur enim fictione personarum et velut ore alieno loquimur dandique sunt iis, quibus vocem accomodamus, sui mores; aliter enim P. Clodius, aliter Appius Caecus, aliter Caecilianus ille, aliter Terentianus fingitur.“ (Wir verwenden nämlich angenommene Rollen, sprechen gleichsam mit der Sprache eines anderen, und dabei müssen wir den Personen, denen wir unsere Sprache leihen, die ihnen eigene Wesensart geben. Anders ist nämlich ein P. Clodius, anders ein Appius Claudius, wieder anders ein Vater bei Caecilius und anders ein Vater bei Terenz zu gestalten.) Übersetzung Rahn (1988).

**52** Vgl. Steel (2017) *Speech without Limits*.

**53** Vgl. Cicero, *pro Caelio* 33–34.

**54** Vgl. Quintilian, *institutio oratoria* 9,2,29–32 (Beschreibung) sowie 3,8,54 und 12,10,61 (Verweise) mit Lausberg (1960) *Handbuch*, §§ 820–825.

**55** Vgl. hierzu v.a. Klodt (2003) *Prozessparteien*, S. 88f.

**56** Zu dieser bekannten Figur in der historischen Erinnerung Roms vgl. Linke (2000) *Caecus*.

**57** Vgl. Cicero, *pro Caelio* 33, Übersetzung Fuhrmann (1993).

der Figur des strengen Vaters in der Komödie auf, in dessen Rolle Cicero dann auch wenig später explizit gegenüber Caelius schlüpft.<sup>60</sup> Zunächst kommt er aber auf die Alternative zurück, die er Clodia eingangs in Aussicht gestellt hat, und lässt ausgerechnet ihren Bruder P. Clodius als Vertreter der weltmännischen Jugend auftreten, was ihm nicht zuletzt zu weiteren Andeutungen auf einen vermeintlichen Inzest zwischen beiden Gelegenheit gibt.<sup>61</sup>

Damit endet erst einmal der Frontalangriff auf Clodia und Cicero wendet sich anderen Themen zu. In diesem Abschnitt finden sich aber nicht nur eine Reihe hochgradig beleidigender und herabsetzender Äußerungen, sondern auch viele der komödientypischen Elemente, wegen derer die *oratio pro Caelio* oft als ein Beispiel für eine hybride Gattungskreuzung beschrieben wird.<sup>62</sup> Diese wiederholten Anleihen beim Theater werden von Cicero als Beitrag zur Unterhaltung des Publikums und als Kompensation für den entgangenen Besuch der parallelen Aufführungen am Fest der *Magna Mater* eingeführt, sind aber in Wirklichkeit Teil seiner Verteidigungsstrategie und sollen die Anklage als bloße Bühnenintrige entlarven. Zugleich leisten sie aber auch einen wichtigen Beitrag dazu, die gegen die Ankläger allgemein, vor allem aber gegen Clodia direkt gerichteten Schmähungen als spontane Reaktionen des Redners in der Situation des Prozesses erscheinen zu lassen. Dass es sich dabei nur um eine Inszenierung von Improvisationstheater handelt, wird spätestens klar, wenn Cicero die gleichen Strategien auch in der verschriftlichten Version seiner Rede beibehält. Es dürfte sich aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der realen Situation des Prozesses am 4. April 56 v. Chr. bereits nur um eine Simulation von Spontaneität gehandelt haben, mit der es dem Redner aber gleichwohl gelungen sein dürfte, die Diffamierung seiner Gegner einerseits weniger anstößig erscheinen, andererseits aber – in paradoxer Weise – treffen-der und damit verletzender wirken zu lassen.

<sup>60</sup> Vgl. Cicero, *pro Caelio* 37–38.

<sup>61</sup> Vgl. Cicero, *pro Caelio* 35–36.

<sup>62</sup> Vgl. v.a. Geffken (1973) *Comedy*; Klodt (2003) *Prozessparteien*, S. 82–97, und Leigh (2004) *Comedy*.

## 4 Fazit: Invektive Gattungen und die inhärente Innovation

Obwohl es sich bei Ciceros Verteidigungsrede für Caelius in mancherlei Hinsicht um eine Ausnahme handelt, so kann sie doch verdeutlichen, dass die in der rhetorischen Ausbildung vermittelten Topoi des Tadelns und Schmähens in der Praxis noch einmal gesteigert, aber eben auch in der Art ihrer Präsentation entscheidend variiert wurden. Hierin zeigt sich einerseits die generelle Dynamik von Gattungen, deren Entwicklung sich auch in der Antike weit weniger an die entsprechenden Vorschriften der Poetiken und Rhetorikhandbücher gehalten hat, als häufig angenommen wird.<sup>63</sup> Zwar galt Homer stets als ideale Verkörperung des Epos, zugleich war es aber nie ein Zeichen gelungener Dichtung, das eigene Werk genau in der Weise zu schreiben, die Homer vorgegeben hatte. Vielmehr erfolgte die *imitatio* als *aemulatio* immer mit dem Ziel, die Vorgänger auch zu übertreffen. Außerdem gehörte, vor allem im Rom der Späten Republik und der augusteischen Zeit, also in jener Epoche, die man traditionell als Klassik bezeichnet, das Experiment mit hybriden Formen oder die Gattungskreuzung, wie man im 19. Jahrhundert sagte,<sup>64</sup> gerade zu den Erkennungszeichen der literarischen Avantgarde. In diese Tendenz eines *generic enrichment*, um den von Stephen Harrison geprägten Begriff aufzugreifen,<sup>65</sup> lässt sich auch *pro Caelio* gut einordnen, sodass zu vermuten steht, dass Cicero sich mit der publizierten Fassung auch als jemand präsentierten möchte, der sich nicht nur auf der Höhe der rhetorischen, sondern auch der allgemein literarischen Entwicklungen seiner Zeit bewegt.

Andererseits gibt es für die Abweichung der individuellen Praxis von einer allen Beteiligten bekannten Theorie aber auch Gründe, die sich aus den spezifischen Rahmenbedingungen für invektives Sprechen oder Schreiben ergeben. Die Triebfeder der Innovationen ist hier nicht in erster Linie die Überbietung der Tradition als solche, sondern das ständige Streben danach, den ste-

<sup>63</sup> Vgl. z.B. Farrell (2003) *Classical Genre*, und Conte/ Most (2012) *Genre*.

<sup>64</sup> Vgl. z.B. Kroll (1924) *Studien*, 202–224; zum historischen Hintergrund der biologischen Metaphorik Barchiesi (2001) *Crossing*.

<sup>65</sup> Vgl. Harrison (2007) *Generic enrichment*, v.a. 1–33.



reotypen Erwartungen auszuweichen und unter anderem mit Hilfe scheinbarer Spontaneität oder artifizieller Mündlichkeit den Anschein zu erwecken, dass die jeweiligen Beleidigungen – ganz oder zumindest teilweise – unvorbereitet aus der Situation heraus entstanden sind, weil sie dann sowohl als weniger problematisch wahrgenommen werden als auch zugleich eine stärkere Wirkung entfalten. Bei der Simulation spontaner Mündlichkeit handelt es sich aber letztlich nur um einen – wenn auch wichtigen – Teilbereich eines größeren Phänomens. An den Spannungen zwischen der *ars invectiva*, wie sie in den Lehrbüchern vermittelt wird, und der Praxis der Rede, wie wir sie in Rom vor allem bei Cicero greifen können, zeigt sich nicht zuletzt, dass invektiven Gattungen eine gleichsam institutionalisierte Innovation in besonderem Maße inhärent ist.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Achard, Guy (1997): *Rhétorique à Herennius*. Paris: Les belles lettres.
- Austin, R.G. (1960): *M. Tulli Ciceronis pro M. Caelio oratio*. Oxford: Oxford University Press.
- Adamietz, Joachim (1966): *M. F. Quintiliani institutionis oratoriae liber III mit einem Kommentar*. München: Fink.
- Diels, Hermann/Kranz, Walther (1952): *Die Fragmente der Vorsokratiker, griech.-dt., 2. Bde*. Berlin: Weidmannsche.
- Dyck, Andrew R. (2013): *Cicero: Pro Marco Caelio*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fuhrmann, Manfred (1993): *Cicero: Die politischen Reden, Bd. 2, lat.-dt.* München: Artemis & Winkler.
- Fuhrmann, Manfred (1995): *Marcus Tullius Cicero, Die Reden gegen Verres – in C. Verrem, lat. – dt., Bd. 1*. Zürich: Artemis & Winkler.
- Hubert, Curt (1938): *Plutarchi Moralia, vol. IV [enthält u.a.: Quaestiones convivales]*. Leipzig: Teubner.
- Kassel, Rudolf (1976): *Aristotelis Ars rhetorica*. Berlin: De Gruyter.
- Kennedy, George A. (2003): *Progymnasmata. Greek textbooks of prose composition and rhetoric*. Leiden: Brill 2003.
- Kumaniecki, Kazimierz F. (1995): *M. Tulli Ciceronis scripta quae mansuerunt omnia Fasc. 3 de oratore*. Stuttgart/Leipzig: Teubner.
- Maslowski, Tadeusz (1995): *M. Tulli Ciceronis scripta quae mansuerunt omnia Fasc. 23: Orationes in P. Vatinius testem; pro M. Caelio*. Stuttgart/Leipzig: Teubner.

- Novokhatko, Anna A. (2009): *The Invectives of Sallust and Cicero. Critical Edition with Introduction, Translation, and Commentary*. Berlin: De Gruyter.
- Nüßlein, Theodor (1994): *Rhetorica ad Herennium, lat.-dt.* Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Nüßlein, Theodor (1998): *Cicero: De inventione; De optimo genere oratorum; lat.-dt.* Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Nüßlein, Theodor (2007): *Cicero: de oratore, lat.-dt.* Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Patillon, Michel (2008-2014): *Corpus rhetoricum, 5 Bde.* Paris: Les belles lettres.
- Peterson, William (1907): *M. Tulli Ciceronis Orationes, vol. 3: Divinatio in Q. Caecilium, in C. Verrem*. Oxford: Oxford University Press.
- Rahn, Helmut (1988) [2015]: *Marcus Fabius Quintilianus: Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher, lat.-dt.* Darmstadt: WBG.
- Rapp, Christof (2002): *Aristoteles: Rhetorik. Übersetzt und erläutert*. Berlin: Akademie Verlag.
- Reynolds, L.D. (1965): *L. Annaei Senecae ad Lucilium epistulae morales, 2. Bde.* Oxford: Oxford University Press.
- Schönberger, Otto/Schönberger, Eva (2019): *Aphthonios von Antiochia: Progymnasmata / Vorübungen. Griechischer Text, Nachwort, deutsche Übersetzung, Einführung und Anmerkungen*. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Stroebel, Eduard (1965) [= 1915]: *M. Tulli Cicero scripta quae mansuerunt omnia Fasc. 2: Rhetorici libri duo qui vocantur de inventione*. Stuttgart: Teubner.
- Winterbottom, Michael (1970): *M. Fabii Quintiliani institutionis oratoriae libri XII*. Oxford: Oxford University Press.

### Forschungsliteratur

- Adamietz, Joachim (1960): *Ciceros de inventione und die Rhetorik ad Herennium*. Marburg: Diss.
- Andersen, Øivind (1996): *Lingua suspecta on concealing and displaying the art of rhetoric*. In: *Symbolae Osloenses* 71, S. 68–86.
- Arcellaschi, André (1997): *Le Pro Caelio et le théâtre*. In: *Revue des études Latines* 75, S. 164–172.
- Arena, Valentina (2007): *Roman Oratorical Invective*. In: *Dominik, William/Hall, Jon (Hgg.): A Companion to Roman Rhetoric*. Malden: Wiley-Blackwell, S. 149–160.
- Bablitz, Leanne (2007): *Actors and Audience in the Roman Courtroom*. London: Routledge.
- Barchiesi, Alessandro (2001): *The Crossing*. In: *Harrison, Stephen J. (Hg.): Texts, Ideas, and the Classics: Scholarship, Theory, and Classical Literature*. Oxford: Oxford University Press, S. 142–163.
- Beard, Mary (2014): *Laughter in ancient Rome: on joking, tickling, and cracking up*. Berkeley: University of California Press. (dt.: *Das Lachen im alten Rom: eine Kulturgeschichte*. Darmstadt: WBG 2016).

- Berardi, Francesco (2017): *La retorica degli esercizi preparatori: glossario ragionato dei Progymnasmata*. Hildesheim: Georg Olms Verlag.
- Blänsdorf, Jürgen (2001): Cicero auf dem Forum und im Senat: Zur Mündlichkeit der Reden Ciceros. In: Benz, Lore (Hg.): *Die römische Literatur zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. Tübingen: Narr Francke Attempto, S. 205–228.
- Chiron, Pierre (2011): Relative Dating of the *Rhetoric to Alexander* and Aristotle's 'Rhetoric'. In: *Rhetorica* 29, S. 236–262.
- Conte, Gian Biagio/Most, Glen W. (2012): Genre. In: *The Oxford Classical Dictionary*. 4<sup>th</sup> Edition. Oxford: Oxford University Press, S. 609–610.
- Craig, Christopher (2004): Audience Expectations, Invective, and Proof. In: Powell, Jonathan/Patterson, Jeremy (Hg.): *Cicero the Advocate*. Oxford: Oxford University Press, S. 187–213.
- Fantham, Elaine (2004): *The Roman World of Cicero's De Oratore*. Oxford: Oxford University Press.
- Farrell, Joseph (2003): Classical Genre in Theory and Practice. In: *New Literary History* 34, S. 383–408.
- Fuhrmann, Manfred (1965): Untersuchungen zur Textgeschichte der pseudo-aristotelischen Alexander-Rhetorik (der Τέχνη des Anaximenes von Lampsakos). Mainz: Akademie der Wissenschaften.
- Geffcken, Katherine A. (1973) [21995]: *Comedy in the Pro Caelio*. With an Appendix on the *In Clodium et Curionem*. Leiden: Brill.
- Günther, Rosmarie (2000): Sexuelle Diffamierung und politische Intrigen in der Republik. P. Clodius Pulcher und *Clodia*. In: Späth, Thomas/Wagner-Hasel, Beate (Hg.): *Frauenwelten in der Antike. Geschlechterordnung und weibliche Lebenspraxis*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 227–241.
- Hall, Jon (2014): *Cicero's Use of Judicial Theater*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Harders, Ann-Cathrin (2008): *Suavissima Soror*. Untersuchungen zu den Bruder-Schwester-Beziehungen in der römischen Republik. München: C.H. Beck.
- Hartmann, Elke (2007): *Frauen in der Antike*. München: C.H. Beck.
- Harrison, Stephen J. (2007): *Generic enrichment in Vergil and Horace*. Oxford: Oxford University Press.
- Hesk, Jon (1999): The Rhetoric of Anti-rhetoric in Athenian Oratory. In: Goldhill, Simon/Osborne, Robin (Hg.): *Performance Culture and Athenian Democracy*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 201–230.
- Hickson-Hahn, Frances (1998): What's so Funny? Laughter and Incest in Invective Humor. In: *Syllecta Classica* 9, S. 1–36.
- Humbert, Jules (1925): *Les plaidoyers écrits et les plaidoiries réelles de Cicéron*. Paris: Les Presses Universitaires de France.
- Keeline, Thomas J. (2018): *The Reception of Cicero in the Early Roman Empire: The Rhetorical Schoolroom and the Creation of a Cultural Legend*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Klodt, Claudia (2003): Prozessparteien und politische Gegner als *dramatis personae*. Charakterstilisierung in Ciceros Reden. In: Schröder, Bianca-Jeanette/Schröder, Jens Peter (Hg.): *Studium declamatorium: Untersuchungen zu Schulübungen und Prunkreden von der Antike bis zur Neuzeit*. Leipzig: K. G. Saur, S. 35–106.
- Koster, Severin (1980): *Die Invective in der griechischen und römischen Literatur*. Meisenheim am Glan: Anton Hain.
- Kroll, Wilhelm (1924): *Studien zum Verständnis der römischen Literatur*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- La Bua, Giuseppe (2019): *Cicero and Roman education: the reception of the speeches and ancient scholarship*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Langlands, Rebecca (2018): *Exemplary ethics in ancient Rome*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Linke, Bernhard (2000): Appius Claudius Caecus – ein Leben im Zeitalter des Umbruchs. In: Hölkeskamp, Karl-Joachim/Stein-Hölkeskamp, Elke (Hg.): *Von Romulus zu Augustus. Große Gestalten der römischen Republik*. München: C.H. Beck, S. 69–78.
- Lausberg, Heinrich (1960): *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*, 2 Bde. München: Max Hueber.
- Leigh, Matthew (2004): The Pro Caelio and Comedy. In: *Classical Philology* 99, S. 300–335.
- May, James M. (1988): *Trials of Character: The Eloquence of Ciceronian Ethos*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Papaioannou, Sophia/Serafim, Andreas/da Vela, Beatrice (Hg.) (2017): *The Theatre of Justice. Aspects of Performance in Greco-Roman Oratory and Rhetoric*. Leiden: Brill.
- Pausch, Dennis (im Erscheinen): Comic Invective in Cicero's speech *pro M. Caelio*. In: Papaioannou, Sophia/Serafim, Andreas (Hg.): *Comic invective in ancient Greek and Roman oratory*. Berlin: De Gruyter.
- Piepenbrink, Karen (2020): *Die Rhetorik des Aristoteles und ihr Verhältnis zum historischen Kontext*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Powell, Jonathan (2007): Invective and the orator: Ciceronian theory and practice. In: Booth, Joan (Hg.): *Cicero on the Attack: Invective and subversion in the orations and beyond*. Swansea: The Classical Press of Wales, S. 1–24.
- Riggsby, Andrew (1999): *Crime and Community in Ciceronian Rome*. Austin: University of Texas Press.
- Roller, Matthew B. (2018): *Models from the past in Roman culture: a world of exempla*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schloemann, Johann (2019): *„I have a dream“ Die Kunst der freien Rede von Cicero bis Barack Obama*. München: C.H. Beck.
- Skinner, Marilyn B. (2011): *Clodia Metelli. The Tribune's Sister*. Oxford: Oxford University Press.
- Steel, Catherine (2013): Cicero, Oratory and Public Life. In: Dies. (Hg.): *The Cambridge Companion to Cicero*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 160–170.

- Steel, Catherine (2017): *Speech without Limits: Defining Informality in Republican Oratory*. In: Papaioannou, Sophia/Serafim, Andreas/da Vela, Beatrice (Hgg.): *The Theatre of Justice. Aspects of Performance in Greco-Roman Oratory and Rhetoric*. Leiden: Brill, S. 75–89.
- Stroh, Wilfried (1975): *Taxis und Taktik. Ciceros Gerichtsreden*. Stuttgart: Teubner.
- Stroh, Wilfried (2009): *Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom*. Berlin: Ullstein.
- Tatum, W. Jeffrey (2007): *Invective Identities in Pro Caelio*. In: Smith, Christopher/Covino, Christopher (Hgg.): *Praise and Blame in Roman Republican Rhetoric*. Swansea: The Classical Press of Wales, S. 165–179.
- Tempest, Kathryn L. (2013): *Staging a Prosecution: Aspects of Performance in Cicero's Verrines*. In: Kremmydas, Christos/Powell, Jonathan/Rubinstein, Lene (Hgg.): *Profession and Performance: Aspects of Oratory in the Greco-Roman World*. London: Institute of Classical Studies, School of Advanced Study, University of London, S. 41–72.
- Thurn, Anabelle (2018): *Rufmord in der späten römischen Republik. Charakterbezogene Diffamierungsstrategien in Ciceros Reden und Briefen*. Berlin: De Gruyter.
- Till, Dietmar (2009): *Verbergen der Kunst (lat. dissimulatio artis)*. In: Ueding, Gerd (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 9: St-Z. Tübingen: Niemeyer, Sp. 1034–1042.
- Uría, Javier (2007): *The semantics and pragmatics of Ciceronian invective*. In: Booth, Joan (Hg.): *Cicero on the attack. Invective and subversion in the orations and beyond*. Swansea: The Classical Press of Wales, S. 47–70.
- Volpe, Michael (1977): *The Persuasive Force of Humor: Cicero's Defense of Caelius*. In: *Quarterly Journal of Speech* 63, S. 311–323.
- Williams, Hamisch (2007): *Cicero: pro Caelio: What was it that most undermined Clodias' case – her character, the prejudices of Roman men, the Skills of Cicero or ...?* In: *Akoterion* 52, S. 121–127.
- Zillinger, Wilhelm (1911): *Cicero und die altrömischen Dichter*. Würzburg: Franz Staudenraus.

---

## Artikel

Albrecht Dröse\*

# Invektive Affordanzen der Kommunikationsform Flugschrift



**Abstract:** This paper deals with the so-called 'Flugschrift' (i. e. pamphlet) as a specific medial arrangement resp. form of communication in early modern age, which not only allowed a wide and rapid spread of popular texts, but also provided increased opportunities for follow-on communications and interactive debate. Interactivity is an essential dimension of invective communication. It is argued that the 'Flugschriften' afforded the escalative dynamics of invective, which shaped the early modern public sphere. These dynamics entailed furthermore distinctive connections and transformations of visual and rhetorical genres and practices in pamphlet literature. These correlations will be demonstrated by the examples of the Reuchlin-Pfefferkorn debate and Luthers invectives against the papal bull 'Exsurge Domine'.

**Keywords:** Invektivität, Flugschrift, Affordanz, Mediengeschichte, Kommunikationsform, Interaktivität – invectivity, pamphlet, affordance, forms of communication, history of communication, interactivity

\*Dr. Albrecht Dröse, Technische Universität Dresden, Institut für Germanistik  
albrecht.droese@tu-dresden.de

## 1 Terminologische Überlegungen: Flugschrift als Medienformat

Flugschriften werden für gewöhnlich über zeitbezogene und technische Merkmale definiert, d. h. als ungebundene, nicht-periodische und anlassbezogene Druckpublizistik im Quart- oder Oktavformat, die sich unter den medialen Bedingungen der Frühen Neuzeit herausbildete.<sup>1</sup> Abgegrenzt

<sup>1</sup> Vgl. die Definition bei Bellingradt (2013) Flugpublizistik, S. 279: „Eine Flugschrift ist somit eine Publikation, die trotz handschriftlicher Ausnahmen in der Regel gedruckt ist, ursprünglich ohne Einband (ungebunden) hergestellt wurde, tendenziell geringen Blattumfang aufweist und nicht periodisch erscheint, sondern ‚ereignisabhängig‘“. Einschlägig und mit einem umfassenden Forschungsüberblick Schwitalla (1999) Flugschrift; des Weiteren Rosseaux (2001) Kipper, S. 23–29 sowie S. 74–79. Zur Differenz zum Flugblatt u. a. Schilling (1990). Erkennbar handelt es sich um weiche Kriterien, Bellingradt zufolge gilt sogar das Druckkriterium nicht absolut. Des Weiteren lassen sich bspw. Flugschriftenserien mit einer gewissen Periodizität rekonstruieren; ebenso kann auch das ‚Ereignis‘ erst durch die Flugschriften selbst konstituiert werden, eben als Me-

wird die Flugschrift damit von der Zeitung und dem Buch sowie vom Flugblatt, dem ebenfalls anlassbezogenen illustrierten Einblattdruck (in der Frühen Neuzeit in der Regel im Folioformat). Flugschriften weisen zwar gelegentlich auch einen Bildanteil auf, sind aber vorwiegend textbasiert. Beide Komposita, Flugschrift und Flugblatt, sind Lehnübersetzungen des frz. *feuille volante*, des ‚fliegenden Blatts‘, die sich erst im späten 18. Jh. nachweisen lassen.<sup>2</sup>

Bei den Flugschriften handelt es sich nicht um eine literarische Gattung, sondern um eine Publikationsform bzw. allgemeiner um eine Mediengattung, die unterschiedliche literarische Gattungen und Textsorten aufnehmen und ver-

dieneignis. Auch das Kriterium der fehlenden Bindung (der Broschürencharakter) gilt nur für die ursprüngliche Erscheinungsform der Flugschriften, in den Archiven und Bibliotheken werden die Flugschriften in der Regel gebunden und damit sozusagen in Bücher verwandelt.

<sup>2</sup> Für gewöhnlich wird diese Übersetzung C. F. D. Schubart zugeschrieben. Dazu Schwitalla (1999) Flugschrift, S. 2f.

knüpfen kann.<sup>3</sup> Allerdings verbinden sich mit dem Kompositum ‚Flugschrift‘ nicht nur Vorstellungen einer erweiterten kommunikativen Reichweite, sondern auch funktionale Zuschreibungen gesteigerter Persuasion, d. h. von ‚Agitation‘ und ‚Propaganda‘, sowie eines vielfach polemischen oder invektiven Gehalts, die dazu beigetragen haben, dass der Begriff darüber hinaus als Gattungsterminus Verwendung gefunden hat.<sup>4</sup> Dabei wird der Begriff ‚Flugschrift‘ auch für die Beschreibung historischer Medienkonstellationen herangezogen, in denen die Voraussetzungen des Buchdrucks gar nicht gegeben sind, bspw. für die späte römische Republik oder den Investiturstreit.<sup>5</sup> Das gilt keineswegs nur für die ältere Forschung: So bezeichnet etwa Ott in seiner 2014 erschienenen Dissertation Ciceros *Philippica* dezidiert als ‚Flugschrift‘, wobei er Flugschriften als „Funktionsschriften“ mit einem „kommunikativ antagonistischen Dar-

stellungsmodus“ definiert.<sup>6</sup> Der Einwand einer Überdehnung des Begriffs liegt hier nahe, zumal die umfassende Verbreitung und Publizität, die der Terminus ‚Flugschrift‘ suggeriert, für die *Philippica* eher unterstellt als nachgewiesen wird.<sup>7</sup>

Auf der anderen Seite stehen Versuche, den notorisch unpräzisen Begriff der ‚Flugschriften‘ terminologisch einzuklammern. Im Blick auf die historische und fachwissenschaftliche Bezeichnungsvielfalt (Neue Zeitung, Famoschrift, Relation usw.) lässt sich in der Tat eine „babylonische Sprachverwirrung“ konstatieren.<sup>8</sup> Bellingradt hat hier als „Injunktion“ die zusammenfassende Bezeichnung ‚Flugpublizistik‘ vorgeschlagen, wobei das „Präfix ‚Flug- [...] auf ambulante Distribution, Verbreitungsschnelligkeit, Popularität und Akzidenz hindeutet, sowie das Kriterium des Druckes, welches alle handschriftlich auf Papier gebrachten Erzeugnisse ausschließt.“<sup>9</sup> Der Begriff der ‚Flugpublizistik‘ scheint mir in der Tat gut geeignet, ein vielgestaltiges ‚Quellenkonvolut‘ zusammenzufassen; sein Potenzial entfaltet er aber erst dann, wenn er nicht homogenisierend verwendet wird, sondern vielmehr den Blick für die Differenzen schärfen und den frühen Buch-

**3** Schwitalla (1999) Flugschrift, S. 2f.; außerdem Schwitalla (1999) Präsentationsformen. Vgl. Dahinden/Trappel (2010) Mediengattungen, insbesondere S. 439f.

**4** Vgl. Straßner (1999) Aufgaben, S. 795–799; Schwitalla (1999) Flugschrift, S. 4f., mit Verweis u. a. auf Köhler (1976) Flugschriften, S. 50. Köhler benennt als „Ziel“ der Flugschriften „Agitation“ und „Propaganda“. Der Terminus ‚Flugschrift‘ wird auch heute noch zur (Selbst-)Bezeichnung ‚engagierter‘ Schreibformen benutzt, analog zum Begriff ‚Pamphlet‘. Die Edition Nautilus etwa führt aktuell eine eigene Reihe unter der Bezeichnung *Flugschriften*; vgl. die Eigenwerbung des Verlages, die eine Besprechung des Deutschlandfunks aufgreift: „Mit den Flugschriften sorgt die Edition Nautilus für Aufmerksamkeit im Meer der Neuerscheinungen: starke, kurze Texte, die Bezug nehmen auf aktuelle gesellschaftliche Phänomene.“ <https://edition-nautilus.de/kategorie/flugschriften/> (letzter Zugriff: 26.10.2021).

**5** Mirbt sprach in seinem Überblick zum Investiturstreit zunächst von „Streitschriften“; deren Kriterien „Parteinahme“ und „beabsichtigte Öffentlichkeit“ seien, woraus sich der Begriff der „Publizistik“ des Investiturstreits ableitet: Mirbt (1894), *Publizistik*, S. 4f. Flugschrift ist allerdings auch für ihn ein Gattungsbegriff: „Das Genre der modernen Flugschrift fehlt freilich noch fast ganz.“ (ebenda, S. 5); er verwendet den Begriff allerdings dennoch mehrfach (u. a. S. 50). Zum Begriff der Streitschrift zuletzt auch Heinrich (2016) *Streitschrift*, der darauf hinweist (ebenda, S. 92, Fn. 5), dass Streitschrift nicht selten als Subkategorie von Flugschrift verwendet wird, etwa von Fuhrmann (1975) Briefform. Für die Germanistik bzw. mittellateinische Philologie vgl. etwa Langosch (1964) *Geschichte*, S. 114, wo von den „Flugschriften des Investiturstreits“ die Rede ist. Grundsätzlich dazu Melve (2007) *Inventing*, der zeigt, dass sich im Verlauf des Investiturstreits eine spezifische Öffentlichkeit etabliert.

**6** Ott (2013) *Philippica*, S. 8–35.

**7** Vgl. die Kritik von Manuwald (2016) Rezension Ott. Zum Investiturstreit bemerkt Schwitalla 1999, S. 47, dass man die „Flugschriften“ des Investiturstreits „nur in einem entfernten Sinne“ so nennen könne: „Es fehlte der Wille zur systematischen Verbreitung über den Kreis der politischen Einflusreichen hinaus. Aber einige inhaltliche und formale Merkmale von Flugschriften sind vorhanden: Anklage und Selbstrechtfertigung; der Versuch, für die eigene Position zu werben; (entstellendes) Zitat und Gegenargument.“ Anzumerken wäre, dass ein solcher „Wille zur systematischen Verbreitung“ nicht mit den Maßstäben der Massenkommunikation zu messen ist; Cicero bspw. war an einer weiten Verbreitung seiner Texte gelegen, wofür schon die gute Überlieferungslage spricht. Des Weiteren sind die antiken und mittelalterlichen Kapazitäten der Textreproduktion auch nicht zu unterschätzen, etwa in den Schreibwerkstätten. (Ich danke Dennis Pausch für diese Hinweise.) Umgekehrt wäre zu fragen, ob nicht auch die moderne Kommunikationstechnologie auf bestimmten „Systemspannungen“ und „Wunschkonstellationen“ beruht, die sich historisch herausgebildet haben; vgl. im Hinblick auf die Genese der Computertechnik Winkler (1997) *Docuverse*, S. 48–52.

**8** Bellingradt (2011) *Flugpublizistik*, S. 13.

**9** Bellingradt (2008) *Quellen*, S. 77f.; allgemein Bellingradt/Schilling (2013) *Flugpublizistik*, S. 273–289. Unter „Akzidenz“ versteht Bellingradt dabei die Anlassbezogenheit von Flugpublizistik.

druck insgesamt als eine Phase begreifen hilft, die mit unterschiedlichen Verknüpfungen von Bild und Text und mit großen, mittleren und kleineren Formaten experimentierte, was in der groben Disjunktion von Flugblatt und Flugschrift zuweilen untergeht.<sup>10</sup> Die Frage nach den jeweiligen Zusammenhängen von Format und kommunikativer Funktion ist damit jedoch nicht obsolet geworden, sondern stellt sich im Gegenteil in aller Dringlichkeit neu. Und in diesem Zusammenhang kann durchaus plausibel gemacht werden, dass sich mit dem landläufig als ‚Flugschrift‘ gekennzeichneten Format auch bestimmte Funktionen „operativer Kommunikation“ verbinden, die unter Umständen auch einen uneigentlichen Gebrauch des Begriffs heuristisch rechtfertigen könnten.<sup>11</sup> Mir geht es im Folgenden um den Funktionsaspekt des Invektiven, womit in Anlehnung an Überlegungen des SFB 1285 all jene Aspekte von Kommunikation fokussiert werden sollen, „die dazu geeignet sind, herabzusetzen, zu verletzen oder auszugrenzen“.<sup>12</sup> Dass es sich hierbei um eine zentrale Funktion von Flugschriften handelt, ist in der Forschung wiederholt wahrgenommen worden.<sup>13</sup> Rosseaux hat das in seiner Studie zur Kipper-und-Wipper-Publizistik mit dem (rheinländisch zu artikulierenden) Bonmot von den „Fluchschriften“ ausgedrückt:

**10** Vgl. Schilling (1990) Bildpublizistik, S. 53f.; Schilling (1999) Geschichte. Dafür spricht schon, dass nicht selten dieselben Texte einmal als Flugblatt, ein anderes Mal als Flugschrift publiziert wurden; ebenso erscheinen diese Texte in Flugschriften mit Illustrationen. Zu den vielfältigen Erscheinungsformen des Flugblatts vgl. etwa auch Münchner (2008) Eingreifen.

**11** Ott (2013) Philippica, S. 9.

**12** Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität, S. 3.

**13** Vgl. Stöber (2014) Pressegeschichte, S. 47 mit Blick insbesondere auf das Flugblatt: „[A]ls Mittel der persönlichen Verunglimpfung waren Flugdrucke – im Unterschied zu den Zeitungen – gut geeignet; nicht zuletzt deshalb, weil sie auch an öffentlichen Orten – Toren, Rathaus- und Kirchentüren, Marktplätzen, Stadtmauern etc. – angeschlagen wurden und damit hohe Leserzahlen erreichten.“ Köhler (1986) Meinungsprofil, S. 261 und Schwitalla (1999) Flugschriften, S. 4 und verwarfen sich allerdings dagegen, „Polemik, Spott und Verunglimpfung“ als zentrale Funktionen von Flugschriften zu beschreiben: „die meisten [Flugschriften] dienten zur argumentativ unterstützten Aufforderung oder Anklage“. Diese Einschätzung beruht allerdings auf einer Einschränkung des Invektiven auf vordergründige Polemik oder persönliche Beleidigungen.

denn die Lautverschiebung von ‚Flug‘ zu ‚Fluch‘ charakterisiert bereits den Inhalt eines wichtigen Typus jener Texte, nämlich diejenigen, in denen es darum geht, einen politischen, theologischen oder sonst wie gearteten Widerpart zu verspotten, zu beschimpfen oder zu schmähen.<sup>14</sup>

In der Folge werde ich versuchen, die Affinität dieses ‚Formats‘ zur kommunikativen Modalität des Invektiven näher zu bestimmen. Dabei konzentriere ich mich auf das frühe 16. Jahrhundert, d. h. auf den Zeitraum der Herausbildung dieser Mediengattung.<sup>15</sup>

## 2 Flugschrift – Büchlein: Affordanzen eines Formats

Entgegen geläufiger Vorannahmen lässt sich den frühneuzeitlichen Quellen durchaus ein signifikanter Begriff für das Format entnehmen, der Aufschluss über seine Funktionen geben könnte: Die heute sogenannten ‚Flugschriften‘ (ungebunden, mehrblättrig, okkasionell, Quart- oder Oktavformat) werden von ihren Verfassern mit einer gewissen Regelmäßigkeit als *libelli* bzw. „Büchlein“ bezeichnet.<sup>16</sup> Luther etwa tut dies in expliziter Abgrenzung zu den altgläubigen Autoren, die dicke Bücher schreiben, den Predigermönchen, die „grosse Bücher voll schmieren mit ertichten und erstuncken Lügen“.<sup>17</sup> Was die Flugschriften historisch auszeichnet, zeigt sich damit erst im Vergleich zum etablierten Buchformat in Folio: Es sind kleine Bücher. Als Zweck einer solchen Verkleinerung fallen ökonomische Aspekte ins Auge: Der Aufwand, die ungebundenen Büchlein herzustellen, ist wesentlich geringer, weshalb sie relativ rasch und damit eben auch anlass-

**14** Rosseaux (2001) Kipper, S. 74.

**15** Köhler (1986) Meinungsprofil, S. 250.

**16** Vgl. dazu weiter unten die Bezeichnungen bei Pfefferkorn, Luther und Eck. Ähnliche Belege ließen sich auch für andere Autoren des frühen 16. Jahrhunderts beibringen. Allerdings sind diese Kennzeichnungen natürlich nicht definitorisch, d. h. nicht jeder *libellus* ist eine Flugschrift. Vgl. auch Kampe (1997) Problem Reformationsdialog, S. 41–48, der diese Bezeichnung auf die rhetorische Bedeutung von „libellus“ als Supplikation (Bittschrift an die Obrigkeit) bezieht (ebenda, S. 42f.); ohne diesen Aspekt in Abrede zu stellen, lässt sich die Funktionsvielfalt der Flugschriften nicht auf diesen Nenner bringen.

**17** Luther, WA 21, 329,14f.; Flachmann (1996) Luther, S. 74.

bezogen produziert werden können, und daher etwa die Funktion von ‚Newen Zeitungen‘, also Nachrichten, übernehmen konnten. Im Vergleich zum Buch sind die BÜchlein billiger im Verkauf und erreichen damit ein größeres Lesepublikum, sofern es denn für die Inhalte interessiert werden kann. Dabei ist das gedruckte BÜchlein jedoch nicht nur als eine verkleinerte und kostengünstigere Variante des Buches zu betrachten, sondern als ein Arrangement, dass bestimmte Potenziale des Mediums „Buchdruck“ ausreizen soll: Die BÜchlein versuchen die Kommunikationsform des Buchs auf bestimmte Leistungen hin zu optimieren und nehmen dafür unter Umständen Einbußen an anderer Stelle in Kauf.<sup>18</sup> Es geht nun nicht mehr primär um die Funktionen der Speicherung, Vervielfältigung und Standardisierung von Texten (wohl der ursprüngliche Zweck der „Schönschreibmaschine“ Gutenbergs), sondern um eine Steigerung des Wirkungsgrades.<sup>19</sup> Die BÜchlein arbeiten an der Verringerung der Distanzfaktoren schriftgestützter Kommunikation: Sozioökonomisch durch Erschließung neuer Käuferschichten bei verbilligter Produktion, soziokulturell durch die Hinwendung zur Volkssprache anstelle des gelehrten Lateins; räumlich durch ambulanten Verkauf durch sog. Buchführer (die kaum die dicken Folianten hätten schleppen können), vor allem aber auch zeitlich, durch eine beschleunigte Produktion.<sup>20</sup> Ihr flexibles Design verdankt sich einem Medienkalkül, dass die Möglichkeiten des neuen Mediums explorierte. Die BÜchlein sind dazu gemacht, bestehende Mediengrenzen zu überschreiten. Mediengeschichtliche Transformationen verlaufen schließlich nicht

linear, neue Medien brauchen sozusagen eine gewisse Inkubationszeit, bevor ihre Nutzungsmöglichkeiten wahrgenommen und erschlossen werden können. Vor dem Hintergrund einer gewissen Stagnation des Buchmarkts um 1500 bei dem sich gleichzeitig verschärfenden Wettbewerb immer neuer Druckwerkstätten erwiesen sich Kleindrucke als Alternative, um neue Käuferschichten zu erschließen.<sup>21</sup> Zugleich ergab sich damit die Möglichkeit, gezielt nachgefragte und aktuelle Themen bedienen, ja diese Nachfrage und Aktualität allererst zu erzeugen.

Meine These ist, dass mit diesem Format des BÜchleins bzw. mit den ‚Flugschriften‘ auch spezifisch invektive Affordanz, d. h. Nutzungspotenziale und Handlungsoptionen verbunden sind.<sup>22</sup> Bestimmte Medien und Mediengattungen legen, ohne diese zu determinieren, bestimmte Nutzungspraktiken nahe, während sie andere Nutzungsmöglichkeiten einschränken. So sind Flugschriften bspw. als Nachrichtenmedien brauchbar, jedoch nicht als Wissenskompendien. Invektive Affordanz bedeutet nun nicht, dass die BÜchlein unter anderem bspw. auch satirische Inhalte aufnehmen konnten, der Begriff der Affordanz impliziert vielmehr eine enge Korrelation von Medienutzung und Medientechnik: „Mit Hilfe des (...) Affordanzkonzeptes lässt sich das wechselseitige Bedingungs- und Ermöglichungsverhältnis von technischen Gegebenheiten und sich einspielenden Nutzungspraktiken aufzeigen und analysieren.“<sup>23</sup> Formen und Möglichkeiten der Nutzung sind nicht von vornherein gegeben, sondern werden sukzessiv erschlossen. Der Verlauf dieser medienhistorischen Lernprozesse wird nicht zuletzt durch soziale und kulturelle Faktoren bestimmt: Dabei fungiert, so kann hier als vorläufige These formuliert werden, invektive Kommunikation als

**18** Ich unterscheide also in Anschluss u. a. an Holly (2011) Medien, zwischen ‚Medien‘ als materialen Bedingungen von Kommunikation und ‚Kommunikationsformen‘ als „strukturellen Arrangements“ (ebenda, S. 150). So ist bspw. zwischen dem Rundfunk als Medium und der Rundfunksendung als einer Kommunikationsform zu differenzieren, dementsprechend kann zwischen dem Buchdruck als Medium und dem Buch als Kommunikationsform unterschieden werden. Ein Ziel des Beitrags ist es, die Flugschrift als eigenständige Kommunikationsform zu plausibilisieren, anstatt sie unter das Buch zu subsumieren.

**19** Vgl. auch Bellingradt (2014), S. 274f. Zu den Intentionen Gutenbergs: Giesecke (1998) Buchdruck, S. 134.

**20** Pettegree/Hall (2004) Reformation, S. 788: „From the point of view of a new entrepreneurial industry, the Flugschriften were the ideal product: generally short, they were quick and simple to produce.“

**21** Weyrauch (2001) Buch, S. 5. Vgl. des Weiteren etwa Wittmann (1999) Geschichte, S. 43f.; Burkhardt (2002) Reformationsjahrhundert, S. 25f.

**22** Ich stütze mich im Folgenden v. a. auf Zillien (2009) (Wieder-)Entdeckung. Der Begriff der Affordanz entstammt ursprünglich aus der Wahrnehmungspsychologie und der Designtheorie und beschreibt die mit bestimmten Artefakten nahegelegten Gebrauchsmöglichkeiten, hat aber mittlerweile auch in den Kultur- und Medienwissenschaften Resonanz gefunden. Vgl. die Übersicht bei Zillien (2019) Affordanz. Zur Affordanz literarischer Formen Levine (2015) Forms sowie den Beitrag von Katja Kanzler in diesem Band.

**23** Zillien (2009) (Wieder-)Entdeckung, S. 177f.

Katalysator, insofern sie auf die Herstellung, Ausweitung und Dynamisierung von Öffentlichkeit zielt.<sup>24</sup> Zugleich prägen neue Medientechnologien neue Praktiken des Invektiven aus und erweitern deren Formenspektrum. Einen Anhaltspunkt bieten in diesem Zusammenhang die historischen Funktionsbezeichnungen von Flugschriften als ‚schmambüchlein‘, ‚libelli famosi‘ oder ‚lesterschrift‘, bei denen es sich eigentlich um juristische Kategorien handelt; sie markieren, vergleichbar dem aktuellen Begriff „Schmäkritik“, justiziable Formen der Ehrverletzung, die im Verlauf des 16. Jh. zunehmend ins Visier rechtlicher Regelungen und administrativer Maßnahmen gerieten.<sup>25</sup> Signifikant ist, dass die ersten Konjunkturen von Flugschriften im Kontext gesellschaftlicher und religiöser Konflikte zu verzeichnen sind.<sup>26</sup> Ich möchte diesen Zusammenhang exemplarisch an zwei dieser Konjunkturen erörtern, zum einen dem Reuchlin-Pfefferkorn-Konflikt, zum anderen an der medialen Auseinandersetzung im Kontext der Bannandrohungsbulle *Exsurge Domine*.

### 3 Vom Format zur Kommunikationsform

Der historische Ereigniskomplex des Reuchlin-Pfefferkorn-Konflikts ist mittlerweile gut dokumentiert und aufgearbeitet, weshalb ich mich auf einige wenige Grundzüge beschränken und auf den kommunikativen Zusammenhang konzen-

**24** In diese Richtung weisen schon die Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität, S. 9, S. 15. Der invektive Kommunikationsmodus besteht in der Produktion einer invektiven Triade, d. h. invektive Kommunikation ist immer schon auf ein Publikum bezogen; Invektiven zielen daher in einem gewissen Sinne von vornherein darauf, ‚Öffentlichkeit‘ herzustellen. Der Öffentlichkeitsbegriff ist für sich genommen natürlich problematisch, im Groben lässt vielleicht ein normativer Öffentlichkeitsbegriff im Anschluss an Habermas von einem praxeologischen Ansatz unterscheiden, der auf Praktiken des Öffentlich-Machens bzw. der Herstellung und Aufrechterhaltung von Öffentlichkeit bezogen ist. Dieser zweite Ansatz ist auch für diesen Beitrag leitend. Vgl. auch Kästner/Voigt (2020) Jedermann.

**25** Creasman (2012) *Censorship*, insbesondere S. 23–62; darüber hinaus Oelke (1992) *Konfessionsbildung*, S. 110–121; Eisenhardt (1970) *Aufsicht*, insbesondere S. 3–48. Vgl. auch der Beitrag von Gerd Schwerhoff in diesem Band.

**26** Vgl. die Tabellen in Köhler (1986) *Meinungsprofil*, S. 244–328.

trieren kann:<sup>27</sup> Der jüdische Konvertit Johannes Pfefferkorn publizierte in Köln in Zusammenarbeit mit den dortigen Dominikanern zwischen 1507 und 1509 vier antijüdische Invektiven (jeweils auf Deutsch und Latein), die durchweg und ausdrücklich als ‚Büchlein‘ (bzw. in den lateinischen Versionen als ‚libellus‘) gekennzeichnet sind: 1507 den *Judenspiegel* (*Dit boichelgyn ist durch Johannes*); die *Judenbeichte* von 1508 (*Ich heyß eyn buchlijn der iuden beicht*); 1509 das sog. *Osterbüchlein* (*In diesem buchlein vindet Jer ain entlichenn fürtrag wie die blinden Juden yr Ostern halten*) und im selben Jahr den *Juden veindt* (*Ich bin ein Buchlinn, der Juden veindt ist mein namen*).

Richtet sich der *Judenspiegel* zumindest zum Teil noch an die Juden, gewissermaßen als Medialisierung der mendikantischen Judenpredigten,<sup>28</sup> so wenden sich die anderen Schriften in der Hauptsache an ein christliches Lesepublikum, das über die Juden informiert werden soll.<sup>29</sup> Die Büchlein schließen damit in gewisser Hinsicht an das traditionelle Informationssystem einer „öffentlichen Bekanntmachung“ an, das sie jedoch invektiv funktionalisieren.<sup>30</sup> Der antijüdische Bezug ist schon in den Titelgebungen bzw. Selbstbezeichnungen der Büchlein (*Juden veindt*, *Juden beicht* usw.) manifest. Auffällig ist die (bezogen auf die Mediensituation um 1500) rasche Abfolge der Schriften. Das Format ‚Büchlein‘ bzw. Flugschrift eröffnete also die medienstrategische Option für eine Kampagne, d. h. es geht nicht darum, eine Nachfrage zu bedienen, sondern ein Thema medial zu forcieren, es als relevant zu setzen und die Öffentlichkeit zu mobilisieren. Offenbar war die Resonanz derart groß, dass es auch Druckern im oberdeutschen Raum lukrativ erschien, die Pfefferkorn’schen Schriften nachzudrucken.<sup>31</sup> Zugleich

**27** Vgl. zum Folgenden Martin (1994) *Schriften*; Price (2011) *Reuchlin and the Campaign*; De Boer (2016) *Absichten*; des Weiteren die Rekonstruktionen bei Schwitalla (1983) *Flugschriften*, S. 251–272 sowie Lobenstein-Reichmann (2013) *Ausgrenzung*, S. 200–211.

**28** Zum diskursgeschichtlichen Hintergrund der Pfefferkorn’schen Büchlein gehören die mendikantischen Bestrebungen der Judenmission, die Ende des 15. Jahrhunderts Konjunktur hatten. Dazu u. a. Frey (2003) *Judenspiegel*; Price (2011) *Reuchlin and the Campaign*, S. 97f.

**29** Vgl. De Boer (2017) *Pfefferkorn’s Books*, S. 90.

**30** Zu diesem „Informationssystem“ Giesecke (1998) *Buchdruck*, S. 257.

**31** Vgl. den Beitrag von Heß (2017) *Hatred*, insbesondere S. 133: „The anti-Jewish campaign probably opened the



verschärfte sich die invektive Tendenz im Verlauf der Kampagne vom herabsetzenden ‚Öffentlich-Machen‘ angeblicher jüdischer Praktiken im *Juden-spiegel* über die ironische Verspottung in der *Judenbeichte* bis hin zur expliziten Feindsetzung im *Juden veindt*.<sup>32</sup> Orchestriert und abgestimmt wurde diese Kampagne mit den Kölner Dominikanern, die Pfefferkorn nicht nur bei den Übersetzungen ins Lateinische halfen, sondern die Texte sicherlich auch redigierten. Dennoch ist die *persona* Pfefferkorns für die Kampagne unverzichtbar: Die an ein volkssprachiges, laikales Publikum gerichteten Flugschriften präsentieren mit dem konvertierten Laien Pfefferkorn einen Kronzeugen, der nicht nur die Verkehrtheit seines alten Glaubens, sondern auch die Hindernisse seiner Konversion aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Das zentrale Hindernis ist die eigenständige jüdische Schrifttradition, die Pfefferkorn (mit Ausnahme des *Tanach*, des Alten Testaments) als Ansammlung gotteslästerlicher Schmäschriften darstellte, weshalb sie konfisziert und in letzter Konsequenz vernichtet werden müssten.<sup>33</sup> Obwohl es Pfefferkorn, unterstützt sowohl von den Dominikanern als auch von den Franziskanern, gelungen war, mit dieser Argumentation bei Kaiser Maximilian I. 1509 ein Mandat für die Beschlagnahme zu erlangen, stieß er bei der Umsetzung zunehmend auf Widerstand.<sup>34</sup> Der Kaiser stoppte das Verfahren schließlich und ordnete eine Prüfung unter Aufsicht des Mainzer Erzbischofs an, in dessen Verlauf mehrere Gutachten eingeholt wurden, unter anderem von dem Juristen und Hebraisten Johannes Reuchlin. Reuchlin lehnte in seinem Gutachten eine Vernichtung der jüdischen Schriften ab, wobei er strikt vom römischen Recht aus argumentierte: Christen und Juden seien als Bürger gleichgestellt, weder dürfe das Eigentum der Juden willkürlich vernichtet werden noch dürften sie an der Ausübung ihrer

Religion gehindert werden.<sup>35</sup> Pfefferkorn konnte in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Mandatsträger Einsicht in das Gutachten nehmen, wobei er nicht nur seine Kampagne unterlaufen, sondern sich auch persönlich beleidigt sah, hatte Reuchlin ihn doch darin als „einfältigen Esel“ verspottet.<sup>36</sup> Pfefferkorn, der Reuchlin für das Scheitern seines Vorhabens persönlich verantwortlich machte, fand mit der Flugschrift eine Möglichkeit, dagegen vorzugehen: Er verteidigte sein Unternehmen zunächst in einer an Kaiser Maximilian gerichteten Schrift *In lob und eer* (1510) und griff darauf Reuchlin in seinem *HAndt spiegel* (April 1511) persönlich an, indem er die Hebräisch-Kenntnisse des Gelehrten öffentlich anzweifelte und sich bei dieser Gelegenheit für den Eselsspott revanchierte: „Er [Reuchlin] sol auch jm lesen oder schreiben der hebrayschen schriftten behende sein, gleich wie eyn Esel, den man ylendig die stegen oder trappen ufftreiben will“.<sup>37</sup> Bezeichnend ist, dass auch der Gelehrte Reuchlin darauf offenbar nicht anders als mit einer Invektive reagieren konnte: In seinem *Augenspiegel* (Herbst 1511) veröffentlichte er nicht nur sein Gutachten und betonte seine Rechtgläubigkeit, sondern stellte seinerseits Pfefferkorns Kompetenz infrage. Anstelle einer gelehrten Diskussion, die über Briefe, Gutachten und Disputationen geführt wurde, entwickelte sich also, wie zuletzt De Boer in seiner monumentalen Studie gezeigt hat, eine öffentliche ‚Schlamm-schlacht‘: Dieser ‚Streit‘ vollzieht sich nicht nur zwischen den beiden ungleichen Kontrahenten, sondern in einer triangulären Konstellation, unter Einbezug von „Zuschauern“, d. h. eines Publikums, das sich in die Auseinandersetzung einschalten kann.<sup>38</sup> Anders als Bücher ermöglichen die ‚Büchlein‘ ein kurzfristiges, wechselseitiges und aufeinander bezogenes Medienhandeln.<sup>39</sup> Diese Affordanz zur medialen Interaktivität scheint mir überhaupt das entscheidende Kriterium für die Genese von Flugschriften i. e. S. zu sein. Im Reuchlin-Pfefferkorn-Konflikt zeigte sich, dass es

printer’s eyes to a new market sector; Johannes Landen proceeded with the production of vernacular lay didactical books, and the Pfefferkorn texts were quickly translated and spread throughout the German lands in the South.“

**32** Für einen konzisen Überblick über die Inhalte vgl. Kirn (2011) Pfefferkorn.

**33** Das betraf insbesondere den *Talmud*, den Pfefferkorn für die jüdische ‚Fehllektüre‘ des Alten Testaments verantwortlich macht.

**34** Dazu im Einzelnen u. a. Martin (1994) Schriften, S. 138–148.

**35** Zum Rechtsgutachten vgl. die Zusammenfassung bei Martin (1994) Schriften, S. 36–41.

**36** Martin (1994) Schriften, S. 165.

**37** Pfefferkorn (1511) Handt Spiegel, S. 284.

**38** De Boer (2016) Absichten, S. 955–1028 (Kap. „Polemik mit Zuschauer“). Zu einer solchen kommunikativen Konstellation aus invektivitätstheoretischer Sicht vgl. Eilerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität, S. 13.

**39** Vgl. Giesecke (1998) Buchdruck, S. 406.

sich bei den ‚Büchlein‘ bzw. Flugschriften nicht nur einfach um eine Publikationsform (im Sinne von ‚etwas öffentlich machen‘), sondern um eine Kommunikationsform handelt, d. h. eine spezifische medienvermittelte kommunikative Konstellation, deren besondere historische Leistung darin besteht, dass mediale Akteure zeit- und raumversetzt in *turns* aufeinander Bezug nehmen können:<sup>40</sup> Denn die Büchlein sind zum einen eine Form der Massenkommunikation, sie erweitern den kommunikativen Raum, indem sie deren ökonomische und kulturelle Barrieren umgehen oder abbauen: Nach Pfefferkorn sollten auch illiterate Rezipienten über das ‚Hörenlesen‘, also das Vorlesen an der Auseinandersetzung teilhaben können.<sup>41</sup> Zum andern konstituiert sich in der Verbreitung und beschleunigten Herstellung der Büchlein ein zeitlicher und räumlicher Rahmen für Anschlusskommunikation bzw. für eine mediale Interaktion, die für das Publikum beobachtbar wird.<sup>42</sup> Man setzt mit Flugschriften Themen, reagiert aufeinander und konstituiert auf diese Weise eine öffentliche Sphäre, die die Rahmungen der etablierten institutionellen Teilöffentlichkeiten überschreitet. Dieser Kommunikationsprozess wird für gewöhnlich als öffentliche Debatte bezeichnet, was in die Irre führt, wenn man damit eine geregelte Form argumentativer Auseinandersetzung in pro und contra (als Vollzugsform eines gesellschaftlichen ‚Diskurses‘) verbindet:<sup>43</sup> Die

medial geführte ‚Debatte‘ entgleist regelmäßig, ja notwendigerweise, sie ist vielleicht sinnvoller als Modus einer invektiven Produktion von Öffentlichkeit zu beschreiben, die durch Verfahren der Herabsetzung, Feindsetzung und Exklusion bestimmt ist. Der Konflikt zwischen Reuchlin und Pfefferkorn ist zwar nicht der erste, der publizistisch ausgetragen wird, gewinnt aber besondere Dynamik und Resonanz aufgrund der antijüdischen Thematik, die das problematische Verhältnis zwischen Christen und Juden ins Zentrum rückte.<sup>44</sup> Die Debatte zwischen Reuchlin und Pfefferkorn ist zwar einerseits eine ‚persönliche‘ Angelegenheit, es geht beiden Protagonisten um ihren Ruf und ihre Ehre, andererseits ist sie von vornherein durch die anti-jüdische Frontstellung konstituiert. Pfefferkorn sieht sich in ihrem Verlauf genötigt, immer aufs Neue zu beweisen, dass die „iuden mitt jren Talmudischen schriffthen /pillich gots lesterer /ketzer /vnd aberglauber des newen /alten /vnd Natürlichen gesetzte geacht vnnd gezelet werden mögen“, wofür er die einschlägigen Topoi von der Christenfeindschaft und dem Wucher der Juden entfaltet.<sup>45</sup> Während Pfefferkorn in diesem Zusammenhang Reuchlin zunächst als ahnungslosen und unwissenden ‚Judenbegünstiger‘ bloßzustellen versucht, empört sich Reuchlin über den „hinder-rücklingen, unwarhaftigen ußgegossen handel ains getaufften iuden“.<sup>46</sup> Beide halten damit gleichermaßen antijüdische und teils antisemitische Invektivität präsent, denn auch Reuchlin bedient das Ressentiment gegen den „taufft iud“ Pfeffer-

**40** Vgl. die Definition von Dürscheid: „Kommunikationsformen sind also kommunikative Konstellationen, die über ein Hilfsmittel erst möglich gemacht werden, aber auch solche, die ohne ein Hilfsmittel auskommen. Beispiele wären das Telefongespräch, die Rundfunksendung oder der Internetchat.“ Dürscheid (2005) Medien, S. 5. Ausführlicher dazu Holly (2011) Medien, besonders S. 150–160. Dieser Beitrag versteht sich als ein Baustein zu der von Holly geforderten „Kommunikationsgeschichte unter dem Aspekt der Kommunikationsformen“ (ebenda, S. 160).

**41** Vgl. Pfefferkorn (1511) Handt Spiegel, S. 282 (136): „Allen und jedenn Geistlichen oder weltlichen – In stats wurden oder wesenns die seind – den diß büchlin fürkumpt, Sehen, lesen oder horen lesen, Sey kundt und offenbare [...]“ Zu dieser Formel u. a. Green (1990) Hören. In der Reformation ist die Formel gängig.

**42** Giesecke (1998) Buchdruck, S. 262, spricht von einem „Gewinn an Unmittelbarkeit“ durch die neue Technologie.

**43** Im Begriff der Debatte ist ohnehin eine gewisse Ambivalenz zwischen Sachorientierung und Demonstration rhetorischer Fähigkeiten angelegt, vgl. Schild (1994) Debatte, Sp. 413. Dazu des Weiteren die Beiträge in Kramer (2006) Rhetorik, etwa Kemmann (2006) Debatte. Besondere Bri-

sanzen erhält das Problem in Phasen medialer Verschiebungen. Im Hinblick darauf vgl. z. B. Tom Uhligs Twittereintrag vom 4.04.2020: „Leute, die immer fordern, „wir brauchen eine öffentliche Debatte über“, haben wohl noch nie eine öffentliche Debatte verfolgt.“ Zum polemogenen Charakter gesellschaftlicher Debatten Eder (1994) Paradox.

**44** Es lassen sich schon im 15. und frühen 16. Jahrhundert Protoformen öffentlicher Debatten beobachten: Giesecke verweist etwa auf die „öffentliche Diskussion“ im Kontext der Mainzer Stiftsfehde zwischen Diether von Isenberg und Adolf von Nassau (Giesecke [1998] Buchdruck., S. 264–266). Dazu eingehend Repgen (1994) Antimanifest. Entgrenzung vom „Gutachterstreit zum Gelehrtenkonflikt“ macht De Boer in den Auseinandersetzungen um die unbefleckte Empfängnis zwischen Thirithemius und Wirt und dem Berner Jetzerhandel aus (De Boer [2016] Absichten, S. 216–258). Zu erinnern wäre auch an den Konflikt zwischen Murner und Wimpfeling; vgl. u. a. Israel (2019) Defensio.

**45** Pfefferkorn (1511) Handt Spiegel, S. 135.

**46** Reuchlin (1511) Augenspiegel, S. 189; Martin (1994) Schriften, S. 165, zum *Handt Spiegel* ebenda, S. 239–263.

korn, dem er zudem materielle Interessen an dieser Auseinandersetzung unterstellt, sei Pfefferkorn doch „von seiner geittigen Art“, also seiner Geldgier geleitet, die er von seinen Vorfahren übernommen habe.<sup>47</sup>

Mit der medial verstärkten interaktiven Invektivität verbindet sich eine Tendenz zur Eskalation, die die kaiserlichen Instanzen vergeblich einzudämmen versuchten.<sup>48</sup> Der Begriff „Eskalation“ beschreibt dabei sowohl eine Steigerung invektiver Schärfe als auch eine Ausweitung des Konflikts, in den sich immer neue Akteure einschalteten: Nach einem ergebnislosen Briefwechsel zwischen Reuchlin und Konrad Kollin auf Seiten der Kölner Dominikaner, versuchte Reuchlin, seine Ausführungen in *Aine clare verstantus in tütsch* (Ostern 1512) nochmals öffentlich zu präzisieren.<sup>49</sup> Dennoch intervenierten die Kölner mit Arnold von Tongerns lateinischen *Articuli* (August 1512) gegen angeblich häretische Aussagen im *Augenspiegel*. Währenddessen verfasste Pfefferkorn seinen *Brantspigell* (Herbst 1512), in dem er Reuchlin nunmehr offen als Ignoranten und Lügner beschimpfte. Gegen beide Schriften setzte sich Reuchlin mit einer an Kaiser Maximilian adressierten *Defensio* (1513) zu Wehr, wobei

**47** Reuchlin (1511) *Augenspiegel*, S. 193: „Will sich nunzu letst meinenthalt geburen warlich an tag zue legen, das mich der taufft iud Pfefferkorn mit der unwarhait hin geben und wider got, eer und recht uß geschriben und unzimlich albo gegen mengklichem verunglimpfft hat, allain im selbs zue ainer unnotürfftigen, muettwilligen rach und von seiner geittigen art ab seinen eltern den iuden biß uff in kommen, das er mit mir als ain buechgrempfer vil gelts moecht gewinnen, so er mich in getruckten büchlen inderwerts verkauffte [...]“. Der Ausdruck „ab seinen eltern den iuden biß uff in kommen“ könnte auch als „von den Eltern vererbt“ übersetzt werden; Reuchlin beschreibt hier nicht nur einen Habitus, sondern einen ‚jüdischen Typus‘. Vgl. auch der Beitrag von Anja Lobenstein-Reichmann in diesem Band.

**48** Vgl. dazu Schwitalla (2010) *Flugschriften*, S. 99: „Die Auseinandersetzung wird [...] hier immer persönlicher und beleidigender.“ Zur Eskalationsdynamik invektiver Prozesse siehe Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) *Invektivität*, S. 13: „Prozessualität und Interaktivität sind somit wesentliche Dimensionen invektiver Kommunikation. Entsprechend ist häufig nicht von diskreten Einzelinvektiven auszugehen, sondern von kommunikativen Kaskaden wechselseitiger invektiver Adressierung, von Anschlusskommunikationen, die den invektiven Charakter einer Äußerung rekursiv aufnehmen, verstärken oder zuallererst erzeugen.“

**49** Dörner (2011) *Reuchlin*, Sp. 619f. Der Rhythmus der Auseinandersetzungen war wesentlich von den halbjährlichen Buchmessen bestimmt.

er heftige Schmähungen gegen Pfefferkorn und die Kölner *theologistae* einflocht.<sup>50</sup> In der Folge strengten die Kölner einen Inquisitionsprozess gegen Reuchlin an. Pfefferkorn zog trotz eines allgemeinen kaiserlichen Schweigegebots mit einer höchst aggressiven *Sturm Glock* (1514) nach.<sup>51</sup> Reuchlin verfolgte die Strategie, die gelehrte Kommunikationsgemeinschaft zu aktivieren, indem er auf Latein die *Briefe berühmter Männer* an ihn veröffentlichte (1514).<sup>52</sup> Diese Briefe enthalten zwar keine direkte Positionierungen zum Konflikt, sollen aber der Öffentlichkeit Reuchlins Position innerhalb der humanistischen Corona vor Augen führen und seinen Gegnern die Satisfaktionsfähigkeit absprechen. Damit verknüpft Reuchlin den Konflikt mit einer anderen invektiven Konstellation: Der Entgegensetzung von *antiqui*, d. h. von den Wächtern der Rechtgläubigkeit, repräsentiert durch die Kölner Dominikaner, und den *moderni*, dem Reformflügel der humanistischen Intellektuellen, der sich dann bekanntlich auch auf Reuchlins Seite schlug. Als satirische Kontrafaktur der Briefsammlung Reuchlins erschienen dann die berühmten anonymen *Dunkelmännerbriefe* (1515), in denen die ‚Anti-Corona‘ um Jakob van Hoogstraeten und Ortwin Gratius mit den Mitteln der „mimischen Satire“ lächerlich gemacht wurde.<sup>53</sup> Die *obscuri viri* demonstrieren ihr schlechtes Latein ebenso wie ihre gehässige Impotenz und nehmen sich auf diese Weise selbst aus dem Spiel. Dagegen verteidigte Pfefferkorn sein Vorgehen in seiner *Beschyrmung* (lat. *Defensio*, beide 1516) und gab eine kurze Zusammenfassung des Konflikts aus seiner Sicht in einem *Streydt puechlyn* (1516). Noch 1521 anlässlich der endgültigen Verurteilung des *Augenspiegels* durch Papst Leo X. am 23.06.1520 legte Pfefferkorn mit einer höhnischen Abrechnung mit Reuchlin nach: *Ajn mitleydliche clag* (Untertitel: *Da leydt der hasze [= Reuchlin]*).

**50** Von Tongern (1512) *Articuli*; Reuchlin (1513) *Defensio*. Vorausgegangen war dem ein Briefwechsel zwischen Reuchlin und Konrad Kollin auf Seiten der Kölner Dominikaner, der jedoch zu keinem Ergebnis führte. Dazu Martin (1994) *Schriften*, S. 170–175; Dörner (2011) *Reuchlin*, Sp. 621f.

**51** Martin (1994) *Schriften*, S. 175; ebenda, S. 183.

**52** Reuchlin (1514) *epistolae* (VD16 R 1241).

**53** Dazu u. a. Könniker (1991) *Satire*, S. 102–118; zur mimischen Satire als „Technik der literarischen Bloßstellung“ durch Nachahmung vgl. ebd., S. 105.



Die invektiven Strategien der Konfliktparteien können in diesem Rahmen nicht im Einzelnen analysiert werden, aber schon in diesem gerafften Überblick deutet sich an, dass diese Strategien nicht nur auf die technischen und ökonomischen, sondern auch auf den spezifisch medialen Affordanzen der ‚Büchlein‘ rekurrierten. Das ist nicht nur auf ihre Offenheit für unterschiedliche Kommunikationsmodi und Zeichensysteme zu beziehen, sondern auch auf die Gebrauchs- und Rezeptionsform, die durch die Büchlein nahegelegt wird, bieten sie doch ein handliches Format, das durchgeblättert, vorgelesen, intensiv studiert, aber auch überflogen und weitergereicht werden kann.<sup>54</sup> Das ist vor allem im Blick auf das semi- und illiterate Publikum von Interesse, das der gelehrten Diskussion nicht ohne Weiteres zu folgen vermochte, gleichwohl in die Rezeption inkludiert werden konnte.<sup>55</sup> [Abb. 1 und 2]

Die wichtigste Strategie besteht in der intermedialen Verknüpfung von Texten und Bildern, wie sie in Pfefferkorns Büchlein zu beobachten ist: Für das Titelblatt des *Judenspiegels* bspw. greift er auf einen Bildtyp der Kreuzigung zurück, in der aus den fünf Wunden Christi das Sakrament der Taufe entspringt.<sup>56</sup> In dieses Andachtsbild ist jedoch der Teufel eingefügt, der in die Taufhandlung interveniert und die Menschen anscheinend mit einem Geldbeutel vom Taufbecken weg zur Beschneidung lockt.<sup>57</sup> Auch wenn die Einzelelemente für sich genommen nicht neu sind, erscheinen sie doch hier neu arrangiert; Taufe und Beschneidung werden damit nicht nur in Opposition gesetzt, sondern das Judentum selbst wird als Ergebnis einer diabolischen Verführung präsentiert. Ein anderes Beispiel bietet der Titelholzschnitt des *Streydt puechlyn*, der Reuchlin mit gespaltener Zunge im Kreis seiner blinden Schüler zeigt, denen Pfefferkorn mit dem Banner der Wahrheit entgegentritt.

**54** Prinzipiell dazu die Beiträge in Meier/Ott/Sauer (2015) Textkulturen. Vgl. Matheson (1998) Rhetoric, S. 180.

**55** Zum Folgenden einschlägig (mit Fokus auf die Reformation) Scribner (1994) For the Sake.

**56** Vgl. Frey (2003) Juden Spiegel, S. 184, Fn 54. Vgl. zum Folgenden auch die Ausführungen von Volker Lepin (2015) Vorlesung: [https://timms.uni-tuebingen.de/tp/UT\\_20150622\\_001\\_1515\\_0001](https://timms.uni-tuebingen.de/tp/UT_20150622_001_1515_0001) (letzter Zugriff: 26.10.2021).

**57** Die Pointe besteht natürlich in einer Umkehrung der Sachlage: Die missionarische Bewegung, die die Juden im *Judenspiegel* zur Taufe führen soll, wird auf das Judentum projiziert, das vom Teufel von der Taufe weg hin zur Beschneidung geführt wird.

*Ajn mitleydliche clag* von 1521 zeigt Pfefferkorn schließlich als selbstbewussten Bürgersmann, der auf einen händeringenden Gelehrten mit Brille herabsieht, der aus einem am Boden liegenden Sack herauschaut.<sup>58</sup>

Die Holzschnitte visualisieren mithin wechselnde Konstellationen des Konflikts, wobei die Verfahren der Selbstlegitimation untrennbar mit Modalitäten der Herabsetzung verknüpft sind. Neben der bildlichen Evidenz lassen sich aber auch andere Behauptungs- und Geltungsstrategien ausmachen: Eine wichtige Rolle spielen die Selbstbeschreibungen der Texte, etwa der markante Begriff des ‚Spiegels‘ bzw. ‚Speculum‘: Pfefferkorn schließt damit an eine etablierte mittelalterliche Gattung der Erbauungs- und Lehrdichtung an: Ein ‚Spiegel‘ zeigt mit enzyklopädischem Anspruch die Welt, wie sie ist (Abbild), und zugleich, wie man sich in ihr verhalten soll (Vorbild).<sup>59</sup> Pfefferkorn nutzt also das autoritative Potenzial der Spiegelliteratur, um „im Rückgriff auf die Tradition die Gewißheit von der Richtigkeit der Lehre“, d. h. in diesem Fall des antijüdischen Diskurses zu vermitteln.<sup>60</sup> Der *Joeden Spiegel* informiert, wer die Juden sind und wie mit ihnen zu verfahren sei. Im Verlauf der Auseinandersetzung erfährt die Spiegelmetapher jedoch signifikante Verschiebungen: Pfefferkorns *Handt Spiegel* nimmt die Spiegelmetapher wieder auf und fokussiert sie auf Reuchlin, wobei Pfefferkorn mit der ‚Handt‘ auf die Zeigehände anspielt, d. h. auf ein Präsentationsverfahren, das den Text mittels aufweisender bzw. bloßstellender Deixis organisiert.<sup>61</sup> Reuchlin wendet diese Metapher mit seinem *Augenspiegel* wiederum gegen Pfefferkorn, wobei er mit den unterschiedlichen Bedeutungen des Ausdrucks ‚Spiegel‘ spielt: Der *Augenspiegel* ist zum einen die Brille, die ja auch auf dem Titelholzschnitt abgebildet ist, die eine genauere Prüfung sowohl des Sachverhalts als auch der Intentionen Pfefferkorns andeutet und Pfefferkorns Lügen und Schmähungen „augenfällig“ („*maledicta conspicienda*“) machen will, zum anderen schließt die Metapher an die Gattung der Rechtsspiegel an, hebt also den rechtskonformen Sta-

**58** Pfefferkorn (1521) clag, S. 436.

**59** Röcke (1989) Lehrdichtung; Störmer-Caysa (2003) Spiegel; vgl. Frey (2003) Juden Spiegel, S. 182.

**60** Röcke (1989) Lehrdichtung, S. 443.

**61** Grundsätzlich dazu Ott (2010) Erfindung.





Abb. 1: Johannes Pfefferkorn: Der Juden Spiegel, [Nürnberg: Huber] 1507; VD16 P 2300, Titelblatt.



tus seiner Position hervor.<sup>62</sup> Pfefferkorn antwortet darauf schließlich mit dem *Brantspigell*, um „abzotraiben und aus zuleschen eines vngegrunten laster buechleyn mit namen Augenspiegel“.<sup>63</sup> Der Spiegel wird so zur Metapher für invektive Verfahren und stellt zugleich für das Lesepublikum den Zusammenhang der Debatte her.

Eine invektive Dynamisierung manifestiert sich nicht zuletzt auf der Diskursebene: Verschiedentlich ist in der Forschung darauf hingewiesen worden, dass Pfefferkorn auf Muster und Strategien mendikantischer Rhetorik zurückgreift.<sup>64</sup> Im Falle des *Judenspiegels* ist es die Judenpredigt, die in ihrer spezifischen Ambivalenz von Konversions- und Ausgrenzungsrhetorik ihrerseits als invektive Gattung zu analysieren wäre. Diese Transpositionen bedürften einer weitaus umfassenderen Analyse, als in diesem Rahmen zu leisten ist, hier sei nur auf einige Aspekte hingewiesen: Offenkundig sind es die medientechnischen Affordanzen, die den spezifischen persuasiven Funktionen entgegenkommen, einmal die Verbreitungsmöglichkeiten, wodurch es bspw. möglich erschien, speziell die kulturellen Barrieren der Judenmission zu umgehen, aber auch die Speicherkapazitäten der gedruckten Texte, die es Pfefferkorn erlauben, nicht nur mit einer erschlagenden Fülle von biblischen Belegen aufzuwarten, sondern auch die „Gerüchte über die Juden“ zu wiederholen, zu verfestigen und zu beglaubigen. Das technisch erweiterte Fassungsvermögen des gedruckten Textes ermöglichte es darüber hinaus, ganz unterschiedliche Textsorten wie Predigt, Exempel, Mandat, Brief, Appell usw. aneinander zu montieren, womit sowohl Pfefferkorn als auch Reuchlin experimentierten.<sup>65</sup> Trotz dieser vielfältigen schriftsprachlichen Elemente

ist für den Diskurs Pfefferkorns eine konzeptionelle Mündlichkeit konstitutiv, die mit den spezifischen Rezeptions- und Gebrauchsmöglichkeiten der Büchlein, die er als ‚Hörenlesen‘ beschreibt, korreliert.<sup>66</sup> Die Texte evozieren mit nächsprachlichen Prozeduren, vielfältigen Verfahren der Leseransprache, durch Affektgesten, Erzählungen usw. eine mündliche Kommunikationssituation.<sup>67</sup> Der Diskurs wird getragen von der ‚persona‘ Pfefferkorns, die sich in eigener Sache an das Publikum wendet. Diese Personalisierung beglaubigt nicht nur den antijüdischen Diskurs, sie lizenziert auch Spielräume für Emotionalisierungsstrategien und Empörungskommunikation. Im *Judenspiegel* inszeniert der Sprecher seinen Schmerz um die ‚abgetrennten Brüder‘ (deren Verstocktheit nichtsdestotrotz herausgestellt wird), im *Handtspiegel* und *Strejdt püchelyn* wiederum ist dieses Ich Referenzpunkt metainvektiver Thematisierung angeblicher krimineller Verleumdungen der Reuchlin-Partei. Das Text-Ich Pfefferkorns ist fortwährend bestrebt, mit seinem Publikum in einen virtuellen Kontakt zu treten. Diese interaktive Tendenz manifestiert sich in Apostrophen und deiktischen Zuweisungen („yr jueden“), in Appellfiguren und rhetorischen Fragen und verselbständigt sich z. T. in fiktiven Dialogen (*sermocinatio*), die als Mittel der Bloßstellung und Diffamierung eingesetzt werden: Im *Handt Spiegel* bspw. wird eine Befragung eines Juden inszeniert, die Pfefferkorn entlasten soll,<sup>68</sup> in der *Beschyrmung* sogar eine Ansprache des Teufel an die Frankfurter Juden, der ihnen Ratschläge erteilt, wie die Pfefferkorn’schen Pläne zu vereiteln sind.<sup>69</sup> Dass die ‚persona‘ Pfefferkorns nicht einfach biografisch zu verstehen ist, sondern als eine mediale Konstruktion, wird schließlich in der *Judenbeicht* und im *Judenveindt* deutlich, wo das

<sup>62</sup> Vgl. zur Spiegelmetapher O’Callaghan (2016) *Preservation*, S. 99–102; Reuchlin (1513) *Defensio*, S. 219, Übersetzung Ehlers 1999: „So habe ich beschlossen, im ‚Augenspiegel‘ die Schmähungen dieses Mannes augenfällig zu machen, damit so alle Gutgesinnten klar, unverstellt und deutlich erkennen können, daß meine Gegner im ‚Handspiegel‘, um mich zu verunglimpfen, mehr als 34 Lügen benutzt haben.“

<sup>63</sup> Pfefferkorn (1512) *Brantspigell*, S. 331.

<sup>64</sup> De Boer (2016) *Absichten*, S. 368 stellt fest, dass Pfefferkorn diese rhetorischen Muster und Adressierungsstrategien „geschickt für die Gattung Flugschrift“ adaptiert; im Anschluss an Martin (1994) *Schriften*, S. 60–63, sowie Frey (2003) *Judenspiegel*.

<sup>65</sup> Schwitalla (1983) *Flugschriften*, S. 271.

<sup>66</sup> Pfefferkorn (1507) *Joeden Spiegel*, S. 103: „Nu bit ich alle, do dis buchlin lesen oder hören lesen, mir in mynem schryben nichtz zo vngut annemen, sunder das bas dan ich es geseit habe, versten vnd ob etwas gebrechlichs darynne were, das gütllich zo corrigieren.“ Das gilt natürlich in erster Linie für volkssprachige Büchlein.

<sup>67</sup> Vgl. zu diesen Kriterien Schuster (2015) *Einfachheit*, S. 84f.; ebenso die exemplarische Analyse von Eberlins *Dritten Bundesgenossen* durch Rössing-Hager (1981) Rezipient.

<sup>68</sup> Pfefferkorn (1511) *Handt Spiegel*, S. 308f.

<sup>69</sup> Pfefferkorn (1516) *Beschyrmung*, fol. c vi; vgl. Pfefferkorn (1516) *Defensio*, S. 90; De Boer (2016) *Absichten*, S. 362f.

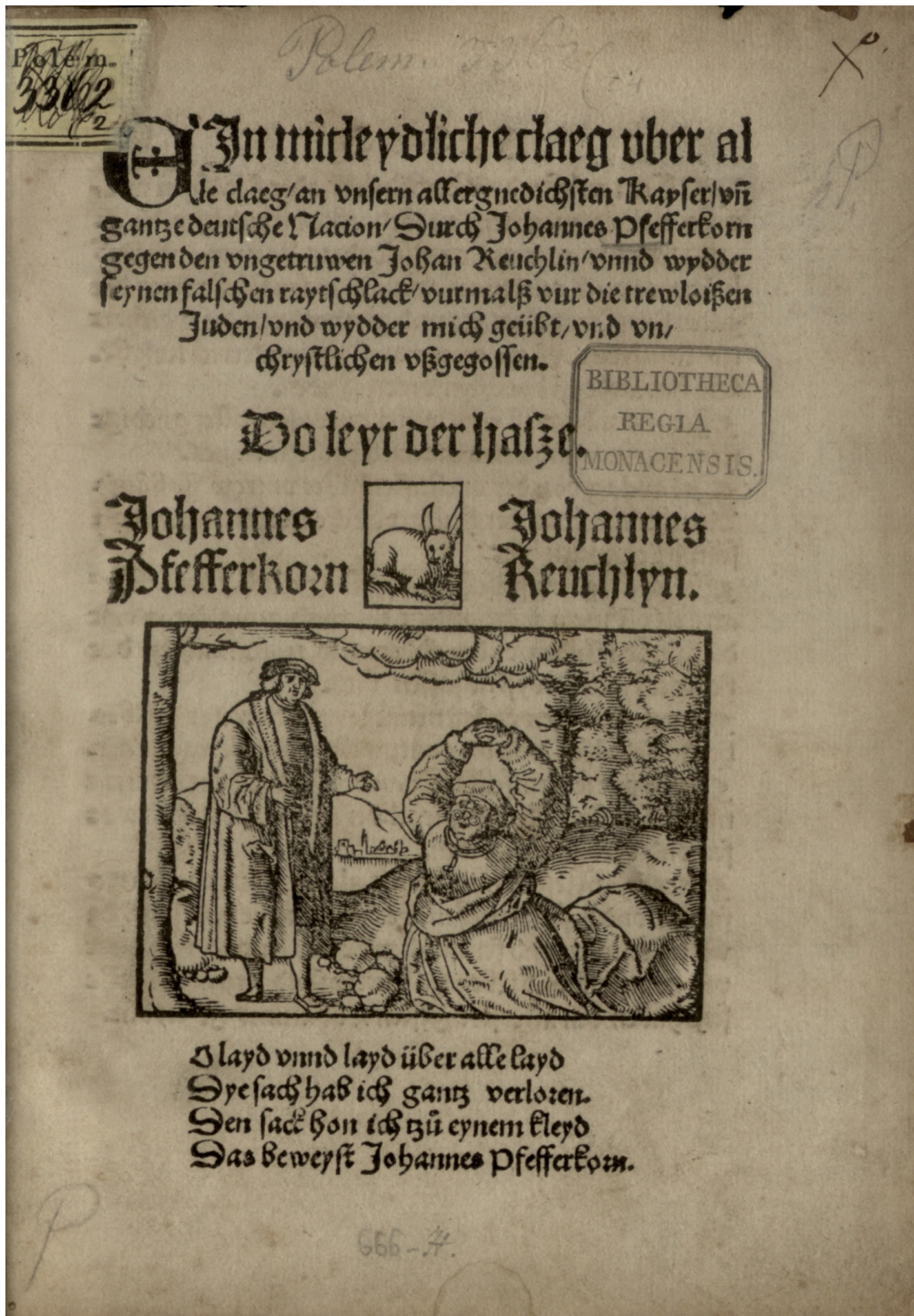


Abb. 2: Johannes Pfefferkorn: Ajn mitleydliche clæg vber alle clæg, an unsern allergnedichsten Kayser und gantze deutsche Nacion, [Köln: Kruffter]1521; VD 16 P2317, Titelblatt.



Text-Ich mit dem ‚Büchlein‘ konvergiert, wenn es der Leserschaft gegenübertritt:

Ich bin ain Buchlinn  
 der juden veindt ist mein namen  
 Ir schalckhait sag ich vnnd wil mich des nut schamenn  
 Die lang zeyt verborgen gewest ist als ich thun bedu-  
 tenn  
 Das wil ich yetz offenbarn allen Cristen leüten  
 Dann ich bin mit yrem hebraischen schriffthen wol  
 verwart  
 Und dem verkerten geschlecht die warhait nit gespart.<sup>70</sup>

Kennzeichnend für die Büchlein sind schließlich Strategien der Mehrfachadressierung, die sich die mediale Stabilisierung und Erweiterung der Redesituation zunutze machen.<sup>71</sup> Im *Judenspiegel* bspw. lassen sich drei Adressatengruppen ausmachen: Mit der einleitenden Bekehrungspredigt richtet sich Pfefferkorn an die Juden, dem folgt ein Appell an die christliche Obrigkeit, darüber hinaus jedoch wird ganz allgemein eine christliche Leserschaft angesprochen. Diese Publika werden jedoch nicht nur nacheinander, sondern auch simultan adressiert, insofern sich bspw. die Predigt an die Juden immer auch an die christliche Leserschaft richtet, der die Juden ausdrücklich als Spiegel dienen sollen.<sup>72</sup> Daraus erklärt sich die gesteigerte innere Zwiespältigkeit der Judenpredigt, in der Pfefferkorn einerseits seine ‚abgetrennten Brüder‘ beschwört, um sie zur Konversion zu bewegen, andererseits ihre ‚Verblendung‘ aggressiv exponiert.<sup>73</sup> Des Weiteren fungierten Pfefferkorns Appelle an die Obrigkeit, auf die jüdischen Gemeinden Druck auszuüben, zugleich als Drohung an eine (und sei es auch nur virtuelle) jüdische Leserschaft. Derartige kommunikative Strategien offener oder versteck-

<sup>70</sup> Pfefferkorn (1509) *Juden veindt*, S. 166.

<sup>71</sup> Martin (1994) *Schriften*, S. 62. Systematisch zu diesem Thema Kühn (1995) *Mehrfachadressierung*.

<sup>72</sup> Pfefferkorn (1507) *Joedenspiegel*, S. 40: „ungezwuyvelt eyne ycklichen krysten mynschen genoichlich zo vernehmen, und tzo hoieren, und dair benenen, sich dair an spiegelen, gode danckber tzo syn, das er vur eyne anderen in der genaiden, van jongen dagen upgefoirt in dem cristen gelouven geboren.“ Frey (2003) *Judenspiegel*, S. 182.

<sup>73</sup> Pfefferkorn (1507) *Joedenspiegel*, S. 41: „Allen und yeklichen gunst und wailfart, sunderlich mynen affgescheiden broederen, wilche geboren synt uyss dem geslechte ysrahel [...]“. Ebd., S. 86: „Es syn eyne deyls aus euch also hart verwüstet vnd verblent, das yr in keynem wege van vnseren glawben muget hören reden.“

ter Mehrfachadressierung kennzeichnen auch die Auseinandersetzung zwischen Reuchlin und Pfefferkorn, insofern sich die Büchlein kaum je in erster Linie an den Gegner wenden, sondern auf eine Öffentlichkeit bezogen sind, die sie medial allererst erzeugen.

#### 4 Invektive Dynamiken im Kontext der Bulle *Exsurge Domine*

Dass der Buchdruck und insbesondere die Flugschriftenpublizistik eine zentrale Rolle für den Verlauf und die Durchsetzung der Reformation spielte, ist ein seit langem gesicherter Grundkonsens der Forschung. Schon Kapp sprach in seiner 1886 erschienenen *Geschichte des deutschen Buchhandels* davon, dass Luther das „Kleingewehrfeuer der politischen und kirchlichen Flugschriften gegen das schwere Geschütz der Quartanten und Folianten“ eröffnet und damit einen „tausendzüngigen Herold“ gewonnen habe, den keine mündliche Propaganda ersetzen konnte.<sup>74</sup> Auch wenn die Bedeutung der Flugschriften für die Genese der ‚reformatorischen Öffentlichkeit‘ im Einzelnen unterschiedlich gewichtet wird, ist ihre Relevanz insgesamt unbestritten und mittlerweile in einer Fülle von Einzelstudien und Strukturanalysen erschlossen.<sup>75</sup> Diese Öffentlichkeit, sofern sie über abstrakte Zugänglichkeit hinausgeht, ist jedoch nicht per se durch die Publikationsform gegeben.<sup>76</sup> Die reformatorische Öffentlichkeit war

<sup>74</sup> Kapp (1886) *Geschichte*, S. 408; vgl. Wittmann (1999) *Geschichte*, S. 44.

<sup>75</sup> Bündig bei Moeller (1992) *Kommunikationsprozess*, S. 162: „Ohne Buchdruck keine Reformation.“ Für die Diskussion vgl. u. a. Wohlfeil (1984) *Öffentlichkeit*, mit kritischem Hinweis auf die Vorarbeiten von Balzer (1973) *Reformationspropaganda* sowie Schutte (1973) *Schymppff red.* Für die weitere Diskussion vgl. u. a. Scribner (1981) *For the Sake*; Köhler (1986) *Meinungsprofil*; Moeller (1992) *Kommunikationsprozess*; Talkenberger (1994) *Kommunikation*; Hamm (1996) *Medienereignis*; Hohenberger (1996) *Rechtfertigungslehre*; Matheson (1998) *Rhetoric*, S. 27–57; Burkhardt (2002) *Reformationsjahrhundert*; Pettegree/Hall (2004) *Reformation*; Kaufmann (2018) *Anfang*; Kaufmann (2019), *Mitte*; zuletzt Kästner/Voigt (2020) *Jedermann*.

<sup>76</sup> Vgl. Knappe/Luppold (2008) *Rhetoric*: „Was dabei leicht übersehen wird, ist, dass der Buchdruck zwar eine Technologie ist, die prinzipiell Dimissivik, also Kommunikation über große Distanzen ermöglicht und Kommunikation mit



keine vorfindliche stabile Größe; sie stellte sich vielmehr her durch mediale Interaktionen, die, so meine These, durch eine spezifische „Prozesshaftigkeit des Invektiven“ und eine sich rekursiv verstärkende Anschlusskommunikation gekennzeichnet war, die wiederum durch die spezifische Kommunikationsform der Büchlein bedingt ist.

Diese These will ich illustrieren anhand der medialen Interaktion um die gegen Luther gerichtete Bannandrohungsbulle *Exsurge Domine*, wobei ich speziell auf Luthers Replik *Widder die Bullen des Endchrists* (November 1520) genauer eingehen werde. *Exsurge Domine* war das Resultat eines langwierigen Ketzerprozesses, der maßgeblich von Luthers Widersacher Johannes Eck vorangetrieben worden war.<sup>77</sup> Die Bulle wurde am 15.6.1520 in Rom ausgefertigt und enthielt insgesamt 41 Sätze Luthers, die in der Hauptsache seinen 95 Thesen entnommen waren, aber zum Teil auch aus der neueren Publizistik Luthers stammten.<sup>78</sup> Luther wurden 60 Tage eingeräumt, diese ‚Artikel‘ (und damit seine Schriften) zu widerrufen. Auswahl und Darstellung der Thesen wirken einigermaßen eklektisch, zudem differenzierte die Bulle nicht wie ansonsten üblich zwischen anstößigen, irrigen und ketzerischen Thesen, sondern verurteilte pauschal sämtliche Sätze als ketzerisch.<sup>79</sup> Offenbar erschienen diese Unterscheidungen in diesem Fall nicht nur zweit-rangig, sondern auch nicht opportun. Es hat den Anschein, als wollte man die Thesen Luthers nicht noch durch eine ausführliche und differenzierte Widerlegung aufwerten, maßgeblich für die Verurteilung war ohnehin der Umstand der öffentlichen Verbreitung dieser Irrtümer:<sup>80</sup> Trotz laufender Untersuchungen gegen ihn, trotz diverser Schlichtungsversuche und Schweigegebote hatte

Luther weiterhin seine Büchlein publiziert und dies mit seinen seelsorgerlichen Pflichten begründet. Die Bulle sollte Luther also nicht nur wegen gewisser Irrlehren maßregeln, sondern stellt eine öffentliche institutionelle Reaktion auf Luthers fortgesetzte Publikationspraxis dar, die zwar die Person Luther aufgrund kirchenrechtlicher Erwägungen noch nicht zum Ketzer erklärte, aber doch den medialen Akteur denunzierte.<sup>81</sup> Auffällig ist, dass die inkriminierten Sätze lediglich in einer Art Bestandsaufnahme zusammengefasst und rhetorisch effektiv verdammt wurden; ungleich detaillierter sind die Bestimmungen, wie mit den „Büchlein oder Schriften“ („*libellis seu scriptis*“) Luthers zu verfahren sei.<sup>82</sup> Vorgesehen war ein zweistufiges Verfahren: Zunächst sollten mit sofortiger Wirkung all jene Büchlein Luthers konfisziert und vernichtet werden, die die o. g. Sätze enthielten; sollte sich Luther nach Ablauf der Frist weiterhin uneinsichtig zeigen und exkommuniziert werden, seien sämtliche Schriften Luthers – auch jene, die diese Irrlehren nicht enthielten – zu verbrennen. Um „besagten Martinus“ aus dem Gedächtnis der Christenheit zu löschen, sollten seine Schriften nicht mehr „gelesen, erklärt, gepredigt, gelobt, gedruckt, veröffentlicht oder verteidigt“ werden.<sup>83</sup>

Die Fokussierung auf die Büchlein zeigt, dass eine wesentliche Funktion der Bulle darin besteht, die diskursive und mediale Dynamik der ‚*causa Lutheri*‘ zu unterbrechen: Für das laikale Publikum, das kaum in der Lage war, zu entscheiden, welche Schriften Luthers die genannten Irrtümer enthielten und welche nicht (die Titel waren in der Bulle nicht aufgeführt), waren mit der Publikation der Bulle alle Büchlein Luthers als potenziell ketzerisch gekennzeichnet.<sup>84</sup> Außerdem galt es, mediale Resonanzeffekte einzuschränken: Eck sorgte dafür, dass bestimmte Parteigänger Luthers, die öffentlich hervorgetreten waren, ebenfalls in die Bulle aufgenommen wurden. Das betraf u. a. den Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler, der sich mit einer anonymen *Schutzred eines ehrbaren Liebhabers der göttlichen Wahrheit* schon 1519 für eine unvoreingenommene Prüfung der lutherischen Lehren ausgesprochen

---

vielen Kommunikatoren und Adressaten erlaubt [...]; eine Druckerpresse allein vermag jedoch noch keine wie auch immer geartete ‚Öffentlichkeit‘ herzustellen.“

**77** Zu Vorgeschichte und Inhalt der Bulle ausführlich Roos (1957) Quellen sowie Fabisch/Iserloh (1991) Dokumente, S. 317–364; des Weiteren Grane (1994) Martinus, S. 232–237; Thaller (2020) Bannandrohungsbulle.

**78** Die Nachweise bei Roos (1957) Quellen, S. 919–926. Die Verfasser der Bulle haben dabei einige Sätze Luthers für ihre Zwecke modifiziert; dazu u. a. Hillerbrand (1969) Bull.

**79** Brecht (1990) Luther, S. 375.

**80** Das war innerhalb der Kommission aber durchaus umstritten, Cajetan bestand etwa auf einer qualifizierten Widerlegung der lutherischen Thesen, allerdings vergeblich. Vgl. Reinhardt (2016) Luther der Ketzer, S. 118f.

**81** Schwarz (2014) Luther, S. 114.

**82** Fabisch/Iserloh (1991) Dokumente, S. 394.

**83** Fabisch/Iserloh (1991) Dokumente, S. 402.

**84** Grane (1994) Martinus, S. 236.

hatte – wobei der ‚Liebhaber der göttlichen Wahrheit‘ freilich Luther als ihren Verkünder charakterisierte.<sup>85</sup>

Die Bulle wurde Ende September von den päpstlichen Nuntien Hieronymus Aleander und Johannes Eck in den Diözesen Meißen, Merseburg und Brandenburg öffentlich angeschlagen.<sup>86</sup> Neben diesem förmlichen Rechtsakt, der noch den alten Regeln der öffentlichen Bekanntmachung folgte, wurde die Bulle aber auch im Druck, d.h. als Flugschrift verbreitet; denn ebenso wie Luther (und schon vor Luther) nutzte auch die Kurie die Infrastruktur des Buchdrucks.<sup>87</sup> Bereits im Juli 1520 war die Bulle in Rom gedruckt worden, Eck hatte die Bulle bei seinem Leipziger Aufenthalt Anfang Oktober 1520 erneut in Druck gegeben und ließ sie im Rahmen seiner Reisetätigkeit überall in hoher Auflage nachdrucken.<sup>88</sup> Bemerkenswert ist, dass die Bulle der Wittenberger Universität und damit Luther auch nur in gedruckter Form (unter Bruch der Regularien, wie deren Rektor empört vermerkte) zugestellt wurde.<sup>89</sup> Die Flugschrift fungiert hier zunächst schlicht als Publikationsform, d. h. als ein medientechnisch optimiertes Arrangement zur Herstellung von Öffentlichkeit, denn die Bulle galt (unter gewissen Vorausset-

zungen) auch im Druck als veröffentlicht.<sup>90</sup> Das Bullenbüchlein hatte zwar formell eine rechtliche Bedeutung, darüber hinaus gewann es mit der öffentlichen Denunziation und Feindsetzung des medialen Akteurs Luther aber auch eine spezifische invektive Dimension. Nicht zuletzt der Aufruf zur Vernichtung der lutherischen Schriften ist zumindest aus Sicht der reformfreundlichen Partei als „hasserfüllter Akt“ wahrgenommen worden.<sup>91</sup>

Luthers Reaktion lässt sich als Umkehrung dieser invektiven Konstellation beschreiben und diese Umkehrung ist durch die Kommunikationsform der Büchlein konstituiert.<sup>92</sup> Wenn man die Publikation der Bulle in Deutschland als zeitlichen Ausgangspunkt nimmt, dann lässt sich ungefähr folgender Ablauf rekonstruieren: Ende September 1520 wird die Bulle in Mitteldeutschland öffentlich angeschlagen, Anfang Oktober in Leipzig gedruckt, spätestens am 10.10. trifft die Bulle in gedruckter Form in Wittenberg ein, schon Mitte Oktober reagierte Luther zunächst mit einer gegen Eck persönlich gerichteten volkssprachigen Flugschrift *Von den neuen eckischen Bullen und Lügen*,<sup>93</sup> und arbeitete danach die Repliken auf die Bulle aus, die Ende Oktober bzw. Anfang November in Wittenberg erschienen, zunächst auf Latein in einer für das gebildete Publikum gedachten Fassung *Adversus execrabilem Antichristi Bullam*,<sup>94</sup> danach auf Deutsch als *Widder die Bullen des Endchrists*.<sup>95</sup> Im Anschluss daran wandte er sich Mitte November mit einem scheinbar versöhnlichen *Sendbrief an Papst Leo X.* an die Kurie, wobei der Text jedoch zuerst in der deut-

**85** Spengler (1519) Schutzred, S. 100: „[...] das Got der almechtig wider dise ungeschickte, verdämliche yrrung [gemeint ist der Ablasshandel] durch doctor Luthern ainen Daniel im volck erweckt hab [...]“ Zu Spengler ausführlich Kaufmann (2018) Anfang, S. 362–376.

**86** Die Bulle wurde am 21.10. in Meißen, am 25.9. in Merseburg und am 29.9.1520 in Brandenburg veröffentlicht, womit sie zumindest aus Sicht der Kurie auch für Kursachsen als publiziert galt.

**87** Vgl. dazu Giesecke (1998) Buchdruck, S. 254–263, insbesondere die Diagramme S. 262f.

**88** Die Forschung geht von der exorbitanten Zahl von 6000 Exemplaren aus; vgl. Thaller (2020) Bannandrohungsbulle, S. 151: *Bulla contra errores Martini Luther & sequatium*, in Leipzig (VD16 K 275); Ingolstadt (VD16 K 272); Rostock (VD16 ZV 15993), Eichstätt (VD16 K 273); 1521 in Ingolstadt (VD16 K 278), Bamberg (VD16 ZV 8859), Landshut (VD16 K 279) und Würzburg (VD16 K 280). Volkssprachige Fassungen erschienen noch 1520 in Köln (VD16 K 282) und 1521 in Leipzig (VD16 K 283). Hinzuzählen ist noch die spöttisch glossierte Ausgabe von Ulrich von Hutten, die in Straßburg 1520 in zwei Ausgaben erschien (VD16 K 277). Dazu eingehend Ammon (2006) Paratextualisierung.

**89** Rückert/Thaller (2017) Bulle, S. 117f.; Luther, WABr 2, S. 194; Luther, WA 6, 577; Schwarz (2014) Luther, S. 116. Anscheinend wagte sich Eck nicht nach Wittenberg; schon in Leipzig war er Anfeindungen von den Studenten ausgesetzt. Brecht (1990) Luther, S. 383.

**90** Rückert/Thaller (2017) Druck, S. 118: „Die gedruckten Exemplare trugen zwar keine Bleibulle, galten aber als dem Original gleichwertig, wenn sie von einem Prälaten beglaubigt wurden.“ Die Wittenberger bestanden allerdings darauf, dass die Bulle formgerecht persönlich zu übergeben sei. Brecht (1990) Luther, S. 382f.; Schwarz (2014) Luther, S. 116f. vgl. Giesecke (1998) Buchdruck, S. 262f.

**91** Vgl. Grane (1994) Martinus, S. 271: „The whole reform party will have agreed that the burning of the books was in itself a hateful act [...]“

**92** Giesecke (1998) Buchdruck, S. 262: „Die Verkürzung gilt natürlich auch für den umgekehrten Weg: Der einfache Augustinermönch M. Luther kann sich mit Hilfe des Drucks direkt an den Papst wenden – und es besteht die Chance, dass dieser eine Flugschrift in die Hand bekommt.“

**93** Luther, WA 6, 579–594. Vgl. Kaufmann (2018) Anfang, S. 53.

**94** Luther, WA 6, 597–612.

**95** Luther, WA 6, 614–629.

schen Fassung erschien und damit zunächst die laikale Öffentlichkeit über diese Interaktion des einfachen Augustinermönchs mit der höchsten Ebene der römischen Kirche in Kenntnis setzte. Mit dem Sendbrief verbunden war das Büchlein *Von der Freiheit eines Christenmenschen*, das Karl von Miltitz am 16.11.1520 in der volkssprachigen Fassung an Willibald Pirckheimer versenden kann, mit der Anmerkung, dass die lateinische Fassung noch nicht ganz fertig sei.<sup>96</sup> Am 17.11. erneuerte Luther, wiederum sowohl auf Deutsch als auch auf Latein, seine *Appellation an ein frei christlich Concilium* (die ihm vonseiten der Kurie ausdrücklich untersagt worden war);<sup>97</sup> auf Bitte seines Kurfürsten reichte er Ende November/Anfang Dezember mit der *Assertio omnium articolorum* eine systematische Erörterung aller inkriminierten 41 Thesen nach, die er noch einmal bekräftigte;<sup>98</sup> diese Auseinandersetzung erschien auf Deutsch als *Grund und Ursach aller Artikel D. Martin Luthers, so durch römische Bulle unrechtlich verdammt sind*.<sup>99</sup> Die öffentliche Verbrennung seiner Büchlein in Löwen, Köln und Mainz beantwortete er schließlich nach dem Ablauf der 60-Tage-Frist am 10.12.1520 mit einer zunächst stadttöffentlichen Verbrennung eines gedruckten Exemplars der Bannandrohungsbulle und u. a. eines Exemplars des Kanonischen Rechts;<sup>100</sup> diese Aktion wird medial aufbereitet in der Flugschrift *Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von D. Luther verbrannt sind*, die zwischen Mitte und Ende Dezember 1520 erschien.<sup>101</sup>

Schon die schiere Menge der lutherischen Büchlein ist beeindruckend: Dass Luther „ein Büchlein nach dem anderen“ ausgehen ließ, ist ein Standardvorwurf seiner Gegner in den ersten Reformationsjahren.<sup>102</sup> Signifikant ist auch die zweisprachige Publikationsstrategie, mit der Luther (ebenso wie Pfefferkorn) die Divergenz der Teilöffentlichkeiten gezielt zu überbrücken, mit anderen Worten, überhaupt eine Öffentlichkeit

im eigentlichen Sinne herzustellen versuchte.<sup>103</sup> Dabei ist diese ‚reformatorische Öffentlichkeit‘ nicht schon durch das Medium und die damit verbundene ökonomische Infrastruktur gegeben, sondern durch eine mediale Strategie konstituiert. Das innere Moment dieser medialen Dynamik ist, so ließe sich aus reformatorischer Perspektive sagen, die „zündende Botschaft“ der christlichen Wahrheit, deren Durchsetzung in der „Flut“ der Büchlein anschaulich wird.<sup>104</sup> Dieser Begriff der Wahrheit jedoch fungiert als eine invektive Kategorie, mit der die anderen, die ‚Romanisten‘, in die Sphäre des Irrtums, der Falschheit und der Lüge versetzt werden: Ihre öffentliche Denunziation nicht nur als Irrlehrer, sondern als Lügner spielt hier eine zentrale Rolle. Die Büchlein Luthers sind weder als sachbezogene Widerlegungen der Bulle noch als Realisierung eines vorgefassten theologischen Programms zu beschreiben, sondern operieren als Repliken in einem kommunikativen Zusammenhang wechselseitiger Herabsetzungen und Feindsetzungen, in dem die lutherische Theologie allererst ihren Ausdruck findet.<sup>105</sup> Dies lässt sich bspw. schon an Luthers Auseinandersetzung mit Eck zeigen: Eck hatte während seines Leipziger Aufenthalts eine Replik auf Luthers *Adelschrift* verfasst, die die Bulle gewissermaßen flankierte. Zentrales Anliegen Ecks war (neben der Widerlegung diverser lutherischer Aussagen in der *Adelsschrift*) eine *Entschuldigung* des Konzils zu Konstanz und damit auch des „teutschen Adels“ gegen den Vorwurf, sie hätten Jan Hus zu Unrecht und unter Bruch des Geleitversprechens verbrannt – womit Eck nicht nur Luthers Annäherung an den Adel hintertreibt, sondern ihn en passant auch an das Schicksal erinnerte, das ihm mit großer Wahrscheinlichkeit drohte.<sup>106</sup> In seiner Antwort denunzierte Luther Eck in einer massiven Invektive als hoffnungslosen Ignoranten und als ebenso boshafte wie notorischen Lügner, dem er es sehr wohl zutraue, dass er

**96** Luther, WA 7, 3–11; 20–38.

**97** Luther, WA 7, 75–82; 85–90.

**98** Luther, WA 7, 94–151.

**99** Luther, WA 7, 308–455.

**100** Dazu Schubert (2011) Lachen.

**101** Luther, WA 7, 161–186.

**102** So etwa Eck (1520) Costentz, fol. a: „Dan wolt er [Luther] gerne also ym alleine gelebt haben, doerfft er nith ein buechlein über das andern lassen ausgehen: dartzu yme sein widersacher nith geursacht haben [...]“.

**103** Wohlfeil (1984) Öffentlichkeit, S. 47f.; Matheson (1998) Rhetoric, S. 40f.

**104** Hamm (1996) Medienereignis, S. 165f. Vgl. die Anmerkung von Moeller (1979) Stadt, S. 31, dass die Büchlein dafür eingesetzt wurden, „die wahre Wahrheit gegen die gültige Wahrheit zu verbreiten“.

**105** Vgl. dazu auch Münkler (2019) Rom, S. 222–227.

**106** Eck (1520) Entschuldigung, S. 134. Ecks kommunikative Taktiken verdienen eine eigene Analyse, die in diesem Rahmen nicht zu leisten ist.

auch die Bulle gefälscht hätte.<sup>107</sup> Luther verweist dafür zum einen auf seinen Rechtsstandpunkt, dass seine Appellation an ein freies Konzil in dieser Bulle nicht berücksichtigt worden sei,<sup>108</sup> zum anderen hebt er hervor, dass ihm diese Bulle nur in gedruckter Form zugegangen sei; erst wenn er die echte Bulle mit Bleisiegeln sähe, wolle er daran glauben.<sup>109</sup> Die Assoziation der Bulle mit den Eck'schen Lügen setzt sozusagen einen ersten Frame, sie bereitet Luthers Argumentation vor, dass es sich bei einer Bulle, die seine Büchlein pauschal dem Feuer überantwortete, um eine lügenhafte und antichristliche Bulle handeln müsse, da damit auch die in ihnen enthaltene und sogar von der römischen Kurie unbestrittene christliche Wahrheit mitverbrannt würde.

Diese Argumentation entfaltete Luther gegen Ende Oktober/Anfang November in zwei Flugschriften, die sich gegen die Bulle selbst richteten. Die Forschung hat sich, sofern sie diese Texte überhaupt näher zur Kenntnis genommen hat, meist auf die elaborierte lateinische Fassung *Adversus execrabilem Antichristi Bullam* bezogen,<sup>110</sup> ich konzentriere mich hier jedoch auf die volkssprachige Version *Widder die Bullen des Endchrists*,<sup>111</sup> die Anfang November 1520 in der Offizin von Melchior Lotter d. J. in Wittenberg gedruckt wurde: Als deren Terminus *post quem* lässt sich der 4.11.1520 bestimmen, denn an diesem Tag schickt Luther die lateinische Fassung an Georg Spalatin und berichtete, dass die deutsche Fassung ebenfalls im Druck sei.<sup>112</sup> Die Verzö-

gerung dürfte sich u. a. daraus erklären, dass der deutsche Text gegenüber dem lateinischen eine durchaus eigenständige Fassung darstellt. Den Quellen lassen sich keine genaueren Angaben über die Auflagenhöhe entnehmen, allerdings spricht die ausgesprochen gute Überlieferungslage sowohl der deutschen als auch der lateinischen Fassung für eine relativ weite Verbreitung dieser Schrift.<sup>113</sup> *Widder die Bullen des Endchrists* wurde zudem noch 1520 in Straßburg (Schürer) und in Sinsheim (Nikolaus Küffer) nachgedruckt. In seinem Erscheinungsbild ist das Lotter-Büchlein karg gehalten, Luther verzichtete im Unterschied bspw. zu den mit dem Petersschlüssel versehenen Drucken der Bannandrohungsbulle auf einen Titelholzschnitt samt Zierleisten und begnügt sich mit einer schlichten Titulatur samt Orts-, Jahres- und Verfasserangabe.<sup>114</sup> [Abb. 3] *Widder die Bullen des Endchrists* konzentriert sich gänzlich auf den Text bzw. das ‚Wort‘. Der Leitbegriff ist ‚Wahrheit‘ – im Gegensatz zu Lüge, Irrtum, Falschheit: „Allen liebhabern Christlicher warheit“ ist der Text gewidmet, womit Luther übrigens fast wortgleich die Selbstbezeichnung des Spengler'schen Anonymus übernimmt, der gewissermaßen seinen idealtypischen Adressaten markiert.<sup>115</sup> Dieser Adressatenbezug ist konstitutiv: Luther imitiert in *Widder die Bullen* nicht etwa mündliche Rede, sondern richtet seinen Diskurs an den anonymen und wohlgesonnenen Leser der lutherischen Büchlein, der sich dadurch auszeichnet, dass er an der Wahrheit, die in den lutherischen Büchlein vermittelt wird,

**107** Luther, WA 6, 592: „[...] sie [die Leute] sollen glewben, es sey des Bapsts werck, so es sein [Ecks] lügen spiel ist“.

**108** Die Appellation an ein Konzil war bereits vorab vom Papst untersagt worden und wurde in der Bulle als Grund benannt, Luther zum Ketzer zu erklären. Vgl. Schwarz (2014) Luther, S. 114.

**109** Luther, WA 6, 593: „Darumb will ich der bullen bley, wachs, schnur, signatur, clausel und allis mit augen sehen odder nit ein harbreit geben auff alle andere geplerre.“ Die Kennzeichnung als Fälschung zielt rein strategisch auf die rechtlich fragwürdige Veröffentlichung der Bulle in Form einer Flugschrift; dass Luther sich über die Echtheit der Bulle im Klaren war, zeigt sein Brief an Spalatin vom 11.10.1520; Luther, WABr 2, 195.

**110** Luther, WA 6, 597–612. So etwa Grane (1994) Martinus, S. 271; des Weiteren Bornkamm (1998) Christus, S. 125f.; Reinhardt (2016) Luther der Ketzer, S. 135f.

**111** Zum Folgenden Luther, WA 6, 614–629. Ein ausführlicher Vergleich der beiden Fassungen wäre lohnenswert, kann in diesem Rahmen aber nicht durchgeführt werden.

**112** Luther, WABr 2, 210f.

**113** Das VD 16 verzeichnet insgesamt 24 bzw. 25 überlieferte Exemplare des Lotter-Drucks, die über den gesamten deutschen Sprachraum verteilt sind; für die mit 4000 Exemplaren als exorbitant beurteilte Erstauflage der *Adelsschrift* lassen sich ebenso viele Exemplare nachweisen. Dazu Luther, WABr 2, S. 167, 9–11; Luther an Lang 18.8.1520; vgl. u. a. Kaufmann (2014) Adel, S. 6–9. Im Allgemeinen geht man von 1000–1500 Exemplaren pro Auflage aus, dabei handelt es sich allerdings um Schätzwerte. Zu den ökonomischen Grenzen hoher Auflagen vgl. Weyrauch (2001) Buch als Träger, S. 3 in Anschluss an Gaskell.

**114** Das lag natürlich letztlich im Ermessen des Druckers, zumindest außerhalb Wittenbergs. Der Schürer-Druck *Wider die Bullen des Endtchrists* (VD 16 L 7451) versieht das Titelblatt mit einer Randbordüre und den Symbolen der vier Evangelisten.

**115** Spengler (1519) Schutzred. In der lateinischen Fassung *Adversus execrabilem Antichristi Bullam* wird ebenfalls der „Christiane lector“ adressiert (Luther, WA 6, 597,6).



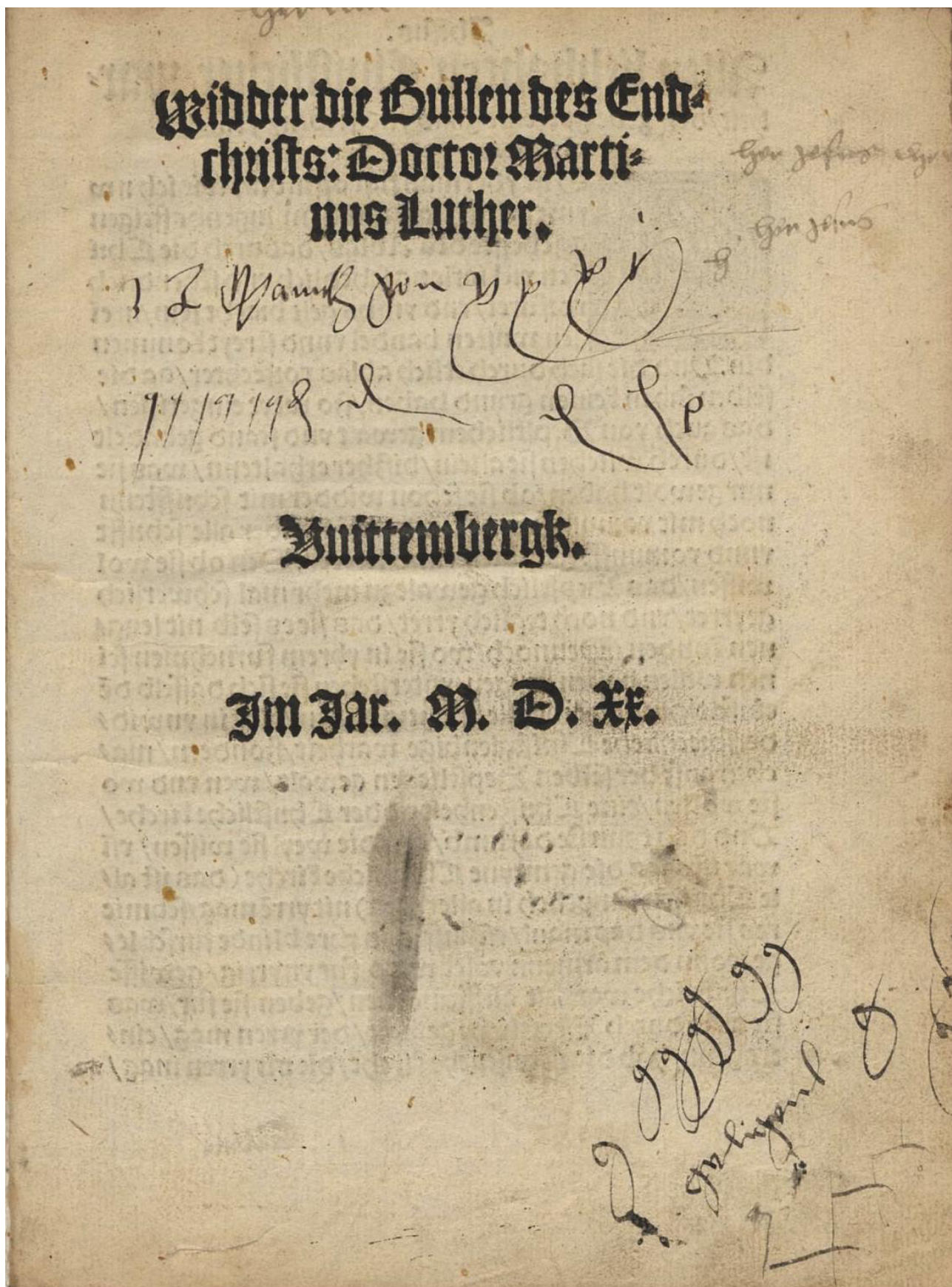


Abb. 3: Martin Luther: Widder die Bullen des Endchripts, [Wittenberg: Lotter] 1520; VD16 L 7449, Titelblatt.



interessiert ist. Dieser Leser ist potenziell ‚jedermann‘ und repräsentiert damit zugleich die beobachtende und diskutierende Öffentlichkeit:<sup>116</sup> Es sei „yderman fast offinbar“, dass er nun im dritten Jahr mit dem „lugenhafftigen gescheffte des Ablas [...]“ in einen „wusten handel und streyt kommen“ sei. Mittlerweile sei „die sach“ soweit „eyngerissen, das auch von Bepstlichen gewalt und stand gehandelt ist“.<sup>117</sup> Der Ablasshandel sei durch seine Verfechter mit Hinweis auf päpstliche Autorität gerechtfertigt worden, womit sie aber diese Autorität selbst untergraben hätten, da im Verlauf der Auseinandersetzung das „kauckel spiel“ und die falsche Lehre, womit man die päpstliche Gewalt begründet habe, „ansz liecht“ gebracht und „zuschanden worden“ sei.<sup>118</sup> Signifikant ist die unpersönliche Konstruktion; Luther wird in diesen „handel unnd streyt“ gewissermaßen hineingezogen. Das kann man als Verschleierung der aktiven (und invektiven) Rolle Luthers lesen, bezeichnend ist jedoch, dass Luther den Konflikt als reziproken, eigendynamischen Kommunikationsprozess beschreibt, der immer weiter ausgreift. Die Bannandrohungsbulle erscheint dann als letztes, tyrannisches Mittel einer in Panik geratenen Institution, um diese fortschreitende Dynamik aufzuhalten: Jetzt unterstünden sie sich „mit nackten, gewaltigen, freveln wortten mich

**116** Zurecht haben Kästner und Voigt den pluralen Charakter und die Potenzialität der ‚reformatorischen Öffentlichkeit‘ hervorgehoben und u. a. den „Anschein von Universalität“ problematisiert, der sich mit diesem Begriff verbindet (Kästner/Voigt [2020] Jedermann, S. 143f.). Ohne diese komplexe Problematik von Zugänglichkeit und Teilhabe an den reformatorischen Kommunikationsprozessen hier im Einzelnen diskutieren zu können, bleibt allerdings doch anzumerken, dass die Kommunikationsform der BÜchlein durchaus darauf ausgerichtet ist, *yderman*, d.h. jeden (beliebigen) zu erreichen, und damit die gängigen Zugangsvoraussetzungen für den Diskurs außer Kraft zu setzen; entsprechend will Luther auch einen *yglichen* vor den Romanisten gewarnt haben (Luther, WA 6, 616). Der Wirkung der lutherischen BÜchlein erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass sie diese Affordanz zur Programmatik erheben, indem sie ‚jedermann‘ adressieren. Das bedeutet natürlich nicht, dass faktisch jeder und jede an dieser Debatte teilhat bzw. teilhaben konnte, Luther denkt nicht in Kategorien einer idealtypischen Öffentlichkeit, als eines „permanenten Wirkungszusammenhangs“, der ‚alle‘ umfasst (vgl. Kästner/Voigt in Anschluss an Schulze, ebd., S. 143), ihm geht es vielmehr um die Erzeugung einer medialen Dynamik.

**117** Luther, WA 6, 614,10.

**118** Luther, WA 6, 615,17; 24.

und meyne buchle unüberwunden on angetzeygte ursach zuvordammen und ketzerisch zuschelten und zuvorbrennen“.<sup>119</sup> Die Verknüpfung des Kommunikators mit seinen BÜchlein zeigt an, dass es nicht etwa nur um die Person Luther, sondern vor allem um eine kommunikative Konstellation geht, in der die christliche Wahrheit ‚ans Licht‘ kommt. Daher irritiert es zunächst, dass die Vernichtung seiner „buchle“ Luther selbst nicht weiter anzufechten scheint, im Gegenteil:

Ubir das thar ich auff mein gewissen sagen, das ich nit liebers haben mocht, den aller meiner bucher untergang, wilch ich auch nur habe must lassen auszgehen, die leut vor solchen yrthumen zuwarnen, und in die Biblien zufuren, das man der selbenn vorstandt erlangt, und dan meine buchle vorschwinden liesz. Ach got, were der vorstandt der schriff in uns, ann meinen buchle were nichts gelegen [...].<sup>120</sup>

Die BÜchlein haben also einen ephemeren, im doppelten Sinn transitorischen Charakter, der den spezifischen Affordanzen dieser Kommunikationsform entspricht: Die BÜchlein mögen leicht zu verbrennen sein, sie sind aber auch, rasch entworfen und gedruckt, leicht zu ersetzen. Sie zielen nicht auf Festschreibung bzw. Aktualisierung eines tradierten Konsenses, sondern auf dessen Infragestellung und Transformation. Ihre Funktion besteht darin, eine Bewegung zu initiieren, in der sie selbst überflüssig werden. Die BÜchlein sind insofern Kommunikationsform der christlichen Wahrheit, als sie gegen die vorherrschende falsche Lehre vom Ablass neu auf das göttliche Wort orientieren. Luther habe sie deswegen ausgehen lassen, um „die leut vor solchen yrthumen zuwarnen und in die Biblien zufuren, das man der selbenn vorstandt erlangt“.<sup>121</sup> Versuchte die Bulle, mit dem maximalen institutionellen und medialen Aufwand einen Abschluss zu erzwingen, so setzt Luther den Kommunikationsprozess mittels seiner BÜchlein einfach fort, indem er „der Romischen freveler blindheit und boszheit“ öffentlich macht und allen Liebhabern

**119** Luther, WA 6, 615. Der Diminutiv „buchle“ unterstreicht hier auch die unverhältnismäßige Reaktion der Kurie.

**120** Luther, WA 6, 616,5–10.

**121** Luther, WA 6, 616,7f. Vgl. auch den Abschluss der Schrift, wo Luther darauf verweist, dass die inkriminierten Artikel in seinen anderen „buchle“ zu finden seien (Luther, WA 6, 629,4f.).

der christlichen Wahrheit vor Augen führt.<sup>122</sup> Er selbst tritt hinter seine „buche“ zurück: Die Bulle solle man nicht um seinetwillen befürworten oder ablehnen, er wolle nur einem „yglichen“ seinen „schuldigen Christlichen dienst“ erweisen und „trewlich warnen“, sich im Interesse des eignen Seelenheils vor dem „frevel und yrthumb“ der Bulle zu hüten.<sup>123</sup> Auch wenn Luther mit eschatologischen Kategorien arbeitet, indem er den römischen Antichrist als Urheber der Bulle identifiziert, vermeidet er die prekäre Selbstpositionierung bspw. als Prophet;<sup>124</sup> er stellt vielmehr gänzlich auf die Eigendynamik eines Kommunikationsprozesses ab, der den römischen Frevel öffentlich macht, und den die römischen Irrlehrer, mit „grossem erschrecken mit der auffgehenden wahrheit“ konfrontiert, gegen ihren Willen noch verstärkten.<sup>125</sup> Die Zuschreibungen von Irrtum und Wahrheit, mit denen die Bulle operierte, kehren sich im Verlauf dieses Prozesses gegen diese selbst: Nicht nur wird die römische Partei in die Sphäre des Irrtums verwiesen, sondern auch deren ‚Frevel‘, d. h. der Übergriff des Irrtums auf die Wahrheit, offengelegt: Luthers kommunikative Strategie folgt dem Prinzip der Retorsion, zum einen im rechtlichen Sinne der „sofortigen Erwiderung einer Beleidigung“, zum andern aber

**122** Luther, WA 6, 617,10f. Zu einer ähnlichen Konstellation nach dem Wormser Edikt vgl. Kaufmann (2021) Hier stehe ich, S. 86. Zu dem hier deutlich hervortretenden antirömischen Moment vgl. Münkler (2019) Luthers Rom.

**123** Luther, WA 6, 616,23–617,11. Hier liegt im Übrigen die Differenz zu der mitunter als ‚Flugschrift‘ bezeichneten, allerdings nur handschriftlich verbreiteten *Appellation* Gregor Heimbürgs von 1461, der sich ebenfalls gegen seinen Bann zur Wehr setzte. Heimbürg argumentiert persönlich und greift seinerseits die Kurie und Papst Pius II. an; Luther inszeniert die Durchsetzung der christlichen Wahrheit ohne persönliche Rücksichten. Vgl. Kemper (1984) Manifest; Schwitalla (1983) Flugschriften, S. 164–190.

**124** Vgl. Reinhardt (2016) Luther der Ketzer, S. 136, der Luther in seiner öffentlichen Gegnerschaft zum römischen Antichristen in die Rolle eines „Gegenspielers“ eingerückt sieht. Dass Luther von seinen Parteigängern als Prophet wahrgenommen wurde, zeigt schon das Zitat Spenglers, Fn. 85. Luther hat jedoch die Prophetenrolle nie für sich in Anspruch genommen, ihr sogar explizit widersprochen (z. B. in seiner Einleitung zur *grewlichen Figur* des Mönchskalbs; Luther, WA 11, 37), hingegen auf den Buchdruck verwiesen als das letzte und größte Geschenk, durch welches „Gott die sach [des Evangeliums] treibet. Es ist letzte flamme vor dem ausleschen der welt; sie ist Gott lob am ende.“ (Luther, WATr 2, 650).

**125** Luther, WA 6, 621,32f.

auch im argumentationslogischen Sinn, insofern Luther die Bulle aus ihren „eygen wortten“ widerlegt.<sup>126</sup> Dabei macht sich Luther das summarische Verfahren der Bulle zunutze, womit die Kurie die lutherischen Büchlein insgesamt auszugrenzen versuchte. Da sie die Sätze Luthers zwar als ärgerlich, irrig oder ketzerisch beschreiben, dann jedoch sämtliche Sätze ohne weitere Differenzierung verdammen, zeigen die „lieben Bullistenn“ selbst an, dass sie keineswegs alle inkriminierten Artikel für ketzerisch halten, obwohl sie genau diesen Eindruck zu erwecken versuchen.<sup>127</sup> Denn was nicht ketzerisch sei, das sei zwar möglicherweise anstößig, aber notwendig christlich und wahr, weshalb die „Bullistenn“ faktisch die von ihnen selbst „klar erkante warheit vordammen“, und das „ausz keyner ander ursach, den das sie yhn unleydlich und ergerlich“ sei.<sup>128</sup> Aber „szo die

**126** Deutsches Rechtswörterbuch (DRW): Retorsion. (<https://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige?term=Retorsion&index=lemmata> (letzter Zugriff: 26.10.2021].) Vgl. Gethmann (1995) Retorsion; Knebel (2004) Widerlegung. Vgl. auch Luthers Kennzeichnung seines Verfahrens in der lateinischen Fassung WA 6, 202,15f.: „Retorqueamus autem imprudentiam istam Antichristi in os eius, et ex is sermonibus ipsiusmet iudicemus et condemnemus eum, ut deinceps discat astutius et meliore memoria mentiri.“

**127** Luther, WA 6, 618,1. Vgl. WA 6, 617,12–23: „Sie schreyben in der selben Bullen, das die artikel, szo da auff eien hauffen ertzelet werden, etlich ketzrisch, etlich yrrisch, etlich ergerlich, etlich vorfurisch, etlich vor Christlichen oren unleydenlich sein, und alsoz funfferley artickel machen. Aber so vortzagt ist yhr eigen strefflich schalckhafftig gewissen, das sie nit habenn dorfft klerlich unnd unterschiedlich die selben artickel orttern oder deuten, szondern stellen ein blind urteyl in denn gantzen hauffen, das niemandt wissen kann, wilche sie fur ketzrisch, odder yrrig, odder ergerlich, odder vorfurisch, odder unleydenlich wollen gehalten haben, unnd doch vordammen, Damit sie ein solch narren spiel treyben, das sie wollen unterschid der artickel habenn, und doch niemant die unterschied lassen, szondern hoffen, sie sollen von yderman umb yhres vordammensz wegen on unterscheyd alle fur ketzer gehalten werden“. Luther bezieht sich offenbar auf diese Passage: „[...] omnes et singulos articulos seu errores tanquam, ut praemittitur, respectiva hereticos aut scandalosos aut falsos aut piarum aurium offensivos vel simplicium mentium seductivos et veritati Catholice obviantes damnamus, reprobamus atque omnino reiicimus ac pro damnatis, reprobatis et reiectis ab omnibus utriusque sexus Christi fidelibus haberi debere, harum serie decernimus et declaramus.“ Fabisch/Iserloh (1994) Dokumente, S. 388.

**128** Luther, WA 6, 619,3f.; 21f. Vgl. Luther, WA 6, 618,10f.: „Darumb, was nit ketzrisch wird gescholtenn, das ist schon

buchle sollen vordampft seinn, da kein yrthumb ynnen ist, wie sie klerlich schreyben, szo musz die wahrheit vordampft und yrthumb bestetiget sein".<sup>129</sup> Bei einer Bulle, die die christliche Wahrheit verdammt und den Irrtum bestätigt, kann es sich nur um ein Produkt des Antichrist handeln. Dies vorausgesetzt, kann Luther sich in der konkreten Erörterung der Thesen damit begnügen, seinem laikalen Publikum exemplarisch die christliche Wahrheit der ersten zwölf Artikel zu demonstrieren, indem er der unqualifizierten Verdammung deren qualifizierte Bestätigung entgegenhält und nebenher die niederträchtigen Motive herausstellt, die zur Verwerfung dieser Artikel geführt haben.<sup>130</sup>

Als eskalative Pointe ergibt sich die Verwerfung nicht nur der Bulle, sondern auch der „Bul-listen“ und letztlich der Kurie: Da die Bulle den „christlichen glauben öffentlich und unverschamt leugnet“, solle man sie dem „Romischen Endchrist und D. Ecken seinem Apostel, mit schwefel und fewr heym senden".<sup>131</sup> Sollte der Papst diese Bulle nicht widerrufen, „so sol niemand dran zweyffeln, der bapst sey gottis feynd, Christus verfolger, der christenheit verstorner und der rechte Endchrist".<sup>132</sup> Dieser Konditionalsatz ist keine bloße rhetorische Finte, auch wenn Luther kaum einen Widerruf erwartet haben dürfte – indem er das Verwerfungspotential der Bulle nicht nur gegen ihre Autoren, sondern explizit auch gegen den Papst wendet, dem er nunmehr selbst eine letzte Widerrufsmöglichkeit einräumt, inszeniert Luther die Umkehrung des Exkommunikationsverfahrens mit den Mitteln der Kommunikationsform Flugschrift.<sup>133</sup>

---

Christlich gelobt, seyntemal kein yrthum schadet in der kirchenn, den allein der ketzrische."

**129** Luther, WA 6, 620,13f.

**130** In Bezug auf den 5. Artikel versuchten die Romanisten etwa die Unterteilung der Buße in Reue, Beichte und Genugtuung aus „geytz“ aufrechterhalten, um damit den Ablasshandel zu rechtfertigen (WA 6, 624,10).

**131** Luther, WA 6, 629,11f.

**132** Luther, WA 6, 629,18f.

**133** Vgl. die lateinische Fassung Luther, WA 6, 624: „Et sicut ipsi me excommunicant pro sacrilega haeresi sua, ita eos rursus ego excommunico pro sancta veritate Dei.“ In diesen Rahmen wäre auch die noch weitaus aggressivere Invektive *Wider das Bapstum zu Rom vom Teuffel gestift* (1543) einzuordnen, die gewissermaßen das finale Anathema bildet. Luther spottet darin über die fünfte Bulle, die mittlerweile gegen ihn ausgegangen sei.

## 5 Abschluss

Die vorstehende Analyse ist von der Prämisse ausgegangen, dass invektive Kommunikation einerseits durch Form- und Medienaspekte konstituiert ist, Formen und Medien andererseits durch die Dynamiken invektiver Kommunikation transformiert und mitgeprägt werden. Zur Analyse dieses komplexen Wechselverhältnisses bietet sich das Affordanzkonzept an. Unter diesem Gesichtspunkt wird die Flugschrift bzw. das Büchlein als Kommunikationsform mit invektiven Affordanzen beschreibbar. Das bedeutet weder, dass Phänomene der Invektivität bloße Folgen einer neuen Medientechnik sind, noch, dass alle Büchlein Invektiven beinhalten, sondern dass invektive Kommunikation spezifische Nutzungspotentiale der neuen Kommunikationsform exploriert und in Dienst nimmt: Die hier herausgestellten invektiven Affordanzen der Kommunikationsform „Flugschrift“ lassen sich dabei mit den Begriffen „Publizität“, „Interaktivität“, „Eskalation“ und „Retorsion“ zusammenfassen. Die Büchlein ermöglichten nicht nur eine Beschleunigung der kommunikativen Prozesse und eine Inklusion neuer Rezipientenschichten, sondern auch neue Formen medialer Interaktion, die über die traditionelle Struktur einer Bekanntmachung hinaus ‚Öffentlichkeit‘ herstellen. Die Büchlein machen jedoch nicht nur etwas öffentlich, sondern bilden mediale Verstärker, die geeignet sind, soziokulturelle Barrieren zu überschreiten und den Wirkungsgrad der Invektiven zu erhöhen, indem sie die Anschluss- und Partizipationsmöglichkeiten erweitern und vervielfältigen. Zweitens ermöglichen die Büchlein durch die Beschleunigung der Kommunikation mediale Interaktionen. Diese medial gestützte Interaktivität korreliert mit der eskalativen Eigendynamik des Invektiven, die drittens in unabschließbare Kommunikationsprozesse emergieren, die mit den traditionellen Mechanismen der Diskurskontrolle nicht mehr ohne Weiteres einzuholen sind. Sie konstituieren eine öffentliche Sphäre, in der weitere Bezugnahmen und Interventionen möglich werden, bieten invektive Adressierungen doch kommunikative Anschlussmöglichkeiten für „Schutzreden“ und anderweitige Parteinahmen. Das ist vor allem für die reformatorischen Kommunikationsprozesse von entscheidender Bedeutung. Luthers Medienstrategie rechnet mit dieser selbstverstärkenden

Dynamik invektiver Kommunikation und zwar sowohl hinsichtlich ihrer gemeinschaftsbildenden als auch ihrer polarisierenden Effekte.<sup>134</sup>

Welche dynamisierenden Effekte sich daraus für das Zusammenspiel von Diskursen, Gattungen und Medien ergeben, konnte hier nur angedeutet werden. Die Büchlein erproben nicht nur neue, z. B. intermediale oder diskursive Strategien, sondern orientieren auch auf die kalkulierte Nutzung und ggf. Umnutzung eines invektiven Formenrepertoires und bringen auf diese Weise neue Gattungen hervor. Unter diesem Gesichtspunkt wäre z. B. auch der sog. Reformationsdialog nochmals zu untersuchen. In jedem Fall stellen sich damit Aufgaben für künftige Analysen.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Bömer, Aloys (Hg.) (1924/1978): *Epistolae obscurorum virorum*, 2 Bde. in einem Bd. Einführung und Text. Aalen: Scientia.
- Flörken, Norbert (2014): *Der Streit um die Bücher der Juden (1505–1521)*. Ein Lesebuch. Köln: Universitäts- und Stadtbibliothek.
- Hamm, Berndt/Huber, Wolfgang (Hg.) (1995): *Lazarus Spengler*. Schriften Bd. 1. Schriften der Jahre 1509 bis Juni 1525. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Laube, Adolf /Weiß, Ulman (Hg.) (1997): *Flugschriften gegen die Reformation 1518–1524*. Berlin: Akademie.
- Luther, Martin (1520): *Widder die Bullen des Endchrists*. Wittenberg: Lotter. (VD16 L 7449).
- Luther, Martin (1520): *Adversus execrabilem bullam Antichristi*. Wittenberg: Lotter. (VD16 L 3723).
- Pfefferkorn, Johannes (1516): *Beschyrmung Johannes Pfefferkorn (den man nyt verbrant hat) zeygt menniglichen an den loblichen handell von ym geϕbt zwischen ym und wyder Johann Reuchleyn und der trϕlosen jϕden zusambt yren mithelfers*. Köln: Heinrich von Neuß (VD 16 P 2288).
- Reuchlin, Johannes (1999): *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Widu-Wolfgang Ehlers, Hans-Gert Roloff und Peter Schäfer. Bd. IV: *Schriften zum Bücherstreit*. 1. Teil: *Reuchlins Schriften*. Hrsg. von Widu-Wolfgang Ehlers, Lothar Mundt, Hans-Gert Roloff und Peter Schäfer, unter Mitwirkung von Benedikt Sommer. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Tongern, Arnold von (1512): *Articuli sive propositiones de iudaico fauore nimis suspecte ex libello theutonico domini Joannis Reuchlin legum doctoris*. Köln: Quentel. (VD R 1307).

WA = Luther, Martin (1883–1929): *D. Martin Luthers Werke*. Weimar: Böhlau.

## Forschungsliteratur

- Ammon, Frieder von (2006): ‚Bevor wir Dich hören, Heiligster‘. Die Paratextualisierung der päpstlichen Autorität in Ulrich von Hutten's Edition der Bulle *Exsurge Domine*. In: *Sonderforschungsbereich 573: Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit (15.–17. Jahrhundert)*. *Mitteilungen* 1, S. 31–38.
- Bellingradt, Daniel/Schilling, Michael (2013): *Flugpublizistik*. In: Binczek, Natalie/Dembeck, Till/Schäfer, Jörgen (Hg.): *Handbuch Medien der Literatur*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 273–289.
- Bellingradt, Daniel (2011): *Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches*. Stuttgart: Steiner.
- Bellingradt, Daniel (2008): *Die vergessenen Quellen des Alten Reiches. Ein Forschungsüberblick zu frühneuzeitlicher Flugpublizistik im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation*. In: Blome, Astrid/Böning, Holger (Hg.): *Presse und Geschichte. Leistungen und Perspektiven der historischen Presseforschung*. Bremen: edition lumière, S. 77–95.
- Bornkamm, Karin (1998): *Christus – König und Priester. Das Amt Christi bei Luther im Verhältnis zur Vor- und Nachgeschichte*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Brecht, Martin (1990): *Martin Luther*. Bd. 1. Stuttgart: Calwer Verlag.
- Bremer, Kai (2005): *Religionsstreitigkeiten. Volkssprachliche Kontroversen zwischen altgläubigen und evangelischen Theologen im 16. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Burkhardt, Johannes (2002): *Das Reformationsjahrhundert: Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dahinden, Urs/Trappel, Josef (2010): *Mediengattungen und Medienformate*. In: Bonfadelli, Heinz/Jarren, Otfried/Siegert, Gabriele (Hg.): *Einführung in die Publizistikwissenschaft*. Bern: Haupt, S. 433–475.
- De Boer, Jan-Hendryk (2016): *Unerwartete Absichten – Genealogie des Reuchlinkonflikts*. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- De Boer, Jan-Hendryk (2017): *Pfefferkorn's Books or the Most Rational Man in the World*. In: Adams, Jonathan/Heß, Cordelia (Hg.): *Revealing the Secrets of the Jews. Johannes Pfefferkorn and Christian Writings about Jewish Life and Literature in Early Modern Europe*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 79–96.
- Deutsches Rechtswörterbuch (DRW): *Retorsion*. (<https://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/cgi/zeige?term=Retorsion&index=lemmata> (letzter Zugriff: 26.10.2021)).
- Dörner, Gerald (2011): *Reuchlin (Rochlin, Roechlin; Capnion), Johannes*. In: *Worstbrock, Franz-Josef (Hg.): Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*. Berlin/Boston: De Gruyter, Sp. 579–633.

**134** Zu den polarisierenden und inkludierenden Effekten von Invektivität vgl. Schwerhoff (2017) *Radicalism*, S. 50; des Weiteren Bremer (2005) *Religionsstreitigkeiten*, S. 213–221.



- Dröse, Albrecht (2004): Die frühe Reformation. In: Röcke, Werner/Münkler, Marina (Hg.): Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. München: Hanser, S. 198–241.
- Dürscheid, Christa (2005): Medien, Kommunikationsformen, kommunikative Gattungen. In: *Linguistik online* 22/1. URL: <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/752> (letzter Zugriff: 26.10.2021).
- Eder, Klaus (1994): Das Paradox der ‚Kultur‘. Jenseits einer Konsensustheorie der Kultur. In: *Paragrana* 3/1, S. 148–173.
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine et al. (2017): Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2/1, S. 2–14.
- Flachmann, Holger (1996): Martin Luther und das Buch. Eine historische Studie zur Bedeutung des Buches im Denken und Handeln des Reformators. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Fox, Richard/Panagiotopoulos, Diamantis/Tsouparopoulou, Christina (2015): Affordanz. In: Meier, Thomas/Ott, Michael R./Sauer, Rebecca (Hg.): *Materialie Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 63–70.
- Frey, Winfried (1990): Der ‚Juden-Spiegel‘ – Johannes Pfefferkorn und die Volksfrömmigkeit. In: Dinzelsbacher, Peter/Bauer, Dieter R. (Hg.): *Volksreligion im hohen und späten Mittelalter*. Paderborn/München/Wien et al.: Schöningh, S. 177–193.
- Gethmann, Carl Friedrich (1995): Retorsion. In: Mittelstrass, Jürgen (Hg.): *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*. Bd. 3. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 597–601.
- Giesecke, Michael (1998): Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grane, Leif (1994): Martinus Noster. Luther in the German Reform Movement 1518–1521. Mainz: Zabern.
- Green, Dennis H. (1990): Hören und Lesen. Zur Geschichte einer mittelalterlichen Formel. In: Raible, Wolfgang (Hg.): *Erscheinungsformen kultureller Prozesse*. Jahrbuch 1988 des SFB ‚Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit‘. Tübingen: Narr, S. 23–44.
- Hamm, Berndt (1996): Die Reformation als Medienereignis. In: *Jahrbuch für biblische Theologie* 11, S. 137–166.
- Heinrich, Christian (2016): Was versteht man unter einer Streitschrift? Versuch einer Neudefinition. In: Hartmann, Florian (Hg.): *Brief und Kommunikation im Wandel*. Medien, Autoren und Kontexte in den Debatten des Investurstreits. Köln/Weimar: Böhlau, S. 91–102.
- Heß, Cordelia (2017): Jew-Hatred Sells? Anti-Jewish Print Production in the German Dialects. In: Adams, Jonathan/Heß, Cordelia (Hg.): *Revealing the Secrets of the Jews*. Johannes Pfefferkorn and Christian Writings about Jewish Life and Literature in Early Modern Europe. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 121–134.
- Hillerbrand, Hans J. (1969): Martin Luther and the Bull Exsurge Domine. In: *Theological Studies* 30, S. 108–112.
- Hohenberger, Thomas (1996): Lutherische Rechtfertigungslehre in den reformatorischen Flugschriften der Jahre 1521–22. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hoppmann, Michael (2011): Debattierwettstreit. In: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 10. Darmstadt: WBG, Sp. 197–204.
- Israel, Uwe (2019): Defensio oder Die Kunst des Invektierens im Oberrheinischen Humanismus. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 46/3, S. 407–441.
- Kampe, Jürgen (1997): Problem „Reformationsdialog“. Untersuchungen zu einer Gattung im reformatorischen Medienwettstreit. Niemeyer: Tübingen.
- Kästner, Alexander/Voigt, Wiebke (2020): Jedermann? Überlegungen zur Potenzialität und Entgrenzung von Öffentlichkeit in der Reformation. In: Kruse, Jan-Philipp/Müller-Mall, Sabine (Hg.): *Digitale Transformationen der Öffentlichkeit*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 123–162.
- Kaufmann, Thomas: Hier stehe ich. Luther in Worms - Ereignis, mediale Inszenierung, Mythos. Stuttgart: 2021.
- Kaufmann, Thomas (2019): Die Mitte der Reformation. Eine Studie zu Buchdruck und Publizistik im deutschen Sprachgebiet, zu ihren Akteuren und deren Strategien, Inszenierungs- und Ausdrucksformen. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kaufmann, Thomas (2018): Der Anfang der Reformation. Studien zur Kontextualität der Theologie, Publizistik und Inszenierung Luthers und der reformatorischen Bewegung. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kaufmann, Thomas (Hg.) (2014): *Martin Luther. An den christlichen Adel deutscher Nation*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kaufmann, Thomas (2017): Von der Handschrift zum Druck – einige Beobachtungen zum frühen Luther. In: Kaufmann, Thomas/Mittler, Elmar (Hg.): *Reformation und Buch*. Akteure und Strategien frühreformatorischer Druckerzeugnisse. Wiesbaden: Harrasowitz, S. 9–36.
- Kemmann, Ansgar (2006): Debatte als didaktisches Instrument. In: Kramer, Olof (Hg.): *Rhetorik der Debatte*. Tübingen: Niemeyer, S. 55–67.
- Kemper, Raimund (1984): *Gregor Heimbürgs Manifest in der Auseinandersetzung mit Pius II*. Mannheim: Verlag der Quadrate-Buchhandlung.
- Kirn, Hans-Martin (1989): *Das Bild vom Juden im Deutschland des frühen 16. Jahrhunderts*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kirn, Hans-Martin (2013): Pfefferkorn, Johannes. In: Worstbrock, Franz Josef/Wachinger, Burghart/Keil, Gundolf et al. (Hg.): *Deutscher Humanismus 1480–1520*. Verfasserlexikon Bd. 2. Berlin/Boston: De Gruyter, Sp. 434–441.
- Knape, Hans-Joachim/Luppold, Stefanie (2008): *Rhetorische und stilistische Praxis des Deutschen*



- in den deutschsprachigen Ländern in Humanismus, Renaissance, Reformation. In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hg.): Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Berlin/New York: De Gruyter, S. 385–413.
- Knebel, Sven K. (2004): Widerlegung. In: Archiv für Begriffsgeschichte 46, S. 9–28.
- Köhler, Hans-Joachim (Hg.) (1981): Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit: Beiträge zum Tübinger Symposion 1980. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Köhler, Hans-Joachim (1986): Erste Schritte zu einem Meinungsprofil der frühen Reformationszeit. In: Volker Press/Stievermann, Dieter (Hg.): Martin Luther: Probleme seiner Zeit. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 244–328.
- Köhler, Hans-Joachim (1976): Die Flugschriften: Versuch der Präzisierung eines geläufigen Begriffs. In: Molitor, Hansgeorg/Rabe, Horst/Rublack, Hans-Christoph (Hg.): Festgabe für Ernst Walter Zeeden zum 60. Geburtstag am 14. Mai 1976. Münster: Aschendorff, S. 36–61.
- Kramer, Olof (Hg.): Rhetorik der Debatte. Tübingen: Niemeyer.
- Kühn, Peter (1995): Mehrfachadressierung. Untersuchungen zur adressatenspezifischen Polyvalenz sprachlichen Handelns. Tübingen: Niemeyer.
- Leppin, Volker (2015): Vorlesung im Sommersemester 2015. 18. Sitzung. Tübingen: Eberhard-Karls-Universität. URL: [https://timms.uni-tuebingen.de/tp/UT\\_20150622\\_001\\_1515\\_0001](https://timms.uni-tuebingen.de/tp/UT_20150622_001_1515_0001) (letzter Zugriff: 26.10.2021)
- Levine, Caroline (2015): Forms: Whole, Rhythm, Hierarchy, Network. Princeton: Princeton University Press.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2013): Sprachliche Ausgrenzung im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2017): „Wer Christum nicht erkennen will, den las man fahren“. Luthers Antijudaismus. In: Wolf, Norbert Richard (Hg.): Martin Luther und die deutsche Sprache. Heidelberg: Winter, S.147–166.
- Manuwald, Gesine (2016): Rezension zu Frank-Thomas Ott (2013): Die zweite Philippica als Flugschrift in der späten Republik. Berlin/Boston: De Gruyter. In: Klio 98/2, S. 773–777.
- Martin, Ellen (1994): Die deutschen Schriften des Johannes Pfefferkorn. Zum Problem des Judenhasses und der Intoleranz in der Zeit der Vorreformation. Göppingen: Kümmerle.
- Matheson, Peter (1998): The Rhetoric of Reformation. Edinburgh: T&T Clark.
- Mirbt, Carl (1894): Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII. Leipzig: Hinrichs'sche Buchhandlung.
- Moeller, Bernd (1979): Stadt und Buch: Bemerkungen zur Struktur der reformatorischen Bewegung in Deutschland. In: Mommsen, Wolfgang J. (Hg.): Stadtbürgertum und Adel in der Reformation. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 25–39.
- Moeller, Bernd (2001): Die frühe Reformation als Kommunikationsprozeß. In: Moeller, Bernd/Schilling, Johannes (Hg.): Luther-Rezeption: Kirchenhistorische Aufsätze zur Reformationsgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 73–90.
- Münkler, Marina (2019): Luthers Rom. Augenzeugenschaft, Invektivität und Konversion. In: Mauntel, Christoph/Leppin, Volker (Hg.): Transformationen Roms in der Vormoderne. Basel/Stuttgart: Kohlhammer, S. 213–242.
- O'Callaghan, Daniel (2016): The Preservation of Jewish Religious Books in Sixteenth-Century Germany: Johannes Reuchlin's Augenspiegel. Leiden: Brill.
- Oelke, Harry (1992): Die Konfessionsbildung des 16. Jahrhunderts im Spiegel illustrierter Flugblätter. Berlin/New York: De Gruyter.
- Ott, Michael Ralf (2010): Die Erfindung des Paratextes – Überlegungen zur frühneuzeitlichen Textualität. Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg: <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/7858> (letzter Zugriff: 26.10.2021).
- Ott, Frank-Thomas (2013): Die zweite *Philippica* als Flugschrift in der späten Republik. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Pettegree, Andrew/Hall, Matthew (2004): The Reformation and the Book. In: The Historical Journal 47/4, S. 785–808.
- Pettegree, Andrew (2017): Print and the Reformation: A Drama in Three Acts. In: Church History 86/4, S. 980–997.
- Price, David (2011): Johannes Reuchlin and the Campaign to Destroy Jewish Books. New York: Oxford University Press.
- Reppen, Konrad (1994): Antimanifest und Kriegsmanifest. Die Benutzung der neuen Drucktechnik bei der Mainzer Stiftsfehde 1461/63 durch die Erzbischöfe Adolf von Nassau und Diether von Isenburg. In: Helmuth, Johannes/Müller, Heribert (Hg.): Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen. Bd. 2. München: Oldenbourg, S. 781–803.
- Röcke, Werner (1989): Lehrdichtung. In: Grimm, Gunter E./Max, Frank Rainer (Hg.): Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren. Bd. 1. Mittelalter. Stuttgart: Reclam, S. 442–457.
- Reinhardt, Volker (2016): Luther der Ketzer. Rom und die Reformation. München: Beck.
- Roos, Heinrich (1957): Die Quellen der Bulle ‚Exsurge Domine‘ (15.06.1520). In: Außer, Johann/Volk, Hermann (Hg.): Theologie in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Michael Schmaus zum sechzigsten Geburtstag. München: Zink, S. 909–926.
- Rosseau, Ulrich (2001): Die Kipper und Wipper als publizistisches Ereignis (1620–1626). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Berlin: Duncker & Humblot.
- Rössing-Hager, Monika (1981): Wie stark findet der nicht-lesekundige Rezipient Berücksichtigung in den Flugschriften? In: Köhler, Hans-Joachim (Hg.): Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit: Beiträge zum Tübinger Symposion 1980. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 77–137.

- Thaller, Anja/Rückert, Peter (2017): Der Druck der Bannandrohungsbulle. In: Rückert, Peter (Hg.): Freiheit – Wahrheit – Evangelium. Reformation in Württemberg. Katalogband zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart 13. September 2017 bis 19. Januar 2018. Ostfildern: Thorbecke, S. 118–119.
- Thaller, Anja: Exsurge Domine: Die Bannandrohungsbulle Papst Leos X. gegen Martin Luther. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 79 (2020), S. 133–158.
- Scribner, Robert W. (1981): For the Sake of Simple Folk: Popular Propaganda for the German Reformation. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schild, Hans-Jochen (1994): Debatte. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 2. Tübingen/Berlin/New York: De Gruyter, S. 413–423.
- Schilling, Michael (1990): Bildpublizistik der Frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700. Tübingen: Niemeyer.
- Schwerhoff, Gerd: Radicalism and ‚Invectivity‘. Hate Speech in the German Reformation. In: Heal, Bridget/Kremers, Anorthe (Hg.): Radicalism and Dissent in the World of Protestant Reform. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 36–52.
- Schwitalla, Johannes (1983): Deutsche Flugschriften. Textsortengeschichtliche Studien. Tübingen: Niemeyer.
- Schwitalla, Johannes (1999): Flugschrift. Tübingen: Niemeyer.
- Stöber, Rudolf (2014): Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Konstanz/München: UVK.
- Störmer-Caysa, Uta (2003): Spiegel. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3: P–Z. Berlin/New York: De Gruyter, S. 467–469.
- Straßner, Erich (2002): Kommunikative Aufgaben und Leistungen des Flugblatts und der Flugschrift. In: Leonhard, Joachim-Felix/Ludwig, Hans-Werner/Schwarze, Dietrich et al. (Hg.): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Berlin/New York: De Gruyter, S. 794–802.
- Talkenberger, Heike (1994): Kommunikation und Öffentlichkeit in der Reformationszeit: Ein Forschungsreferat 1980–1991. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur: Forschungsreferate. Sonderheft 6, S. 1–26.
- Winkler, Hartmut (1997): Docuverse. Zur Medientheorie der Computer. München: De Boer.
- Wittmann, Reinhard (1999): Geschichte des deutschen Buchhandels. 2., durchges. und erw. Aufl. München: Beck.
- Weyrauch, Erdmann (2001): Das Buch als Träger der frühneuzeitlichen Kommunikationsrevolution. In: North, Michael (Hg.): Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 1–14.
- Wohlfel, Rainer (1984): ‚Reformatorsche Öffentlichkeit‘. In: Grenzmann, Ludger/Stackmann, Karl (Hg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. DFG-Symposium 1981. Stuttgart: Metzler, S. 41–51.
- Zillien, Nicole (2009): Die (Wieder-)Entdeckung der Medien. Das Affordanzkonzept in der Mediensoziologie. In: Sociologia Internationalis. Internationale Zeitschrift für Soziologie, Kommunikations- und Kulturforschung 2, S. 161–181.
- Zillien, Nicole (2019): Affordanz. In: Liggieri, Kevin/Müller, Oliver (Hg.): Mensch-Maschine-Interaktion. Handbuch zu Geschichte – Kultur – Ethik. Berlin: Metzler/Springer Nature, Kap. III Begriffe und Konzepte, S. 226–228.

## Abbildungen

Abb. 1: Johannes Pfefferkorn (1507): Der Juden Spiegel. Nürnberg: Huber (VD16 P 2300). BSB München, Sig. Res/4 Polem. 3340,6 (CC-Lizenz 4.0 bzw. CC BY-NC-SA 4.0); <https://daten.digitalisierungen.de/bsb00003130/images/index.html?fip=193.174.98.30&seite=3&pdfseite>

Abb. 2: Johannes Pfefferkorn (1521): Ajn mitleydliche claeg vber alle claeg, an unsern allergnedichsten Kayser und gantze deutsche Nacion. Köln: Kruffter (VD 16 P2317). BSB München, Sig. Res/4 Polem. 2328 p (CC-Lizenz 4.0 bzw. CC BY-NC-SA 4.0); <https://daten.digitalisierungen.de/0002/bsb00025516/images/index.html?id=00025516&groesser=&fip=qrsytzseayasda-seayaxsfsdrxdysdsaseaya&no=7&seite=9>

Abb. 3: Luther, Martin (1520): Widder die Bullen des Endchrists. Wittenberg: Lotter (VD16 L 7449). Staatsbibliothek zu Berlin, Sig. Luth. 1411<ter> (Public Domain Mark 1.0, free of copyright); <http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB0002095200000000>

---

**Artikel**

Katja Kanzler\*

# **Invective Form in Popular Media Culture: Genre – Mode – Affordance**

**Abstract:** The following article outlines a way to conceptualize invective form in popular culture that is particularly interested in accommodating the range, fluidity, and slipperiness that define pop-cultural invectivity. It is an approach that draws on one very well-established concept of formal criticism – that of mode – and one concept that has recently been brought to the fold of formalist inquiry – that of affordance. I will argue that conceiving of invective form in popular culture as a mode and as an affordance allows to address the diversity and range of external forms by which pop-cultural invectivity operates. In addition, it brings into focus the fluidity that marks the repertoire of invective popular culture, its paradoxical tendency to gravitate toward routinization in more set conventions, only to conspicuously push against these conventions' boundaries. Finally, to conceive of the invective valence of the mode's repertoire not as a fixed property but as an affordance helps talk about the volatility and dynamism of invective performances in popular culture, the way in which their invective effects are contingent on the social positionality from and for which they realized, and the way in which their invective valence is open for resignification.

**Keywords:** invective mode; affordance, genre criticism, modal criticism, popular culture, resignification, US-American culture – Affordanz, Genrekritik, Populärkultur, Resignifikation, US-amerikanische Kultur, Invektivität, Modaltheorie

\*Prof. Dr. Katja Kanzler, Leipzig University, American Studies, Professor and Chair for American Literature, katja.kanzler@uni-leipzig.de

Throughout the 2010s, HBO's *Veep*<sup>1</sup> was one of the reliably successful contenders in television award competitions. *Veep* stood out as a profanity-ridden comedy, revolving around the character of a foulmouthed female vice president and a satirical portrayal of the political class as narcissistic and incompetent. The show came to an end in 2019, after both producers and commentators had been noting how the arrival of a real president that rivaled the show's fictional one both in incompetence and offensiveness had made it difficult to write for the show. At about the same time, a program that broke viewer records as the most watched cable reality tv show was *Duck Dynasty*<sup>2</sup>, a family reality show that staged its protagonists, the Robertsons, as 'rednecks' – a derogatory stereotype of poor white people in the rural South that the show both actualized in its portrayal of the Robertsons as spectacularly crass and unsophisticated, and that it resignified at the same time as a badge of anti-elite pride. One of the protagonists, Willie Robertson, gave a speech

at the Republican National Convention that nominated Donald Trump as the party's presidential candidate. Finally, in the wake of Trump's eventual election, *The Late Show with Stephen Colbert*<sup>3</sup> saw a phenomenal rise in popularity, turning into the most watched program on the crowded Late Show-market – especially among viewers that represent the kind of urban, liberal 'elites' that the Robertsons regularly belittled. Commentators consistently suggest that it became so successful because of its extensive satiric put-downs of president Trump.<sup>4</sup>

That list could be continued. What it illustrates is that contemporary US-American popular culture is ripe with moments of invective:<sup>5</sup> Popular media culture of the 21<sup>st</sup> century, to a significant

<sup>1</sup> Ianucci (2012–2019) *Veep*.

<sup>2</sup> A&E Networks (2012–2017) *Duck Dynasty*.

<sup>3</sup> Colbert (2015–present) *Late Show*.

<sup>4</sup> This is recurrent theme in commentary on how the ratings of Colbert's show have been rising since the beginning of Trump's presidency. For a recent example, see Koblin's article (2019) in *The New York Times*.

<sup>5</sup> It might seem tempting to trace the invective orientation of contemporary US popular culture to Donald Trump's presidency. However, I would suggest that Trump's ascendancy to the White House is not cause of the apparent invective turn in the popular but another symptom. After

extent, organizes around performances of depreciation, devaluation, disparagement; or, the other way around, performances of invective unfold considerable popular appeal in the commercial media culture of the contemporary moment. The above examples further illustrate that these invective performances are marked by a notable diversity: They are diverse in terms of the flavors of symbolic abuse that they dramatize, ranging from (seemingly playful) ridicule and mockery to (seemingly serious) insult and vituperation. They are also diverse in terms of how they actualize the antagonistic constellation of invective practices,<sup>6</sup> from scenarios of intradiegetic confrontation in which invector and investee are present in and as characters, to constellations of invective by proxy in which the devaluation originates from the authorial agency of the 'text', manifesting itself in patterns of characterization that invectively construct characters as other, debased, inferior.<sup>7</sup>

As a scholar working in the tradition of American studies, I am chiefly interested in the cultural work that these invective moments do, and I believe that, to fully understand this work, we need to look at their form(s): The forms of popular culture organize what its materials can say and do; they 'order, pattern, and shape' the ways in which these materials can "help[...] construct the frameworks, fashion the metaphors, create the very language by which people comprehend their experiences and think about their world."<sup>8</sup> But how is it possible to conceptualize the formal principles of pop-cultural invectivity in the face of such diversity? The arguable master category of formal criticism, genre, is very productive for exploring the conventions of specific formations of this invectivity – say, of particular, historically

---

all, Trump's public persona, which he still capitalizes on, was made on television.

**6** In talking about constellations of invective practice, I am taking my cue from Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) *Invektivität*. The article serves as a major intellectual framework for my thinking throughout this essay.

**7** For a more detailed discussion of the distinction between authorial and figural invective in narrative materials, see Kanzler (2019) *(Meta)Disparagement*, p. 16f.

**8** Lauter (1999) *Reconfiguring*, p. 23. This is Paul Lauter's influential definition of cultural work. The phrase 'order, pattern, and shape' is adapted from Caroline Levine's conception of form in her influential book *Forms: Whole, Rhythm, Hierarchy, Network*, which has greatly inspired my overall thinking in this essay.

and medially specific formations of comedy that producers and consumers treat as genres<sup>9</sup> – but it runs into its limitations when one is interested in the larger phenomenon. My thinking in this essay proceeds from the observation that pop-cultural invectivity regularly exceeds the boundaries of genre(s). There seem to be multiple reasons for this. One is that symbolic abuse in popular culture draws on such a wide range of rhetorical tools and emotional registers, from insult to mockery, from rage to condescension, from the fictionalized or playful to the sincerely vitriolic – and, frequently, pop-cultural materials keep the boundaries between these poles conspicuously blurry. As pop-cultural invectivity thus spans not individual but a multiplicity of genres, where it is more or less pronounced, conceptualizing it solely in terms of genre would result in a list of genres that always feels incomplete.

A second reason is that the popular forms of symbolic abuse seem to oscillate between poles of fixity and fluidity: On the one hand, they are often tied to tried-and-true conventions, to formulas and stereotypes that have proven to put down, to provoke. But on the other hand, they are constantly adapting to new medial and social ecosystems, within a market framework that encourages some degree of distinction, e.g. through the strategies of "serial outbidding" that Kelleter/Jahn-Sudmann theorize.<sup>10</sup> Invective popular culture seems to intensify the "dialectic of repetition and innovation" that Eco observes in popular culture in general:<sup>11</sup> Invectivity is uniquely suited for the conspicuous breaking of conventions, for pushing the boundaries of what is usually seen and heard on popular media, for moments of provocation. At the same time, invectivity in popular culture seems to require routinization and ritual, possibly to defang and reign it in, possibly also in order to accrue cultural meaning.

A third and final reason might be that – because invectivity in popular culture is not primarily

---

**9** As Jane Feuer (1992) highlights, television-, and more broadly, popular media-studies tends to work with a concept of genre as a "tacit contract between the motion picture industry and the audience" (p. 143), as "systems of orientations, expectations, and conventions that circulate between industry, texts, and subjects" (p. 144), as she puts it with Steve Neale.

**10** Kelleter/Jahn-Sudmann (2012) *Dynamik*.

**11** Eco (1997) *Innovation and Repetition*, p. 26.



designed to hurt and put down people, but to sell entertainment – it is notoriously slippery in its rhetorical motivations and meanings. As the economic logic of commercial popular culture demands that its materials reach the largest possible audience,<sup>12</sup> one might even argue that its materials are actively interested in not offending anyone. So invective popular culture tends to ambiguate its intentions and meanings, playing with the boundaries between actual and non-actual communication (e.g., fiction/non-fiction, irony/sincerity), and often encouraging practices of appropriation that resignify insult as empowerment.

In the following, I want to outline a way to conceptualize invective form in popular culture that is particularly interested in accommodating the range, fluidity, and slipperiness that define pop-cultural invectivity. It is an approach that draws on one very well-established concept of formal criticism – that of mode – and one concept that has recently been brought to the fold of formalist inquiry – that of affordance. My underlying argument is that conceiving of popular invective as a mode and as an affordance brings into focus aspects that are quite central to the phenomenon yet hard to grasp with other formalist approaches. I will illustrate my theoretical reflections with a few examples from the tv show *Duck Dynasty* that I just mentioned.

## 1 Mode: Invective as (Performative) Practice

For quite some time now, the concept of mode has been a go-to fix for moments when formal criticism runs into the limitations of genre. It is particularly in moments where scholars aim to theorize forms across historical periods or media that the concept of genre often becomes too rigid. This is the case, for example, when Griffin seeks to conceptualize satire across the centu-

<sup>12</sup> The economic organization of commercial popular culture has, of course, changed considerably with the advent of new media and the attendant shift from an economy of broadcasting to one of 'narrowcasting' and niche marketing. In this new economy, it can make sense to offend and lose some audiences in order to win and bind other, economically more interesting audiences. But even in such niche constellations, audience size does matter.

ries of its use.<sup>13</sup> No generic category, he finds, can accommodate "satire's immense and perhaps incomprehensible variety: (in verse alone) formal satire, epistle, letter from the country, lampoon, epigram, session of the poets, advice to a painter – to say nothing of parodic forms."<sup>14</sup> Along with several other scholars,<sup>15</sup> he instead proposes to think of satire as a mode or "procedure" that can tie itself to all kinds of formal expressions.

Yet not only a form like satire, that shares the diversity and dynamism of invective, poses such problems, also a seemingly more narrow and specific literary form like the picaresque does. When Wicks theorizes the picaresque as it manifests itself from 17th-century Spanish narratives to the 20th-century novel, he also finds that the concept of genre does not work:

The search for a picaresque genre concept has fluctuated between two extremes, which ultimately cancel themselves out: a rigidly historical approach that seeks a genre so pure that no two texts together can verify it, and an ahistorical approach that posits a genre concept so inclusive that its many texts in their diversity invalidate it.<sup>16</sup>

His solution, too, is to conceptualize the picaresque as a mode which features "in widely varying degrees in much fiction that could not by even the most generous generic measure be considered picaresque fictions proper."<sup>17</sup>

In their details, the modal concepts that Griffin and Wicks use are not fully congruous – in fact, it often seems that mode can operate as a solution to problems of genre criticism precisely because it is a somewhat suggestive category, capable of mobilizing thinking thanks to a productive openness<sup>18</sup>. What does unite Griffin's and Wicks' uses of mode, however, is that they approach it as a

<sup>13</sup> See especially Münkler in this issue.

<sup>14</sup> Griffin (1994) *Satire*, p. 3.

<sup>15</sup> See, e.g., Fowler (1982) *Kinds*; Knight (2004) *Literature*; Phiddian (2013) *Satire*.

<sup>16</sup> Wicks (1989) *Picaresque*, p. 36f.

<sup>17</sup> Wicks (1989) *Picaresque*, p. 43.

<sup>18</sup> Because the term 'mode' is so suggestively open, it has been employed and theorized in several contexts. Next to its development in the context of genre criticism, with which I am concerned here, one notable other example would be the concept of 'narrative modes' that is used in narratology.

category that is independent of form in the narrow sense – as, if you will, a practice rather than a form. Wicks thinks of modes as distinct ways of imagining fictional worlds – of imagining them as “better than the world of experience, [...] worse than it, or [...] more or less equal to it”;<sup>19</sup> for Griffin, modes denote even more loosely conceived ‘procedures’ of fiction. Across its often incongruous uses, the term mode denotes specific practices of creating textual artifacts: ways of writing<sup>20</sup> or performing aesthetically mediated communication, which can be realized in a potentially open-ended variety of formal ways. This conception of mode as a practice has two consequences that are particularly significant for my purposes. One is gradability: Modes do not have to be thought of in terms of absolute presence or absence; they can be present in textual artifacts to a gradable extent, i.e., more or less prominently. The second consequence follows from this: Textual artifacts are regularly informed by more than one mode. Modes regularly cohabit and interact with each other in textual artifacts.

Thus approaching mode as a practice makes it a very open, perhaps unproductively vague concept. To get a better fix on its conceptual boundaries, several scholars have considered a relationship between modes and genres. Fowler, who has developed one of the most comprehensive theorizations of literary types in Anglo-American studies, argues that modes are closely related to genres, or “kinds”, as he calls them. For him, kinds are historically situated genres that distinguish themselves by particular properties – a “generic repertoire”<sup>21</sup> – which usually includes a broad range of aspects: distinctive subjects, character types, plot-structures, topoi, moods, styles, values, and, importantly, always a distinctive external form. Some of these kinds, he observes, become transformed into modes. And while Fowler concedes that we simply might not yet have recognized all the modes that are circulating in the culture,<sup>22</sup> his examples suggest that it tends to be the culturally most resonant

and productive kinds that ‘bleed’ into modes. In modes, the generic properties of kinds become translated into more generalized, more flexible and mobile, less formally bound principles. Compared to kinds, modes feature a reduced generic repertoire, “a selection only of the corresponding kind’s features, and one from which overall external structure is absent.”<sup>23</sup> The fact that modal terms tend to be adjectives (satiric, comedic) while the terms for genres are nouns (satire, comedy), for Fowler, highlights that “modal terms never imply an external form.”<sup>24</sup> One of the key effects of a kind’s transformation into a mode is mobilization: Its generic repertoire gets mobilized both synchronically, across different external forms, and diachronically, across time.

If one follows Fowler’s ideas to think the invective in popular culture as a mode, this immediately raises the question what might be the parent genre of such an invective mode. This is a challenging question – and its challenges, in fact, echo the problems that Fowler himself has when identifying a singular generic ‘source’ for some of the modes he discusses.<sup>25</sup> Perhaps the process of exchange between genres and modes is not as unidirectional as Fowler wants to have it, but rather goes both ways: Genres can become mobilized as modes, and just as regularly, modes coagulate into genres, i.e., they attach themselves to external forms that become conventionalized as historically situated kinds. The question what came first, the genre or the mode, might be less significant than acknowledging a dialectical relationship between the two.

Reconceiving Fowler’s ideas in this way slightly shifts the question, to the effect of asking what might have been early genre formations in which the invective mode took solid shape and evolved its modal repertoire. I want to point to two particularly influential formations within English-language traditions – which, incidentally, overlap to an extent that seems to stand testimony to the existence of a connecting, possibly prior, modal

<sup>19</sup> Wicks (1989) *Picaresque*, p. 41.

<sup>20</sup> The phrase ‘ways of writing’ indicates that there is significant overlap between the modal theory I outline and German-language theorizing on ‘*Schreibweisen*’ (see especially Hempfer [1973]).

<sup>21</sup> Fowler (1982) *Kinds*, p. 55.

<sup>22</sup> Fowler (1982) *Kinds*, p. 109.

<sup>23</sup> Fowler (1982) *Kinds*, p. 107.

<sup>24</sup> Fowler (1982) *Kinds*, p. 107.

<sup>25</sup> For Fowler (1982) *Kinds*, the most challenging mode is, again, the satiric: “Satire is the most problematic mode to the taxonomist, since it appears never to have corresponded to any one kind”, he writes, and ends up concluding: “Diversity of form is paradoxically the ‘fixed’ form of satire” (p. 110).

impulse. One is a form known as ‘flyting,’ a practice of stylized invective contest that circulated across some of the earliest canonical English texts, including Chaucer’s *Canterbury Tales* and several of Shakespeare’s plays, and that became tightly conventionalized in 15th- and 16th-century Scottish poetry.<sup>26</sup> These flyting poems – like the other literary uses, related to even older conventions of flyting in heroic epic traditions – were highly patterned confrontations between two poets, in which each tried to demonstrate his superior poetic skill through ever more elaborate and fanciful insults of the other. While performances of flyting in the epic tradition characteristically involve warrior-characters who follow up their verbal confrontation with physical battle, Parks notes, Scottish flyting poetry constitutes what he calls “ludic flyting” which “does not seem to bring with it any martial entailments.”<sup>27</sup> In flyting poetry, poets take out their rivalry on the field of a purely verbal, invective contest. While the rivalry between them might have been real and might have formed an actual motivation for the attack, its performance in poetry was framed as entertainment.<sup>28</sup> The genre’s conventionalized strategies for demonstrating superiority include the use of technically demanding stanzaic forms, creative realizations of the established topoi of insult (non-normative physical appearance, sexual practices, family origin, poetical [in]eptitude, etc.), the use of a conspicuously sophisticated lexicon but also of conspicuously vulgar words.<sup>29</sup> Flyting poetry – with its many ties in foundational Anglophone literary traditions and its many echoes in contemporary popular culture – could be argued to be one early genre formation in which the invective mode attached itself to a set of cul-

turally recognized conventions and evolved its modal repertoire.

The other genre I want to point out is satire, with its robust and lively tradition in the English-language imagination, which also informs so much of contemporary popular culture. Of course, it would be more accurate to speak of several generic formations here, since the satiric, as already noted, has tied itself to several external forms, also in the foundational periods of Anglophone literary history, ranging, if you will, from John Dryden’s poetry to Jonathan Swift’s prose. Satire is one of the literary formations that Northrop Frye discusses in his seminal *Anatomy of Criticism*, and interestingly, he delineates it by talking about its boundaries to neighboring formations, including that of flyting (which he treats as synonymous with ‘invective’). He points to two properties that supposedly distinguish satire, and his phrasing indicates that they mark highly porous boundaries. One is the moral motivation that ostensibly drives invective attacks in satire – the conviction that the people, human behaviors, or social formations that are disparaged are wrong, and that attacking them serves a greater good. Frye aptly depicts this as a claim that satiric materials make, a textual performance that might be as fictional as other moments in the materials,<sup>30</sup> but a property that distinguishes the generic repertoires of satire. The other property he identifies is the use of humor and irony. He describes flyting as “satire in which there is relatively little irony”;<sup>31</sup> and he adds: “Attack without humor, or pure denunciation, forms one of the boundaries of satire”;<sup>32</sup> admitting: “[i]t is a very hazy boundary.”<sup>33</sup> Frye sees the reason for this haziness in the popular appeal of invective – “[i]t is an established datum of literature that we like hearing people cursed and are bored with hearing them

<sup>26</sup> See, e.g., Hendricks (2012) *Battle*, especially pp. 71–74 and p. 90f.

<sup>27</sup> Parks (1986) *Flyting*, p. 441.

<sup>28</sup> As Hendricks (2012) *Battle*, p. 73, points out, “[l]ate medieval Scottish flytings were typically performed at court and have usually been discussed as light-hearted – albeit vulgar – roasts appropriate for an intimate group of courtiers”.

<sup>29</sup> These conventions are identified in Flynn and Mitchell’s analysis of two of the most well-known examples of flyting poetry, *The Flyting of Dunbar and Kennedie* (ca. 1490–1505) and *Invectives Captain Alexander Montgomerie and Pollvart* (ca. 1580–83) (Flynn/Mitchell [2014] *Interpreting*).

<sup>30</sup> Frye himself uses the satiric technique of mockery to make this point, singling out the English writer Alexander Pope as his target: “The satirist commonly takes the high moral line. Pope asserts that he is ‘To Virtue only and her friends a friend,’ suggesting this is what he is really being when he is reflecting on the cleanliness of the underwear worn by a lady who had jilted him” (Frye [1957] *Anatomy*, p. 225).

<sup>31</sup> Frye (1957) *Anatomy*, p. 223.

<sup>32</sup> Frye (1957) *Anatomy*, p. 224.

<sup>33</sup> Frye (1957) *Anatomy*, p. 224.

praised<sup>34</sup> – which makes it tempting for writers to falsely claim moral motivations in order to legitimize their invective writing. One might add that the boundary is also hazy because humor is not entirely absent from flyting, either, but rather forms an important part of its generic repertoire.

So I suggest that, in English-language imaginary traditions, flyting and forms of satire are two early and influential genre formations in which the invective mode evolved its modal repertoire. This repertoire revolves around a poetics of devaluation, negotiating a hierarchy between a speaker (speaking directly or indirectly, through figural or authorial voices) and an addressee (addressed directly or by proxy). The repertoire can suture the audience into the textual world in different places, often – through not always – working to make them side with the invective agency. This is a highly volatile operation, whose volatility a purely modal concept cannot fully explain. I will come back to this. When it comes to formal techniques, the repertoire of the invective mode is very broad and constantly evolving. This breadth and dynamism is tied to the diversity of formal techniques in the genre formations in which the invective mode has developed its repertoire. It is additionally tied to the premium that these genres have placed on inventiveness and creativity in invective expression. Finally, I would note that the invective mode regularly cohabits with other modes, especially when it is realized in (larger) narrative forms: Narrative, thanks to the requirements of emplotment, rarely can do with a poetics of devaluation alone.

Let me take a moment to illustrate this with the example of *Duck Dynasty*. The show is shaped by the conventions of a reality tv-subgenre typically called family reality shows: depictions of a family's everyday life that claim to be factual (though they are, of course, highly stylized and formulaic). Most family reality shows focus on celebrities, with the dual promise of offering tabloid-like insights into the private lives of media stars, and of disclosing the eccentricities, if not pathologies, that lie hidden underneath the glamor.<sup>35</sup> *Duck*

*Dynasty* slightly varies these conventions in that its protagonists are not prior media celebrities, but a Louisiana-based family staged as 'regular', the Robertsons, who became rich within one generation with a business that markets paraphernalia for duck hunting. It would hardly be convincing to call the family reality show an invective genre, yet it clearly features invective moments that it shares with other formats of (popular) culture. It is, in other words, informed by an invective mode.

In *Duck Dynasty* – as in other shows of this genre – the invective mode manifests itself, for one, in how the protagonists are portrayed. The poetics of devaluation that animate this portrayal particularly surface in how the show takes recourse to an established derogatory stereotype – that of the 'redneck'. 'Redneck' is an (originally) disparaging epithet for poor white people from the rural South, figuring them as "God-fearing, gun-toting, truck-driving, inbred bumpkin[s],"<sup>36</sup> as Marshall polemically summarizes the stereotype's contemporary semantics. The show's recourse to this stereotype becomes visible in its visual staging of the (male) Robertsons' non-optimized bodies, with long, seemingly unkempt hair and beards, and usually clad in camouflage; in extensively dramatizing their love for hunting and fishing; in staging them as loud and crass. As other pop-cultural artifacts that are informed by the invective mode, the show hyperbolizes and spectacularizes its protagonists' deviance from contemporary norms (normative body practices, norms of gentility, etc.) in ways that recall the 19th-century format of the freak show.<sup>37</sup> One recurrent motif in the Robertsons' staging as crass is an open disdain for the kind of urban, bourgeois identity against which the stereotype measures the 'redneck's' alleged inferiority and pathology: The Robertsons, and especially family senior Phil Robertson, regularly bad-mouth people whom they call 'yuppies', but they also use this designation to playfully insult each other. So

<sup>34</sup> Frye (1957) *Anatomy*, p. 224.

<sup>35</sup> E.g. *The Osbournes* (2002-2005), *Newlyweds: Nick and Jessica* (2003-2005), *Run's House* (2005-2009), and, of course, *Keeping up with the Kardashians* (2007-present). See Andrejvic (2004) *Reality TV*, pp. 10-12.

<sup>36</sup> As Huber (1995) outlines, the stereotype of the 'redneck' has been refigured several times throughout the history of its use. Especially in recent years, it has been used for the valorization of (Southern) whiteness.

<sup>37</sup> Several scholars have made comparisons between contemporary reality tv and the 19th-century format of the freak show. See, e.g., Dovey (2000) *Freakshow*. For a conceptual discussion of invective as spectacle, see Kanzler (2019) *Veep*, p. 149f.



in addition to the authorial invective of the protagonists' enfreakment, there are performances of figural invective that are equally woven into the fabric of the format's conventions.

Finally, the show clearly does not rely on an invective mode alone. One other modal touchstone I want to mention is the sentimental mode, on which the show especially draws in its staging of the Robertsons' 'family values' – in how it glorifies the Robertson family as an ideal space of mutual affection and functioning sociability.<sup>38</sup> The show does this, e.g., by regularly staging the bonds of affection that tie the Robertsons together, which among the male main characters sometimes express themselves through playful practices of invective. Yet it especially does this in the formulaic ending that the format features in its episodes: It is an ending that sees the family gathered at the dinner table, with patriarch Phil leading a prayer of grace and his son Willie, in voice over, commenting on how the episode's little crises and conflicts have been resolved. This formulaic final scene – which emphasizes the patriarchal, Christian, tradition-oriented nature of the family – works as a move of narrative closure that affirms the Robertsons' familial cohesiveness and happiness. As such, it also signifies back to the episode's invective moments, giving them a narrative frame that is invested in an ethos quite different from that of invectivity, one of affectively charged expressions of mutual connectivity. So the show's use of the sentimental mode has an impact on how it operates the invective mode (and the other way around): Its sentimentally charged narrative of the Robertsons' love for each other and of their family as an idealized space frames any moments of invective as embedded performances, demanding them to be read against the horizon of this frame narrative. The frame reinforces, e.g., which performances of invective

are connoted as actual and which as instances of non-actual speech (family members playfully insulting each other, for instance, are thus additionally marked as expressions of affection). The sentimental frame also orients the implied audience in its affective response to the Robertsons, encouraging a sense of closeness – the audience being invited to feel with and for the Robertsons – which complicates the show's use of a derogatory stereotype in its portrayal of the family. Thus, the invective mode's realizations in this piece of popular culture are greatly shaped by the other modal impulses that suffuse the material.

## 2 Affordance: Invective and/as Latent Potential

As outlined so far, a modal approach can be useful for conceptualizing the invective moments in a format like *Duck Dynasty*, and for placing the show and its genre within larger contexts of invectively flavored popular culture. But there are aspects of *Duck Dynasty's* invectivity that the modal approach cannot account for. Most notably, it cannot account for the volatility and dynamism of the show's invective operations. For one, the show's use of the 'redneck' stereotype has triggered amply documented readings as empowering those it allegedly belittles.<sup>39</sup> Such reading practices could be theorized as resignification – as the performative recoding of "injurious speech acts."<sup>40</sup> But is there a way to talk about how such reception practices are organized by the formal operations of the material itself? In addition, *Duck Dynasty* is surrounded by numerous paratexts that treat its invective valences not as a given, but as an object of negotiation or conflict. For example, in an interview with the magazine *GQ*, Phil Robertson presented a narrative of his experience of growing

**38** Dobson (1997) influentially defined the sentimental as an "emotional and philosophical ethos that celebrates human connection, both personal and communal" (p. 266), adding: "[s]entimentalism envisions the self-in-relation; family [...], intimacy, community, and social responsibility are its primary relational modes" (p. 267). And I am consciously using the phrase 'family values' here to designate the set of ideas, invoked especially in conservative U.S. politics, that "the nuclear family, with a married heterosexual couple and their children, is the foundation of a solid and healthy democracy" (May [2003] Family Values, p. 7).

**39** *Duck Dynasty's* substantial fan following bears testimony to such reading practices, as does the extensive merchandise that is marketed for the show.

**40** This is Judith Butler's phrase in *Excitable Speech* (1997), where, building on her thinking about performativity and repetition, she writes: "The interval between instances of utterance not only makes the repetition and resignification of the utterance possible, but shows how words might, through time, become disjoined from their power to injure and recontextualized in more affirmative modes" (p. 15).

up in the pre Civil Rights-South that invectively dismisses the existence of racism and replicates minstrel stereotypes of Blackness:

Where we lived was all farmers. The blacks worked for the farmers. I hoed cotton with them. I'm with the blacks, because we're white trash. We're going across the field ... They're singing and happy. I never heard one of them, one black person, say, I tell you what: These doggone white people—not a word! ... Pre-entitlement, pre-welfare, you say: Were they happy? They were godly; they were happy ...<sup>41</sup>

The interview provoked responses that were highly confrontational in themselves: While some commentators maintained that the interview makes explicit a white supremacist stance that is implicit in the show itself, others validated it as an accurate depiction of life in the South, charging the other camp of commentators with offending white Southerners like Robertson by trying to silence them. So, apparently, devaluation is not a fixed and stable property of *Duck Dynasty's* various textual moves, but a quality that is subject of intense negotiation. Is there a way to integrate this into a model of invective form?

I want to suggest that amending a modal approach to pop-cultural invective with the concept of affordance can help address these questions. Levine adapted the term 'affordance' from design theory in order to reconceive (not only, but also) literary form. In design theory, she notes, „[a]ffordance is a term used to describe potential uses and actions latent in materials and designs.“<sup>42</sup> The design parameters of, say, a chair – the materials that are used (wood, plastics, etc.), the shapes into which these are moulded – prefigure its use for sitting down. This potential use is programmed into the design of the chair, but still a chair affords more actions than just sitting down: it can be used for standing on it, for putting one's feet up when lying on the floor, etc; and these uses, too, are configured by the chair's design. While “[d]esigned things may ... have unexpected affordances generated by imaginative users,” Levine observes, “[e]ach shape or pattern ... lays claim to a limited range of potentialities.”<sup>43</sup> What is more, the potential uses that are latent in the design of a chair address them-

selves to particular subjects. An average chair affords sitting down only for an adult human without certain forms of mobility impairment; for other users, it has different affordances. According to design theorist Norman, affordances are therefore not *properties* of designed things but “relationship[s] between physical objects and people,”<sup>44</sup> which realize themselves in concrete constellations of use.

Levine now suggests that literary – or, more broadly, communicative – forms<sup>45</sup> can be thought in analogy to the shapes, patterns, and textures of material design; that they, too, can be approached in terms of their affordances. Doing so means to ask what aesthetic forms are “capable of doing”<sup>46</sup>, “what potentialities lie latent – though not always obvious – in aesthetic ... arrangements.”<sup>47</sup> Levine's appropriation of the concept of affordance for formalist critique notably moves beyond its more established adaptation in media studies, where it has been used to theorize the potential uses prefigured by particular media technologies and materialities.<sup>48</sup> Levine turns her attention to the less physical shapes, patterns, and textures of various forms – including the kind of aesthetic forms and means that concern me here – arguing that they, too, carry affordances.<sup>49</sup>

A promising point where this formalist notion of affordance could be brought into conversation with the concept of an invective mode is the idea of a modal repertoire – i.e., of the open-

<sup>44</sup> Norman (2002) *Design*, p. 11.

<sup>45</sup> Actually, Levine (2015) *Forms*, is interested in a much more broadly conceived notion of form that encompasses any “arrangement of elements – [any] ordering, patterning, or shaping” (p. 3), be it aesthetic or social.

<sup>46</sup> Levine (2015) *Forms*, p. 6. Emphasis in the original.

<sup>47</sup> Levine (2015) *Forms*, p. 6f.

<sup>48</sup> In media studies, the term affordance has especially been employed to discuss the potential uses programmed into new media. See, e.g., the contributions in Gillespie/Boczkowski/Foot (2014) *Media Technologies*. The key point of reference for such uses of the term is often Hutchby (2001) *Technologies*.

<sup>49</sup> This formalist adaptation of the concept has begun to inspire intriguing scholarship; see, e.g., von Contzen's (2017) work on the affordances of lists or Jausen's (2018) on those of catalogues. While much of this scholarship takes as its point of departure a specific form and asks for its affordances, I proceed the other way around: As I will outline, my point of departure is a particular affordance – namely the devaluation and symbolic injury of subjects – which I tie to the formal repertoire of the invective mode.

<sup>41</sup> Magary (2013) *What the Duck*, n.pg.

<sup>42</sup> Levine (2015) *Forms*, p. 6.

<sup>43</sup> Levine (2015) *Forms*, p. 6.

ended repertoire of forms and means on which the invective mode draws. Taking my cue from Levine, I want to propose that one way to delineate the elements in this modal repertoire would be to say that they afford the devaluation and symbolic injury of subjects. Conceiving of this invective valence as an affordance means to conceptualize it not as a fixed and stable property of elements in the invective mode's repertoire, but as a latent potential that can (or cannot) be realized in its individual uses. At the same time, it means to acknowledge that the elements of this modal repertoire have other affordances, which can be realized in tandem with or alternative to each other. For example, the insignia of the image of the 'redneck' that *Duck Dynasty* operates can be used to signify shame, but they also afford the expression of pride. For the media commodity that the show is, performances that are drenched in offensive stereotypes afford the accrual of attention. And, to point to another element in the invective's modal repertoire, epithets – like the word 'yuppie' that is framed as an epithet in the show's storyworld – afford the expression of disdain (when directed at subjects outside the protagonists' community, demarcating this community's boundaries in the process), but they also afford playful expressions of affection and intimacy within that community. Even the most conventionalized means of invective communication are not just invective; nor are they invective all the time, nor to everybody.

Conceiving disparagement as an affordance opens up several interesting questions for a new-formalist inquiry into invective popular culture. For one, it directs attention to the kinds of affordances that accumulate in the invective's modal repertoire – convergences like the ones I just exemplified (potentials to express shame – pride; injury – attention; disdain – affection). Are such convergences the result of local realizations of the invective mode, or are they systematic phenomena that inhere in (potentially invective) signifiers? Are there expressive affordances that are intrinsically related? And how exactly are the different affordances and their realizations interlaced in the material and in the media practices around it? Do they inform, inflect, or compete with each other? Are there any intersectional effects that can be observed?

In addition, the concept of affordance brings into focus the extent to which invective repertoires address themselves to particular subject positions. In fact, the relationship between invective affordances and the subjects who realize them is so strong that such practices can be argued to performatively bring these subject positions into being. In this sense, affordances configure subject positions. For example, the label 'yuppie' has invective affordances only for subject positions like the ones from which *Duck Dynasty*'s protagonists speak. At the same time, these invective affordances configure the 'plebeian', rural subject position which the Robertsons perform by using the label as an epithet. Similarly, the different affordances of the 'redneck'-stereotype depend on the subject position from which the stereotype's insignia are used. In *Duck Dynasty*, the position from which these insignia afford the expression of pride is both classed and gendered – the male Robertsons can use them in ways that the female members of the family cannot. The kind of lower-class masculinity that the characters perform by realizing the 'redneck'-stereotype's potential to express pride is, again, configured by this affordance – and it is clearly a performative accomplishment: By economic standards, the Robertsons are, of course, everything but lower class. In what Walton has aptly described as "redneck drag,"<sup>50</sup> they perform themselves as proud 'rednecks,' stylizing themselves in a subject position that is configured by the expressive affordances of the 'redneck'-stereotype.

To conclude, for an interest in the invective dynamics in and of US popular culture, conceptualizing the invective as a mode and as an affordance opens up several avenues for productive inquiry. It allows to address the diversity and range of external forms by which pop-cultural invectivity operates. In addition, it brings into focus the fluidity that marks the repertoire of invective popular culture, its paradoxical tendency to gravitate toward routinization in more set conventions, only to conspicuously push against these conventions' boundaries. Finally, to conceive of the invective valence of the mode's repertoire not as a fixed property but as an affordance helps talk about the volatility and dynamism of invective performances in popular cul-

50 Qtd. in O'Sullivan (2016) *Playing*, p. 372.

ture, the way in which their invective effects are contingent on the social positionality from and for which they realized, and the way in which their invective valence is open for resignification.

## Works Cited

- A&E Networks, developer (2012–2017): *Duck Dynasty*. New York: A&E Networks.
- Colbert, Stephen, creator (2015–present): *The Late Show with Stephen Colbert*. New York: CBS Television.
- Iannucci, Armando, creator (2012–2019): *Veep*. New York: HBO.
- Andrejevic, Mark (2004): *Reality TV: The Work of Being Watched*. Lanham: Roman & Littlefield.
- Butler, Judith (1997): *Excitable Speech: A Politics of the Performative*. New York: Routledge.
- Dobson, Joanne (1997): *Reclaiming Sentimental Literature*. In: *American Literature* 69/2, pp. 263–288.
- Dovey, Jon (2000): *Freakshow: First Person Media and Factual Television*. London: Pluto Press.
- Eco, Umberto (1997): *Innovation and Repetition: Between Modern and Postmodern Aesthetics*. In: Capozzi, Rocco (ed.): *Reading Eco: An Anthology*. Bloomington: Indiana UP, pp. 14–33.
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine et al. (2017): *Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. In: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2/1, pp. 2–24.
- Feuer, Jane. (1992): *Genre Study and Television*. In: Allen, Robert C. (ed.): *Channels of Discourse, Reassembled: Television and Contemporary Criticism*. Chapel Hill: U of North Carolina P, pp. 138–160.
- Flynn, Caitlin/Mitchell, Christy (2014): 'It may be verifyit that thy wit is thin.': Interpreting Older Scots Flying through Hip Hop Aesthetics. In: *Oral Tradition* 29/1, n.pg.
- Fowler, Alastair (1982): *Kinds of Literature: An Introduction to the Theory of Genres and Modes*. Cambridge: Harvard UP.
- Frye, Northrop (1957): *Anatomy of Criticism: Four Essays*. New Haven: Princeton UP.
- Gillespie, Tarleton/Bockowski, Pablo J./Foot, Kirsten A. (eds.) (2014): *Media Technologies: Essays on Communication, Materiality, and Society*. Cambridge: MIT P.
- Griffin, Dustin H. (1994): *Satire: A Critical Reintroduction*. Lexington: UP of Kentucky.
- Hempfer, Klaus W. (1973): *Gattungstheorie*. München: Fink.
- Hendricks, Jacquelyn (2012): *A Battle of 'Trechour Tung[s]': Gaelic, Middle Scots, and the Question of Ethnicity in Scottish Flying*. In: *Fifteenth-Century Studies* 37, pp. 71–96.
- Huber, Patrick (1995): *A Short History of 'Redneck': The Fashioning of a Southern White Masculine Identity*. In: *Southern Cultures* 1/2, pp. 145–166.
- Hutchby, Ian (2001): *Technologies, Texts and Affordances*. In: *Sociology* 35/2, pp. 441–456.
- Jaussen, Paul (2018): *Spectral Affordances of the Catalogue*. In: *Comparative Literature* 70/2, pp. 160–175.
- Kanzler, Katja (2019): (Meta-)Disparagement Humour: The Poetics and Politics of Mockery in the Sitcom *Two Broke Girls*. In: Hägi-Mead, Sara/Flubacher, Mi-Cha (eds.): *Taboo and Transgression*. Dresden: Theoretische Beiträge des Zentrums für Integrationsstudien, pp. 15–24.
- Kanzler, Katja (2019): *Veep, Invective Spectacle, and the Figure of the Comedic Antiheroine*. In: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 67/2, pp. 147–162.
- Kelleter, Frank/Jahn-Sudmann, Alexander (2012): *Die Dynamik serieller Überbietung: Amerikanische Fernsehserien und das Konzept des Quality-TV*. In: Kelleter, Frank (ed.): *Populäre Serialität: Narration – Evolution – Distinktion*. Bielefeld: Transkript, pp. 205–224.
- Koblin, John (2019): *Stephen Colbert Signs a New 'Late Show' Deal through 2023*. In: *The New York Times*, 17 Oct. 2019: <https://www.nytimes.com/2019/10/17/business/media/stephen-colbert-late-show-cbs.html> (last access: 18.11.2020).
- Knight, Charles A. (2004): *The Literature of Satire*. Cambridge: Cambridge UP.
- Lauter, Paul (1999): *Reconfiguring Academic Disciplines: The Emergence of American Studies*. In: *American Studies* 40/2, pp. 23–38.
- Levine, Caroline (2015): *Forms: Whole, Rhythm, Hierarchy, Network*. New Haven: Princeton UP.
- Magary, Drew. (2013): *What the Duck?* In: *GQ*, 18 December 2013: <https://www.gq.com/story/duck-dynasty-phil-robertson> (last access: 18.11.2020).
- Marshall, Kellie (2015). *Rednecks: A Brief History*. In: *JSTOR Daily*, 7 April 2015: <https://daily.jstor.org/redneck-a-brief-history/> (last access: 18.11.2020).
- Norman, Donald (2002): *The Design of Everyday Things*. New York: Basic Books.
- O'Sullivan, Shannon E.M. (2016): *Playing 'Redneck': White Masculinity and Working-Class Performance on Duck Dynasty*. In: *Journal of Popular Culture* 49/2, pp. 367–384.
- Parks, Ward (1986): *Flying, Sounding, Debate: Three Verbal Contest Genres*. In: *Poetics Today* 7/3, pp. 439–458.
- Phiddian, Robert (2013): *Satire and the Limits of Literary Theories*. In: *Critical Quarterly* 55/3, pp. 44–58.
- Rawson, Claude (1994): *Satire and Sentiment, 1660–1830: Stress Points in the English Augustan Tradition*. Cambridge: Cambridge UP.
- Tyler May, Elaine (2003): *'Family Values': The Uses and Abuses of American Family History*. In: *Revue Française d'Etudes Américaines* 97, pp. 7–22.
- Von Contzen, Eva (2017): *Die Affordanzen der Liste*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 47/3, pp. 317–326.
- Wicks, Ulrich (1989): *Picaresque Narrative, Picaresque Fictions: A Theory and Research Guide*. Westport: Greenwood P.



---

## Artikel

Simon Meier-Vieracker\*

# Wutreden und andere invektive Gattungen zwischen Rekonstruktion und Aneignung

**Abstract:** This paper deals with 'Wutreden' (rants) as an invective genre in digital media. It is argued that the generic aspects of rants are not due to the formal and functional features of the speech events alone, but should be described as the result of the practices of doing genre. Digital media with its affordances to recontextualization and serialization allow to reframe disparate speech events as instances of one generic scheme. As a result, the emerging concept of rants as a genre enables the production of new instances. In order to grasp this genre in the making, a discursive concept of genre is needed, which then can also be applied to other invective genres such as shitstorms and hate facts.

**Keywords:** Wutreden, Shitstorms, Hate Facts, Doing Genre, Digitale Medien, Diskurs, Rekontextualisierung – rants, shitstorms, hate facts, doing gender, digital media, discourse, recontextualization

\*Prof. Dr. Simon Meier-Vieracker, TU Dresden, Institut für Germanistik, Professur für Angewandte Linguistik, simon.meier-vieracker@tu-dresden.de

## 1 Einleitung

Thema des vorliegenden Aufsatzes ist die Frage nach der Ausbildung und Transformation invektiver Gattungen oder, etwas präziser formuliert, die Frage danach, wie insbesondere im Kontext digitaler Medien invektive Dynamiken durch sich herausbildende Gattungen geordnet und umstrukturiert werden. Empirischer Ausgangspunkt ist dabei die Beobachtung, dass in den letzten Jahren immer häufiger Redeereignisse eines bestimmten Typs mediale Aufmerksamkeit erlangen und dabei als „Wutreden“ bezeichnet werden. Damit einher geht aber auch eine zunehmende Subsumierung verschiedenster Redeereignisse unter diesen Terminus. Noch vor zwanzig Jahren haben nur Fußballtrainer Reden gehalten, die als „Wutreden“ bezeichnet worden sind; besonders prominent natürlich Giovanni Trapattoni in seiner berühmten Pressekonferenz im Jahr 1998, die mit ihren Formulierungen wie „Flasche leer“ oder „Was erlaube Strunz“ längst in das allgemein verfügbare Schimpfinventar übergegangen ist. Inzwischen halten aber auch Politiker wie Christian Lindner oder Cem Özdemir

‚Wutreden‘, und auch der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki und – wenn man den Schlagzeilen Glauben schenken mag – sogar Papst Franziskus haben sich als Wutredner hervorgetan.<sup>1</sup> Bei Greta Thunbergs Ansprache vor den Vereinten Nationen im September 2019 war man sich zumindest in der deutschsprachigen Presse ebenfalls schnell einig, dass es sich um eine Wutrede gehandelt habe.<sup>2</sup> Pressekonferenzen, Predigten, Telefoninterviews, Dankesreden, aber auch Instagram-Stories, Facebook-Posts, Zeitungskolumnen und sogar ganze Romane können inzwischen als Wutreden bezeichnet werden.

Mit dem Ausdruck ‚Wutrede‘ liegt also eine Ethnokategorie zur benennenden Klassifizierung verschiedenartiger, invektiv konturierter Redeereignisse vor. Diese Kategorie ist Produkt und Vollzugsform einer Typisierungspraxis, wie sie in neueren linguistischen Forschungen typischerweise auch für wissenschaftliche Textsorten- und Gattungstypologien den Ausgangspunkt bildet.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Tsp/rtr/epd/KNA (2014) Wutrede von Papst Franziskus.

<sup>2</sup> o.V. (2019) Thunberg hält Wutrede bei UN.

<sup>3</sup> Habscheid (2011) Das halbe Leben, S. 14–17.

Trotzdem versperrt sich die Wutrede den üblichen Zugriffen auf Gattungen in der Linguistik wie auch in der Soziologie, wo diese typischerweise als Bündel formal-funktionaler Elemente aufgefasst werden, die sich als Reflexe wiederkehrender kommunikativer Aufgaben verfestigt haben.<sup>4</sup> Das Beispiel der Wutreden zeigt vielmehr, dass auch jenseits eines solchen formal-funktional bestimmbaren Substrats Gattungszusammenhänge konstruiert werden können. Um das Phänomen der Wutreden in gattungstheoretischer Perspektive angemessen beschreiben zu können, bedarf es deshalb eines rezeptions- und diskursorientierten Gattungsbegriffs, der stärker auf die metapragmatischen Rahmungen abzielt, durch die disparate Diskursereignisse als zusammengehörig gerahmt und dadurch interpretativ vorstrukturiert werden.

Ein solcher rezeptionsorientierter Gattungsbegriff hat sich besonders in neueren gattungstheoretischen Forschungen zu digitalen und sozialen Medien als hilfreich erwiesen.<sup>5</sup> Denn hier lassen sich die metapragmatischen Rahmungen, die typischerweise mit intermedialen Rekontextualisierungen einhergehen, besonders detailliert und in ihrem Vollzugscharakter empirisch beobachten. Sie weisen aber auch über die digitalen Medien hinaus, indem sie das einschlägige Gattungswissen für den kommunikativen Haushalt insgesamt verfügbar machen und schließlich die Produktion neuer Gattungsexemplare anleiten können. Das Beispiel der Wutreden zeigt somit, wie vielfältig die Deutungsmöglichkeiten und Deutungsmodi von Invektiv-Geschehen<sup>6</sup> gerade im Bereich der digitalen Medien sein können und welche Effekte der diskursiven Ordnung sich hieraus ergeben. Dabei handelt es sich bei den Wutreden zwar um einen besonders deutlichen, aber nicht singulären Fall von Gattungskonstruktion im Bereich des Invektiven. An verwandten internettypischen Phänomenen wie ‚Shitstorms‘ und ‚Hate Speech‘ kann gezeigt werden, wie sich ursprünglich rekonstruktive Kategorien herabsetzender Rede zusehends in produktive Schablonen zu wandeln scheinen, die sich Akteure gezielt aneignen.

Im Folgenden werde ich zunächst darstellen, was man unter Wutreden versteht (2) und inwiefern man Wutreden als invektive Gattung beschreiben kann (3). Die sich hier auftuenden Probleme werde ich dann zum Anlass nehmen, einen rezeptions- und diskursorientierten Gattungsbegriff zu entwickeln, der über die Gattungsexemplare hinaus vor allem Praktiken des *Doing Genre* fokussiert, und werde zeigen, welche analytischen Perspektiven ein solcher Gattungsbegriff gerade angesichts der medialen Bedingungen des Internets eröffnet (4). Danach werde ich neuere Entwicklungen diskutieren, die zeigen, wie sich Akteure die Kategorie der Wutrede produktiv aneignen, so dass sie als verfügbare Schablone im Haushalt des Invektiven zusehends verankert wird (5). Anschließend werde ich mit Shitstorms und Hate Facts verwandte Fälle diskutieren, die sich vor allem in politischen Kontexten in ähnlicher Weise zwischen Rekonstruktion und Aneignung bewegen (6), und schließlich in einer Schlussbemerkung nochmals auf die allgemeine Frage nach der Ausbildung und Transformation invektiver Gattungen zurückkommen (7).

## 2 Was sind Wutreden?

Im zeitgenössischen Sprachgebrauch werden als Wutreden typischerweise öffentliche Reden bezeichnet, meist von Funktionsträgern wie Trainern oder auch Politikern (und übrigens kaum je von Trainerinnen oder Politikerinnen), in denen diese in emotionaler Weise und meist spontan-impulsiv Kritik üben. Diese Kritik kann an das anwesende Publikum oder auch an abwesende Dritte adressiert sein. Sie richtet sich aber immer gegen Personen und nicht etwa gegen Strukturen oder Artefakte und hat nicht zuletzt wegen der meist derben Stillage invektives Potenzial.

Das Wort ‚Wutrede‘ wurde von Redakteur\*innen der BILD-Zeitung in der Berichterstattung über Giovanni Trapattonis bereits erwähnte Pressekonferenz im Jahr 1998 geprägt, in der der italienische Trainer die Spieler der von ihm betreuten Mannschaft für mangelnde Disziplin öffentlich gerügt hatte. Das Wort blieb für die ersten Jahre gleichsam metonymisch an genau dieses Redeereignis gebunden, bis im Jahr 2003 der damalige Fußballbundestrainer Rudi Völler in

<sup>4</sup> Reisigl (2014) Gattung; Knoblauch/Schnettler (2010) Sozialwissenschaftliche Gattungsforschung.

<sup>5</sup> Lomborg (2011) Social Media.

<sup>6</sup> Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität, S. 6.

einem berühmt gewordenen spielanschließenden Interview die TV-Experten Günther Netzer und Gerd Delling heftig angriff. Auch dieses Interview wurde in vielen Zeitungen als ‚Wutrede‘ bezeichnet. Seitdem nimmt die Verwendung des Wortes in deutschsprachigen Zeitungen stetig zu, wie sich etwa in einer Recherche in den Pressearchiven des Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) zeigen lässt.<sup>7</sup> Eine Auswertung der Belege nach Themen<sup>8</sup> zeigt zudem, dass bis heute die meisten als Wutreden klassifizierten Reden im Bereich des Fußballs gehalten werden, aber auch in den Bereichen der Politik und der Kunst wird immer wieder über Wutreden berichtet. Ein vielbeachtetes Beispiel war etwa die Reaktion des Politikers Christian Lindner auf einen Zwischenruf im Parlament, die anschließend in verschiedenen Online-Nachrichtenportalen und sozialen Medien weiterverbreitet wurde. Und tatsächlich hat sich der Diskurs über Wutreden weitgehend ins Internet verlagert, wo die Videos der betreffenden Redeereignisse in Online-Artikel oder Social Media Posts eingebettet werden können und nicht selten zu regelrechten YouTube-Hits werden.

Betrachtet man nun die als Wutreden bezeichneten Redeereignisse genauer, fällt auf, dass damit mitnichten nur Reden im engeren Sinne des Wortes, also zu einem bestimmten Anlass vorbereitete und vor Publikum monologisch vortragene Reden bezeichnet werden. Schon das für die Wutrede prototypische Setting der Pressekonzferenz ist durch eine grundlegende Frage-Antwort-Struktur charakterisiert und mit Radio- und TV-Interviews sind sogar genuin dialogische Formate vertreten. Auch heimlich mitgeschnittene Wutausbrüche, die überhaupt nicht vor größerem Publikum stattfanden (prominente Beispiele haben etwa der Fußballtrainer Claus-Dieter Wollitz und der Politiker Winfried Kretschmann geliefert), wurden als ‚Wutreden‘ verbreitet. Schon allein wegen der Vielfalt der Redeereignisse und -anlässe findet die Wutrede in klassisch rhetorischen Gattungstypologien, die etwa mit der polemischen Gattung der Invektive (*oratio invectiva*) durchaus vergleichbare Fälle kennt, keinen rechten Platz. Auch die für die Gattung der

Invektive konstitutive Herabsetzung einer öffentlichen Person ist hier nicht immer gegeben.<sup>9</sup> Die klassische Rhetorik kennt die *iracundia*, den Jähzorn, der aber nur dort rhetorische Relevanz hat, wo er intentional für persuasive Zwecke nutzbar gemacht wird.<sup>10</sup> Unter die Bezeichnung ‚Wutrede‘ fallen indessen vornehmlich (scheinbar) spontan-impulsive Ausbrüche. Selbst in den deutlich redefinieren Settings wie politischen Kundgebungen oder Parlamentsdebatten sind es, wie etwa bei Frank-Walter Steinmeier und Christian Lindner, meist die gerade nicht geplanten Teile wie die impulsiven Reaktionen auf Zwischenrufe, die dann aus dem Redekontext herausgegriffen und als Wutreden verbreitet werden. Wie aber lässt sich angesichts solcher Variabilität überhaupt von einer Gattung ‚Wutrede‘ sprechen?

### 3 Die Wutrede als invektive Gattung?

Gegenüber der klassischen Rhetorik und der engen Orientierung ihrer Typologisierungen am Modellfall der vorbereiteten Rede vor Publikum sind neuere Gattungstheorien weniger strikt und fassen Gattungen als „mehr oder weniger normierte, aber historisch variable Bündelungen familienähnlicher Konstellationen von formalen und funktionalen Elementen [...], zu denen sich Einzeltexte mehr oder weniger prototypisch verhalten.“<sup>11</sup> Insbesondere in der soziologischen Gattungstheorie ist das ausbuchstabiert worden, etwa im Konzept der kommunikativen Gattungen, welches Gattungen als verfestigte Lösungen wiederkehrender kommunikativer Probleme fasst.<sup>12</sup> Die formalen Aspekte von Gattungen, beschreibbar etwa als Ensembles lexikalischer oder phrasologischer Elemente, werden auf diese Weise funktional gedeutet und zudem über die so-

<sup>9</sup> Koster (1980) Invektive; Neumann (1998) Invektive. Vgl. außerdem Pausch in diesem Band.

<sup>10</sup> Pichl (1998) *Iracundia*.

<sup>11</sup> Reisiogl (2014) Gattung.

<sup>12</sup> Ayaß (2011) Kommunikative Gattungen. Eine vergleichbare Position nimmt aus literaturwissenschaftlicher Sicht Voßkamp ein, wenn er Gattungen als sinnstiftende Konstellationen definiert, „in denen [...] bestimmte historische Problemstellungen bzw. Problemlösungen oder gesellschaftliche Widersprüche artikuliert und aufbewahrt sind.“ Voßkamp (1977) Gattungen, S. 32.

<sup>7</sup> Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (2020) Deutsches Referenzkorpus.

<sup>8</sup> Weiß (2005) Thematische Erschließung von Sprachkorpora.



nannte Außenstruktur an soziale Kontexte angebunden. Eine wichtige Implikation dieses Ansatzes ist, dass Gattungsunterscheidungen nicht rein wissenschaftliche *ex post*-Unterscheidungen sind. Sie sind Teil des prozeduralen Wissens der Kommunizierenden und für diese selbst handlungsrelevant, was sich insbesondere in den von ihnen verwendeten Gattungsbezeichnungen niederschlägt, die immer auch eine ordnende Funktion haben.<sup>13</sup> Aus dieser Perspektive ist schon die Gebräuchlichkeit des Wortes ‚Wutrede‘ Anlass genug, die Gattungsmerkmale von Wutreden zu bestimmen und präziser noch zu fragen, inwiefern die Wutrede als eine invektive Gattung beschrieben werden kann.

Auf der Grundlage eines Datenkorpus von insgesamt 30 Wutreden (d.h. Videomit- und -zuschnittenschnitten von Reden, die in der Berichterstattung als solche bezeichnet wurden) im Umfang von 2:10 Stunden und in transkribierter Form von rund 20.000 Wörtern können folgende Merkmale einer prototypischen Wutrede herausgearbeitet werden, wobei der Prototypik entsprechend einzelne Exemplare mehr oder weniger stark davon abweichen können:<sup>14</sup> Sie wird in einer öffentlichen Situation gehalten und ist typischerweise auch an ein öffentliches Publikum adressiert. Die Teilnehmendenkonstellation entspricht den Strukturen massenmedialer Kommunikation mit der typischen Mehrfachadressierung, die Redner\*innen müssen sich also des erweiterten Kreises von Rezipierenden auch jenseits des unmittelbar anwesenden Publikums gewahr sein.<sup>15</sup> Die Wutreden sind typischerweise responsiv orientiert, sie sind meist eine Reaktion auf Kritik, die als unangemessen und herabsetzend empfunden wird und deshalb Anlass gibt, die Produzierenden oder auch nur Überbringenden dieser Kritik ihrerseits zu kritisieren und herabzusetzen.<sup>16</sup> So moniert Rudi Völler in Richtung der TV-Experten Netzer und Dellling „diesen Scheiß, der da immer gelabert wird“, und der damalige Manager des

FC Bayern München ruft in der Jahreshauptversammlung den sich kommerzialisierungskritisch positionierenden Fans entgegen: „Was glaubt ihr eigentlich wer ihr seid? Es kann doch nicht sein, dass wir hier kritisiert werden, dafür dass wir uns seit vielen Jahren den Arsch aufreißen.“ Ganz im Sinne des Konzepts der Invektivität sind Wutreden also oft Teil „kommunikative[r] Kaskaden wechselseitiger invektiver Adressierung, von Anschlusskommunikationen, die den invektiven Charakter einer Äußerung rekursiv aufnehmen, verstärken oder zuallererst erzeugen.“<sup>17</sup>

In der Interaktionslinguistik, die ganz in diesem Sinne von der grundlegenden Interaktivität und Prozessualität von mündlicher Kommunikation ausgeht,<sup>18</sup> sind typische Merkmale emotions- und besonders wutgeladener Interaktion etwa in Streitkontexten untersucht worden, die sich auch in den Wutreden wiederfinden.<sup>19</sup> Die in den eben zitierten Ausschnitten erkennbare vulgäre Lexik, aber auch Schimpfwörter wie „Deppen“ und andere herabsetzende Formulierungen wie „der hat von Tuten und Blasen keine Ahnung“ gehören ebenso zum typischen Inventar der Wutreden wie die proximalen Anredeformen („das weißt du Waldi“) oder dialektale Ausdrücke. Sie alle haben gemein, dass sie nicht das in den offiziellen Redekontexten eigentlich erwartbare Register darstellen und den von den üblichen Routinen abweichenden Status der Wutreden deutlich markieren. Dabei wird dieser exponierte Status auch von den Rezipierenden thematisiert, wenn es etwa in den Kommentaren zum Facebook-Post der Zeitung *Die Welt* zur ‚Wutrede‘ von Christian Lindner heißt: „Endlich mal jemand der den Nagel auf den Kopf trifft und das Ausspricht was sich viele nicht getrauen.“<sup>20</sup> Statt der üblichen Routinen des parlamentarischen Alltags sind es gerade diese impulsiven Momente, die von den Nutzenden der Sozialen Medien begeistert aufgegriffen werden.

Eine interessante Eigenart von Wutreden, die abermals auf ihren responsiven Charakter verweist, sind auch die vielen direkten Redewiedergaben gerade der als unangemessen dargestell-

**13** Miller (1984) *Genre as social action*, S. 155.

**14** Meier (2016) *Wutreden*, S. 44–51.

**15** Burger/Luginbühl (2014) *Mediensprache*, S. 21.

**16** Dies erinnert an die auf Aristoteles zurückgehende und die europäische Literaturgeschichte grundlegend prägende Theorie des Zorns (*orgé*) als „ein mit Schmerz verbundenes Streben nach einer vermeintlichen Vergeltung [...] für eine vermeintliche Herabsetzung“ Aristoteles (2002), *Rhetorik*, Abs. 1978a. Vgl. Lehmann (2019) *Zorn und Wut*, S. 180.

**17** Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) *Invektivität*, S. 13. Vgl. hierzu auch Pausch in diesem Band.

**18** Deppermann (2008) *Gespräche analysieren*, S. 8f.

**19** Spiegel (2011) *Streit*, S. 231f.

**20** <https://www.latest.facebook.com/WELTnext/videos/788263411221273/> (letzter Zugriff: 18.11.2020). Die Schreibung wurde unbereinigt übernommen.

ten Kritik von anderen. Die Redewiedergaben selbst sind meist prosodisch auffällig markiert, überzeichnen so die wiedergegebenen Sprechenden und geben sie ihrerseits der Lächerlichkeit preis. Günthner weist in ihrer Analyse von Redewiedergaben im Gespräch darauf hin, dass solche Stilisierungen „die Rezipierenden zur gemeinsamen Verurteilung des porträtierten Verhaltens ein[laden]“.<sup>21</sup> Sie dienen also der „Formierung emotionaler Gemeinschaften“<sup>22</sup> und fungieren durch die gemeinsame Herabsetzung als interaktive Ressource der Vergemeinschaftung.

Der emotional aufgeladene Charakter der Wutreden zeigt sich auch an anderen oberflächensprachlichen Merkmalen. Prosodisch fällt zuvorderst die oft erhöhte Lautstärke auf, aber auch das von Fiehler beschriebene „insistierende Iterieren“<sup>23</sup> wie etwa in der Wutrede des Fußballtrainers Thomas Doll: „das ist doch alles bla bla bla ist das doch – alles bla bla bla ist das“. Neben diesen sprachlichen Phänomenen finden sich natürlich auch gestische und mimische Auffälligkeiten, etwa heftiges und ausladendes Gestikulieren oder ein Gesichtsausdruck, der in der Forschung oft als „anger face“<sup>24</sup> beschrieben wird.

Obwohl sich Wutreden in dieser Weise als Bündelungen inhaltlicher, formaler und auch funktionaler Merkmale beschreiben lassen, führen derartige Beschreibungsansätze in diesem besonderen Fall nicht weiter. Das liegt weniger daran, dass nur ein Teil der Wutreden die beschriebenen Merkmale aufweist, zumal diese abgestufte Relevanz der Gattungsmerkmale durch die angenommene prototypische Struktur der Gattungen schon aufgefangen wird.<sup>25</sup> Schwerer wiegt der Einwand, dass das zentrale Bestimmungsmerkmal kommunikativer Gattungen, historisch verfestigte Lösungen wiederkehrender kommunikativer Probleme zu sein, die als vorgefertigte Muster zur Verfügung stehen, hier kaum angewendet werden kann. Der spontan-impulsive Charakter der meisten Wutreden versperrt sich einer solchen Beschreibung, auch wenn bei medienerprobten Figuren wie Fußballtrainern fraglich ist, ob in dem

medialen Kommunikationssetting überhaupt von spontan-impulsiver Kommunikation ausgegangen werden kann. Auch nach Greta Thunbergs Auftritt vor den Vereinten Nationen ist kontrovers diskutiert worden, ob die prosodisch und mimisch zum Ausdruck gebrachten Emotionen eine geplante Inszenierung oder aufrichtiger Emotionsausdruck waren. Vor allem aber werden Wutreden erst in der Rezeption zu Wutreden gemacht, nicht selten zur Überraschung oder gar gegen den Willen der Wutredner\*innen selbst. ‚Wutrede‘ ist – vergleichbar etwa mit dem ‚Skandalauftritt‘ – in erster Linie eine rekonstruktive Kategorie, die einen stärker rezeptionsorientierten Gattungsbegriff erforderlich macht. Zur Bestimmung der Wutrede als Gattung genügt es nicht, die ohnehin höchst disparaten Redeereignisse in den Blick zu nehmen. Vielmehr müssen auch die Interpretationsleistungen der Rezipierenden Berücksichtigung finden, wiesie in metapragmatischen Rahmungen zum Ausdruck kommen und hier auch empirisch beobachtbar sind.

#### 4 Doing genre

Ein solcher rezeptionsorientierter Gattungsbegriff ist etwa in der Rezeptionsästhetik mit ihrem Begriff des Erwartungshorizontes<sup>26</sup> schon angedeutet und dann vor allem in der amerikanischen Linguistischen Anthropologie ausformuliert worden. Hanks zufolge sind Gattungen weniger als formal bestimmbare Gruppen inhaltlicher oder stilistischer Merkmale anzusehen denn als Orientierungsrahmen und interpretative Prozeduren, die nicht zu den Texten selbst gehören, sondern beschreiben, wie sich Akteure zu Texten verhalten.<sup>27</sup> Briggs und Bauman argumentieren in ähnliche Richtung, dass insbesondere publikumsseitige Konstruktionen intertextueller Bezüge und die hierdurch eingebrachten Deutungsrahmen die Gattungshaftigkeit von Texten ausmachen und nicht so sehr die formalen Eigenschaften der Texte selbst.<sup>28</sup>

In Anbetracht der Tatsache, dass Wutreden vor allem über digitale und Soziale Medien wei-

**21** Günthner (2002) *Stimmenvielfalt im Diskurs*, S. 66.

**22** Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) *Invektivität*, S. 10.

**23** Fiehler (1993) *Grenzfälle des Argumentierens*, S. 161.

**24** Sell (2019) *The Evolutionary Psychology of Anger*, S. 179.

**25** Günthner/Knoblach (1994) *Forms are the food of faith*, S. 705.

**26** Jauß (1977) *Theorie der Gattungen*, S. 330.

**27** Hanks (1987) *Discourse genres*.

**28** Briggs/Bauman (1992) *Genre, Intertextuality, and Social Power*, S. 147.

terverbreitet werden, ist ein solcher rezeptionsorientierte Gattungsbegriff besonders attraktiv. In diesen medialen Settings lassen sich vielfältige Praktiken der Neueinbettung, der Rekombination und der Rekontextualisierung von Diskursfragmenten beobachten, welche die ursprünglichen kommunikativen Zwecke dieser Fragmente tendenziell suspendieren.<sup>29</sup> Auf die Wutreden angewendet zeigt sich, dass Wahlkampfauftritte, Telefon-Interviews, Dankesreden und Pressekonferenzen in der Online-Berichterstattung und den Timelines der Sozialen Medien aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgelöst und neu eingebettet werden. Und eben durch die Bezeichnung als Wutrede werden sie metapragmatisch gerahmt und auch interpretativ vorstrukturiert. Die Gattungszuordnungen, die auf dieser Ebene der Rekontextualisierung vorgenommen werden, sind entscheidend.

Eigens für den Anwendungsfall der Sozialen Medien hat Lomborg einen Gattungsbegriff vorgeschlagen, der ganz in diesem Sinne die metadiskursiven Bezugnahmen der Kommunizierenden und die hierdurch an die eigentlichen Texte herangetragenen Normen in den Fokus rückt:

[...] genre can be studied and analysed within an interactionist framework focusing on how users 'do' genre – that is, on how users accomplish meaningful communication by bringing interactional norms, conventions and tacit genre knowledge into play in the communicative process, and on how they demonstrate genre skills.<sup>30</sup>

Die Formulierung „how users ‚do‘ genre“ erinnert an die ethnomethodologische Doing-Terminologie, wie sie etwa im gendertheoretischen Ansatz des *Doing Gender* Verwendung findet. In diesem Ansatz wird das soziale Geschlecht nicht als substantielle Eigenschaft von Personen aufgefasst, sondern als ein „routine accomplishment“, das Geschlechterunterschiede in der Interaktion relevant setzt und dadurch Geschlecht erst diskursiv konstruiert.<sup>31</sup> In Anlehnung hieran schlagen Meier und Marx für gattungstheoretische Fragen das

Konzept des *Doing Genre* vor.<sup>32</sup> Gattungsunterscheidungen und -zuordnungen, die im Reden über Wutreden faktisch vorgenommen werden, werden nicht als Ausdruck tatsächlicher substantieller Eigenschaften der betreffenden Redeereignisse aufgefasst, sondern als Orientierungsmuster, die im – meist nachträglichen – Reden über Wutreden erst entstehen. So rücken metadiskursive Praktiken in den Fokus, welche auf vielfältige Weise die Gattungshaftigkeit der Wutreden indizieren oder auch thematisieren.

Empirische Belege für solche Praktiken des *Doing Genre* finden sich im Falle der Wutreden etwa in den Überschriften der Online-Artikel, in denen über die Wutreden mit oftmals direkt eingebetteten Videos berichtet wird. „Wutrede von Steinmeier wird zum Hit bei YouTube“ heißt es etwa in einem Bericht über einen Wahlkampfauftritt des damaligen Außenministers<sup>33</sup> und ein Video einer AfD-kritischen Rede Cem Özdemirs wird mit der Schlagzeile „Özdemir Wutrede sorgt für Begeisterung“ weiterverbreitet.<sup>34</sup> Entscheidend hierbei ist, dass es erst die – häufig zusammengeschnittenen – und bereits in den Sozialen Medien verbreiteten Videos, und weniger die in ihnen abgebildeten Redeereignisse selbst, die Diskursfragmente sind, die dann mit dem Label ‚Wutrede‘ versehen werden. Nicht zuletzt durch den Verweis auf ihre Viralität werden sie auch interpretativ vorstrukturiert und letztlich als Unterhaltungsprodukte präsentiert. In konsequenter Fortführung dieses Unterhaltungscharakters finden sich auch zahlreiche Listicles,<sup>35</sup> also Kompilationen wie „Die besten Wutreden“ oder „Die legendärsten Wutreden“, in denen die Videos meist gleich eingebettet sind.<sup>36</sup> Interessanterweise werden hier auch längst vergangene Redeereignisse wie der Wutausbruch Klaus Kinskis am Set des Films *Fitzcarraldo* oder die Parlamentsreden Herbert Wehners rückwirkend als Wutreden umgedeutet und gerade in ihrer seriellen Präsentation mit anderen Wutreden zu Gattungsexemplaren erhoben. Es werden also intertextuelle Bezüge

den Zugang zu Genres und Genredefinitionen über textinhärente Eigenschaften (*properties*) kritisch sieht.

**29** Meier/Viehhauser (2020) Rekontextualisierung, S. 6f.; Jones (2018) *Surveillant media*, S. 252; Krieger/Machnyk (2019) *Das Internet ist für alle Neuland*.

**30** Lomborg (2011) *Social Media*, S. 68.

**31** West/Zimmerman (1987) *Doing Gender*, S. 125; Goffman (1977) *The Arrangement between the Sexes*, S. 324. Vgl. hierzu auch Kanzler (in diesem Band), die ebenfalls

**32** Meier/Marx (2019) *Doing genre*.

**33** Bitz (2014) Wutrede von Steinmeier wird zum Hit bei YouTube.

**34** Thomys (2018) Özdemirs Wutrede sorgt für Begeisterung.

**35** Pflaeging (2020) *Diachronic perspectives*.

**36** Brauer (2015) *Wutredner und Choleriker*.

hergestellt, welche die ursprüngliche, situationsgebundene Funktionalität der Redeereignisse völlig suspendieren und mit Epitheta wie ‚schön‘, ‚begeisternd‘, ‚episch‘, ‚legendär‘ usw. ganz neue Beschreibungsmaßstäbe etablieren, die erst auf der metadiskursiven Ebene Geltung haben.

Im Übrigen leistet schon die Bezeichnung ‚Wutrede‘ selbst durch ihre Semantik einen Beitrag zur metapragmatischen Rahmung, indem durch das Zweitglied ‚-rede‘ auch bei eigentlich dialogischen Settings vor allem der monologisch-performative Charakter der Redeereignisse hervorgehoben und geradezu ein *staging* der affektiv aufgeladenen Kommunikation suggeriert wird. Wutreden sind zwar durchaus tendenziell monologisch und suspendieren vorübergehend die üblichen Mechanismen des Sprecherwechsels. Ein eindrückliches Beispiel ist etwa eine nur 42-sekündige Pressekonferenz des Fußballtrainers Klaus Augenthaler, in der dieser die Fragen selbst gestellt und auch selbst beantwortet hat.<sup>37</sup> Doch auch bei den eher dialogischen Varianten wie etwa dem spielanschließenden TV-Interview von Rudi Völller rückt die Bezeichnung ‚Wutrede‘ die gesprächsförmigen Aspekte in den Hintergrund, sodass auch nur über Völlers Redebeiträge in den Medien berichtet wurde. Auch das Erstglied ‚Wut-‘ hat einen unifizierenden Effekt. Gleichwohl man aus emotionstheoretisch fundierter Sicht die in den Wutreden zum Ausdruck gebrachten Emotionen viel präziser unterscheiden müsste – Greta Thunbergs Ansprache vor den Vereinten Nationen etwa ist wohl eher durch die moralisch aufgeladene Emotion der Verachtung charakterisiert<sup>38</sup> –, wird alles kurzerhand der Wut zugerechnet. Wie auch die häufigen Paraphrasen wie ‚Ausraster‘ zusätzlich verdeutlichen, werden die betreffenden Redeereignisse schon dadurch als spontan-eruptiv gerahmt. Die faktischen Unterschiede in den Motivationslagen der Redner\*innen rücken in den Hintergrund.

Eine weitere Praktik des *Doing Genre*, die auf ein gewisses Gattungsbewusstsein hinweist und dieses auch diskursiv formiert, bilden die häufigen vergleichenden Bezugnahmen insbesondere auf die traditionsstiftende Wutrede von Trapat-

toni. „Heißsporn Gattuso macht den Trapattoni“ heißt es etwa in einem Bericht über die Wutrede des italienischen Trainers.<sup>39</sup> Vor allem aber in den Kommentarbereichen der Sozialen Medien, wo die Wutredenvideos kursieren, finden sich geradezu Aushandlungen von Gattungsnormen:<sup>40</sup> „Wut? Also eine emotionale Wutrede sieht für mich anders aus, siehe Erdogan.“<sup>41</sup> Durch solche Kommentare, die interessanterweise durch die Formulierung ‚sieht für mich ... aus‘ den Rezeptionsprozess selbst fokussieren, explizieren die Rezipierenden ihre Erwartungshorizonte, die aus ihrer Perspektive die Gattung der Wutrede formieren.<sup>42</sup>

Man muss also zwischen den ursprünglichen Redeereignissen selbst und den medial rekontextualisierten, meist serialisiert präsentierten und damit auch metapragmatisch neu gerahmten Aufzeichnungen dieser Redeereignisse unterscheiden. Erst auf dieser zweiten Stufe werden sie aktiv in einen Gattungszusammenhang gestellt, und nur in Bezug auf diese medial rekontextualisierten Ereignisse ergibt die Rede von Wutreden als Gattung überhaupt Sinn. Das hat der amerikanische Blogger Travis Timmons im Übrigen klar erkannt, wenn er in einem Artikel „Wutrede Hall of Fame: Giovanni Trapattoni, the Original“<sup>43</sup> seinen amerikanischen Leser\*innen das in seinen Augen typisch deutsche Phänomen der Wutrede (er lässt den Ausdruck unübersetzt) erklärt. Die Wutrede definiert er als „an event captured on camera, featuring an enraged male“, und gerade die mediale Repräsentation, insbesondere auf YouTube, und damit auch das veränderte Publikum transformieren den pragmatischen Gehalt der ursprünglichen Redeereignisse grundlegend: „From an audience perspective, it seems we’ve mostly hijacked Wutreden with irony, transforming them into legendarily humorous episodes.“ Nach dieser Charakterisierung präsentiert er Trapattonis Wutrede als „THE Wutrede. The ‚O.G.‘ of Wutreden. The godfather“, also als das prototypische Gattungsexemplar, und bettet auch das entsprechende YouTube-

<sup>37</sup> <https://www.welt.de/sport/article864475/Was-erlauben-Klaus-Augenthaler.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>38</sup> Brokoff/Walter-Jochum (2019) Verachtung und Hass aus literaturwissenschaftlicher Sicht.

<sup>39</sup> o.V. (2014) Heißsporn Gattuso macht den Trappattoni.

<sup>40</sup> Lomborg (2011) Social Media, S. 62.

<sup>41</sup> Die Äußerung war im inzwischen deaktivierten Kommentarbereich zu diesem Artikel zu finden: <https://www.spiegel.de/politik/ausland/steinmeier-bruellt-montagsdemo-auf-alexanderplatz-in-berlin-nieder-a-970571.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>42</sup> Hiippala/Tseng (2017) Media evolution.

<sup>43</sup> Timmons (2018) Wutrede Hall of Fame.



Video ein. Damit fängt der Blogger zum einen die Spezifika von Wutreden als medial rekontextualisierte und metadiskursiv neu gerahmte Redeereignisse präzise ein und liefert zum anderen auch selbst ein besonders dichtes Beispiel für das *Doing Genre* von Wutreden.

Der gattungsanalytische Perspektivenwechsel von den ursprünglichen Redeereignissen hin zu ihren medialen Rekontextualisierungen liefert dann auch Erklärungsmöglichkeiten für den eingangs beschriebenen Anstieg in der Häufigkeit von Wutreden. Öffentliche Wutausbrüche als solche sind ja mitnichten ein neues Phänomen. Aber das Internet und insbesondere die Sozialen Medien schaffen mit ihren Affordanzen der ‚persistence‘, ‚spreadability‘ und ‚visibility‘<sup>44</sup> neue Rezeptionsbedingungen, welche die gattungskonstitutiven Rekontextualisierungen erleichtern, den Praktiken des *Doing Genre* Raum geben und auch die nötige Sichtbarkeit verschaffen. Die Wutreden geben somit ein eindrückliches Beispiel dafür ab, wie eine invektive Praxis – denn die Wutreden haben als Form der Kritik *ad personam* ja durchaus herabsetzendes Potenzial – metadiskursiv umgedeutet werden kann und wie gerade Gattungszuordnungen diskursive Ordnung schaffen können. Die aus dem Invektiv-Geschehen resultierenden Effekte, so heißt es im Konzeptpapier zum Begriff der Invektivität, „häng[en] von den vielfältigen Möglichkeiten der Deutung und den entsprechenden Resonanzen ab, die es selbst erst erzeugt.“<sup>45</sup> Wie vielfältig diese Deutungsmöglichkeiten sein können und wie sie sich (inter-)medial ausgestalten, lässt sich am Beispiel der Wutreden empirisch detailliert zeigen. Und wie weitreichend die Effekte sind, zeigt sich in neueren Entwicklungen, die darauf hindeuten, dass sich die Wutrede von einer bloß rekonstruktiven zu einer nunmehr auch produktiven Kategorie zu wandeln beginnt.

## 5 Von der Rezeption zur Aneignung

Das Gattungswissen über die Wutreden, wie es sich in den beschriebenen Praktiken des *Doing Genre*

diskursiv manifestiert, betrifft zunächst und vor allem die nachträgliche Kategorisierung, Benennung und mithin auch Deutung der betreffenden Redeereignisse. Gerade in jüngerer Zeit lassen sich aber Tendenzen beobachten, dass das Gattungswissen selbst produktiv wird. War ‚Wutrede‘ zunächst eine Fremdkategorisierung, welche im Übrigen die Wutredner\*innen nicht selten einem voyeuristischen Blickregime unterwirft und die Aufmerksamkeit mitunter auf körperliche Merkmale wie schrille Stimmen, rot angelaufene Gesichter oder geschwollene Halsschlagadern lenkt, eignen sich Akteure diese Kategorie zusehend gezielt an. Das deutet sich schon in den Fällen an, in denen Presstexte, die man in klassischer Gattungsterminologie wohl als polemische Glossen bezeichnen könnte, von den Zeitungen selbst als Wutreden präsentiert werden.<sup>46</sup> Wenigstens in einem spielerischen Rahmen können die als typisch wahrgenommenen Merkmale von Wutreden aber auch direkt handlungsleitend werden. So präsentiert das Fußballmagazin *11Freunde* eine als Lückentext gestaltete Anleitung für die „perfekte Wutrede“, die für den persönlichen Gebrauch ausgestaltet werden kann:

Jetzt möchte ich mal in aller Deutlichkeit was sagen: Mir reicht es! Wirklich! Wenn ich den Namen \_\_\_\_\_ (hier bitte den Namen eines Ex-Spielers einfügen) schon höre, kommt mir das Frühstück wieder hoch. Das ist schade um das Omelett, aber es geht nicht anders. Wer hat denn hier in den letzten Jahren den Ruf des Klubs gerettet? War das \_\_\_\_\_ (hier bitte den Namen des Ex-Spielers einfügen)? So ein Schwachsinn!<sup>47</sup>

Auch paraverbale sowie gestische und mimische Anweisungen wie etwa Schnaufen vor Wut, krachend auf den Tisch hauen und ein starrer Blick finden sich in dem Text, der deutlich macht, wie sehr sich die Gattungserwartungen an Wutreden bereits konsolidiert haben. Interessanterweise rückt gerade in dieser fingierten Wutrede, die als besonders verdichtetes Beispiel gesehen werden kann, vor allem ihr invektiver Charakter, die persönlich herabsetzende und affektiv grundierte Kritik *ad hominem*, in den Vordergrund.

Auf YouTube und Facebook finden sich aber neuerdings auch Fälle, in denen einzelne Nutzer\*innen ganz gezielt auch ausdrücklich als solche bezeich-

<sup>44</sup> Boyd (2014) *It's complicated*, S. 11.

<sup>45</sup> Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) *Invektivität*, S. 6.

<sup>46</sup> <https://twitter.com/szmagazin/status/977978031481540608> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>47</sup> Kuhlhoff (2017) „Da kotze ich doch im Strahl“ – Wie sieht die perfekte Wutrede aus?

nete Wutreden produzieren, als geplante und für die Videokanalabonnenten inszenierte Wutausbrüche und Schimpftiraden. So beschimpft ein Fan den Trainer des von ihm favorisierten Vereins als „Absturztrainer“ und „Witz-Lauch-Typen“, der so „dumm, behindert, gehirnamputiert“ sei, dass er „wenn überhaupt“ für die „Bezirksliga“ geeignet sei.<sup>48</sup> Der HSV-Fan und selbsterklärte „Direkt-Ansager“ Timo Siever publiziert auf seiner Facebook-Seite regelmäßig als Wutreden bezeichnete Selfie-Videos von sich in seinem Auto, in denen er das eigene Team nach schlechten Spielen als „nicht ganz dicht“ oder auch Ultra-Fans des eigenen Vereins als „Schwachmatten“ beschimpft, da sie mit ihren „Bengalos“ für hohe Geldstrafen verantwortlich sind.<sup>49</sup> Die an die Auftritte der Kunstfigur Gernot Hassknecht in der Comedy-Show *heute-show* erinnernden Videos, die meist in ruhigem Ton beginnen, um dann schlagartig in lautes Schreien umzuschlagen, werden auch in Online-Medien verschiedentlich aufgegriffen und ihrer offenkundigen Inszeniertheit zum Trotz als authentische Ausraster eines enttäuschten Fans weiterverbreitet.<sup>50</sup>

Besonders aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch ein selbstproduziertes YouTube-Video der ehemaligen Pegida-Aktivistin Tatjana Festerling mit dem Titel „Wutrede: Es geht ums Überleben – tut endlich was!“.<sup>51</sup> In dem gut siebenminütigen Video, in dessen Vorspann u.a. das Logo der rechtspopulistischen Bewegung *Fortress Europe* eingeblendet wird, filmt sich Festerling am Meeresufer im Gegenlicht und spricht direkt in die Kamera (auffällige Betonungen sind im Transkript mit Unterstreichungen markiert):

[0:05 – 1:29]

Hallo

ich lebe inzwischen nicht mehr in Deutschland

das ermöglicht mir einen Blick mit Abstand

und ich muss sagen was ich sehe

ich könnte kotzen

ich könnte kotzen über euch

sag mal merkt ihr eigentlich noch was

kriegt ihr überhaupt noch mit

<sup>48</sup> <https://www.youtube.com/watch?v=OW-Ey36MsoM> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>49</sup> <https://www.facebook.com/DerSievi/> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>50</sup> <https://www.youtube.com/watch?v=e68-oPtCBfE> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>51</sup> [https://www.youtube.com/watch?v=bOigXb\\_9L28](https://www.youtube.com/watch?v=bOigXb_9L28) (letzter Zugriff: 18.11.2020).

empfindet ihr noch etwas zu dem was bei rundherum  
um euch passiert  
oder versucht ihr das alles nur noch irgendwie mit dem  
Verstand zu abstrahieren  
und euch an irgendwelche komischen schalen Illusionen  
an irgendwelche Gedanken zu klammern  
wird schon nichts passieren  
es is noch immer jot jejangen  
oder ach der Kelch geht schon an uns vorbei  
n Scheiß wird er  
gar nichts geht an euch vorbei  
Himmelherrgott fangt endlich an wirklich erwachen  
erwacht endlich  
spürt mal was bei euch los ist  
spürt mal die Verzweiflung die Hoffnungslosigkeit  
und fangt nicht immer an im Verstand alles irgendwie  
zu rationalisieren  
Bullshit Schwachsinn  
Polizisten werden stranguliert  
Frauen sollen nicht mehr alleine joggen gehen  
was ist denn das bitteschön für ein Land  
ist doch n lach lachhaft  
weil Kinder werden in den Schulen drangsaliert zusam-  
mengeslagen abgezogen  
ja wir schützen noch nicht mal unsere Kinder  
was ist denn das für ne beschissene Gesellschaft  
die sich nicht mehr um ihre Nachkommen kümmert  
[...]

Bemerkenswert an dieser ‚Wutrede‘ ist die normativ unterlegte und durch den ganzen Auftritt einschließlich der Mimik auch performativ inszenierte Gegenüberstellung von ‚Verstand‘ und ‚Gefühl‘, von Rationalisierungsversuchen und dem Spüren der Verzweiflung – eine Gegenüberstellung, die in deutlicher Parallele zum Typus des ‚Wutbürgers‘ dann auch die eigene Wut legitimiert und geradezu als Zustand der Erweckung erscheinen lässt. Und so ist die vorgetragene Kritik, obwohl sie in der zweiten Person Plural vorgetragen wird, wohl auch nur zum Schein an die Kanal-Abonent\*innen adressiert. Eher ist sie an die Mehrheitsgesellschaft gerichtet, welche die angeblichen Missstände in Deutschland nicht wahrnehmen will.

Rein formal finden sich Parallelen zu den herkömmlichen Wutreden, wie sie auf YouTube zirkulieren. Die insistierenden Wiederholungen, das vulgäre Vokabular, das überartikulierte Sprechen in erhöhter Lautstärke und die typische Mimik verbinden Festerlings Wutrede etwa mit der von Uli Hoeneß, sind hier aber bis ins Detail geplant. Die Wut wird ganz gezielt als solche inszeniert und, anders als bei den Fußballfans, wo der Unterhaltungscharakter im Vordergrund steht, ist die ganze Inszenierung Teil einer agitatorischen

Strategie, die Wut zum politischen Programm macht. Ähnlich wie bei Donald Trump und seinen affektgesättigten Auftritten on- und offline wird Wut zur Leitemotion der öffentlichen Selbstinszenierung und zielt dabei auf die „Schaffung exklusiver Solidarität“.<sup>52</sup> Und gerade die indirekte Adressierung, welche die Kritik an dem ‚lachhaften Schwachsinn‘ und den ‚schalen Illusionen‘ an die im Video Angesprochenen zu richten scheint, tatsächlich aber die Rezipierenden als Teil einer Erregungsgemeinschaft von eben dieser Kritik ausnimmt, trägt hierzu bei und unterstreicht in ihrer rhetorischen Kunstfertigkeit den Inszenierungscharakter des Videos.

Derartige Formen der Aneignung der Kategorie ‚Wutrede‘ zeigen, dass der Diskurs über die Wutreden die alltagsweltlich verfügbare Gattungssystematik und die entsprechenden Erwartungshorizonte schon so weit transformiert hat, dass auch Wutreden wie die von Tatjana Festerling als Medienprodukte nicht nur möglich, sondern auch erfolgreich und kommunikativ anschlussfähig sind. Die gezielte Funktionalisierung affektgrundierter Rede in den als solche inszenierten Wutreden wird dabei insbesondere in den Dienst invektiver Zwecke gestellt, die manchmal in spielerischer Rahmung eher Unterhaltungsfunktion haben, aber eben auch, wie bei Festerling, politische Dimension haben und gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse verhandeln können. Die Wutrede konsolidiert sich somit zu einer benennbaren und auch produktiv verfügbaren Gattung, welche auf invektive Dynamiken zurückwirkt und ihnen Form gibt.

## 6 Ein Blick auf verwandte Fälle

Die eben nachgezeichnete Wendung von der Rezeption hin zur Produktion über die bewusste Aneignung einer primär rekonstruktiven Kategorie wird am Beispiel der Wutrede zwar besonders deutlich, lässt sich in ähnlicher Form aber auch an anderen Fällen aufzeigen, in denen sich Formen herabsetzender Rede zu Gattungen verdichten.

Zu nennen wäre etwa die Kategorie des Shitstorms, welche kollektive und allein schon deshalb höchst disparate Diskursereignisse rekon-

struktiv ordnet. Das Neologismenwörterbuch OWID definiert Shitstorm als „unkontrollierte[n] virtuelle[n] Sturm der Entrüstung als Reaktion auf die Äußerung einer bekannten Person in Form von massenweise versendeten beleidigenden und bedrohlichen E-Mails oder Facebook-Nachrichten, der von den Medien aufgegriffen wird“.<sup>53</sup> Gerade die abschließende Einschränkung macht deutlich, dass die Medienresonanz und die benennende Kategorisierung als Shitstorm diesem Diskursphänomen wesentlich sind. Typischerweise werden in der Berichterstattung einzelne Tweets oder Facebook-Kommentare herausgegriffen und verdichtend so rekontextualisiert, dass die Kategorisierung als Shitstorm gerechtfertigt erscheint, auch wenn im tatsächlichen Diskurs die *Shitpostings* womöglich in der Minderheit sind.<sup>54</sup> Als gattungstypologische Kategorie wird der Shitstorm also auch durch (inter-)mediale Praktiken des *Doing Genre* konturiert.

Neuere Entwicklungen zeigen nun, dass sich Akteure diese retrospektive und typischerweise anklagende Kategorisierung selbst zu eigen machen können. So wird das Verb *shitstormen* nunmehr auch als fremdes wie eigenes Verhalten bezeichnendes Kommunikationsverb verwendet: „wenn ich shitstormen oder mich aufregen/ärgern würde...dann sähe das ganz anders aus.“<sup>55</sup> Und auch parodistische Anleitungen für gelungenes *Shitstormen* finden sich inzwischen im Netz.<sup>56</sup>

Eine andere Form der Aneignung zeigt sich dagegen in einem Facebook-Post des Grünen-Politikers Boris Palmer, in dem er einen Screenshot der Startseite der Deutschen Bahn, auf dem Fahrgäste verschiedener ethnischer Hintergründe abgebildet sind, postet und mit folgendem Kommentar versieht:

Der shitstorm wird nicht vermeidbar sein. Und dennoch: Ich finde es nicht nachvollziehbar, nach

<sup>53</sup> <https://www.owid.de/artikel/402347> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>54</sup> Meier/Marx (2019) *Doing genre*, S. 205; Marx (2019) *Von Schafen im Wolfspelz*, S. 146.

<sup>55</sup> <http://swtorcantina.de/paketoeffnen-neu-gestaltet/> (letzter Zugriff: 18.11.2020); Dieser und weitere Belege lassen sich im Webkorpus 2016c im Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache [dwds.de](https://www.dwds.de) recherchieren: [https://www.dwds.de/r?q=shitstormen&corpus=ibk\\_web\\_2016c](https://www.dwds.de/r?q=shitstormen&corpus=ibk_web_2016c) (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>56</sup> Gogl/Lebersorger (2016) *Shitstormen auf Österreichisch #oidaRP*.

<sup>52</sup> Koch/Nanz/Rogers (2020) *The Great Disruptor*, S. 7.

welchen Kriterien die „Deutsche Bahn“ die Personen auf der Eingangsseite ausgewählt hat. Welche Gesellschaft soll das abbilden?<sup>57</sup>

Durch seine abschließende Frage scheint Palmer zu insinuieren, dass die Bebilderung der DB-Homepage einer identitätspolitischen Agenda folge, die in einer Überbetonung von Multikulturalität den eigentlichen ethnischen Charakter der deutschen Gesellschaft in den Hintergrund rückt – eine implizit rassistische Position, die so auch von rechtsextremen Akteuren wie der Identitären Bewegung vertreten wird.<sup>58</sup> Die erwarteten Reaktionen auf diese Stellungnahme kategorisiert Palmer nun vorgreifend als ‚Shitstorm‘ und delegitimiert sie somit als problematische, einer unheilvollen Entrüstungslogik folgende Praxis. In typisch rechtspopulistischer Manier inszeniert sich Palmer als Tabubrecher, der sich dem Diktat der politischen Korrektheit nicht beugt, und verschiebt so die Aufmerksamkeit weg von der eigenen rassistischen Äußerung hin zu der vermeintlichen Überreaktion des Publikums.<sup>59</sup> Diese Reaktionen aber werden durch ihre Kategorisierung als ‚Shitstorm‘ in einen vereinheitlichenden Deutungsrahmen gestellt. Das zunächst vorgreifende *Doing Genre* setzt Palmer dann übrigens parallel zu den tatsächlich einsetzenden Reaktionen fort, wenn er nach etwa einer Stunde seinen Facebook-Post ergänzt:

PS: Eine Stunde später tobt der Shitstorm. Wie vorhergesehen. Alle, die mich jetzt fragen, warum ich dieses Thema aufgreife, frage ich zurück: Wenn die Auswahl dieser Bilder vollkommen belanglos, normal, unbedeutend ist, warum regt ihr euch dann so auf? Was wir hier diskutieren, ist Identitätspolitik. Und zwar von Recht [sic!] wie Links. Die einen sagen, man wisse nicht mehr, in welchem Land man lebt, die anderen bekämpfen alte weiße Männer. Und gemeinsam haben die Identitätspolitiker es ziemlich weit damit gebracht, uns zu spalten.

Die Formulierung „tobt der Shitstorm“ rahmt die in den Kommentaren vorgebrachte Kritik als ein blindes Wüten, das rationalen Argumenten kaum zugänglich ist, so wie auch die Frage „warum regt

ihr euch dann so auf?“ kritische Kommentare als unbegründet zurückweist. Nicht der eigene Rassismus erscheint hier als das Problem, sondern seine Thematisierung, welche ‚uns‘ spalte. Zwar finden sich tatsächlich zahlreiche beleidigende und verhöhnende Kommentare, wenn Palmer etwa „verbaler Brechdurchfall“ attestiert wird. Dass aber viele der Kommentare sehr wohl ihre Kritik begründen, wird dabei ebenso ausgeblendet wie die vielen Kommentare, die sich um Vermittlung bemühen oder gar ausdrücklich unterstützend argumentieren. Die Kategorisierung als ‚Shitstorm‘ hat angesichts des sehr ausdifferenzierten kommunikativen Geschehens in den Kommentaren ordnende und akzentuierende Kraft und das *Doing Genre* wird als rhetorisches Mittel im politischen Diskurs nutzbar.

In eine ähnliche Richtung zielt der in Political Correctness-kritischen Kontexten etablierte Begriff der ‚Hate Facts‘ im Sinne von angeblich tabuisierten Wahrheiten, die aus der Perspektive des Mainstream-Diskurses als ‚Hate Speech‘ kategorisiert würden. Der rechtskonservative Blog *National Association of Scholars* etwa definiert Hate Facts wie folgt:

Hate facts are truths that must not be spoken among the intelligentsia any more because doing so could offend some “protected” group. Academics (and anyone else who wants to survive in the public realm) learn to steer a safe course away from hate facts.<sup>60</sup>

Auch Hate Speech ist zuvorderst eine rekonstruktive Kategorie, die sich nicht zuletzt in den Sozialen Medien durch metadiskursive Thematisierungen diskriminierender Rede in den und außerhalb der digitalen Medien etabliert hat. Der Terminus ‚Hate Speech‘ selbst ist dabei typischerweise „nicht Teil des sprachlichen Materials [...], das er kategorisiert“.<sup>61</sup> Insbesondere von rechter Seite aus wird jedoch die im Hate Speech-Diskurs oft formulierte Kritik an ehemals unhinterfragten sprachlichen Mustern der Ausgrenzung und Herabsetzung als übertriebene *Political Correctness* kritisiert, welche die Meinungskorridore verenge.<sup>62</sup> Gerade weil Hate Speech zunächst eine Fremdkategorisierung ist, die jedoch für illegitim

**57** <https://www.facebook.com/ob.boris.palmer/posts/2381885385184313> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

**58** Bruns/Glösel/Strobl (2017) *Die Identitären*; Boehnke (2019) *Rechter Kulturkampf heute*.

**59** Niehr/Reissen-Kosch (2018) *Volkes Stimme?*, S. 127.

**60** Leef (2014) *Hate Facts*.

**61** Marx (2017) *Rekontextualisierung von Hate Speech*, S. 132.

**62** Auer (2002) *Political Correctness*.



gehalten wird, können das gezielte Aussprechen von Hate Speech und der affirmative Bezug auf diese Kategorie geradezu als Akte des Widerstands erscheinen. „Ja – ich bin ein Rassist und das ist gut so!“<sup>63</sup> formuliert in trotzigem Ton ein Kommentierender auf der rechtsextremen Internetseite *pi-news* und bedient zuvor etwa mit der Rede vom „Terror dieser Gutmenschen-Verbrecher“ zielsicher den Topos der Meinungsdiktatur.

Wie nun gerade die Rede von Hate Facts diese vermeintliche Widerstandshaltung diskursiv umsetzt, lässt sich an der folgenden Passage aus Nils Wegners Editorial zur neurechten Zeitschrift *Sezession* zeigen:

Der Autor dieser Zeilen stellt die akademischen Ikono-klasten vor, die Aktivisten gegen Multikulturalismus-, Vielfalt- und Schmelztiegellügen auf der ganzen Welt mit (wie man heute so „schön“ sagt) *Hate facts* versorgen. Ihre wissenschaftliche Disziplin ist die Human biodiversity, kurz HBD, und ihr Anliegen ist relativ simpel: Das fortlaufende Ignorieren und Wegdiskutieren der natürlichen Unterschiede zwischen ethnischen und demographischen Gruppen befördert eine grundlegende Instabilität „bunter“ Gesellschaftskonstrukte, die sich nicht dadurch aus der Welt schaffen läßt, daß man sie durch Sozialleistungen und Förderprogramme mit Geld bewirft. Ein „Haßfakt“ auch das, doch nichtsdestoweniger ein Fakt.<sup>64</sup>

Die hier ganz offen vorgebrachte biologistisch-rassistische Anschauung einer „Human biodiversity“, welche die „natürlichen Unterschiede zwischen ethnischen [...] Gruppen“ verteidigt, aber auch die Verächtlichmachung von Minderheitenschutzprogrammen und ihren Subventionen werden hier als ‚Hate Facts‘ eingeordnet. Im Vorgriff auf die erwartbare Stigmatisierung solcher Positionen als Hass, die aber nur um den Preis „fortlaufende[n] Ignorieren[s] und Wegdiskutieren[s]“ zu haben sei, werden sie als der Wahrheit verpflichtete Positionen in einer Welt der Lügen legitimiert.<sup>65</sup> Die eigentlich stigmatisierende Kategorie ‚Hate Speech‘ wird so angeeignet und schon in der Produktion verfügbar gemacht. Zugleich aber ist in die so kategorisierte Praxis auch schon ihre metadiskursive Thematisierung eingelassen.

<sup>63</sup> <http://www.pi-news.net/2013/06/video-hallo-mein-name-ist-paul-weston-und-ich-bin-ein-rassist/> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

<sup>64</sup> Wegner (2017) *Sezession*, S. 79.

<sup>65</sup> Meier (2020) *Selbstlegitimationen von Hate Speech*, S. 140

Ein ganzer Diskurs von Fremd- und Selbstzuschreibungen und -positionierungen im Wechsel von Kritik und Gegenkritik verdichtet sich in der Rede von ‚Hate Facts‘. Die „kommunikativen Kaskaden wechselseitiger invektiver Adressierung“ und metainvektiver Thematisierung sowie die hierbei oft zu beobachtenden Formen „diskursive[r] Umcodierung“<sup>66</sup> im Hate Speech-Diskurs werden auf diese Weise geordnet und auch selbst als invektive Ressource nutzbar.

## 7 Schlussbemerkung

Die in diesem Beitrag eingenommene Perspektive auf invektive Gattungen zeigt zum einen, wie die im Konzept der Invektivität so zentral gesetzten Anschlusskommunikationen und Deutungsmodi in einem diskurs- und rezeptionsorientierten Gattungsverständnis eingefangen werden können. Zum anderen veranschaulichen die besprochenen Fälle durch die prozessorientierte Perspektive auf Gattungskonstruktionen und -aneignungen auf empirisch detaillierte Weise, wie vielfältig die Deutungsmöglichkeiten von Invektiv-Geschehen sein können, wie sie sich zu Erwartungshorizonten verdichten und später auch produktive Aneignungen ermöglichen. Gerade in den digitalen und Sozialen Medien, wo Rezeptionszeugnisse verschriftlicht und dauerhaft sichtbar sind, lassen sich diese Prozesse präzise nachvollziehen, und die dort herrschenden medialen Bedingungen sind sicherlich prägend für die Ausbildung der hier diskutierten invektiven Gattungen.

Die diskutierten Beispiele repräsentieren dabei verschiedene Etappen oder auch Grade der Gattungskonstruktion. Bei der *Wutrede* ist sie schon weit fortgeschritten und durch den monologischen Charakter der *Wutrede* auch so fokussiert, dass längst gezielt neue Gattungsexemplare produziert werden können. *Shitstorms* als kollektiv hervorgebrachte Diskursereignisse entziehen sich dagegen der gezielten Produktion. Doch auch hier zeigen die diskutierten Möglichkeiten der vorgreifenden Kategorisierung erwartbarer Reaktionen, dass sich hier Erwartungshorizonte verdichten und die vereinheitlichende Benen-

<sup>66</sup> Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) *Invektivität*, S. 13.

nung von Diskursereignissen dann auch strategisch genutzt werden kann. *Hate Facts* wiederum können durchaus gezielt produziert werden. Doch nicht allein das ist für den hier diskutierten Zusammenhang entscheidend, sondern vielmehr, dass diese Kategorie aus einer gezielten Aneignung der eigentlich stigmatisierenden Kategorie der *Hate Speech* hervorgeht und einen ordnenen Zugriff auf den *Hate Speech*-Diskurs erlaubt, in dem sozusagen die Fronten geklärt sind. Und mehr noch: Nicht die eigene Rede erscheint dann als hasserfüllt, sondern die Reaktion derjenigen, welche die in ihr zur Sprache gebrachten ‚Fakten‘ angeblich nicht wahrhaben wollen.

Von den klar umrissenen und in detaillierten Gattungstaxonomien verorteten Gattungen, wie sie etwa in der Literaturwissenschaft typischerweise diskutiert werden, sind alle hier diskutierten Fälle weit entfernt. In der historisierenden Rückschau, womöglich auch vermittelt über gattungstypologische Traktate, Rhetoriken und ähnliche Schriften, mögen Gattungen wie einigermaßen stabile und formal-funktional bestimmbare Gebilde erscheinen, aus denen sich auch klare Taxonomien ableiten lassen, für die Wutreden, Shitstorms und erst recht *Hate Facts* viel zu unstat sind. Allerdings können gerade solche gattungstypologischen Traktate, auf die sich die Literaturgeschichte häufig beruft, als besonders wirkmächtige Formate des *Doing Genre* und gewissermaßen als dessen Endpunkte beschrieben werden. Die hier diskutierten Fälle können dagegen als exemplarische Beispiele für den Prozess von der zunächst rekonstruktiven Ordnung über Aneignung bis hin zur Produktion, also für die verschiedenen Verlaufsstadien des *Doing Genre* gesehen werden. Vielleicht wirft dies ein Licht darauf, wie man sich die Entstehung neuer bzw. Umstrukturierung bestehender Gattungen bis hin zu ihrer Verankerung im kommunikativen Haushalt insgesamt vorstellen kann.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

Bitz, Xaver (2014): Wutrede von Steinmeier wird zum Hit bei YouTube. *Merkur*: <https://www.merkur.de/politik/wutrede-steinmeier-wird-youtube-zr-3573736.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).

- Brauer, Markus (2015): Wutredner und Choleriker: Der Ausraster – die besten Wutreden. *Stuttgarter Nachrichten*: <https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.wutredner-und-choleriker-der-ausraster-die-besten-wutreden.5258caf0-ee90-47ad-b4a9-a375c0dd2401.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Dpa/sid/ttsch (2007): Was erlauben Klaus Augenthaler? *WELT*: <https://www.welt.de/sport/article864475/Was-erlauben-Klaus-Augenthaler.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Festerling, Tatjana: Wutrede: Es geht ums Überleben – tut endlich was! [https://www.youtube.com/watch?v=bOigXb\\_9L28](https://www.youtube.com/watch?v=bOigXb_9L28) (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Forumbeitrag auf swtorcantina. <http://swtorcantina.de/paketoeffnen-neu-gestaltet/> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Gogl, Ingrid/Lebersorger, Fabian (2016): Shitstorms auf Österreichisch #oidaRP. Berlin. TIB AV-PORTAL: <https://doi.org/10.5446/20833> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Kuhlhoff (2017): „Da kotze ich doch im Strahl“ – Wie sieht die perfekte Wutrede aus? *11FREUNDE*: <https://11freunde.de/artikel/da-kotze-ich-doch-im-strahl/531888> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Leef, George (2014): „Hate Facts“ – When the Truth is Intolerable. In: National Association of Scholars: [https://www.nas.org/blogs/article/hate\\_facts\\_when\\_the\\_truth\\_is\\_intolerable](https://www.nas.org/blogs/article/hate_facts_when_the_truth_is_intolerable) (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Lindner, Christian: Die Wutrede von FDP-Chef Lindner. <https://www.latest.facebook.com/WELTnext/videos/788263411221273/> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- o.V. (2014): Heißsporn Gattuso macht den Trappatoni. *KURIER*: <https://kurier.at/sport/fussball/fussball-heissporn-gattuso-macht-den-trappatoni/87.672.696> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- o.V. (2019): Thunberg hält Wutrede bei UN – Merkel widerspricht ihr. *Berliner Morgenpost*: <https://www.morgenpost.de/politik/article227181531/Greta-Thunberg-haelt-Wutrede-bei-UN-Trump-spottet-ueber-sie.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Palmer, Boris: Facebook-Post. <https://www.facebook.com/ob.boris.palmer/posts/2381885385184313> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Sievert, Timo: Facebook-Seite. <https://www.facebook.com/DerSievi/> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Sievert, Timo: Nach Nordderby-Niederlage: HSV-Fan platzt der Kragen – genial Wutrede. <https://www.youtube.com/watch?v=e68-oPtCBfE> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Syd (2014): Steinmeiers Wutrede als YouTube-Hit. *SPIEGEL*: <https://www.spiegel.de/politik/ausland/steinmeier-bruellt-montagsdemo-auf-alexanderplatz-in-berlin-nieder-a-970571.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- SZ Magazin: Tweet. <https://twitter.com/szmagazin/status/977978031481540608> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Thomys, Alexander (2018): Özdemirs Wutrede sorgt für Begeisterung. *SÜDWEST PRESSE*: <https://www.>

- swp.de/suedwesten/landkreise/ermstal/oezdemir-wutrede-sorgt-fuer-begeisterung-24857234.html (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Tsp/rtr/epd/KNA (2014): Wutrede von Papst Franziskus: „Die Kurie ist krank“. DER TAGESSPIEGEL: <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/panorama/wutrede-von-papst-franziskus-die-kurie-ist-krank/11155134.html> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Video Hallo, mein Name ist Paul Weston und ich bin ein Rassist. PI News: <http://www.pi-news.net/2013/06/video-hallo-mein-name-ist-paul-weston-und-ich-bin-ein-rassist/> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Video Wutrede vom Wettpaten an Pep Guardiola !!!!. <https://www.youtube.com/watch?v=OW-Ey36MsoM> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Wegner, Nils (2017): Sezession 79 – das neue offene Heft! Sezession im Netz: <https://sezession.de/57340/sezession-79-das-neue-offene-heft> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- ## Forschungsliteratur
- Aristoteles (2002): Rhetorik. Werke in deutscher Übersetzung Bd. 4. Übersetzt und erläutert von Christof Rapp. Berlin: Akademie-Verlag.
- Auer, Katrin (2002): „Political Correctness“ – ideologischer Code, Feindbild und Stigmawort der Rechten. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 31/3, S. 291–303.
- Ayaß, Ruth (2011): Kommunikative Gattungen, mediale Gattungen. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 275–295.
- Boehnke, Lukas (2019): Rechter Kulturkampf heute. Identitätskonstruktion und Framing-Strategien der Identitären Bewegung. In: Boehnke, Lukas/Thran, Malte/Wunderwald, Jacob (Hgg.): Rechtspopulismus im Fokus. Theoretische und praktische Herausforderungen für die politische Bildung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 89–114.
- Boyd, Danah (2014): It's complicated. The social lives of networked teens. New Haven: Yale University Press.
- Briggs, Charles L./Bauman, Richard (1992): Genre, Intertextuality, and Social Power. In: Journal of Linguistic Anthropology 2/2, S. 131–172.
- Brokoff, Jürgen/Walter-Jochum, Robert (2019): Verachtung und Hass aus literaturwissenschaftlicher Sicht. In: Kappelhoff, Hermann/Bakels Jan-Hendrik/Lehmann Hauke et al. (Hgg.): Emotionen: Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 225–229.
- Bruns, Julian/Glösel, Kathrin/Strobl, Natascha (2017): Die Identitären. Rechtsextreme Ideologie der Neuen Rechten und modernisierter Rassismus einer Jugendbewegung. In: Jahrbuch für Pädagogik 2017/1, S. 81–102.
- Burger, Harald/Luginbühl, Martin (2014): Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. 4. überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton.
- Deppermann, Arnulf (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung. Wiesbaden: VS.
- DWDS ‚Shitstorm‘: [https://www.dwds.de/r?q=shits-tormen&corpus=ibk\\_web\\_2016c](https://www.dwds.de/r?q=shits-tormen&corpus=ibk_web_2016c) (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine et al. (2017): Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 2/1, S. 2–24.
- Fiehler, Reinhard (1993): Grenzfälle des Argumentierens. „Emotionalität statt Argumentation“ oder „emotionales Argumentieren“. In: Püschel, Ulrich/Sandig, Barbara (Hgg.): Stilistik. Bd. 3. Argumentationsstile. Hildesheim/New York: Olms, S. 149–174.
- Goffman, Erving (1977): The Arrangement between the Sexes. In: Theory and Society 4/3, S. 301–331.
- Günthner, Susanne (2002): Stimmenvielfalt im Diskurs. Formen der Stilisierung und Ästhetisierung in der Redewiedergabe. In: Gesprächsforschung 3, S. 59–80.
- Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994): „Forms are the food of faith“. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46/4, S. 693–723.
- Habscheid, Stephan (2011): Das halbe Leben. Ordnungsprinzipien einer Linguistik der Kommunikation – Zur Einleitung in den Band. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 3–30.
- Hanks, William F. (1987): Discourse Genres in a Theory of Practice. In: American Ethnologist 14/4, S. 668–692.
- Hiippala, Tuomo/Tseng, Chiao-I (2017): Editorial. Media evolution and genre expectations. In: Discourse, Context & Media 20, S. 157–159.
- Jauß, Hans Robert (1977): Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters. In: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976. München: Fink, S. 327–358.
- Jones, Rodney (2018): Surveillant media. Technology, language, and control. In: Cotter, Colleen/Perrin, Daniel (Hgg.): The Routledge handbook of language and media. Milton Park et al.: Routledge.
- Knoblauch, Hubert/Schnettler, Bernt (2010): Sozialwissenschaftliche Gattungsforschung. In: Zymner, Rüdiger (Hg.): Handbuch Gattungstheorie. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 291–294.
- Koch, Lars/Nanz, Tobias/Rogers, Christina (2020): The Great Disruptor. Eine Annäherung. In: Dies. (Hgg.): The Great Disruptor. Über Trump, die Medien und die Politik der Herabsetzung. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 1–19.
- Koster, Severin (1980): Die Invektive in der griechischen und römischen Literatur. Meisenheim am Glan: Hain.
- Krieger, Manuela/Machnyk, Christina (2019): „Das Internet ist für uns alle Neuland.“ – Zur De- und Rekontextualisierung lexikalischer Einheiten in konventionalisierten Memes. In: Bülow, Lars/Johann, Michael (Hgg.): Politische Internet-Memes – Theoretische Herausforderungen und empirische Befunde. Berlin: Frank & Timme, S. 115–142.
- Lehmann, Johannes F. (2019): Zorn und Wut im Spannungsfeld der Literaturgeschichte. In: Kappelhoff, Hermann/Bakels Jan-Hendrik/Lehmann

- Hauke et al. (Hgg.): Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 180–184.
- Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (2020): Deutsches Referenzkorpus / Archiv der Korpora geschriebener Gegenwartssprache 2020-I (Release vom 21.01.2020). Mannheim: Institut für deutsche Sprache.
- Lomborg, Stine (2011): Social media as communicative genres. In: *MedieKultur. Journal of media and communication research* 27/51, S. 55–71.
- Marx, Konstanze (2017): Rekontextualisierung von Hate Speech als Aneignungs- und Positionierungsverfahren in Sozialen Medien. In: *Aptum* 13/2, S. 132–146.
- Marx, Konstanze (2019): Von Schafen im Wolfspelz – Shitstorms als Symptome einer medialen Emotionskultur. In: Hauser, Stefan/Luginbühl, Martin/Tienken, Susanne (Hgg.): *Mediale Emotionskulturen*. Bern: Peter Lang, S. 135–153.
- Meier-Vieracker, Simon (2020): Selbstlegitimationen von Hass auf rechten Internetseiten. In: Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (Hgg.): *Diskurs – ethisch*. Bremen: Hemen, S. 139–155.
- Meier, Simon (2016): Wutreden – Konstruktion einer Gattung in den digitalen Medien. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 44/1, S. 37–68.
- Meier, Simon/Marx, Konstanze (2019): Doing genre in the digital media. In: Brock, Alexander/Pflaeging, Jana/Schildhauer, Peter (Hgg.): *Genre emergence. Developments in print, TV and digital media*. Frankfurt a.M./New York: Peter Lang, S. 191–212.
- Meier, Simon/Viehhauser, Gabriel (2020): Rekontextualisierung als Forschungsparadigma des Digitalen? Einleitung in den Band. In: Dies./Sahle, Patrick (Hgg.): *Rekontextualisierung als Forschungsparadigma des Digitalen*. Norderstedt: Books on Demand, S. 1–20.
- Miller, Carolyn R. (1984): Genre as social action. In: *Quarterly Journal of Speech* 70/2, S. 151–167.
- Neumann, Uwe (1998): Invektive. In: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 4. Tübingen: Niemeyer, S. 549–561.
- Niehr, Thomas/Reissen-Kosch, Jana (2018): *Volkes Stimme? Zur Sprache des Rechtspopulismus*. Berlin: Dudenverlag.
- OWID ‚Shitstorm‘: <https://www.owid.de/artikel/402347> (letzter Zugriff: 18.11.2020).
- Pflaeging, Jana (2020): Diachronic perspectives on viral online genres. From images to words, from lists to stories. In: Thurlow, Crispin/Dürscheid, Christa/Diémoz, Federica (Hgg.): *Visualizing Digital Discourse*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 227–244.
- Pichl, Robert (1998): Iracundia. In: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 4. Tübingen: Niemeyer, S. 597–599.
- Reisigl, Martin (2014): Gattung. In: Wrana, Daniel/Ziem, Alexander/Reisigl, Martin et al. (Hgg.): *DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*. Berlin: Suhrkamp, S. 158.
- Sell, Aaron (2019): The Evolutionary Psychology of Anger. In: Kappelhoff, Hermann/Bakels Jan-Hendrik/Lehmann Hauke et al. (Hgg.): *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 174–179.
- Spiegel, Carmen (2011): Streit. Eine linguistische Untersuchung verbaler Interaktionen in alltäglichen Zusammenhängen. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.
- Timmons, Travis (2018): Wutrede Hall of Fame. Giovanni Trapattoni, the Original. In: *The Bundesliga Fanatic*: <https://web.archive.org/web/20180115001849/http://bundesligafanatic.com/wutrede-hall-of-fame-giovanni-trapattoni-the-original/> (letzter Zugriff: 28.11.2020).
- Voßkamp, Wilhelm (1977): Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. In: Hinck, Walter (Hg.): *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*. Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 27–42.
- Weiß, Christian (2005): Die thematische Erschließung von Sprachkorpora. Mannheim: Institut für deutsche Sprache.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender and Society* 1/2, S. 125–151.



---

## Artikel

Gerd Schwerhoff\*

# Das Pasquill im frühneuzeitlichen Deutschland. Ein Kommunikations- medium zwischen Schmähung und Kritik

**Abstract:** The text deals with the genre 'pasquill' from the 16th to the 18th century in the German speaking world. Two strands of tradition can be ideally distinguished, which only gradually merge with each other. Originally, as in other regions of Europe, the Roman figure of the shoemaker Pasquino is adapted, who comments on actual politics or famous persons in mocking, more or less literary dialogues. This figure appears in printed works from the middle of the 16th century, mostly written by Protestants. At about the same time, the term 'pasquill' began to become synonymous with the mostly handwritten, anonymous libel, which is now increasingly criminalized by the authorities. The article characterises the early modern pasquill as a very special medium of communication, which served not only for personal defamation but also for objective criticism.

**Keywords:** Reformation, Aufklärung, Anwesenheitsgesellschaft, Ehre, Schmähschrift – reformation, enlightenment, face-to-face society, honour, libel

\*Prof. Dr. Gerd Schwerhoff, TU Dresden, Institut für Geschichte, Professur für Geschichte der Frühen Neuzeit, gerd.schwerhoff@tu-dresden.de

## 1 Erste Annäherungen

Auf den ersten Blick scheint die Sache klar. „Pasquill“, so definiert Gottsched 1758, „ist eine ehrenrührige Schrift, ohne Namen des Verfassers, aber mit dem Namen dessen, dem es gelten soll.“<sup>1</sup> Es handele sich um „Schmähschriften, darinnen der gute Namen, und die Sitten eines ehrlichen Mannes angetastet“ werde. Deren Urheber wird folglich als „Pasquillant“ bzw. als „Lästerer“ qualifiziert – kein Ruhmestitel, wie Gottsched deutlich macht, denn Pasquille seien „in allen wohlbestellten Staaten verbothen“, kein recht-schaffener Mann würde derartige Schriften verfertigen. „Ein solcher Lästerer schimpfet mehr sich, als den anderen. Seine eigenen Schmiralien schänden ihn, als ihren Urheber“. Ein hauptsächliches Anliegen ist dem Gelehrten und Schriftsteller Gottsched die Grenzbefestigung zur sachlichen Auseinandersetzung:

<sup>1</sup> Gottsched (1758) Beobachtungen, S. 229f.; dort auch alle folgenden Zitate. Der Text entstand im Teilprojekt G des SFB 1285. Vielen Dank vor allem an Jan Siegemund für seine Hinweise, die den Aufsatz wesentlich verbessert haben. Gedankt sei ebenfalls Stefan Beckert, Alexander Kästner, Max Rose, Wiebke Voigt sowie den Herausgeberinnen und dem Herausgeber für ihre Anregungen.

Man muß aber Streitschriften nicht mit Pasquillen verwechseln. In den ersten streite man um Wahrheiten, Geschichte, gelehrte Meinungen oder Lehrpunkte: in den andern aber geht es über die Personen her. Man kann in Meynungen uneins, und doch der Gegner Freund seyn. Nur ungezogene grobe Leute greifen die Personen ihrer Gegner an. Pasquille beschimpfen die schönen Wissenschaften [...] überhaupt.

Gottscheds kurze Einlassung zum Pasquill ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zum einen zeigt sie, wie selbstverständlich der Begriff Mitte des 18. Jahrhunderts als ein ‚deutsches Wort‘ eingemeindet wurde. Zum anderen benennt er mit der Anonymität des Verfassers und dem herabsetzenden Ziel der Schrift zwei zentrale definitivische Merkmale eines Pasquills. Und er stellt die Streitschrift als deren archetypisches Gegenstück heraus, in dem es um die Sache und nicht um die Person gehe. Damit hebt Gottsched auf ein zentrales Kennzeichen aufklärerischen Selbstverständnisses ab – ein Merkmal, das freilich den Charakter eines normativen Ideals besaß und das keineswegs mit der Realität aufklärerischen Schrifttums verwechselt werden sollte.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Vgl. Oesterle (1986) Streitschrift.

Aufschlussreich ist zugleich das, was Gottscheds kurzer Artikel nicht enthält, nämlich Erläuterungen zum medialen Aggregatzustand des Pasquills und zur Herkunft des Namens. Für beide Fragen hilft Zedlers unvermeidliches Universal-Lexikon weiter. 1740 wird unter dem Stichwort ‚Pasquill‘ auf die Lemmata ‚Famosus Libellus‘ bzw. ‚Libellus Famosus‘ verwiesen. „Famosus Libellus, ein Paßquill, ist eine solche Schrift, welche von einem verborgenen Auctore animo infamandi ist ans Licht gegeben worden“, so führt der erste Artikel ganz im Sinn von Gottsched aus. Hier ist von „einer angeschlagenen oder ausgestreuten Schrift“ bzw. einem „Zettel“ die Rede, aber auch davon, dass unter die Gattung auch Gemälde und Bilder gehören, die „zur Ehren-Verletzung eines andern“ gefertigt worden sind.<sup>3</sup> Der zweite Artikel gibt dann einen Hinweis zur etymologischen Herleitung des Begriffs: „Pasquill wird es von einem zu Rom befindlichen Bilde Pasquino genannt, an welches die Schmä-Schriften von denen Verfertignern derselben pflegen angeheftet zu werden.“<sup>4</sup> Näheren Aufschluss gibt der Eintrag ‚Pasquino‘. Die antike Statue sei einst dort gefunden worden, wo sich früher die Werkstatt eines Schuhmachers (oder Schneiders) mit Namen Pasquino befunden habe, der zu seinen Lebzeiten die Schwächen seiner Mitbürger spöttisch aufs Korn genommen habe. In der Statue, so hätten die Nachbarn gewitzelt, sei Pasquino wiederauferstanden und es habe sich der Brauch entwickelt, an die Statue „bey der Nacht satyrische Schriften“ gegen bestimmte Personen zu hängen, die man nicht offen anzugreifen wage.<sup>5</sup>

Bereits dieses erste Schlaglicht hat eine Vielzahl von Begriffen und Phänomenen erhellt und damit die Heterogenität dessen, worum es hier gehen soll: Das Pasquill wird mit Schmähschrift und *libellus famosus* gleichgesetzt; es kann sich um einen Text oder ein Bild handeln; es kann als handschriftlicher Zettel daherkommen, jedoch auch als Druck; selbst die Wertung ist nicht so eindeutig, wie Gottsched nahelegt, bezieht man die von Wohlwollen und Wertschätzung getragenen Berichte über den Pasquino in Rom mit ein. Insofern muss die lakonische Feststellung des Pioniers der Pasquill-Forschung aus dem Jahr

1838, in der Reformationszeit habe sich neben dem Spott- und Schmähdied eine eigene Schriftgattung entwickelt, „die man Pasquille nennt“, mit einem deutlichen Fragezeichen versehen werden.<sup>6</sup> Die bislang einzige Sammlung einschlägiger Texte, die Edition von Bauer über *Pasquille in den Fuggerzeitungen*, hält diese Eingrenzung denn auch für zu restriktiv und verwendet deshalb das Schlagwort – auch ausweislich des Untertitels – synonym zu „jegliche(r) Form von Spott- und Schmähdichten“; folglich definiert er Pasquill als „eine mündlich oder schriftlich verbreitete sprachliche Form, die zeitgenössische Personen und/oder Ereignisse in kritischer, satirischer, ironischer, spöttischer Weise behandelt und die zur Verbreitung bestimmt ist.“<sup>7</sup> Tatsächlich enthält seine Quellensammlung viele mehr oder weniger kunstvoll gereimte Texte, aber auch solche, die auf andere Weise literarisch gestaltet sind, als Dialog etwa oder als Gebetsparodie. Oft, aber nicht immer, richten sich diese Texte gegen konkrete Personen, manchmal kommentieren sie auch allgemeiner die Zeitläufte oder berichten von einzelnen Ereignissen. So berichtet ein *Pasquill das unngerische kriegswesen vor Erlaw betreffende* über eine vom kaiserlichen Heer verlorene Schlacht des Jahres 1596; trotz des Titels, so Bauer, handele es sich nicht um ein Pasquill im engeren Sinne, sondern um ein Zeitungslied mit einer ausführlichen Schlachtenschilderung.<sup>8</sup> Mit einer erheblichen Unschärfe im zeitgenössischen Begriffsgebrauch ist also zu rechnen. Die neuere Forschung hat dem, wie das Beispiel Bauers zeigt, durchaus Rechnung getragen. Die eherne Grenze zwischen Schmähung und Kritik, wie sie nicht nur Gottsched im 18. Jahrhundert zog, wurde allerdings kaum je in Frage gestellt.<sup>9</sup> Für ein unbefangeneres Annäherung an das ‚Pasquill‘ als ein Kommunikationsmedium eigener Art empfiehlt es sich jedoch, auch die Zeit vor der Aufklärung zu betrachten und zugleich stärker die Sphäre außerhalb der gelehrten Welt der literarisch-wissenschaftlichen Öffentlichkeit in den Blick zu nehmen.

<sup>6</sup> Voigt (1838) *Pasquille*, S. 340.

<sup>7</sup> Bauer (2008) *Pasquille*, S. 21. Vgl. zu den Fuggerzeitungen <https://fuggerzeitungen.univie.ac.at/> (letzter Zugriff: 02.01.2020).

<sup>8</sup> Bauer (2008) *Pasquille*, S. 195f.

<sup>9</sup> Vgl. kurz Wolf (2003) *Pasquill*; zuletzt Grunert (2019) *Streiten und Strafen*.

<sup>3</sup> Zedler Bd. 9 (1735), Sp. 209f.

<sup>4</sup> Zedler Bd. 17 (1738), Sp. 773.

<sup>5</sup> Zedler Bd. 26 (1740), Sp. 1148.

## 2 Archivalische Probebohrungen – das Beispiel Köln

Dem Historiker der frühneuzeitlichen Stadt sind Pasquille keineswegs fremd. Sie werden in der archivalischen Überlieferung durchaus häufiger erwähnt; erhalten sind sie dagegen wesentlich seltener, weil sie – ihres ehrverletzenden Inhalts wegen – eher unterdrückt, vielfach sogar öffentlich ostentativ (etwa durch den Scharfrichter) vernichtet wurden, um anzuzeigen, dass die Ehrverletzung von der angegriffenen Person auf den Autor zurückfiel.<sup>10</sup> So ist es bereits ein Glücksfall, wenn wir Näheres über Umstände und Inhalte erfahren wie bei einem Vorfall in der Reichsstadt Köln Anfang März 1593. Wegen eines verdächtigen Schriftstücks, eines „paßquill[s] oder [einer] schmehe schrift“, wurde der Fassbinder und ehemalige Soldat Lambert Deckens, gebürtig aus Maastricht, in städtische Untersuchungshaft genommen.<sup>11</sup> Vor den Deputierten des Rates versuchte er seinen Umgang mit dem Text demonstrativ harmlos darzustellen. Er habe ihn unter anderen Schriftstücken in einem ‚Tresor‘ der Botenwitwe Enne Schmitz gefunden, die er von Kind an kenne und bei der er zur Herberge liege. Den Inhalt des Pasquills kennen wir nicht, nur in einem sind sich Deckens und die befragten Zeugen einig: „eß ist vom auflauf deß jahrs 13“. Die Schrift handelte also von der innerstädtischen Unruhe der Jahre 1512/3, einem markanten Ereignis der Kölner Stadtgeschichte, das mit der Hinrichtung einiger führender Stadtpolitiker und der Ausarbeitung des sog. Transfixbriefes geendet hatte; mit diesem Dokument waren die Partizipationsrechte der Bürgergemeinde gegenüber dem städtischen Magistrat gestärkt worden.<sup>12</sup> Das Pasquill war wohl recht umfangreich, denn die Leser mussten darin hin- und herblättern, und es war „auf ein liedtz weiß gedichtet“. Wörtlich kennen wir lediglich die letzten Zeilen, die immerhin auch eine Idee von der Reimqualität vermitteln: „wer diesen brief gedichtet, der ist lieber zu

Coln alß zu Maastricht“.<sup>13</sup> Die Deputierten zitieren diese Zeile mit Bedacht, denn sie verdächtigen den gebürtigen Maastrichter Deckens, selbst der Autor zu sein. Der weist den Verdacht weit von sich, will den Brief an sich genommen haben, weil er neugierig war und den Inhalt nicht ganz verstand. Ursprünglich wollte er ihn seinem Prokurator, dem Rechtsgelehrten Dussel, zur Ansicht bringen; als er ihn nicht angetroffen habe, habe er das Dokument einigen anderen Leuten gezeigt, darunter dem Burggrafen (Hausmeister und Wächter) auf dem Frankenturm, dem städtischen Untersuchungsgefängnis. Auch die anderen Zeugen wollen so recht nicht verstanden haben, worum es in dem Brief genau ging. „Was lest Ihr vom Herrn Lyskirchen“, will die Witwe Enne nach eigenen Angaben zu Deckens gesagt haben, „der ist doch schon lange tot“. Nebenbei gesagt, könnte diese Bemerkung darauf hindeuten, dass das Pasquill nicht allein von der innerstädtischen Unruhe des Jahre 1513 handelte, sondern auch von anderen Tumulten wie jenem von 1482, bei dem ein Angehöriger des alten Patriziergeschlechts von Lyskirchen eine Hauptrolle gespielt hatte; Werner von Lyskirchen hatte damals seine Opposition zum Rat mit dem Leben bezahlt.<sup>14</sup> Enne sagte weiterhin aus, dass ihr Neffe, der Notar Johann Schmidt, die Schriftstücke samt des Pasquills vor drei Jahren in ihrem Tresor deponiert habe. Natürlich, und deswegen fragen die Ratsbeamten derartig genau nach, ist auch eine andere Interpretation des ganzen Vorganges möglich. Die Bürger mochten genau verstanden haben, was im Pasquill, das Lambert angeblich in die Finger gefallen war, stand und sie hatten ihn von Hand zu Hand wandern lassen, um sich daran zu ergötzen. Darauf deutet auch die Tatsache hin, dass die Schmähschrift nun auch auf dem Frankenturm für Wirbel sorgte. Denn dort, im Gefängnis, hatte der Gefangene Lambert Gelegenheit, sich mit anderen Häftlingen zu unterhalten. Darunter war auch ein gewisser Johann Kramer, ein ehemaliger städtischer Beamter, der wegen einer Korruptionsaffäre gefangen saß und sich bei den Ratsherren wegen seiner Aufsässigkeit bereits herzlich unbeliebt gemacht hatte. Dieser habe sich vernehmen lassen, so erzählt Lambert später in einem zweiten Verhör, er kenne noch etliche

<sup>10</sup> Rublack (1995) Anschläge, S. 384; Bellingradt (2011) Flugpublizistik, S. 67f.; Grunert (2019) Streiten und Strafen, S. 175.

<sup>11</sup> HASTK Bestand 35, Verfassung und Verwaltung G 228, fol. 119r-123r; dort alle folgenden Zitate. Vgl. dazu bereits Schwerhoff (2004) Öffentliche Räume, S. 131f.

<sup>12</sup> Historisches Archiv der Stadt Köln (1996) Stadtrat, S. 85–92.

<sup>13</sup> HASTK Bestand 35, Verfassung und Verwaltung G 228, fol. 122r.

<sup>14</sup> Historisches Archiv der Stadt Köln (1996) Stadtrat, S. 83f.



Briefe, die das Jahr 13 angingen; einmal hätte er jemandem ein Viertel Wein angeboten, um ihm einen solchen Brief zu kopieren. Auch wisse er, wo noch mehr dieser Briefe vorhanden seien. Schließlich habe Kramer in Gegenwart des Burggrafen die Frage aufgeworfen, „wan er dergleichen brieff einen bei sich hett, ob er darumb woll in pericull [Gefahr] kommen solte, wan er denselben nicht gedichtet“.<sup>15</sup> Diese Formulierung dürfte als kaum verklausulierte Kritik an einer Obrigkeit gemeint gewesen sein, die harmlose Stadtbewohner für ein Schriftstück inkriminierte, das diese nicht selbst verfasst hatten. Kramer blieb weiterhin gefangen. Was die Schmähschrift selbst anlangte, scheint der Rat aber endlich zum Schluss gekommen zu sein, dass die Affäre tatsächlich lediglich „alte historien“ (wie es an einer Stelle heißt) betraf und keine aktuelle Kritik an der Obrigkeit beinhaltete. Lambert Deckens durfte nach rund drei Wochen den Turm wieder verlassen, allerdings nicht ohne die Ermahnung, sich zu mäßigen.

Schmähschriften und Pasquille prägten auch später innerstädtische Konflikte in der Reichsstadt Köln. In besonderer Intensität war das in den bewegten Jahrzehnten vor und nach 1700 der Fall, wobei die Zeit des sog. Gülich-Aufstandes in den 1680er Jahren herausragt.<sup>16</sup> Auch nach der Bestrafung der Aufständischen und dem Ende der Revolte entfalteten Schmähschriften weiterhin ihr Drohpotential.<sup>17</sup> Nächtlich angeheftete Pasquille zeugen davon, dass der Unmut der Bürger gegen die etablierten Eliten anhielt. Zahlreiche Verbote des Rates und die symbolische Vernichtung der Schmähzettel durch den Scharfrichter am Pranger hatten nur begrenzten Erfolg. 1698 drang ein fernes Echo der Kölner Schmähkampagnen sogar bis nach Wien.<sup>18</sup> Der ständige kaiserliche Gesandte Graf Schellardt berichtete Mitte Oktober, in den vergangenen Tagen seien heimlich Pasquillen in die Häuser verschiedener Bürgermeister geworfen worden; darin hätte sich ‚der gemeine Pöbel‘ über die Teuerung des Brotes beschwert und Abhilfe begehrt. Mehrere

der Pasquille werden wörtlich zitiert und geben einen Eindruck davon, wie unterschiedlich das im Kern identische Anliegen vorgetragen wurde. Alle beginnen mit einer direkten Anrede („Ihr Herr Bürgermeister“), alle beschwerten sich darüber, dass das Brot so teuer sei, dass der gemeine Mann es sich kaum leisten könne; und alle drohen den Herren, „Gülichs Wesen“ sei noch nicht vollbracht, mit anderen Worten: der Aufstand könne jederzeit wieder losbrechen. Zwei der Texte sparen nicht mit Schmähungen gegen die Bürgermeister („Schelme“, „Kornwucherer“). Der dritte kommt weniger affektgeladen daher, droht aber dafür den Stadtherren kapitale Strafen an, wenn die Brotpreise nicht gesenkt würden – man wolle ihnen dann ‚den Kopf hinter die Füße legen‘.<sup>19</sup> Der Effekt der Pasquille ist schwer einzuschätzen. Einerseits verstärkte die städtische Obrigkeit ihre ordnungspolizeilichen Bemühungen und Fahndungsanstrengungen, offenbar ohne dass sie an die Autoren herankam.<sup>20</sup> Andererseits nahm sie derartige Protestsignale so ernst, dass sie ihre Versorgungspolitik zu verbessern suchte.

Die beiden aufgeführten Beispiele aus der Reichsstadt Köln liegen fast einhundert Jahre auseinander, und auch in formaler wie inhaltlicher Hinsicht gibt es gewichtige Unterschiede: Bei dem Pasquill, mit dem Deckens und Kramer umgingen, handelte es sich offensichtlich um ein – wenn auch nicht sehr kunstvoll – gereimtes Dokument; die späteren Pasquille kamen dagegen als eilig aufs Papier geworfene Drohworte daher. Das eine bezog sich auf ein historisches Ereignis, das schon Generationen zurücklag, das andere benutzte eine jüngere Unruhe als Drohkulisse und richtete sich konkret an die derzeitigen Amtsträger. Gemeinsam war ihnen aber eben auch die Referenz auf ein politisches Aufstands-

<sup>15</sup> HASTK Bestand 35, Verfassung und Verwaltung G 228, fol. 122r.

<sup>16</sup> Bellingradt (2011) Flugpublizistik, S. 67, 91 sowie S. 102–124.

<sup>17</sup> Vgl. Schwerhoff (2017) Köln im Ancien Régime, S. 64–68 und S. 157f.

<sup>18</sup> HHStA Wien, Bestand Reichskanzlei, Diplomatische Akten, Köln: Berichte 2a, S. 518–525.

<sup>19</sup> Eine Kostprobe, (HHStA Wien, Bestand Reichskanzlei, Diplomatische Akten, Köln: Berichte 2a, S. 519): „Ihr herrn burgermeister, die gemeint ist es baldt müeth, daß wir das brodt so thür bezahlen müßen und auch daß schelmen armenhauß underhalten müßen in der stadt daß der burger ihre nahrung abgenommen wird, wan es mit dem brodt nit geändert wird und auch mit dem anderen niet, dan werde wirr bald daß gülichs wesen anfangen noch reger als zu befür, dan willen wir daß hauß aufbauen, und setzen den kopff an die burgermeisters haußer. Ihr gaffel haußer machet ihr auch klahe, wan es angehet.“

<sup>20</sup> Z. B. HASTK Bestand 10, Ratsprotokolle Nr. 133, fol. 92v; Bestand 35 Verfassung und Verwaltung, G 268, fol. 65a–66b, 74b–78a, 95b.

geschehen und damit die Tatsache, dass hier deutlich mehr zur Debatte stand als eine Animosität gegenüber konkreten Personen. Dass Köln hier keineswegs ein außergewöhnliches Beispiel darstellt, zeigt ein Blick auf andere Orte, etwa auf die Medienhochburg Hamburg zur gleichen Zeit.<sup>21</sup>

### 3 Die rechtshistorische Perspektive

Nimmt man den Begriff des Pasquills – wie es Gottsched tat – synonym für ‚Schmähschrift‘, bzw. *libellus famosus*, stellt man damit also vollkommen auf den (Un-)Rechtscharakter der schriftlichen Äußerung als ehrverletzende Schmähung ab und nicht auf seine formale Gestalt, dann eröffnet sich eine sehr weit zurückreichende Perspektive: Bis in die Antike lässt sich mit der bis heute maßgebenden Arbeit von Schmidt die Androhung schwerster Strafen für die Anfertigung von derartigen Schmähschriften zurückverfolgen.<sup>22</sup> Voreilig wäre es allerdings, von einer historischen Konstante zu sprechen. Denn es fällt auf, wie wenig einschlägige rechtliche Regelungen für das Mittelalter bekannt sind. Eine Ausnahme bildet hier das Landrecht des Schwabenspiegels, das im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts denjenigen das Rädern androht, „die schreyben prieff oder haissent sy ander leut schreiben vnd seczend die selben dran mit iren namen vnd werffent die prief an die strass das sy die leut auf heben vnd lesen“.<sup>23</sup> Offen bleibt dabei, ob sich dieser Passus inhaltlich direkt auf den vorangehenden bezieht, wo die nämliche Sanktion für Verleumder angedroht wird, die andere als Ketzer und Sodomiter bezeichnen. Auch eine Sichtung der städtischen Statuten des späteren Mittelalters erbringt keinen üppigen Ertrag. Zu den wenigen Belegen gehört das Braunschweiger Stadtrecht aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in dem das Schreiben, Verteilen oder Anheften von Briefen verboten wird, die den Ruf eines anderen beschädigen; der Täter solle für einen ‚unrechten Mann‘ gehal-

ten werden. Ähnlich sieht das Berliner Stadtrecht vor, dass als Verräter gerichtet werden sollte, wer ohne Einwilligung des Rates heimlich Briefe an den Pranger hänge.<sup>24</sup>

Dichter werden die Belege erst mit dem 16. Jahrhundert. Die *Bamberger Halsgerichtsordnung* von 1507 (*Bambergensis*) bzw. vor allem die *Kaiserliche Halsgerichtsordnung* von 1532 (*Carolina*) markieren hier eine neue Stufe. Sie regeln in fast gleichlautenden Worten die „Straff Schriftlicher unrechtlicher peinlicher Schmehung“: Wer jemandem, so heißt es in Artikel 110 der *Carolina*, „durch schmachschrift zu latein libel famoß genant“ unrechtmäßig „laster und übel“ zumisst, soll mit derselben Strafe sanktioniert werden, die auf die Beschuldigung eigentlich ausgesetzt ist.<sup>25</sup> In den späteren Kommentaren zu diesem Artikel wird der Tatbestand einer anonymen Äußerung „ad infamiam alicuius in publico loco“ weiter geschärft.<sup>26</sup> Noch im einschlägigen Kapitel „Von der schmehelichen schrift. De Libello Famoso“ des sächsischen Rechtshandbuchs von Kilian König (gestorben 1526)<sup>27</sup> sucht man allerdings den Begriff ‚Pasquill‘ vergebens. Das änderte sich erst im Zuge einer aufblühenden Polizeigesetzgebung im Reich, die sich zunehmend mit Schmähschriften befasste. Eine deutliche Zäsur bildet hier die Reichspolizeiordnung von 1548, die einen eigenen Abschnitt „Von Schmah-Schriften, Gemählden, und Gemaechten“ enthält. Dort erfahren die Bestimmungen gegen die *libelli famosi* eine neue und verstärkte Akzentuierung dadurch, dass sie in den Kontext der Zensur von Druckerzeugnissen gerückt werden. Ausdrücklich zum Schutz der katholischen Lehre wird dort u.a. „schmähliches, pasquillisches [sic!] oder ander weiß wie den Namen haben möchte“ verboten, egal ob es „gedicht, geschrieben, in Druck gebracht, gemahlt, geschnitzt, gegossen oder gemacht“ sei. In leicht modifizierten Worten wendet sich auch die Reichspolizeiordnung des Jahres 1577 gegen „Famos-Bücher oder Schrifften, es

**21** Bellingradt (2011) Flugpublizistik, S. 138 u.ö.

**22** Schmidt (1985) *Libelli Famosi*, S. 72f. Pars pro toto für die neuere kulturhistorische Forschung Fuchs (1999) *Ehre*, besonders S. 153–168.

**23** Eckardt (1974) *Schwabenspiegel Landrecht* 174a, S. 253; vgl. Schmidt (1985) *Libelli Famosi*, S. 226f.

**24** Schmidt (1985) *Libelli Famosi*, S. 228. Zum Verbot des Absingens von Schandliedern oder des Dichtens von Schmähschriften vgl. ebd. S. 230–233.

**25** Schmidt (1985) *Libelli Famosi*, S. 236f.

**26** Schmidt (1985) *Libelli Famosi*, S. 244 (so Benedict Carpzov in seiner *Practica rerum criminalium* von 1635). Vgl. insgesamt auch Buehler (2015) *Defamation*, S. 32ff.

**27** König (1541) *Processus*, fol. LXViv. Vgl. dazu den Aufsatz von Siegemund (2020) *Schmähschriftprozess*.

habe der Autor seinen Namen darunter gesetzt, oder nit".<sup>28</sup> Dass hier das Kriterium der Anonymität ausdrücklich für irrelevant erklärt wird, unterstreicht die Offenheit der Kategorie ‚Schmähschrift‘ und das Interesse der Obrigkeit an einer möglichst flexiblen Regelung.

Die Reichspolizeiordnung von 1577 verbietet im Übrigen im gleichen Abschnitt eine weitere Praxis, die Parallelen zum *libellus famosus* aufweist, von diesem aber kategorial eindeutig zu unterscheiden ist: den Brauch nämlich, dass ein Gläubiger, der vom Schuldner oder dessen Bürgen nicht bezahlt wird, „dieselbigen mit schändlichen Gemälden und Briefen, öffentlich anschlagen, schelten, beschreyen und beruffen lässt“.<sup>29</sup> Der Passus zielt auf jene Scheltbriefe und Schandgemälde, die ab dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts einsetzen und die bis ca. 1600 verwendet werden. Durch die entehrende Darstellung des Gegners bzw. seiner Symbole in Verbindung mit unreinen Tieren oder mit Instrumenten des Strafvollzuges soll dieser zur Begleichung der Schuld gezwungen werden.<sup>30</sup> Im Unterschied zum anonymen Schmähschrift besteht allerdings in diesem Fall kein Zweifel über den Urheber des Dokuments, eben den Gläubiger, der mittels des Briefes bzw. des Bildes auf dem Wege der Selbsthilfe und unter Umgehung der Gerichte sein Gegenüber zur Begleichung der Schuld zu nötigen sucht. Dass diese Tradition prinzipiell in andere Kontexte übertragen werden konnte, zeigt jene Karikatur des lutheranischen Pastors Simon Haderdey, die 1605 im bikonfessionellen Augsburg ein 20-jähriger Student des Jesuitenkollegs zeichnete. Sie zeigt ihn sehr lebensecht, wie er in der Hölle von Dämonen gequält wird. Bereitwillig gestand der junge Mann, dass er dergleichen öfter fertige und sich damit unter Gesinnungsgenossen ein Zubrot verdiene.<sup>31</sup>

Nicht nur dieses Beispiel zeigt, dass das Genre der Schmähschriften weder formal noch medial näher bestimmt war: Es konnte geschrieben oder gemalt, gereimt oder ungereimt, handschriftlich

oder gedruckt daherkommen; entscheidend war seine auf die Ehrverletzung eines Gegners gerichtete Funktion. Trotz dieser Unbestimmtheit deutet alles darauf hin, dass die typische Schmähschrift handschriftlich verfasst wurde – kaum verwunderlich, denn wer anonym eine ehrverletzende Beschuldigung gegen einen Kontrahenten oder gegen die Obrigkeit austreuen wollte, dürfte kaum den Zugang zum aufwendigen und vergleichsweise gut zu kontrollierenden Druckverfahren gesucht haben. Einfacher war es, einen Fetzen beschriebenen oder gezeichneten Papiers an einem zentralen Ort der Stadt zu deponieren und darauf zu vertrauen, dass er gefunden, vorgelesen und sein Inhalt weiter kommuniziert wurde. Insofern bestand eine enge Verbindung zur kommunikativen Gattung des mündlich weitergetragenen Gerüchts.<sup>32</sup> Dass die antike Tradition der Kriminalisierung von *libelli famosi* seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts wiederbelebt und ausgebaut wurde, ist aber wohl trotzdem im größeren Kontext obrigkeitlicher Bemühungen zu verstehen, die Erzeugnisse des Druckmarktes besser zu kontrollieren, der sich im Zuge der Reformation gerade stürmisch entfaltet.<sup>33</sup>

#### 4 Die (literarische) Tradition des Pasquino

Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts betritt auch jene Figur des Pasquino die öffentliche Bühne, die sich später partiell mit der älteren Tradition des *libellus famosus* verbinden sollte. Die spezifische Pasquino-Tradition darf als ein international vergleichsweise gut erforschtes Feld gelten, in dem bislang vor allem literaturwissenschaftliche Interessen bestimmend waren.<sup>34</sup> Die tatsächliche Herleitung des Namens ‚Pasquino‘ wird sich wohl kaum mit letzter Sicherheit aufklären lassen. Die schon in Zedlers Lexikon kolportierte, weit verbreitete Erzählung über den scharfzünftigen Handwerker, dessen Namen dann auf die in der Nachbarschaft ausgegrabene antike Statue übertragen worden sei, konkurriert mit anderen,

<sup>28</sup> Reichspolizeiordnung von 1548 Art. 34, nach Senckenberg (1747), S.604f.; Reichspolizeiordnung 1577, Art. 35, nach Senckenberg (1747), S. 396.

<sup>29</sup> Reichspolizeiordnung 1577, Art. 35, nach Senckenberg (1747), S. 397.

<sup>30</sup> Vgl. umfassend Lentz (2004) Konflikt, Ehre, Ordnung.

<sup>31</sup> Creasman (2012) Censorship, S. 134–136 (mit Abbildung).

<sup>32</sup> Holenstein/Schindler (1992) Geschwätzgeschichte(n); Fenster/Smail (2003) Fama.

<sup>33</sup> Vgl. Buehler (2015) Defamation.

<sup>34</sup> Kurz Wolf (2003) Pasquill, Sp. 682f.; Romano (2006) La satira.

metaphorischen Deutungen.<sup>35</sup> Unumstritten ist jedenfalls, dass der später mit diesem Namen bezeichnete Torso 1501 ausgegraben, von Kardinal Oliviero Carafa an einer Ecke seines Palastes aufgestellt und durch eine neue Inschrift gekennzeichnet wurde.<sup>36</sup> Schon Mitte August des gleichen Jahres erwähnt ein Tagebuch Schmäherse gegen den Borgia-Papst Alexander VI. auf einem Zettel („cedula“), der an der „statue magistri Pasquino“ angebracht gewesen sei; derartige Zettel seien überdies in der ganzen Stadt verteilt gewesen.<sup>37</sup> Diese schnelle Abfolge könnte darauf hindeuten, dass es sich um eine neue Manifestation von schon länger bestehenden humanistischen Gebräuchen gehandelt haben könnte. Denn die ‚Pasquinate‘, die satirischen Epigramme, Sonette und Stanzas, die in der folgenden Zeit produziert wurden und die rituellen Festivitäten der ‚Pasquinaden‘, die am Markusfest und zu anderen Gelegenheiten unter Einbeziehung der Statue in Szene gesetzt wurden, waren keineswegs Produkte der Kultur des ‚einfachen Volkes‘, sondern prominente Ereignisse, die unter dem Patronat von Carafa und anderen Kardinälen stattfanden. Erstmals 1509 wurden die „Carmina quae ad pasquillum fuerunt posita“ zum Teil abgeschrieben und in Druck gegeben.<sup>38</sup> Aus ordnungspolitischen Gründen wurde allerdings die offizielle Feier ab 1519 verboten. Eine Unterdrückung der z.T. politisch subversiven und persönlich verletzenden Texte gelang letztlich nicht. Erhalten sind aus dem späteren 16. Jahrhundert vor allem gedruckte Pasquinaden, handschriftliche Überlieferung stellt dagegen den absoluten Ausnahmefall dar.<sup>39</sup> Im Übrigen hat sich die Tradition des Pasquino, wenngleich nicht ohne Unterbrechungen, in der italienischen Hauptstadt bis heute erhalten.<sup>40</sup>

Schnell wurde sie zudem Ausgangspunkt für die Ausbreitung des Brauchs auch an anderen Orten.<sup>41</sup> Zunächst ‚antworteten‘ andere römische

Statuen auf die spitzen Bemerkungen Pasquinos und produzierten weitere Spottverse, zuerst diejenige des Flussgottes Marforio. Doch entfaltete sich auch über Rom hinaus, in anderen italienischen Städten wie Florenz oder Venedig, eine Tradition der ‚sprechenden Steine‘. Und es dauerte nicht lange, da begann der Begriff ‚Pasquill‘ ein literarisches bzw. druckmediales Eigenleben auch außerhalb der „Lästerschule Italien“ (Burckhardt) zu entwickeln.<sup>42</sup> So prägte der französische Dichter Joachim Du Bellay aufgrund seiner italienischen Erfahrungen den Begriff des Wettkampfs der Steine, der ‚Petromachie‘.<sup>43</sup>

Dieses Eigenleben allerdings wurde bislang vorwiegend für den romanischen Sprach- und Kulturkreis erforscht. Nachgewiesen sind überdies einige Dutzend von im niederländischen Raum gedruckten Flugschriften mit einem dezidierten Bezug auf die Pasquino-Figur, angefangen mit einer niederländischen Übersetzung von *Pasquillus extaticus* aus der Feder des Italiener Curione aus dem Jahr 1565.<sup>44</sup> Umfang und Gestalt der literarischen Pasquino-Tradition im deutschsprachigen Mitteleuropa scheinen dagegen weitgehend unerforscht zu sein.<sup>45</sup> Immerhin hatte bereits die fast zweihundert Jahre alte Materialsichtung von Johannes Voigt gezeigt, dass im Reich die Pasquino-Gestalt ebenfalls relativ schnell und dankbar aufgenommen wurde, natürlich vor allem von protestantischer Seite in papstkritischer Absicht.<sup>46</sup> Eine systematische Sichtung, die zumindest in Bezug auf die gedruckten Quellen auf der Grundlage von VD 16 (*Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts*) nun besser denn je möglich ist, steht bislang allerdings aus.

Eine erste flüchtige Recherche zeigt, dass schon um 1520 in mehreren Ausgaben ein Büchlein mit dem Titel „Pasquillus“ erschien; es sollte über die Listen der Römer bei der Schaffung vieler Kardinäle aufklären, die das Ziel verfolgten, alle Bistümer in Deutschland unter ihre Herrschaft zu bringen. Um dem Leser den Kontext

**35** Reynolds (1985) Carafa, S. 189f.

**36** Reynolds (1985) Carafa, S. 181, Anm. 17.

**37** Reynolds (1985) Carafa, S. 181, Anm. 16.

**38** Reynolds (1985) Carafa, S. 185.

**39** Burke (1986) Beleidigungen, S. 106 bzw. Anm. 19 auf S. 206.

**40** Vgl. Eintrag ‚Pasquino‘. Wikipedia: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Pasquino&oldid=186209496> (letzter Zugriff: 02.01.2020).

**41** Zu Folgenden vor allem vor allem Lastraioli (2003) „Pasquini“; dies. (2010) *Pétromarchies*.

**42** Zitat nach Fuchs (1999) *Ehre*, S. 161.

**43** Lastraioli (2010) *Pétromarchies*, hier S. 233.

**44** Dingemans/Meijer Drees (2006) *Pasquino*, S. 484f.

**45** Vgl. dazu die sehr allgemeinen Bemerkungen ohne weitere Quellen- und Literaturverweise bei Lastraioli (2006) *Pasquillus*, S. 466.

**46** Vgl. Voigt (1838) *Pasquille*, S. 337 u.ö.; weiterhin Schade (1863) *Satiren*, Bd. 3 Register cf. „Pasquillus“.



des Dialogs zwischen Pasquillus und Cirus zu erklären, wird dort eingangs die römische Tradition der Pasquino-Statue erklärt.<sup>47</sup> Mag es sich bei diesem Text um Bearbeitungen italienischer Vorlagen handeln und noch nicht unbedingt um ein originäres Produkt der Reformationszeit, so verhält es sich bei späteren Varianten anders. Die „Unterredung zwischen Pasquill und einem Deutschen“ über das – tatsächlich zunächst verschobene, dann abgesagte – Konzil zu Mantua aus dem Jahr 1537 ist als deftiger volkssprachlicher Dialog gestaltet, bei dem der Spötter den redlichen Fremden über die angeblichen, keineswegs ernst gemeinten Kirchenreformpläne des Papstes aufklärt und ihn ermahnt, beim Evangelium zu bleiben. Holzschnittartig werden hier die redlichen Deutschen den bösen ‚Romanisten‘ und ‚Papisten‘ gegenübergestellt. Und wenn auch der Deutsche zunächst konstatiert, der scharfsinnige und scharfzüngige Pasquillus könne Rom nicht verlassen, weil die Stadt seines „vermanens und scheltens“ nicht entbehren könne, so schließt sich der Spötter doch am Ende dem Deutschen an, um in der nächsten Wirtschaft zusammen mit dessen Landsleuten ein Bier zu nehmen – denn dort könne er reden, was er wolle.<sup>48</sup> Konjunktur hatten schließlich Druckschriften mit dem Begriff ‚Pasquillus‘ o.ä. im Titel im Umfeld des Schmalkaldischen Krieges, z.B. in Form eines Schmähdichtes, in dem die Beratung zwischen dem Papst und seinem obersten Herren, dem Teufel, in Szene gesetzt wird.<sup>49</sup> Wie groß die Bandbreite des Möglichen in jener Zeit war, demonstriert im Vergleich jener *Pasquillus Germanicus In Quo Causa praesentis belli attingitur* aus dem Jahr 1546, auf

<sup>47</sup> Vgl. Pasquillus (1520), VD16 P 850; vgl. weitere Auflagen VD16 P 851–855.

<sup>48</sup> Vgl. EVANGELIA (1592), VD16 U 188; weiterhin auch Ein vnderredung (1537), VD16 U 187; zur satirischen Thematisierung des Konzils von Mantua ebenfalls Voigt (1838) Pasquille, S. 418–429.

<sup>49</sup> Vgl. Pasquillus. Neue Zeyttung vom Teuffel (1546), VD16 S 3175; weitere Auflagen VD16 S 3176 – 3183 sowie ZV 13961; dazu Voigt (1838) Pasquille, S. 509–512. Für weitere Nachweise Waldeck (1910/11) Publizistik [II], S. 60 und S. 64–66, der allerdings nicht auf Gattungsfragen eingeht. Dem Gespräch zwischen einem verstorbenen Landsknecht und dem heiligen Petrus an der Himmelspforte, das etwa zur gleichen Zeit erschien (EJn Gespräch [1547], VD16 G 1882), wurde die Bezeichnung ‚Pasquill‘ dagegen vom ersten Herausgeber aufgedrückt (Matthias: Ein Pasquill); vgl. allgemein Haug-Moritz (2002) „Geschwinde Welt“.

die Kaufmann aufmerksam gemacht hat: Hier steht die Titelfigur in keinerlei Verbindung zum tatsächlichen Inhalt der Schrift, wo verschiedene zeithistorische Akteure, der Papst und der Kaiser ebenso wie einzelne Reichsfürsten und Städte, „mit biblischen Worten vornehmlich prophetischer oder apokalyptischer Provenienz charakterisiert“ werden.<sup>50</sup> Eine nähere Untersuchung der gedruckten Pasquinaden im deutschsprachigen Raum Mitte des 16. Jahrhunderts muss zukünftigen Studien vorbehalten bleiben. Hier soll vorläufig die Feststellung genügen, dass die Verfasser des einschlägigen Artikels der Reichspolizeiordnung von 1548 höchstwahrscheinlich diese Drucke vor Augen gehabt haben werden, als sie das Verbot von „schmählichen“ oder „pasquillischen“ Schriften gegen die katholische Lehre verfassten.<sup>51</sup>

## 5 Die Schmähschrift als ‚Pasquill‘

Am Beginn des 16. Jahrhunderts, so lässt sich die Geschichte des Pasquino bis hierher resümieren, entstand rund um eine antike Statue in Rom eine Tradition gelehrter Spottverse. Zumindest ursprünglich handelte es sich bei diesen Pasquinaden wohl um das gelehrte Spiel eines kleinen humanistischen Zirkels, selbst wenn es sich vor dem Forum der römischen Stadtöffentlichkeit vollzog. Medial beschränkte sich dieses Spiel am Anfang auf handschriftliche Zettel. Schnell aber wurden diese Zettel für den Druck adaptiert und die sprechenden Statuen vervielfältigten sich, zunächst in Rom, dann auch darüber hinaus. Die Figur des Spötters Pasquino wurde in verschiedenen gedruckten Dialogen quer durch Europa zum Sprachrohr öffentlicher Kritik. Das geschah auch im deutschen Sprachraum, insbesondere von Seiten der Protestanten. Dort firmierten die entsprechenden Schriften unter dem Titel ‚Pasquill(us)‘.

Längerfristig jedoch sollte jene andere Bedeutungsfacette des Begriffs dominieren, die sowohl in den Lexika des 18. Jahrhunderts als auch in der Kölner Alltagspraxis begegnet: seine Nutzung als Synonym für die (anonyme und hand-

<sup>50</sup> Kaufmann (2006) Konfession und Kultur, S. 58 unter Bezug auf PASQVILLIVS GERMANICVS (1546), VD16 P 843.

<sup>51</sup> Reichspolizeiordnung von 1548 Art. 34, nach Senckenberg (1747), S. 604f.

schriftliche) ‚Schmähschrift‘. Diese Gleichsetzung erschien der Forschung meist selbstverständlich und wurde kaum je wirklich problematisiert. Versteht man die Gleichsetzung jedoch als erklärungsbedürftig, dann lassen sich einige grundsätzliche Beobachtungen treffen. Erstens gibt es eine programmatische Unschärfe des Terminus: Anders als bei den literarischen Pasquino-Texten, die sich in der Regel durch Dialogizität und Reimform auszeichnen, ist mit dem Begriff Pasquill für Schmähschriften – jedenfalls auf längere Sicht – keinerlei formale, mediale oder inhaltliche Präzisierung verbunden. Seit der Darstellung Voigts aus dem Jahr 1838 folgt die Charakterisierung der einschlägigen Texte eher einer pluralen Additionslogik („Über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften [...]“). Ähnlich macht es noch der neuere Handbucheintrag Kuhns über die heterogene Trias von ‚ballads, libels, and songs‘; das Pasquill wird dort lediglich indirekt angesprochen.<sup>52</sup> Für die jeweilige Obrigkeit dürfte eine lockere Definition dessen, was unter ‚Schmähschrift‘ zu verstehen war, ohnehin den Vorteil gehabt haben, ihr einen weiten Beurteilungs- und Handlungsspielraum zu bewahren.<sup>53</sup>

Zweitens scheint sich dieser weite Begriffsgebrauch besonders auf Mitteleuropa zu konzentrieren. Neben dem deutschen ist insbesondere der niederländische Sprachraum hervorzuheben, wo ‚pasquil‘ bzw. ‚pasquin‘ nicht nur die Bedeutung von *libellus famosus* bzw. Schmähschrift annahm, sondern ebenfalls – ähnlich wie im Deutschen – das Substantiv „paskwillist“ oder „paskwillant“ für den Autor dieser Schmähtexte und das Verb „paskwilleeren“ in Gebrauch kam.<sup>54</sup> Umgekehrt war im frühneuzeitlichen England ‚Pasquil‘ zwar als Schutzpatron der Spötter durchaus geläufig, nicht jedoch als Gattungsbezeichnung für Schmähschriften (libels).<sup>55</sup> Inwieweit das mit

anderen Genrekonventionen auf der Insel zu tun hatte, ist eine der vielen offenen Fragen. Libels hatten dort oft die Form von Balladen, die auf populäre Melodien gesungen wurden und so weiter Verbreitung fanden. Oft wurden sie gemeinschaftlich beim Trunk in der Taverne gedichtet. Wer nicht schreiben konnte, fragte Reisende um Mithilfe, und gelegentlich bediente man sich sogar für die Aufführung professioneller Balladensänger.<sup>56</sup> Allerdings war das Dichten und Singen spöttischer Lieder auch in Deutschland keineswegs unbekannt.<sup>57</sup> Insgesamt bedürfte die Frage, in welchen Regionen Europas der Begriff ‚Pasquill‘ eine handschriftliche Schmähschrift bezeichnete, einer genaueren Recherche.

Diese Feststellung trifft, drittens, auch auf die zeitliche Dimension zu, auf die Frage nämlich, ab wann ein solcher Begriffsgebrauch im deutschsprachigen Raum beobachtet werden kann. Einen gewissen Terminus post quem markiert die zitierte Reichspolizeiordnung von 1548 mit ihrem Verbot ‚pasquillischer‘ Texte; sie indiziert, dass der Begriff zu dieser Zeit im Schwange war, nicht jedoch, dass er, im weiten Sinn, als Synonym für Schmähschrift benutzt wurde. Der Titel des 1552 kompilierten, in insgesamt drei Exemplaren erhaltenen *Herbrotbuchs (Paßquillus Dialogus)*<sup>58</sup>, in dem zahlreiche Schmähschriften über den Augsburger Bürgermeister Jacob Herbrodt, einen reichen sozialen Aufsteiger, gesammelt sind, indiziert eine gewisse Popularität des Begriffs in der Stadt am Lech. Ob es sich um eine Sammlung tatsächlich in der Stadt verteilter Pasquille handelt, erscheint zumindest fragwürdig.<sup>59</sup>

<sup>52</sup> Kuhn (2010), *Ballads*, hier S. 1623f. Anders in seiner Bamberger Habilitationsschrift *Die Politik des Pasquino. Schmähschriften, Protestgelächter und Öffentlichkeiten in politischen Konflikten Alteuropas (ca. 1540-1750)* von 2015, die bislang unveröffentlicht ist.

<sup>53</sup> Buehler (2015) *Defamation*, S. 54.

<sup>54</sup> So Dingemanse/Meijer Drees (2006) *Pasquino*, S. 479f. in einer Seitenbemerkung, bevor sie sich der literarischen Tradition als ihrem Hauptgegenstand zuwenden.

<sup>55</sup> Fox (2000) *Culture*, S. 320. Allgemein waren im englischen Sprachraum ‚libels‘ ganz im Sinne von Gottsched und der unten diskutierten rechtlichen Tradition des ‚libellus famosus‘ definiert („Genuine libels in verse or prose

are personally malicious, designed to humiliate specific victims“, May/Bryson [2016] *Libel*, S. 1). Von diesen heimlichen Angriffen konnten dann ‚pasquills‘ im Sinne einer allgemeinen, offen vorgetragenen und literarisch stilisierten Satire unterschieden werden (Croft [1995] *Libels*, S. 267).

<sup>56</sup> Fox (2000) *Culture*, S. 299–334, der sich u.a. auf ein breites Sample von Gerichtsfällen (Star Chamber) stützen kann, vgl. ebd., S. 309.

<sup>57</sup> So etwa in Augsburg, wo 1579 der Pflasterer Sebastian Hundertkass aus der Stadt verbannt wurde, weil er verwegene Balladen gedichtet und handschriftlich an sein Umfeld verteilt hatte (Creasman [2012] *Censorship*, S. 29f.). Vgl. für einen regelrechten Sängerkrieg zwischen Nachbarn unterschiedlicher Konfession im Jahr 1601 ebd., S. 132f.

<sup>58</sup> HAB Cod. Guelf. 80.4 Aug 2°.

<sup>59</sup> Vgl. vorerst Kuhn (2007) *Laughter*. Eine umfassendere Auswertung findet sich in seiner Habilitationsschrift, vgl. oben Fn. 52.

Ein Kölner Edikt vom Dezember 1555 verbietet wiederum „allerlei Schmehegedichte, die man Pasquillen nennet“ und die auf bestimmte, geistliche oder weltliche Standespersonen „erdichtet“ würden.<sup>60</sup> Der Kontext macht deutlich, dass es sich nicht um literarische, gedruckte Werke handelte, sondern wohl eher um ad hoc entstandene handschriftliche Texte, die offenbar in Reimform abgefasst waren. Das trifft ebenfalls auf eine anonym verbreitete *Herrn Niemand's Predigt* zu, die 1566 in gelehrten Kreisen Nordsachsens kursierte und die heftige Anwürfe gegen den Kurfürsten August enthielt. In den Untersuchungsakten wird die Schrift nicht nur als „famos libell“, sondern einige Mal auch als „pasquill“ etikettiert.<sup>61</sup> Im bikonfessionellen Augsburg des späteren 16. Jahrhunderts waren Pasquille als Medium der konfessionellen Auseinandersetzung dann durchaus gängig, etwa als 1584 im Zuge des Kalenderstreites im Weberzunfthaus und an anderen Orten derartige Texte ausgelegt wurden; vergeblich versuchte der Rat damals, Verdächtige mittels Schreibproben zu überführen.<sup>62</sup> Diese wenigen, eher episodischen Belege vermögen keine systematische (freilich sehr aufwändige) Recherche zu ersetzen. Sie belegen aber mit hinreichender Klarheit, dass sich im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in verschiedenen Regionen des Reiches der Sprachgebrauch vom Pasquill als handschriftlicher, anonymer Schmähchrift etabliert hatte. Ganz selbstverständlich drohen die Hamburger Statuten von 1605 den Verfassern von Schmähschriften und „Paßquillos“ Gefängnis oder Verbannung an.<sup>63</sup> Ein entsprechender Sprachgebrauch sollte bis weit in die Sattelzeit um 1800 geläufig bleiben.<sup>64</sup>

**60** HASTK Bestand 114, Edikte 13, Nr. 112. Nach Schmidt (1985), *Libelli Famosi*, S. 281, appelliert Herzog Christoph von Württemberg im Jahr 1557 an die Buchdrucker, keine „Invektiven, Pasquille oder andere Schmach-, Schand- oder sonst andere Schriften, so Unruhe anrichten möchten“, ausgehen zu lassen.

**61** HStAD, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 18v. u.ö. Vgl. Rose (2020) Schmähschriften.

**62** Creasman (2012) *Censorship*, S. 165. Vgl. auch Roeck (1989), Stadt, Stichwort ‚Pasquille, Schmähschriften‘ im Sachregister.

**63** Müller (2017) *Verletzende Worte*, S. 80, Fn. 166.

**64** Die Datierung auch bei Gestrich (1997) *Schandzettel*, S. 45; reichhaltiges Material bei Rublack (1995) *Anschläge*; Bellingradt (2011) *Flugpublizistik*.

Trifft die Beobachtung zu, dass es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einer räumlichen Diffusion des Etiketts ‚Pasquill‘ im deutschen Sprachraum gekommen ist, dann könnte damit zugleich eine Veränderung in Bezug auf das Gattungsformat verbunden gewesen sein. In der Frühzeit scheint zur herabsetzenden, spöttischen bzw. ehrverletzenden Qualität der Schmähchrift noch eine gewisse künstlerisch-satirische Ambition (etwa in Gestalt von Reimen) hinzutreten zu müssen, damit die Zeitgenossen von einem ‚Pasquill‘ sprachen. Etwas zugespitzt formuliert: Für sie mochten zwar alle Pasquille den Charakter von Schmähschriften haben, aber weitaus nicht alle Schmähschriften wären aufgrund ihrer formalen Erscheinungsform von ihnen als Pasquill betrachtet worden.<sup>65</sup> Nach und nach verlor sich dann wohl dieses spezifische Verständnis gänzlich, wie die eingangs angeführten Zitate belegen.

## 6 Zwischen Schmähung und Kritik

Der Begriff Schmähchrift beinhaltet bis heute die abwertende Etikettierung einer Sprachhandlung. *Libelli famosi* wurden im juristischen Diskurs als Anschlag auf die persönliche Ehre und als Gefahr für die öffentliche Ordnung negativ bewertet. Allerdings gab es bereits im Rechtsdenken Ansatzpunkte dafür, diese Sicht der Dinge zu relativieren und zu differenzieren. Falls die Wahrheit der vorgebrachten Schmähung bewiesen werden könnte und falls dieser Wahrheitsbeweis dem Gemeinen Nutzen diene, so die Meinung einiger Juristen, dann verkehrte sich eine ehrmindernde Schmähung in die lobenswerte Anzeige sträflichen Fehlverhaltens. In diesem Fall, so z. B. der sächsische Rechtsgelehrte König in seinem Handbuch, solle der Verfasser „nicht alleine vngestraftt bleiben/ sondern sol auch gelobet vnd begabet werden“.<sup>66</sup>

Die Karriere des Begriffs ‚Pasquill‘ als Synonym für Schmähchrift unterstreicht die sich hier andeutende Ambivalenz der Bewertung noch ein-

**65** Ich verdanke diese Beobachtung Jan Siegemund.

**66** König (1541) *Processus*, Bl. 66vf. Vgl. zum Hintergrund Bartels (1959) *Dogmatik*, S. 171–207; Müller (2017) *Verletzende Worte*, S. 113; Vgl. jetzt für einen Fall, bei dem der Charakter der inkriminierten Schriften und der *animus iniurandi* des Täters strittig war, Siegemund (2020) *Schmähschriftenprozess*.

mal nachdrücklich. Mit der römischen Figur des Pasquino verband sich ursprünglich eine Lizenz zum Spott gegenüber und zur Kritik an den Mächtigen, eine Lizenz, die in der italienischen Literatur noch lange erhalten blieb.<sup>67</sup> Die Überblendung der mitteleuropäischen Schmähschriften mit dieser Pasquino-Tradition kann mithin als Indiz für eine unterschwellige Aufwertung dieser Kommunikationsform als Medium der Kritik verstanden werden. Aber auch umgekehrt ist diese Entwicklung lesbar, als obrigkeitlicher Versuch, mit Blick auf die Gefahren für die eigene Autorität und für die öffentliche Ordnung die Lizenz zu delegitimieren und das kritische Potential des anonymen Spotts durch Kriminalisierung als ‚Schmähschrift‘ zu unterdrücken.

Gleich, wie diese gegenläufigen Tendenzen bei intensiverer Erforschung zu gewichten sein werden, erforderlich erscheint schon jetzt eine Revision gegenüber der Hauptlinie der aufklärerischen Bewertung, wie sie von Gottsched repräsentiert wird und seither auch die einschlägige Forschung dominiert: Das Pasquill kann nicht als Gegenpol zur Kritik verstanden werden, sondern es steht vielmehr mitten im Schnittfeld von persönlicher Schmähung und sachlicher Kritik. Dabei war das Mischungsverhältnis zwischen beiden je nach Fall höchst unterschiedlich gelagert. Die Pasquill-Sammlung gegen den ehemaligen Bürgermeister Jacob Herbrodt in Augsburg stigmatisierten ihn persönlich als konfessionellen, ökonomischen und moralischen Abweichler. Die drohenden Schmähschriften gegen die Kölner Bürgermeister im Gefolge des Göllich-Aufstandes richteten sich dagegen nicht gegen einen bestimmten Herrschaftsträger, sondern gegen die führenden Repräsentanten des politischen Systems. In höchst aggressiver Weise beschimpfte die *Predigt des Herrn Niemand* in Sachsen 1566 den Kurfürsten August als üblen Schinder von Land und Leuten und richtete sich gegen sein Steuerregime ebenso wie gegen seine Jagdleidenschaft; persönliche Schmähung und politische Kritik gingen hier eine extreme Mischung ein.<sup>68</sup> Alle diese

Fälle besaßen gleichsam ein systemisches Element. Natürlich gab es auch solche Pasquille, die sich nicht gegen Herrschaftsträger richteten, sondern gegen andere Privatleute. Meist sind derartige Fälle, wie etwa die Schmähschriftenkampagne des Andreas Langner in Dresden 1569, durch ein deutlich asymmetrisches Machtverhältnis gekennzeichnet: Anders als durch öffentlichen Betrugs- und Beleidigungsvorwürfe glaubte Langner seinen Kontrahenten, den kurfürstlichen Lehnsmann Tham Pflugk, nicht auf den Rechtsweg zwingen zu können.<sup>69</sup> Zumindest handelte es sich beim Pasquill also sehr häufig um ein typisches Instrument in der Hand von Machtunterlegenen; waren Herrschafts- und Amtsträger beteiligt, konnte ihr Einsatz sogar eine regelrechte ‚Gegenöffentlichkeit‘ konstituieren, die fallweise das Potential besaß, das Meinungsspektrum zu erweitern oder sogar alternative Entscheidungen zu erzwingen.<sup>70</sup>

## 7 Resümee

Das Pasquill war – nimmt man seine heterogenen Erscheinungsformen zusammen – in keinerlei Hinsicht ein klar abgrenzbares Genre, weder im Sinn einer literarischen (konventionalisierten Textgruppe mit klaren Formenmerkmalen)<sup>71</sup> noch im Sinn einer kommunikativen Gattung (verfestigte Lösungsmuster kommunikativer Probleme)<sup>72</sup>. Ebenso wenig präzise lässt sich die mediale Erscheinungsform des Pasquills erfassen. Selbst die Anonymität des Verfassers ist kein Ausschlusskriterium. Charakterisieren lässt sich das Pasquill bei aller Unschärfe vielleicht am besten durch die Tatsache, dass ihm ein gattungsübergreifender Kommunikationsstil eingeschrieben scheint, ein invektiver Kommunikationsmodus.<sup>73</sup> Dabei verband sich mit dem Etikett Pasquill die Vorstellung, dass es sich um eine Schmähung *ad hominem* handele, dass also persönliche Eigenschaften und Schwächen konkreter Personen an den Pranger gestellt werden. Keineswegs aber

<sup>67</sup> Vgl. für das frühe 17. Jahrhundert z.B. Müller (*im Erscheinen*) Maler.

<sup>68</sup> Zu Herbrodt oben Anm. 59, zu Köln oben Anm. 17. Der Wortlaut der sächsischen *Predigt* in HStAD, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9, fol. 141r–146v. Vgl. Rose (2020) Schmähschriften.

<sup>69</sup> Siegemund (2020) Schmähschriftenprozess.

<sup>70</sup> Schwerhoff (2004) Öffentliche Räume, S. 126–133.

<sup>71</sup> Hempfer (2007) Gattung.

<sup>72</sup> Ayaß (2011) Kommunikative Gattungen, S. 278.

<sup>73</sup> Vgl. Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität; Schwerhoff (2020) Invektivität.



bedeutet das zwingend, dass sich mit dieser persönlichen Herabsetzung keine sachliche, auf allgemeine politische und gesellschaftliche Tatbestände zielende Kritik verbinden konnte. Vielleicht verdienen die Pasquille sogar umgekehrt einen prominenteren Platz in der Entwicklungsgeschichte einer öffentlichen Sphäre der Kritik, in der lange Zeit die persönliche und die sachliche Ebene kaum voneinander zu trennen waren. Kritik an den konkreten Verhältnissen war regelmäßig verknüpft mit Kritik an konkreten Herrschaftsträgern. Es ist deshalb keine Übertreibung, wenn Pasquille – obwohl sie durchaus oft sehr privaten Interessen dienten – in der Literatur als ein zentrales Medium des Protestes gegen und der Kritik an der Obrigkeit firmieren.<sup>74</sup>

Die Trennung von persönlicher Schmähchrift und sachlicher Kritik durch den Aufklärer Gottsched, mit dem dieser Beitrag eingeleitet wurde, darf deshalb nicht als Beschreibung der Tatsachen missverstanden werden, sondern als ein normatives Postulat mit ganz eigener invektiver Qualität. Es repräsentierte durchaus die Hauptströmung aufklärerischer Haltung zur Frage der Pasquille, unbeschadet der Tatsache, dass manche doch etwas differenzierter argumentierten. Das war etwa der Fall bei jener 1783 erschienenen *Verteidigung der Pasquille*, die zwischen verwerflichen Schmähschriften als individuellen Racheaktionen einerseits und „vernünftigen Pasquillanten“, die mit ihren Schriften moralische Fehler aufdeckten, die für das gesamte Publikum schädlich wären, andererseits unterschieden sehen wollte.<sup>75</sup> Und auch Carl Friedrich Bahrdt war 1787 die Abwägung zwischen Presse- und Meinungsfreiheit und den jeweiligen Persönlichkeitsrechten bzw. dem individuellen Ehrschutz eine lange Abhandlung wert.<sup>76</sup> Der Theologe und Schriftsteller Bahrdt war für diese Aufgabe durchaus prädestiniert, denn er selbst war sowohl ein verurteilter Pasquillant wie die Zielscheibe einer Schmähchrift: Das 1790 gedruckte Schauspiel *Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn* zeichnete in vier Aufzügen ein drastisches Bild vom körperlichen Verfall und der sittlichen Entartung der Crème de la Crème der norddeutschen Spätaufklärung, angefangen

mit der Titelfigur jenes Doktors mit der eisernen Stirn, von der permanent der giftgrüne Angstschweiß triefte. Das Bahrdt-Pasquill, als dessen Verfasser sich später der Theaterschriftsteller August von Kotzebue bekannte, sollte für weitläufige gerichtliche und literarische Auseinandersetzungen sorgen.<sup>77</sup> Es stellt ein sicherlich extremes, aber keineswegs vollkommen solitäres Exempel dafür dar, wie wenig die Gottsched'sche Trennung zwischen Schmähung und Kritik selbst in der Hochzeit der Aufklärung der Wirklichkeit entsprach.

Wie der Blick in die Rechtshandbücher und die archivalische Überlieferung zeigt (und wie weitere Forschungen erhärten müssten), war die hauptsächlichste Erscheinungsform des frühneuzeitlichen Pasquills im deutschen Sprachraum nicht das literarisch gedrechselte Druckerzeugnis, sondern der situativ platzierte, oft mehr oder weniger improvisierte handschriftliche Zettel, dessen Text gereimt sein konnte, aber nicht musste, und der außerdem durch Bilder ergänzt sein konnte. Der geringe Aufwand bei der Produktion und das relativ kalkulierbare Risiko machten das Pasquill zur klassischen ‚weapon of the weak‘ (Scott) im Zeitalter der Staatsbildung. Anonymität und Einsatz in solchen Situationen, die von einem großen politischen bzw. sozialen Machtgefälle gekennzeichnet waren, vervollständigen das Profil des Pasquills i.e.S.: Insofern scheint seine Charakterisierung als ein spezifisches Kommunikationsmedium zulässig, das sich durch die besondere Verbindung von Handschriftlichkeit, Anonymität, öffentlicher Platzierung und invektiver Adressierung auszeichnet.

Die Schlichtheit dieses Pasquills sollte nicht dazu verleiten, darin ein altmodisches, gleichsam nicht mehr auf der Höhe der Zeit befindliches Mittel der Kommunikation zu sehen. Dagegen spricht nicht allein die erhöhte Sensibilität der Obrigkeiten seit dem Eintritt in das Druckzeitalter, sondern auch die fortdauernde Bedeutung einer Face-to-Face – Kommunikation, wo sachliche Kontroversen eng mit der Bedrohung persönlicher Ehre verknüpft waren.<sup>78</sup> Das Pasquill erweist sich als durchaus kongenial zu einer frühneuzeitlichen Anwesenheitsgesellschaft, die noch sehr stark durch Mündlichkeit geprägt war;

**74** Rublack (1995) *Anschläge*, S. 409; Gestrich (1997) *Schandzettel*, S. 55.

**75** Nach Grunert (2019) *Streiten und Strafen*, S. 186f.

**76** Grunert (2019) *Streiten und Strafen*, S.187f.

**77** Erkner/Siebers (2004) *Das Bahrdt-Pasquill*.

**78** Schwerhoff (2004) *Öffentliche Räume*, S. 133–136.

einer Gesellschaft zugleich, deren Bewusstsein für die neuen Möglichkeiten bzw. – je nach Perspektive – neuen Gefahren von Öffentlichkeit im Zeitalter der Druckmedien zunehmend geschärft war.<sup>79</sup> Die handschriftlichen *libelli* hatten ein großes Wirkungspotential in einem frühneuzeitlichen Mediensystem, in dem mündlich weitergetragene Gerüchte, handschriftliche Zettel und gedruckte Pamphlete komplex zusammenwirkten. Neben den Druckerzeugnissen prägten sie in charakteristischer Weise die frühneuzeitliche Öffentlichkeit, indem sich in ihnen persönliche Herabsetzung und sachliche Kritik eng verschränkten.<sup>80</sup> Bei ihrer weiteren Erforschung empfiehlt es sich für alle Forschenden, nicht durch die aufklärerische Brille eines Johann Christoph Gottsched auf das Phänomen zu schauen.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Anonym (um 1520): Pasquillus Ain warhafftiges büchlein Erklarend was list die Römer brauchen, mit Creiren viler Cardinäl, auff das sy alle Bistumb Deijtscher Land vnder sich bringen. Augsburg (VD16 P 850).
- Anonym (1537): Unterredung / zwischen dem Pasquillen / und Deutschen / von dem zukünfftigen Concilio zu Mantua [...]. Wittenberg (VD16 U 188).
- Anonym (1546): Pasquillus Germanicus In Quo Causa praesentis belli attingitur. o. O. (VD16 P 843).
- Anonym (1546): Pasquillus. Neue Zeytung Vom Teuffel: Wie newlich der Bapst vnd sein Gesell, Der oberst Sathanas auß der Hell, Von jrer gsellschafft vnd disem Kryg, Sprach gehalten, vnd wem sy den Syg, All baid hertzlich gern günden wollten [...]. Augsburg (VD16 S 3175).
- Eckhardt, Karl August (1974): Schwabenspiegel Kurzform I. Landrecht II. Lehnrecht (MGH Fontes iuris Germanici antiqui N. S. IV 1–2), zweite, neubearbeitete Auflage. Hannover: Hahn.
- Gottsched, Joh. Christoph (1758): Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßburg/ Leipzig: Johann Amandus König.
- Hauptstaatsarchiv Dresden (HStAD), 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9667/9.
- Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA) Wien, Bestand Reichskanzlei, Diplomatische Akten, Köln: Berichte 2a.

<sup>79</sup> Vgl. Schlögl (2014) Anwesende und Abwesende.

<sup>80</sup> Vgl. exemplarisch Bellingradt (2009) „Lateinische Zeddel“; Sennefelt (2008) Citizenship; jetzt Beckert/Kästner/Schwerhoff et al. (2020) Invektive Kommunikation und Öffentlichkeit.

- Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (HAB), Cod. Guelf. 80.4 Aug 2°: Paßquillus Dialogus/ Tragedia/ Supplicationes/ Reimen/ Testament/ Lieder/ Urkunden/ Beschreybungen/ Quittungen/ Schadloßbrieff/ Edicta/ Citation/ sambt den Abschiden/ unnd andern mehr schriften, so zu Newburg aufgelegt worden/ Den Jacob Herbrodt/ geweßnen Burgermaister In Augspurg belangend/ so wider Ine über seine böse unnd schändliche geübte thatten gemacht unnd offenbar worden... 1552 (online unter: <http://diglib.hab.de/mss/80-4-aug-2f/start.htm>, 3.1.2020).
- Historisches Archiv der Stadt Köln (HASTK), Bestand 35, Verfassung und Verwaltung G 228.
- Historisches Archiv der Stadt Köln (HASTK), Bestand 114, Edikte 13.
- König, Kilian (1541): Processus und Practica der Gerichteauffte / Nach sechsischem gebrauch [...]. o.O.
- Senckenberg, Heinrich Chr. von (1747): Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede [...] In Vier Theilen. Frankfurt am Mayn: Koch.

### Forschungsliteratur

- Ayaß, Ruth (2011): Kommunikative Gattungen, mediale Gattungen. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation. Berlin/ New York: De Gruyter, S. 275–295.
- Bartels, Karlheinz (1959): Die Dogmatik der Ehrverletzung in der Wissenschaft des Gemeinen Rechts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Diss. jur. Göttingen.
- Bauer, Oswald (2008): Pasquille in den Fuggerzeiten. Spott- und Schmähdgedichte zwischen Polemik und Kritik (1568–1605). Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Beckert, Stefan/Kästner, Alexander/Schwerhoff, Gerd et al. (2020): Invektive Kommunikation und Öffentlichkeit – Konstellationsanalysen im 16. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 22, S. 36–82.
- Bellingradt, Daniel (2011): Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches. Stuttgart: Steiner.
- Bellingradt, Daniel (2009): „Lateinische Zeddel“ in der Reichsstadt Köln (1708). Signale, Diskurse und Dynamiken im öffentlichen urbanen Raum der Frühen Neuzeit. In: Geschichte in Köln 56, S. 207–237.
- Buehler, Paul (2015): „So that the Common Man may see what kind of tree bears such harmful fruit“: Defamation, Dissent, and Censorship in the Holy Roman Empire, ca. 1555–1648, Diss. University of Arizona. URL: <https://repository.arizona.edu/handle/10150/581330?show=full> (letzter Zugriff: 20.11.2020).
- Burke, Peter (1986): Beleidigungen und Gotteslästerung im frühneuzeitlichen Italien. In: Ders.: Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Eine historische Anthropologie. Berlin: Wagenbach, S. 96–110, 205f.

- Creasman, Allyson F. (2012): *Censorship and Civic Order in Reformation Germany, 1517–1648*. Aldershot/Burlington: Ashgate.
- Croft, Pauline (1995): *Libels, Popular Literacy and Public Opinion in Early Modern England*. In: *Historical Research* 68, S. 266–285.
- Damianaki, Chrysa/Procaccioli, Paolo/Romano, Angelo (Hgg.) (2006): *Ex Marmore. Pasquini, Pasquinisti, Pasquinae nell'Europa Moderna*. Atti del Colloquio internazionale Lecce-Otranto, 17–19 novembre 2005. Manziana: Vecchiarelli.
- Dingemans, Clazina/Meijer Drees, Marijke (2006): *Pasquino in Early Modern Dutch Pamphlet Literature (ca. 1500–1750)*. In: Damianaki, Chrysa/Procaccioli, Paolo/Romano, Angelo (Hgg.): *Ex Marmore. Pasquini, Pasquinisti, Pasquinae nell'Europa Moderna*. Atti del Colloquio internazionale Lecce-Otranto, 17–19 novembre 2005. Manziana: Vecchiarelli, S. 477–498.
- Eintrag ‚Pasquino‘. Wikipedia: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Pasquino&oldid=186209496> (letzter Zugriff: 02.01.2020).
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine et al. (2017): *Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. In: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2/1, S. 2–24. URL: <https://doi.org/10.2478/kgw-2017-0001> (letzter Zugriff: 29.03.2020).
- Erkner, Brigitte/Siebers, Winfried (2004): *Das Bahrdt-Pasquill. Ein publizistischer Streit zwischen Aufklärung und Gegenklärung 1790–1796*. In: Goldenbaum, Ursula (Hg.): *Appell an das Publikum. Die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung 1687–1796*. Berlin: De Gruyter, S. 897–939.
- Fenster, Thelma/ Smail, Daniel (Hgg.) (2003): *Fama. The Politics of Talk and Reputation in Medieval Europe*. Ithaca/London: Cornell University Press.
- Fox, Adam (2000): *Oral and Literature Culture in England, 1500–1700*. Oxford: University Press.
- Fuchs, Ralf-Peter (1999): *Um die Ehre. Westfälische Beleidigungsprozesse vor dem Reichskammergericht 1525–1805*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Gestrich, Andreas (1997): *Schandzettel gegen die Obrigkeit. Pasquillen als Mittel der Herrschaftskritik im Ancien Régime*. In: Borst, Otto (Hg.): *Südwestdeutschland. Die Wiege der deutschen Demokratie*. Tübingen: Silberburg, S. 43–57, 206–208.
- Goldenbaum, Ursula (Hg.) (2004): *Appell an das Publikum. Die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung 1687–1796*. Berlin: De Gruyter.
- Grunert, Frank (2019): *Streiten und Strafen. Der libellus famosus als Tatbestand des Strafrechts und als Streitmedium*. In: *Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte* 41, S. 173–196.
- Haug-Moritz, Gabriele (2002): *„Geschwinde Welt“. Krieg und öffentliche Kommunikation – zur Erfahrung beschleunigten historischen Wandels im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1542–1554)*. In: *Militär und Gesellschaft in der frühen Neuzeit* 6, S. 139–148.
- Hempfer, Klaus W. (2007): *Art. ‚Gattung‘*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* Bd. 1. Berlin: De Gruyter, S. 651–655.
- Historisches Archiv der Stadt Köln (1996): *Stadtrat, Stadtrecht, Bürgerfreiheit. Ausstellung aus Anlass des 600. Jahrestages des Verbundbriefes vom 14. September 1396*. Köln: Historisches Archiv.
- Holenstein, Pia/Norbert Schindler (1992): *Geschwätzgeschichte(n). Ein kulturhistorisches Plädoyer für die Rehabilitierung der unkontrollierten Rede*. In: Dülmen, Richard van (Hg.): *Dynamik der Tradition. Frankfurt am Main: Fischer*, S. 41–108.
- Hess, Günter (2003): *Pasquill*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* Bd. 3. Berlin: De Gruyter, S. 31–34.
- Kaufmann, Thomas (2006): *Konfession und Kultur. Lutherischer Protestantismus in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kuhn, Christian (2010): *Ballads, Libels, and Songs*. In: Classen, Albrecht (Hg.): *Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 1618–1633.
- Kuhn, Christian (2007): *Urban Laughter as a 'Counter-Public' in early modern Augsburg: The case of the City Mayor, Jakob Herbrodt (1490/95–1564)*. In: t'Hart, Marjolein/Bos, Dennis (Hgg.): *Humour and Social Protest*. Cambridge: University Press, S. 77–93.
- Lastraioli, Chiara (2003): *Les „Pasquini“ – un „lieu de mémoire“ européen?* In: Schmale, Wolfgang (Hg.): *Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert*. Wien: Studienverlag, S. 461–475.
- Lastraioli, Chiara (2006): *Pasquillus exul: note sulla diffusione di testi e temi pasquineschi al di là delle Alpi*. In: Damianaki, Chrysa/Procaccioli, Paolo/Romano, Angelo (Hgg.): *Ex Marmore. Pasquini, Pasquinisti, Pasquinae nell'Europa Moderna*. Atti del Colloquio internazionale Lecce-Otranto, 17–19 novembre 2005. Manziana: Vecchiarelli, S. 429–475.
- Lastraioli, Chiara (2010): *Pétromarchies renaissantes: de la dispute rituelle au combat des idées à l'ombre des ‚Pierres parlantes‘*. In: Laureys, Marc/Simons, Roswitha (Hgg.): *Die Kunst des Streitens. Inszenierung, Formen und Funktionen öffentlichen Streits in historischer Perspektive*. Göttingen: V&R unipress, S. 219–243.
- Lentz, Matthias (2004): *Konflikt, Ehre, Ordnung. Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (ca. 1350 bis 1600)*. Mit einem illustrierten Katalog der Überlieferung. Hannover: Hahn.
- Matthias, E. (1888): *Ein Pasquill aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 20, S. 151–188.
- May, Steven/Bryson, Alan (2016): *Verse Libel in Renaissance England and Scotland*. Oxford: University Press.
- Müller, Jürgen (2021): *Der Maler als Pasquino – Spott, Kritik und Subversion. Eine neue Deutung von Caravaggios Amor vincitore*. In: Israel, Uwe/Kraus,

- Marius/Sasso, Ludovica (Hgg.): *Agonale Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung im deutschen und italienischen Humanismus*. Berlin: De Gruyter.
- Müller, Mario (2017): *Verletzende Worte. Beleidigung und Verleumdung in Rechtstexten aus dem Mittelalter und aus dem 16. Jahrhundert*. Hildesheim: Universitätsverlag.
- Oesterle, Günter (1986): *Das „Unmanierliche“ der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik*. In: Worstbrock, Franz Josef/Koopmann, Helmut (Hgg.): *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*. Tübingen: Niemeyer, S. 107–120.
- Reynolds, Anne (1985): *Cardinal Oliviero Carafa and the early cinquecento tradition of the feast of Pasquino*. In: *Humanistica Lovaniensia. Journal of Neo-Latin Studies* 34a, S. 178–208.
- Roeck, Bernd (1989): *Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Romano, Angelo (2006): *La satira di Pasquino: formazione di un genere letterario*. In: Damianaki, Chrysa/Procacciolo, Paolo/Romano, Angelo (Hgg.): *Ex Marmore. Pasquini, Pasquinisti, Pasquinae nell'Europa Moderna. Atti del Colloquio internazionale Lecce-Otranto, 17–19 novembre 2005*. Manziana: Vecchiarelli, S. 11–34.
- Rose, Max (2020): *Schmähschriften gegen Kurfürst August von Sachsen. Wertungen – Kontexte – Öffentlichkeit(en)*. Masterarbeit im Fach Geschichte an der TU Dresden.
- Rublack, Ulinka (1995): *Anschläge auf die Ehre. Schmähschriften und -Zeichen in der städtischen Kultur des Ancien Régime*. In: Schreiner, Klaus/Schwerhoff, Gerd (Hgg.): *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. Köln et al.: Böhlau, S. 381–411.
- Schade, Oskar (1863): *Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit*. 3 Bände. Hannover: Rümpler.
- Schlögl, Rudolf (2014): *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*. Konstanz: University Press.
- Schmidt, Günther (1985): *Libelli Famosi. Zur Bedeutung der Schmähschriften, Scheltbriefe, Schandgemälde und Pasquille in der deutschen Rechtsgeschichte*. Diss. Masch. Köln.
- Schwerhoff, Gerd (2004): *Öffentliche Räume und politische Kultur in der frühneuzeitlichen Stadt: Eine Skizze am Beispiel der Reichsstadt Köln*. In: Schlögl, Rudolf (Hg.): *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*. Konstanz: UVK, S. 113–136.
- Schwerhoff, Gerd (2017): *Köln im Ancien Régime 1686 – 1794*. Köln: Greven.
- Schwerhoff, Gerd (2020): *Invektivität und Geschichtswissenschaft. Konstellationen der Herabsetzung in historischer Perspektive – ein Forschungskonzept*. In: *Historische Zeitschrift* 311, S.1–36
- Sennefelt, Karin (2008): *Citizenship and the Political landscape of Libelling in Stockholm, c. 1720–70*. In: *Social History* 33/2, S. 145–163.
- Siegemund, Jan (2020): *unrechtliche peinliche schmehung oder dem gemeinen nutz nuetzlich? Eine Fallstudie zur Normenkonkurrenz im Schmähschriftprozess des 16. Jahrhunderts*. In: *Das Mittelalter* 25/1, S. 135–149.
- Voigt, Johannes (1838): *Über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts*. In: Raumer, Friedrich von (Hg.): *Historisches Taschenbuch Bd. 9*. Leipzig: Brockhaus, S. 321–524.
- Waldeck, Oskar (1910/11): *Die Publizistik des Schmalkaldischen Krieges*. In: *Archiv für Reformationsgeschichte* 8, S. 44–133 [Teil I ebd. 7 (1909/10), S. 1–55].
- Wolf, Thomas (2003): *Pasquill*. In: Ueding, Gert et al. (Hgg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 6*. Berlin: De Gruyter, Sp. 682–686.



---

## Artikel

Antje Sablotny\*

# **„Das mustu gleuben, oder der Teufel bescheisset dich.“ Die invektiven Paratexte der protestantischen Lügenden und ihre gattungskommunikative Funktion**

**Abstract:** The article deals with the Protestant genre 'Lügende' (word combined from 'Legende' [legend] and 'Lüge' [lie]) as a disparagement of Roman Catholic legends in the 16th century. The investigation concentrates on paratextualisation as elementary invective mode of 'Lügenden'. The analytical focus on titles, marginalia and so called 'reminders' ('Erinnerungen') shows the correlation between the generic term 'Legende' resp. 'Lügende' and the invective pattern of language use 'Lügende'. According to this, the article discusses 'Lügende' as a communicative genre. Furthermore, by understanding 'Lügende' as a meta genre, whose paratexts are its basic elements of metaization, paratexts refer to text transgressions. Therefore, they are specified as secondary forms of religious communication during the denominational conflicts and negotiation processes in the 16th century.

**Keywords:** Legende, Lügende, Luther, Paratext, Invektivität, Sprachgebrauchsmuster, kommunikative Gattung, Metagattung, religiöse Kommunikation – legendary tales, 'Lügende', Luther, paratext, invectivity, patterns of language use, communicative genre, meta-genre, religious communication

\*Dr. Antje Sablotny, TU Dresden, SFB 1285, TP E, Antje.Sablotny@tu-dresden.de

## 1 Hinführung

Innerhalb der reformatorischen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts sind Herabsetzungen von Texten und Gattungen, die für die religiöse Kommunikation grundsätzlich relevant sind, zentral. Hier kommen sehr unterschiedliche Praktiken zum Tragen; es lässt sich jedoch beobachten, dass die Paratextualisierung etwa von theologischen Traktaten, legendarischen Erzählungen oder päpstlichen Bullen eine signifikante Rolle innerhalb dieser invektiven Praktiken spielt. Im Falle der Legenden, welche im Ausgang des Mittelalters eine Hochzeit erlebten, bewirken invektive Paratexte sehr spezifische gattungsdynamische und zugleich religiös-kommunikative Aushandlungsprozesse, welche sich in der protestantischen Metagattung der 'Lügende' verdichten. Mit Titel, Vor- und Nachwort, Marginalglossen und sogenannten Erinnerungen, die wiederum als etwas umfangreichere Kontextglossen aufgefasst werden können, versehen die Herausgeber der Lügenden altgläubige Mirakel- und Legendenerzählungen und setzen diese in ihrer Bedeutung und Funktion für die Heiligenverehrung und damit generell den Heiligenkult nachdrücklich herab.

Die Prägung des Begriffes 'Paratext' sowie grundsätzliche Überlegungen zu Typologie und Funktionen des Paratextes gehen bekanntlich zurück auf den französischen Literaturwissenschaftler Gérard Genette: In seiner 1987 erschienenen Studie mit dem Titel *Seuils* hat er sich ausführlich mit den Beziehungen zwischen Text, Paratext, Autor:in und Leser:in beschäftigt – in einem Buch, das er selbst als „Buch vom Beiwerk des Buches“ bezeichnet hat.<sup>1</sup> Im Grunde gebe es kein Buch ohne verbale oder nonverbale Schwellen, die seine Rezeption steuerten.

Der Paratext ist [...] jenes Beiwerk, durch das ein Text zum Buch wird und als solches vor die Leser und, allgemeiner, vor die Öffentlichkeit tritt. Dabei handelt es sich weniger um eine Schranke oder eine undurchlässige Grenze als um eine *Schwelle* oder [...] um ein 'Vestibül', das jedem die Möglichkeit zum Eintreten oder Umkehren bietet; um eine 'unbestimmte Zone' zwischen innen und außen, die selbst wieder keine

<sup>1</sup> Genette (2001) Paratexte. Paratextualität gehört neben Intertextualität, Metatextualität, Hypertextualität und Architextualität zu den fünf Formen textübergreifender Beziehungen im Rahmen von Genettes 1982 entwickelten Transtextualitätsmodells. Vgl. Genette (1993) Palimpseste.

feste Grenze nach innen (zum Text) und nach außen (dem Diskurs der Welt über den Text) aufweist.<sup>2</sup>

Gleichsam sei diese Zone des Paratextes eine der ‚Transaktion‘, weil dort der Ort bzw. der Raum für die bei Genette stets auf Autor:in oder Verleger:in zurückgehende Beeinflussung der Lektüre ist. Paratexte sind hier nicht nur medial greifbare Formen der Textpräsentation, sondern auch Diskurse und Praktiken der Rezeptionssteuerung.<sup>3</sup> Insbesondere Genettes funktionsorientierte Fragen sind für die protestantischen Lügenden und ihre im Umfeld der wiederabgedruckten und kritisch kommentierten legendarischen Erzählung situierten Epitexte anschlussfähig. Hierzu gehört die illokutionäre oder perlokutionäre Wirkung von Paratexten, die je nach Intensität der Wirkung zwischen Information, Absicht, Interpretation, Entscheidung, Verpflichtung oder Anweisung unterschieden werden kann.<sup>4</sup> Gerade in Bezug auf das im vorliegenden Beitrag fokussierte Verhältnis von Paratext und Gattung im Sinne paratextueller Einschreibung in Gattungs- und mithin Rezeptionshorizonte ist dieser Aspekt entscheidend. Mit dem funktionsorientierten Fragefokus erübrigen sich zugleich die immer wieder laut gewordenen Bedenken dagegen, die vornehmlich an Beispielen fiktionaler Erzählliteratur aus dem abendländischen Buchzeitalter entwickelte Systematisierung des Paratextphänomens auf mittelalterliche Handschriften und frühneuzeitliche Drucke anzuwenden.<sup>5</sup> Als hermeneutisches Ver-

fahren stellt die Paratextanalyse freilich „kein *one size fits all*-Schema zur Verfügung, sondern einen Analyseansatz, der je nach Gegenstand und Frageinteresse in sehr unterschiedliche Kontexte auszugreifen vermag.“<sup>6</sup> Für die reformatorischen Lügenden werden ihre Paratexte zu den elementaren Trägern der Metagattung, mit denen nichts weniger als die (im Sinne der Protestanten vermeintliche) Wahrheit der Legenden ‚ausgetrieben‘ wird – es kann ihnen daher im Anschluss an Schlesier eine apotropäische Funktion zugewiesen werden.<sup>7</sup> Diese aggressive Form paratextueller Neuperspektivierung eines Textes oder gar einer ganzen Gattung im reformatorischen Kontext ist kein Sonderfall. Es gibt einige Beispiele für invektiv paratextualisierte ‚Editionen‘: Einen spektakulären Auftakt bildet Ulrich von Hutten mit seiner Paratextualisierung der Bulle *Exsurge Domine* von 1520. Kurz nach dem Erscheinen ließ er den päpstlichen, um invektive Paratexte erweiterten Erlass in Straßburg nachdrucken, d.h. die Bulle erhält ein anders gestaltetes Titelblatt, ein Motto, zwei Widmungen, eine Vorrede sowie Glossierungen.<sup>8</sup> Schon am Titelblatt wird das durch invektive Paratexte gestörte Verhältnis zwischen der Gattung, dem durch sie formulierten Geltungsanspruch sowie ihrer Pragmatik deutlich. Hutten hat hier u.a. das Wort „BVLLA“ als generisches und autoritatives Signum vermittels Typographie und Layout im Vergleich zur Vorlage hervorgeho-

Beschreibung des Fremden nicht nur im Prolog, sondern schon im Incipit. Sie gehören zu den Gelingensbedingungen der Gattung des Augenzeugenberichts, der – so autorisiert – vom Fremden erzählen kann. Vgl. zur Anwendbarkeit von Genettes Konzept des Paratexts auf die frühneuzeitliche Literatur grundsätzlich auch der Band *Pluralisierungen des Paratextes*, hg. von Ammon/Vögel (2008), dessen Beiträge den gewinnbringenden Anschluss an Genette für den bei ihm ausgeklammerten Bereich vormoderner bzw. frühneuzeitlicher Literatur vor Augen führen. Dagegen plädiert bspw. Ott (2010) Erfindung, der sich kritisch mit den Prämissen des Sammelbands auseinandersetzt, für eine stärkere Reflexion und Historisierung des Paratextbegriffs für die Drucke der Frühen Neuzeit; er scheint dabei allerdings die bei Genette schon angelegte Flexibilität des Paratextkonzepts zu übersehen.

<sup>2</sup> Genette (2001) Paratexte, S. 10.

<sup>3</sup> Vgl. Genette (2001) Paratexte, S. 10.

<sup>4</sup> Vgl. Genette (2001) Paratexte, S. 15–18, hier S. 18: „Manche Elemente besitzen sogar jene Macht, die die Logiker als performativ bezeichnen, das heißt die Macht zum Vollzug des Beschriebenen (‚Ich eröffne die Sitzung‘): Das gilt für Widmungen. Bei der Zueignung oder der Widmung eines Buches an Sowieso geschieht natürlich nichts anderes, als daß man auf eine der Seiten eine Wendung schreibt oder druckt wie: ‚Für Sowieso‘. Hier liegt ein Grenzfall der paratextuellen Wirksamkeit vor, da das bloße Sagen bereits das Tun ist. Das haftet jedoch auch bereits der Entscheidung für einen Titel oder der Wahl eines Pseudonyms an, den mimetischen Handlungen jeder schöpferischen Fähigkeit.“

<sup>5</sup> So hat schon Münkler (2000) Erfahrung, S. 244–266, in ihrer Arbeit zu den Orientreiseberichten des 13. und 14. Jahrhunderts die Übertragbarkeit von Genettes theoretischen Überlegungen zum Paratext auf mittelalterliche Handschriften thematisiert und dabei die Frage der Gattungskonstitution aufgeworfen. Sie konstatiert bspw. den elementaren Zusammenhang von Autornennungen bei der

<sup>6</sup> Stanitzek (2013) Paratextanalyse, S. 201. Zum Verdienst Genettes hinsichtlich der Paratextforschung vgl. auch Kuhn (2018) Wahre Geschichten, S. 20 und 25f.

<sup>7</sup> Vgl. Schlesier (1993) Art. Apotropäisch; siehe auch die Anwendung bei Münkler (2019) Luthers Rom.

<sup>8</sup> Eine ausführliche Analyse der paratextualisierten Bulle bietet Ammon (2006) „Bevor wir Dich hören, Heiligster.“

ben: Statt des Titels *Bulla contra errores Martini Lutheri et sequacium* in gleicher Schriftgröße wird nun „BVLLA“ mit größerem Schriftgrad auf der ersten Zeile exponiert, in der zweiten und dritten Zeile folgt dann in Erweiterung der Vorlage „Decimi Leonis, contra errores Martini Lutheri, & sequacium.“ Damit wird zunächst auf genau jenen Zusammenhang zwischen dem Machtanspruch des Papstes und dessen medialem Vollzug durch die Gattung ‚Bulle‘ hingewiesen. Aus der Exponierung von ‚Bulla‘ ergibt sich aber zugleich die herabsetzende Wirkung der paratextuellen Erweiterung und Transformation, deren Potential sich aus der Doppelbedeutung von ‚Bulla‘ als päpstlicher Erlass einerseits und ‚Wasserblase‘ andererseits speist.<sup>9</sup> Die von Hutten hinzugefügte Anrede an den Leser, mit der eine neue Kommunikationssituation geschaffen wird, torpediert den eigentlichen päpstlichen Kommunikationskanal der Bulle. „Ihre Pragmatik wird somit empfindlich gestört und von einer neuen überlagert.“<sup>10</sup> Auch Martin Luther hat schon lange vor seiner 1537 in Wittenberg gedruckten *Lügend von St. Johanne Chrysostomo* 1522 die immer wieder ergänzte päpstliche *Bulla coenae domini* von 1521 in derselben Absicht zunächst ins Deutsche übersetzt und dann in ähnlicher Weise paratextualisiert, wobei die Übersetzung freilich eigene deutungsverengende Akzente setzt – der Titel bei Luther heißt entsprechend *Bulla Coenae domine, das ist, die Bulla vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn, des Papstes*.<sup>11</sup> Dass die sogenannte Abendmahlsbulle oder Gründonnerstagsbulle Häretikern, Kritikern des Papstes sowie (Ver-)Fälschern päpstlicher Bullen die Exkommunikation androht, entbehrt dabei nicht einer gewissen Komik.

Im Falle der paratextuellen Zurichtung legendarischer Erzählungen jedoch erreicht das herabsetzende Verfahren eine besondere Tragweite, die sich nicht zuletzt in der Ausbildung einer neuen Gattung, der Metagattung Lügende niederschlägt. Natürlich ist die massive Infragestellung mithin die Destruktion päpstlicher Autorität

durch die paratextualisierten Bullen enorm, die Lügende aber setzt noch viel grundlegender an den Grundfesten religiöser Kommunikation und ihren Geltungsbedingungen an. Die Herabsetzung des legendarischen Erzählens zielt nämlich weiter als auf das Herabsetzen einer Erzählpraxis und ihrer Narrative. Sie stellt darüber hinaus die kirchliche Institution in Frage, insofern sie die Funktionalisierung des Heiligenkults im Rahmen von Ablass- und Wallfahrtswesen verurteilt und das kirchliche Recht am Gnadenschatz Christi entschieden zurückweist. Darüber hinaus diskreditiert die Lügende die Heiligenverehrung als eitle Werkgerechtigkeit, Fürbittgebete als Abgötterei und irritiert damit massiv die im Leben der Gläubigen stark verankerte Frömmigkeitspraxis. Dazu bedient sie sich fast ausschließlich invektiver Paratexte.

Dabei spielen Anmerkungen in den Marginalien eine besondere Rolle. Zwar sind ironische oder derb-provokative Textkommentierungen am Rande insbesondere in Form „visuelle[r] Tabubrüche“ vor der Reformation bekannt.<sup>12</sup> Der invektiv funktionalisierte Umgang Huttens oder Luthers mit marginalen (Para-)Texten unterscheidet sich aber erheblich von der antiken und mittelalterlichen Annotationspraxis.<sup>13</sup> Grundsätzlich haben Marginalien in Handschriften die Funktion, „Begriffe und Inhalte des gegenüberliegenden Textes oder Bildes [zu] erläutern, übersetzen und erweitern sowie damit als ein mehr oder weniger geplantes Reservoir von präzisierendem und zusätzlich abrufbarem Wissen [zu] dienen.“<sup>14</sup> In ihrem Überblick über mittelalterliche und frühneuzeitliche Annotationspraktiken stellt Moulin nicht nur ab auf analytische Beschrei-

<sup>9</sup> Vgl. Ammon (2006) „Bevor wir Dich hören, Heiligster.“, S. 32.

<sup>10</sup> Ammon (2006) „Bevor wir Dich hören, Heiligster.“, S. 32f.

<sup>11</sup> Luther (1522) *Bulla vom Abendfressen*. Vgl. dazu Ammon (2007) „Quis dubitat de illo?“, S. 285–291. Zur päpstlichen Generalexkommunikation vgl. Jaser (2016) *Ostentio exclusionis*.

<sup>12</sup> Vgl. Kato (2015) *Versehren*, S. 284–287, hier S. 285. Vgl. auch Klein (2007) *Rand- oder Schwellenphänomen*.

<sup>13</sup> Vgl. Ammon (2007) „Quis dubitat de illo?“, S. 285; Ammon/Vögel (2008) *Pluralisierung des Paratextes*, S. XIV. „Die wilde und ungeordnete Usurpation der Ränder in der gotischen Buchmalerei geschieht ganz bewusst, jedoch immer im Bewusstsein, dass der Werktext – ‚the always already written Word‘ (Camille 1992: 22) – vorgegeben und in seiner Existenz, Lesart und Rezeption unumstößlich ist. Gerade deshalb können die Freiheiten, die sich der Illustrator mitunter nimmt, überhaupt so schamlos und unanständig sein, untergraben sie doch die Autorität des Werks, sei es geistlicher oder weltlicher Natur, in kein[er] Weise.“ Kato (2015) *Versehren*, S. 285.

<sup>14</sup> Carmassi/Heitzmann (2019) *Marginalien/Einleitung*, S. 9.



zungskriterien<sup>15</sup> für Marginalien in Handschriften und Drucken, sondern auch auf funktionale Kontinuitäten – „wie etwa eine intensive Textentzifferung mit entsprechender sprachlich-inhaltlicher Erschließungsarbeit, die Auseinandersetzung mit fremd- oder fachsprachlichem Wortschatz, die kommentierende Begleitung des Gelesenen oder die Extraktion von Wissen“.<sup>16</sup> Annotationen – so Moulin präzisierend – tragen nicht nur zum Verständnis des kommentierten Textes bei. Mit ihnen wird der Basistext zudem ‚erarbeitet‘, visualisiert, fortgeschrieben, werden „Haltungen (zum Gelesenen oder zur Lesesituation)“ ausgedrückt, dabei „Netzwerke durch Texte hindurch und mit Texten [ge]schaffen“ und schließlich wird das „Buchobjekt als Behälter“ genutzt.<sup>17</sup> Dem skizzierten Funktionspotential der Marginalien liegt ein – wie es Giuriato unter Rückgriff auf Gumbrecht formuliert – „stille[r] Imperativ“ zugrunde, die leergebliebenen Ränder und Zwischenräume zu füllen.<sup>18</sup>

Die Affordanz<sup>19</sup> der Leere etabliert denn auch einen „Schauplatz subversiver Bemerkungen und Gedankenspiele“,<sup>20</sup> der im Zuge (experimenteller) bimedialer Phänomene der Schwellenzeit um 1500 und darüber hinaus an Kontur gewinnt und

**15** Zu den ‚Symptomwerten der Marginalität‘ vgl. Moulin (2019) Rand und Band, S. 26–29.

**16** Moulin (2019) Rand und Band, S. 23.

**17** Vgl. Moulin (2019) Rand und Band, S. 38–58, hier werden die Zwischenüberschriften zitiert.

**18** Giuriato (2008) Prolegomena zur Marginalie, S. 178f. Vgl. auch Moulin (2019), S. 23. Zur ursprünglichen Bedeutung und zu eher pragmatischen Funktionen von leeren Seitenrändern und Zwischenräumen auf Schriftrollen und in Handschriften vgl. Kato (2015) Versehen, S. 282–284.

**19** Der Begriff der ‚affordance‘ stammt ursprünglich aus der Wahrnehmungspsychologie. Gibson versteht darunter ein nicht unmittelbar sichtbares Handlungsangebot von Objekten in der Umwelt für das Individuum. Diese Wahrnehmung von Handlungsoptionen bestimmt die Relation zwischen Umwelt und individuellen Beobachtenden, so dass Affordanzen von Objekten invariant sein können. Das Affordanz-Konzept wurde vom Designtheoretiker Donald A. Norman weiterentwickelt und in dieser Form breit rezipiert und fand darüber Eingang in die kultur-, insbesondere in die sozial- und medienwissenschaftlichen Arbeiten. Vgl. den Überblick zu Ursprung, Definition, Weiterentwicklung und Kritik des Affordanz-Begriffes bei Zillien (2019) Affordanz, S. 226f. Vgl. zudem die Beiträge von Dröse und Kanzler im vorliegenden Sonderheft.

**20** Kato (2015) Versehen, S. 281.

zu einem wesentlichen Ort konfessioneller Auseinandersetzungen wird.<sup>21</sup>

Der Paratext kann seinen Bezugstext relativieren, ironisieren oder gar destruieren, seine poetologische Faktur offenlegen oder über so zentrale Kategorien wie Fiktionalität, Autorität und Autorschaft Auskunft geben. [...] Gerade in der paratextuellen Zone, am vermeintlichen Rand des Textes, ereignet sich doch immer wieder Entscheidendes.<sup>22</sup>

Dieser Befund von Hamm gilt in besonderem Maße für die protestantische Gattung der Lügende. Hier zeigt sich der Paratext als eine Arena des Invektiven.<sup>23</sup>

## 2 Thesen und zugrundeliegende Gattungskonzepte

Meine Überlegungen zur ‚Lügende‘ sollen nicht nur zeigen, dass Paratexte in den konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts entscheidende kommunikative Formen des Invektiven darstellen. Mit der Paratextualisierung liegt vielmehr ein wirkmächtiges invektives Verfahren vor, weil mit ihr die Grenzen legendarischen Erzählens überschritten werden: Einerseits evozieren die Paratexte Gattungsreflexionen und haben Teil am Gattungsdiskurs der Legende. Andererseits etablieren sie einen spezifischen invektiven Umgang mit den durch das legendarische Erzählen tradierten Glaubensprämissen auch außerhalb ihrer genuinen Kommunikationssituation. Invektive Anschlusskommunikation wird so dynamisiert. Aus systemtheoretisch geprägter kommunikationstheoretischer Sicht: Die Lügenden übernehmen eine signifikante Funktion in der Re-Organisation des religiösen Systems während seiner Ausdifferenzierung im 16. Jahrhundert.

Nach einem knappen literaturgeschichtlichen Überblick zur ‚Lügende‘ (3.), der die Grundzüge der protestantischen Metagattung und das Textkorpus vorstellt, sollen zunächst thematische und rhematische Implikationen des Titels am Bei-

**21** Zu mediengeschichtlichen Aspekten frühneuzeitlicher Paratextualität am Bsp. von Sebastian Brants *Vergilius pictus* (1502) vgl. Hamm (2017) Zu Paratextualität.

**22** Hamm (2017) Zu Paratextualität, S. 238f.

**23** Vgl. Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität, S. 12–15.

spiel der lutherischen *Lügend von St. Johanne Chrysostomo* erörtert werden (4.), um einerseits das Wechselverhältnis zwischen der Gattungsbezeichnung und dem invektiven Sprachgebrauchsmuster ‚Lügende‘ zu verdeutlichen und andererseits die Wirkung der Lügende als kommunikative Gattung zu erläutern. Mit der Präzisierung der Lügende als einer Metagattung, deren zentrales Metaisierungsverfahren sich in den Paratexten zeigt, soll deutlich werden, dass Titel, Randglossen und Erinnerungen weniger ‚Beiwerk‘, als vielmehr gattungskonstitutive Elemente darstellen (5.). Als solche verweisen sie nicht auf ein Problem, sondern auf das Potential der durchlässigen Grenze zwischen Text und Paratext für die Analyse. Schließlich werde ich die Paratexte in ihrer Bestimmung als sekundäre Formen religiöser Kommunikation in den konfessionellen Konflikten und Aushandlungsprozessen des 16. Jahrhunderts konkretisieren (6.).

In der Analyse nicht berücksichtigt werden die entweder wenig umfänglichen oder erst gar nicht enthaltenen Widmungen in den Lügenden, weil sie für die Gattungsfrage nicht relevant sind. In den Vor- bzw. Nachreden lassen sich dagegen durchaus auch rezeptionslenkende Gattungsreflexionen beobachten: Das lässt sich insbesondere für Luthers Nachrede zur *Lügend von St. Johanne Chrysostomo* zeigen, in der er seine Lügentypologie entfaltet: Er unterscheidet die das Seelenheil kostenden teuflischen Lügen von den harmlosen Lügen, zu denen Luther wiederum leicht durchschaubare Lügen zum Zwecke der Unterhaltung zählt. Hier liegt denn auch das Deutungspotential der Metagattung, die altgläubige Legende im Sinne ihrer Fiktionalisierung zu ‚entschärfen‘ (und herabzusetzen) und in einen neuen Gebrauchskontext – der unterhaltenden Literatur – zu transferieren.<sup>24</sup>

In den nachlutherischen Lügenden-Vorreden indes werden über die Bezeichnung der Legenden als Lügenden hinaus, wie sie bereits die Titel vornehmen, keine weiteren signifikanten gattungsreflexiven Gedanken entwickelt. Sie werden daher keinen Analyseschwerpunkt bilden. Verwiesen sei hierfür zunächst auf die Vorrede zur ersten Lügenden-Ausgabe Hieronymus Rau-

schers,<sup>25</sup> in der der erst lutherische, dann aber zum katholischen Glauben konvertierte Theologe Friedrich Staphylus als Judas inszeniert und u.a. als „abtrünniger Mameluck“ herabgesetzt sowie Luther gegen dessen Kritik verteidigt wird. Erst gegen Ende der Vorrede heißt es, Staphylus habe ihn „gleich lustig gemachet“, die folgenden Lügen dezidiert zur Unterhaltung der katholischen Gegner zusammenzustellen, was freilich ironisch gemeint ist. Der Begriff ‚Lügende‘ wird dabei allerdings nicht verwendet. Das gilt auch für die Vorrede zur zweiten *Centurie*,<sup>26</sup> die im Rahmen der (Gegen-)Invektiven gegen Staphylus, Bruder Nardian aus Regensburg (Johann Albrecht) und den Theologieprofessor Martin Eisengrein, den „Lugenhafftigen Miracklen“ und „öffentliche[n] Lugen“, die herabsetzenden Begriffe für Rauschers Lügenden von Seiten der Altgläubigen, wie „Centonouela“, „Erdicht Fablen“, „Gedicht“ oder „Zotten“, gleichsam zur Seite stellen und somit den Raum für Gattungskonnotationen öffnen. Rauschers Auseinandersetzung mit den Difamierungen „Bruder Rausch“ und „Fabel hansen“, auf die er in dieser Vorrede zur zweiten *Centurie* reagiert, zielen in dieselbe Richtung.<sup>27</sup> In den Vorreden Rauschers dominiert also der persönliche Schlagabtausch zwischen den konfessionellen Gegnern, bei dem die Überschreibung der Legende als Lügende immer schon vorausgesetzt und kontinuierlich wiederholt wird. Der Begriff ‚Lügende‘ wird dabei gar nicht oder kaum gebraucht – bspw. aber in der Vorrede zur vierten *Centurie*, in der von „Lugenhafftiger Lugend“ die Rede ist.<sup>28</sup> Hinsichtlich der Gattungsthematik bieten die Vorreden jedoch keine neuen Aspekte.<sup>29</sup>

Um die Funktionen invektiver Paratexte in der protestantischen Lügende spezifizieren zu können, werden verschiedene gleichwohl miteinander verschränkte Gattungskonzepte mit kommunika-

<sup>25</sup> Rauscher (1562) *Papistische Lügen I*.

<sup>26</sup> Rauscher (1564) *Papistische Lügen II*.

<sup>27</sup> *Bruder Rausch* ist eine um 1488 erstmals gedruckte Teufelerszählung, in der der Teufel unter dem Namen Bruder Rausch in einem Kloster sein Unwesen treibt.

<sup>28</sup> Rauscher (1564) *Papistische Lügen IV*.

<sup>29</sup> Sie sind aber bedeutsam für die kommunikative Praxis der Grenzziehung in den Lügenden. Vgl. Sablotny (im Erscheinen) *Doing the Other*. Zur Funktion der Vorrede im 16. Jahrhundert vgl. immer noch grundlegend Schwitzgebel (1996) *Vorrede*, die sich u.a. mit den protestantischen Exempelsammlungen Caspar Goltwurms und Andreas Hondorffs auseinandersetzt (ebd., S. 11–56).

<sup>24</sup> Dazu Sablotny (2019) *Metalegende*, S. 180–183; ferner Münkler (2015) *Legende/Lügende* sowie Ziegeler (1999) *Wahrheiten*, S. 243–245.

tionstheoretischen Überlegungen Luhmann'scher Prägung verknüpft. Gemeint ist zunächst der ‚klassische‘ textsortensystematische Gattungsbegriff, der literarische Texte nach inhaltlichen und formalen Kriterien unterscheidet. Die Rekonstruktion von Reihenbildungen orientieren sich bereits seit längerem nicht mehr an der von Aristoteles und Goethe geprägten Dreiteilung von Epik, Lyrik und Dramatik, die freilich im Hintergrund immer noch eine Rolle spielt – wie etwa bei Hempfer, der historisch konkrete Gattungen einerseits und transhistorische Schreibweisen andererseits unterscheidet und das Epische, Lyrische und Dramatische als primäre Schreibweisen versteht.<sup>30</sup> Mit Voßkamp lassen sich Gattungen als „institutionalisierte Organisationsformen literarischer Kommunikation“ und „soziokulturelle Phänomene“ verstehen.<sup>31</sup> Hier schließen sich unmittelbar Fragen nach dem Funktionspotential von Gattungen an. Der Angriff der Lügende auf legendarische Erzählmuster irritiert religionspraktische und institutionelle Funktionen religiöser Gebrauchsliteratur; die Lügende ist daher generischer Ausdruck des durch die Reformation veränderten Umgangs mit den Heiligen. Der auf Iterativität angelegte Gebrauch des Wortes ‚Lügende‘ verdeutlicht diesen Zusammenhang. Es bildet sich so eine auf inhaltliche, formale und funktionale Bündelungen bezogene Reihe, deren wesentliches Merkmal die invektive Paratextualisierung legendarischer Erzählungen darstellt. Damit vollzieht sich ein Prozess der Gattungsbildung, die hier mit der Gattungstransformation von der Legende zur ‚Lügende‘ einhergeht. In diesem Sinne lässt sich an den im vorliegenden Sonderheft von Meier-Vieracker vorgestellten rezeptions- und diskursorientierten Gattungsansatz des *Doing Genre* anschließen: Die Legende erhält über die Bezeichnung ‚Lügende‘ eine metapragmatische Rahmung und wird so zu einer anderen Gattung transformiert. Wie schon am ‚Gattungsbegriff‘ selbst abzulesen, ist allerdings die genuine und konstitutive Bezugnahme auf bereits etablierte Muster des legendarischen Erzählens für die Lügende zentral. Diese elemen-

tare Bezogenheit auf eine vorgängige Gattung, mit der sich die Lügende wesentlich von dem von Meier-Vieracker vorgeführte *Doing* der Wutrede unterscheidet, ist prägnanter im Konzept der Metagattung zu fassen,<sup>32</sup> das maßgeblich auf Wolf zurückgeht.<sup>33</sup> Bei einer Metagattung handelt es sich um eine Gattung über eine Gattung. Über unterschiedliche Metaisierungsverfahren, etwa im Rahmen von Kommentaren oder Beschreibungen, sollen Reflexionen über die ‚Gemachtheit‘ der mit ihr fokussierten Gattung ausgelöst werden, welche wiederum längerfristige gattungsinnovative bzw. -dynamische Prozesse initiieren können. Im Gegensatz zu modernen Metagattungen, die mit Illusionsstörungen operieren, soll mit den invektiven Paratexten der Lügende die Wahrfähigkeit des legendarischen Erzählens nachhaltig zerstört werden.<sup>34</sup> Damit nimmt die Lügende erheblichen Einfluss auf die für die religiöse Gattung der Legende höchstrelevante pragmatische Dimension. In diesem Sinne überschreiten ihre invektiven Paratexte die textimmanenten Gattungsgrenzen nicht nur hin zum Diskurs über Formen und Funktionen altgläubiger Heiligenverehrung, sondern haben auch das Potential, die mit dem legendarischen Erzählen verknüpfte Frömmigkeitspraxis zu stören. Den letzten pragmatischen Aspekt möchte ich schließlich anhand des soziolinguistisch geprägten Modells der kommunikativen Gattungen reflektieren, die als musterhaft verfestigte Formen alltagssprachlicher Kommunikation aufgefasst werden. Mittels der Konzeption der kommunikativen Gattung kann einerseits das Wechselspiel von Sprachgebrauchsmuster und Textsorte ‚Lügende‘ gezeigt werden, andererseits kann es das Abarbeiten am kommunikativen Problem auf Seiten der Protestanten verdeutlichen: die Herabsetzung des Heiligenkults ohne Diskreditierung der Heiligen. Etabliert werden soll die funktionelle Herabsetzung der Heiligen von vermeintlichen ‚Abgöttern‘ hin zu vorbildlichen und tröstenden Exempeln. Von Ausnahmen abgesehen, soll dabei nicht ihre Existenz und Heiligkeit in Frage gestellt werden.

**30** Zum literaturwissenschaftlichen Gattungskonzept vgl. grundsätzlich Zymner (2003) Gattungstheorie; Hempfer (1973) Gattungstheorie.

**31** Voßkamp (1990) Utopie, S. 265, sowie Voßkamp (1977) Gattungen, S. 27. Siehe hierzu auch den einleitenden Beitrag von Marina Münkler.

**32** Keinesfalls ist die Lügende bloß als „eine Legende mit ‚poetologischen‘ Aspekten“ zu betrachten – so Ecker (1993) Legende, S. 243, in Anm. 902.

**33** Vgl. Wolf (1993) Ästhetische Illusion, sowie Wolf (2007) Metaisierung.

**34** Vgl. Sablotny (2019) Metalegende.

### 3 Die protestantische ‚Lügende‘

Bei der Lügende handelt es sich um eine relativ kurzlebige protestantische Metagattung von der ersten Hälfte des 16. bis zum beginnenden 17. Jahrhunderts, die aus der Herabsetzung des altgläubigen Heiligenkults hervorgeht. Diese äußert sich in der immer radikaler werdenden Ablehnung gegenüber der Auffassung der Werkgerechtigkeit, gegenüber Ablasshandel, Wallfahrten, Heiligendienst und insbesondere gegenüber der Funktion der Heiligen, zwischen Gott und den Menschen zur Erlangung des Seelenheils zu vermitteln.<sup>35</sup> Im Rahmen dieser Frömmigkeitspraktiken hat die Legende eine wichtige Funktion: Durch das Erzählen vom Heiligen produziert sie erst die Anschlussmöglichkeiten für religiöse Praktiken, die nicht ausschließlich durch das Heiligsprechungsverfahren instituiert und legitimiert werden können. In diesen Verfahren spielen legendarische Viten bereits eine zentrale Rolle.<sup>36</sup> Die Lügende kann insofern nicht nur als Herabsetzung der katholischen Legende und ihrer Grundsätze, sondern auch der gesamten Frömmigkeitspraxis der Heiligenehrung dienen.<sup>37</sup> In Bezug auf die Legenden nutzen Luther und seine Nachfolger nicht die sonst häufig eingesetzten Mittel der Parodie oder Travestie, um die vorliegenden Legenden und Legendensammlungen herabzusetzen, sondern die invektive Kommentierung: Die Legenden werden in der überlieferten Textgestalt abgedruckt, dann aber invektiv kommentiert – mit Vorwort, Nachwort, Marginalglossen und sogenannten Erinnerungen. Das prototypische Gattungsexemplar hat Martin Luther mit seiner *Lügend von St. Johanne Chrysostomo* 1537 zu Wittenberg in den Druck gegeben.<sup>38</sup> Er hat die Legende des Heiligen Johannes Chrysostomus

aus dem Legendar *Der Heiligen Leben* entnommen,<sup>39</sup> das um 1400 entstanden ist und zumindest bis weit ins Spätmittelalter sehr populär war. Die Legende des Heiligen Johannes Chrysostomus gehört zum Typus der Sünderheiligenlegende und zeichnet sich durch eine finale Erzählstruktur aus, die nach dem Muster von ‚Erwählung – Sünde – Buße – Erwählung‘ gebaut ist.<sup>40</sup> Innerhalb dieses Erzählschemas bildet der Aspekt der Sünde auf der Ebene der *histoire* ein mit zahlreichen, als kontingent markierbaren Handlungen ausgestattetes und deshalb leicht irritierbares Element. So wird beispielsweise davon erzählt, dass die jungfräuliche Tochter des Kaisers während eines Spaziergangs im Wald plötzlich von einem starken Wind gepackt und zur Einsiedlerhöhle des Heiligen getragen wird – woraus dann die Verführung des keuschen Einsiedlers durch die nicht minder keusche Kaiserstochter resultiert. Mit der Randglosse „Je, das mus ja war sein, wer kundts erdencken!“<sup>41</sup> markiert Luther das Erzählereignis als unwahrscheinlich und unglaubwürdig, zugleich macht er damit die altgläubigen Autoren solcher ‚Lügenlegenden‘,<sup>42</sup> aber auch die dieser Lektüre folgenden Rezipient:innen lächerlich.

Während von Luther selbst keine weiteren Lügen überliefert sind, haben seine Anhänger eine Gattungstradition ausgeprägt: Der Luther-schüler Erasmus Alber(us) veröffentlichte 1542 seinen *Barfuser Münche Eulenspiegel vnd Alcoran* mit einer Vorrede Luthers; Albers *Eulenspiegel vnd Alcoran* bezieht sich maßgeblich auf das umfangreiche zwischen 1385 und 1390 entstandene Werk *De conformitate vitae beati Francisci ad vitam Domini Iesu* des Franziskanerbruders Bartholomaeus de Rinonico, markiert aber nur implizit die Gattung Lügende im Titel; die Gattungsmarkierung jedoch wird in den Vorworten nachgeholt. Während ‚Eulenspiegel‘ auf die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Schwankliteratur rekurriert, konnotiert der (‚türkische‘) ‚Alcoran‘ Aberglauben und Götzenanbetung. Aus der titelgebenden Kombination beider Begriffe wird – so Alber in seinem Vorwort „an den Christ-

<sup>35</sup> Vgl. Kaufmann (2015) *Reformation der Heiligen*, S. 216–223; Münkler (2015) *Legende/Lügende*, S. 125–129; Münkler (2008) *Sündhaftigkeit*, S. 40–46.

<sup>36</sup> Vgl. zu diesem Zusammenhang am Beispiel der Franziskuslegenden Münkler (2013) *Amicus dei*.

<sup>37</sup> Zur Lügende vgl. Sablotny (im Erscheinen) *Doing the Other*, Sablotny (2021) *corpus corruptum*; Holtzhauer (2020) *Destruktion*; Sablotny (2019) *Metalegende*; Münkler (2015) *Legende/Lügende*; Ziegeler (1999) *Wahrheiten*; Schnyder (1979) *Legendenpolemik*; Schenda (1974) *Hieronymus Rauscher*; Schenda (1970) *Legendenpolemik*.

<sup>38</sup> Vgl. Luther (1537) *Die Lügend*. Zum generischen Prototypenkonzept vgl. den Beitrag von Meier-Vieracker in diesem Sonderheft.

<sup>39</sup> Brand/Jung/Williams-Krapp (2004) *Der Heiligen Leben*, hier Nr. 82, S. 434–441.

<sup>40</sup> Vgl. Münkler (2015) *Legende/Lügende*, S. 134f.

<sup>41</sup> Luther (1537) *Die Lügend*, S. 57.

<sup>42</sup> Vgl. Münkler (2015) *Legende/Lügende*, S. 132. Der Transformationsprozess von Legende – Lügenlegende – Lügende wird im vierten Abschnitt näher erläutert.



lichen Leser“ – das bei der Lektüre der altgläubigen Franziskus-Legenden ausgelöste Entsetzen, zugleich der sich einstellende Eindruck der Lächerlichkeit zum Ausdruck gebracht. Neben Pietro Paolo Vergerio<sup>43</sup> ist die monumentale Ausgabe von fünf Bänden zu je etwa 100 *Papistischen Lügen*, die zwischen 1562 und 1564 durch Hieronymus Rauscher in den Druck gegeben wurden, nicht zuletzt ob ihres publizistischen Erfolgs hervorzuheben.<sup>44</sup> Der vollständige Titel – *Hundert außewelte / grosse / vnuerschempfte / feiste / wolgemeste / erstunckene / Papistische Lügen Welche aller Narren Lugend / als des Eulenspiegels [...] weit vbertreffen / damit die Papisten die fürnemsten Artickel ihrer Lehre verteidigen / die armen Christen aber verblenden / vnd in abgrund der Hellen verführen [...]* – zeigt einerseits das Changieren und mithin den synonymen Gebrauch von Lüge und Lügende, andererseits den hier stärker gesetzten Akzent auf den Vorwurf und die Enttarnung der ‚Lügen‘ sowie auf die als bewusste Täuschungen markierten Erzählungen durch die Vertreter der Kirche in den konfessionellen Auseinandersetzungen um die religiöse Wahrheit. Das zeigt sich auch an der Durchnummerierung der Legenden- und Mirakelerzählungen bis zur „100. Bapstisch Lug“ in der ersten *Centurie*.

Die Lügenden werden von zahlreichen paratextuellen Elementen begleitet: Neben Vorworten, Nachworten und Marginalglossen gibt es sogenannte Erinnerungen als invektive Paratextelemente, die mit einer Zwischenüberschrift hervorgehoben werden und die jede einzelne Erzählung beschließen. Die Erinnerungen haben vorrangig die Funktion, die erzählten Ereignisse als unglaubwürdig herabzusetzen und diejenigen moralisch zu verurteilen, die solche Legenden-erzählungen verbreiten und funktionalisieren. Oft werden Bibelzitate oder auch Redensarten und Sprichwörter hierfür autoritativ angeführt, von einer argumentativen Vorgehensweise kann gleichwohl nicht die Rede sein. Mit Blick auf die Unwahrheitsbehauptungen, Verurteilungen, Abwertungen, Vorwürfen, Beleidigungen und Verwünschungen bestimmt das Feld verdiktiver und konduktiver Äußerungen das Invektiv-Register der Erinnerungen. Man kann die Redundanz,

Undifferenziertheit oder argumentative Oberflächlichkeit in Rauschers Erinnerungen bemängeln.<sup>45</sup> Das würde aber ihre relevante Funktion überdecken, ein in Relation zu den präsentierten Mirakelerzählungen textuelles Gegengewicht zu schaffen; im Gegensatz zu Albers Kontextglossen wird dieses Verfahren bis zum Schluss durchgeführt. Moralische Kommentare gehören zur homiletischen Praxis und finden sich – auch mit der Bezeichnung ‚Erinnerung‘ – vorwiegend in Exempelsammlungen.<sup>46</sup> Die Umsetzung paratextueller Erinnerungen liegt insofern nahe, als Rauscher vornehmlich auf spätmittelalterliche Predigtexempel zurückgreift. Die noch nicht durch eigene Überschriften abgesetzten Kontextglossen in Albers *Alcoran*, dessen Erzählungen Rauscher für das letzte Viertel seiner ersten *Centurie* wörtlich übernommen hat,<sup>47</sup> mögen ihn zu den Erinnerungen angeregt haben. Ihre homiletische Funktion aber erfährt schon bei Alber unzweifelhaft eine Negation, weil den Mirakel-Exempeln als Lügen ihre Authentizität und mithin Vorbildhaftigkeit radikal abgesprochen wird.<sup>48</sup>

Dieser Befund trifft schließlich auch für die weniger derb-plakativen Erinnerungen Caspar Fincks zu. Der Gießener Theologieprofessor hat Rauschers *Papistische Lügen* 1614 und 1618 nicht zuletzt als Reaktion auf die Gegenreformation neu aufgelegt und im Zuge seiner Überarbeitung erweitert.<sup>49</sup> In seinem Vorwort zur ersten Ausgabe von 1614 formuliert er die Gründe für die Neuauflage ein halbes Jahrhundert nach der letzten Ausgabe der Rauscher-*Centurien*. Sie sei notwendig,

<sup>45</sup> Vgl. Schenda (1974) Hieronymus Rauscher, S. 252–255.

<sup>46</sup> Im Kontext der Faustbuch-Transformationen durch Georg Rudolff Widman (1599) und Christian Nikolaus Pfitzer (1647), vgl. dazu Münkler (2011) Narrative Ambiguität, S. 178–181 und S. 184f.

<sup>47</sup> Zu den Quellen Rauschers vgl. Schenda (1974) Hieronymus Rauscher, S. 200–206.

<sup>48</sup> Vgl. ferner Holtzhauer (2020) Destruktion, Anm. 40 auf S. 103f.

<sup>49</sup> Vgl. Finck (1614/18) *Papistische Lügen*. „Im selben Jahr erschien übrigens auch eine Neuauflage von Albers *Alcoran*, ohne Ortsangabe. Sie enthält neben 595 Konformitäten-Exempeln ‚Der Barfüser Münch. Zehen Gebot‘, einen Konformitäten-Vergleich zwischen S. Benedict und Elias sowie Fischarts ‚Barfüsser Secten und Kuttentreit‘.“ Schenda (1974) Hieronymus Rauscher, S. 198, Anm. 94.

<sup>43</sup> Vgl. Vergerio (1556) *De Gregorio Papa*.

<sup>44</sup> Vgl. dazu, gleichwohl abschätzig, Schenda (1974) Hieronymus Rauscher, S. 255–258.

weil noch heutiges Tages die Papisten solche Lügen vor wahr halten / vnnd ihnen / Gott erbarmt / mehr glauben / als der heiligen Schrift. Darnach weil das Bapstthumb hin vnd wider einreisset / vnd vberhandt nehmen wil. Zum dritten / weil sie sich wol kitzeln mit den Tischreden deß Herrn Lutheri seliger / vnd dieselbige wol vor Narrentheidinge außbruffen / da doch ire Legenda anders nicht als rechte Thorenbossen seyn. Zum vierdten auch / weil sie sich vber die Protestierende beschweren / daß sie in den Legenden vnerfahren seyn [...].<sup>50</sup>

Vor allem mit dem ersten Aspekt, die ‚Papisten‘ glaubten den Legenden mehr als der Heiligen Schrift, wird das für die Metagattung Lügende wesentliche Legitimationskontinuum aufgegriffen. Es ist fundiert in den theologischen *sola*-Grundsätzen Luthers, insbesondere in den Exklusivaussagen *sola scriptura* und *solus Christus*. Mit Blick auf die Divergenzen oder gar Irrtümer produzierende Praxis der Schriftauslegung fordert Luther die Exklusivität biblischer Autorität,<sup>51</sup> was auch impliziert, von der bis dahin stark favorisierten Lektüre von Heiligenlegenden Abstand zu nehmen. Denn Legenden würden verehrungswürdige Heilige als Interzessoren zwischen Transzendenz und Immanenz inszenieren und die begehrte Fürsprache bei Gott stelle die göttliche Suprematie in Frage. Die Betonung dieses Aspekts bei Finck weist daher indirekt auf ein weiteres Kontinuum der Metagattung hin: auf das signifikante Problem der fest verankerten religiösen Praxis der Heiligenverehrung und -anrufung, das die Lügende zu bearbeiten versucht.

#### 4 Paratext und Gattung: Der Titel

Paratextelemente stehen grundlegend in einem engen Zusammenhang mit Gattungen, weil sie oft die Einschreibung des durch sie spezifizierten Textes in eine Gattung überhaupt erst herstellen, selbst wenn sie diese nur vortäuschen oder durch

**50** Finck (1614) *Legendorum Papisticorum*, Bl. iiiv und iiiir, VD17 1:076768U. Anders als in den folgenden Ausgaben, die Rauschers Titel aufgreifen, ist auf dem Titelblatt hier von „verlegene[n] Papistische[n] Unwahrheiten“ die Rede.

**51** Schon 1519, in der *Bekräftigung aller Artikel Martin Luthers, die durch die Bulle Leo X. neuerlich verdammt worden sind* (vgl. Luther, WA 7, S. 94–151) hat Luther seinen schrifthermeneutischen Grundsatz von der sich selbst auslegenden Schrift ausführlich erläutert.

ihre kommunikativen Praktiken eine Gattung erst konstituieren:<sup>52</sup> Gattungsangaben und Gattungskonnotationen (in umfangreicheren Paratexten auch Gattungsdefinitionen und -reflexionen) finden sich oft im Titel bzw. Untertitel. Er kann zu einem wichtigen Diskursort von Gattungen werden.<sup>53</sup> Im Folgenden möchte ich diesen Zusammenhang zunächst anhand des Titels auf dem Titelblatt von Luthers *Lügend* veranschaulichen.<sup>54</sup>

Der zweite Teil des Titels, mit dem Luther seine *Lügend von St. Johanne Chrysostomo* bezeichnet, lässt sich insofern als eine thematische Information begreifen, als er Inhaltliches ankündigt:<sup>55</sup> Es geht um die Geschichte eines Heiligen mit Namen Johannes Chrysostomus, der zur Publikationszeit der Lügende beim Publikum als bekannt vorausgesetzt werden darf. Der Begriff der Lügende hingegen macht den Titel paratextuell gesehen komplex, weil hier mehrere funktionale Aspekte zusammenkommen und thematische mit rhema-

**52** Vgl. zum letzten Aspekt der Gattungskonstituierung durch metapragmatische Rahmungen den Beitrag von Simon Meier-Vieracker im vorliegenden Sonderheft.

**53** „Der Gattungsvertrag entsteht, mehr oder minder kohärent, durch die Gesamtheit des Paratextes und, umfassender, durch die Beziehung zwischen Text und Paratext.“ Genette (2001) *Paratexte*, S. 45. Kritisch zur Metapher des Fiktionsvertrags Kuhn (2018) *Wahre Geschichten*, S. 41–43.

**54** „Das Titelblatt taucht erst in den Jahren 1475 bis 1480 auf und bleibt lange Zeit, bis zur Erfindung des gedruckten Umschlags, der einzige Anbringungsort für einen Titel, der [...] oft mit verschiedenen, für uns beiläufigen Angaben überladen ist.“ Genette (2001) *Paratexte*, S. 67. „Während Kolophone und Vorreden bereits in vielen spätmittelalterlichen Handschriften auftreten und sich die Drucker oder Herausgeber, die ja vielfach früher als Schreiber tätig waren, an diesen Traditionen orientieren konnten, entstand das Titelblatt erst mit dem gedruckten Buch; seine Herausbildung erfolgte daher langsamer.“ Wagner (2008) *An der Wiege*, S. 133. Zur Entwicklung und zu den Funktionen des Titelblatts vgl. unter Verweis auf die Studien von Smith (2000) und Rautenberg (2004) ebd., S. 140–148, hier S. 146: „Festzuhalten ist, daß Titelseiten als Paratexte vielfältige Funktionen erfüllen konnten: Schon in ihrer rudimentärsten Form, als leere Seite, schützen sie das Buch im Distributionsprozeß. Als ‚label-title‘ informieren sie den Drucker und Buchhändler über den Inhalt des Buchs und fungieren damit vor allem als Hilfsmittel bei der Verwaltung gedruckter Bücher. Angereichert um Zusatzinformationen, dienen sie als Einladung zur Lektüre und damit als Anreiz zum Kauf, also als ‚Marketing‘-Instrument.“ Zu Titel-Charakteristika vgl. auch Sánchez (1999) *Titel*, S. 249–253.

**55** Zur Differenzierung von thematischen und rhematischen Titelangaben und deren Funktionen vgl. Genette (2001) *Paratexte*, S. 77–102.

tischen Angaben kombiniert werden. In Bezug auf ihren deskriptiven Wert kann ‚Lügende‘ zunächst auf thematische Angaben hinweisen, weil sie in unzweifelhaft pejorativer Absicht den folgenden Inhalt als Lüge und arglistige Täuschung wertet – der Begriff konnotiert diese Aussage.

Invektive Namensverdrehungen und Wortspiele wie jene Verballhornung der Legende zur Lügende sind in den konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts populäre und wirkmächtige Verfahren zur Herabsetzung des jeweiligen konfessionellen Gegners: ‚Luther‘ wird zu ‚Lotter‘ oder (wieder) zu ‚Luder‘, die päpstlichen ‚Decretalen‘ zu ‚Drecksalten‘, die Augsburger ‚Konfession‘ zur ‚Konfusion‘.<sup>56</sup> Mit der Lügende wird ein unmittelbarer Zusammenhang gestiftet zwischen dem religiös bestimmten Begriff der Lüge und der für die römisch-katholische Frömmigkeitspraxis wichtigen Gattung der Heiligenlegende – mit dem eindeutigen Zweck, altgläubige Legenden- und Mirakelerzählungen und insbesondere ihre Funktionalisierung durch die Kirche als lügenhaft bzw. verlogen zu diskreditieren.

Zwar beruht der christliche Glauben grundsätzlich auf dem Gegensatz von Gut und Böse sowie der göttlichen Wahrheit bzw. der Wahrheit des Glaubens und der Erkenntnis gegen teuflische Lüge, Täuschung und Verführung zur Sünde.<sup>57</sup> Im Zeitalter der reformatorischen Auseinandersetzungen und der Konfessionalisierung aber gewann die Gegenüberstellung von Wahrheit und Lüge verstärkt argumentativ an Bedeutung und damit an Kontur. Ausdruck hierfür ist die zu beobachtende Tendenz konfessioneller Vereindeutigung und die Konjunktur des Lüge- und Täuschungsdiskurses, in dem nicht zuletzt Prozesse von Disambiguierung und Ambiguierung komplex zusammenlaufen.<sup>58</sup> Die Diffamierung des konfes-

sionellen Gegners als Lügner und seines Handelns als böswillige Täuschung erweist sich als beliebte, da wirkmächtige invektive Strategie, die der dialektischen Logik der Herabsetzung des Anderen und der Eigenprofilierung folgt und in der antiken Rhetorik ihre Wurzeln hat.<sup>59</sup> ‚Lügende‘ markiert daher nicht nur den bezeichneten Inhalt als besonders fragwürdig und scheinheilig, sondern immer zugleich auch dessen Urheber als Lügner, der in teuflischer Absicht zu täuschen versucht.<sup>60</sup>

Die titelgebende ‚Lügende‘ ist darüber hinaus im rhematischen Sinne auf die Gattung bezogen: Einerseits wird mit ihr hypertextuell auf die religiöse Gattung der Legende zurückgegriffen;<sup>61</sup> andererseits impliziert die Wortneuschöpfung ein gattungsinnovatives Potential. Durch die Produktion einer ganzen Reihe von Texten, die das Wortspiel aufnehmen, entwickelt sich die Lügende zu einer neuen Gattung. Hier sind die *Centurien* Rauschers nicht nur wegen ihrer Quantität hervorzuheben, sondern wegen ihrer generischen Engführung der ‚Lügenlegenden‘ als Unterhaltungsliteratur. Die im Titel explizit realisierte Verknüpfung mit Schwankliteratur und Prosaromanen etabliert ein weiteres Element der Diskreditierung: Rauscher kündigt *Hundert außerwelte / grosse / vnuerschempte / feiste / wolgemeste / erstunckene / Papistische Lügen* [an – A.S.] *Welche aller Narren Lugend / als des Eulenspiegels / Marcolphi / des Pfaffen vom Kalenbergs / Fortunati / Rollwagens / etc. weit vbertreffen [...]*.<sup>62</sup> Die Lügenden, so die Behauptung, überbieten jene unterhaltenen Erzählungen in Bezug auf ihren säkularen und fiktiven Gehalt und damit ihre Kurzweil. Die Lügenden werden also in den durch die Nennung der Romantitel(-figuren) aktualisierten Kontext erzählender Literatur mit trivial-komischem und oft derbem Inhalt gesetzt: Der *Ulenspiegel*, die

**56** Vgl. Schenda (1974) Hieronymus Rauscher, S. 188 mit Anm. 19. Vgl. hierzu insbesondere den Beitrag von Jan Martin Lies in vorliegendem Band.

**57** Zur ‚Wahrheit‘ und ihrer Bedeutung im Alten und Neuen Testaments vgl. den Überblick bei Herms (2003) *Wahrheit/Wahrhaftigkeit*, S. 337–345; vgl. zudem Dietzsch (2001) *Lüge*, S. 20f.; Behringer (2005–12) *Lüge*, Abschnitt 2. Religiöse Ablehnung; Großhans/Sparr (2005–12) *Wahrheit*, Abschnitt 3. Religion und Theologie.

**58** Vgl. Stollberg-Rilinger (2013) *Einleitung*, S. 9–15; Behringer (2005–12) *Lüge*, Abschnitte 3. Legitime Notwehr und 4. Verstellung als Gesellschaftsspiel; vgl. zudem Dietzsch (2001) *Lüge*, S. 21–24.

**59** Vgl. u.a. Stenzel (1986) *Rhetorischer Manichäismus*, S. 7–9. In Anschluss an Stenzel vgl. auch Dieckmann (2005) *Streiten*, S. 45–51.

**60** Entsprechend legt Luther in seiner in Anschluss an Augustinus entwickelten Lügentypologie im Nachwort zur *Lügend* Wert darauf, zwischen uneigentlichen Lügern, dessen Lügen zur Unterhaltung dienen, und den „rechte[n] lügener[n] [zu unterscheiden – A.S.], die mit ernst liegen und wissentlich die leute betriegen und beschedigen wollen.“ Luther (1537) *Die Lügend*, S. 61.

**61** Zu hypertextuellen Verfahren vgl. Genette (1993) *Palimpseste*.

**62** Rauscher (1562) *Papistische Lügen I*.

Prosabearbeitung des mittellateinischen *Dialogus Salomonis et Marcolfi – Salomon und Markolf* –, Philipp Frankfurters in Reimpaarversen abgefasster *Pfaffe von Kalenberg* und Jörg Wickrams *Rollwagenbüchlein* gehören zu den Schwankromanen bzw. enthalten eine Sammlung von Schwank Erzählungen, die im 16. Jahrhundert sehr populär sind.<sup>63</sup> Ihre Geschichten spielen in sehr unterschiedlichen Milieus der Bauern, Handwerker, Kaufmänner und Kleriker, haben aber ihre schalkhaften Protagonisten gemeinsam. Deren intellektuelle Überlegenheit und Impertinenz stellen Ordnungen und Hierarchien in Frage, gleichwohl sind sie negative Helden: zuweilen grob, hässlich, vor allem moralisch nicht integer, da listig, skrupellos und auf den eigenen Vorteil bedacht. Solche Schalkfiguren, mit denen die Heiligen und Geistlichen hier konnotativ überschrieben werden, sind weder der *imitatio* noch der *admiratio* wert, sondern Negativexempel oder gar Beispiele für Sinnverweigerung. Mit ihnen wird das Angebot generiert, gemeinsam über ihre Erlebnisse, ihre Normbrüche und den durch sie verursachten Schaden zu lachen. Für die Lügenden werden „triviale Motive und Handlungselemente aus der derb-komischen Schwankliteratur, den kuriosen, oft auch makabren Sensationsberichten und der erotischen (italienischen) Novellistik“ allerdings nicht übernommen, vielmehr werden mit ihnen solche in den legendarischen Erzählungen angelegten Motive ausgewählt und ausgestellt.<sup>64</sup>

Das Potential der ‚Lügende‘ zur Textsortensignifizierung zeigt sich zweitens in den invektiven Anschlusskommunikationen von Seiten der Altgläubigen. Johannes Cochlaeus beispielsweise publiziert noch 1537 seinen *Bericht der warheit / auff die vnwaren Lügend S. Johannis Chrysostomi*,<sup>65</sup> mit dem er Luthers Schrift wiederum unter diskursiv umgekehrten Vorzeichen vermittels des Wahrheitsdiskurses als ‚unwahr‘ zu deklarieren

**63** Erfolgreich ist auch der *Fortunatus*, der als erster deutscher frei erfundener Prosaroman behandelt wird. Er lässt sich aber nur bedingt in die Reihe der Schwankliteratur integrieren. Gleichwohl – und darauf kommt es hier an – wird die Handlung getragen von schwankhaften Erzählelementen und Märchenmotiven, die zwar in rationale Handlungszusammenhänge eingebettet werden, insgesamt aber eine Vielzahl von Unwahrscheinlichkeiten generieren.

**64** Gegen Ecker (1993) *Legende*, S. 243.

**65** Cochlaeus (1537) *Bericht der warheit / auff die vnwaren Lügend S. Johannis Chrysostomi*.

versucht.<sup>66</sup> Cochlaeus erkennt das herabsetzende und stigmatisierende Potential des Wortspiels, dem sofort widersprochen werden muss – bevor es sich zu einem gattungshaften Label entwickelt. Seine Wiederaufnahme der Bezeichnung ‚Lügende‘ – nicht nur im Titel, sondern kontinuierlich auch im Bericht – bestätigt und reproduziert gleichwohl ihren Textklassifizierungswert, der sich mit der nachfolgenden Lügenden-Tradition mit Albers *Alcoran* und vor allem mit den *Centurien* Rauschers ausprägt, in denen der Begriff nicht nur in den Vorreden, sondern über den Titel hinaus in sämtlichen Paratexten zu finden ist. Auch Finck hat ab der zweiten Ausgabe seiner Neuauflage und Erweiterung der Rauscher-*Centurien* die ‚Lügende‘ im Titelblatt aufgegriffen.<sup>67</sup> Der Kolummentitel bei Finck wird zudem ergänzt zu: „Hundert Papistische / alter / vnhöflicher Lügen“. In den Zwischenüberschriften allerdings wird ‚Exemplum‘ der ‚Papistischen Lüge‘ vorgezogen – hier orientiert sich Finck an der zweiten Ausgabe von Rauscher, in der ‚Exempla‘ verzeichnet werden; in den darauffolgenden Rauscher-*Centurien* genügen offenbar die thematischen Titel der Mirakel erzählungen samt Quellenverweisen, was für die Etablierung der Gattungsbezeichnung ‚Lügende‘ sprechen könnte. Damit wird die gegeninvektive Strategie komplexer und vor allem auf Ebene der Gattungsmuster selbst angesiedelt, wie die *Centurien* des Franziskaners und Theologen Johannes Nas veranschaulichen. Mit seinen ‚Gegenlügen- den‘ kopiert Nas nämlich das invektive Verfahren der Lügenden und setzt es für die Bloßstellung und Herabsetzung der Reformatoren ein. Auf dem Titelblatt werden angekündigt: *Das Antipapistisch eins vnd hundert. Außerleßner / gewiser / Evangelischer warhait / bey wölchen (als bey den fruchten der Baum) die reyn lehr soll vnd muoß erkannt werden / Dann also spricht der Herr CHRISTVS, Ein yede pflantz so mein Vatter nit gepflantz / muoß außgereüt werden*. Die invektive Strategie beim Einsatz des Begriffs der Wahrheit kann hier als Ironie beschrieben werden, mit der ‚Wahrheit‘ semantisch doppelt besetzt wird: Das Unzweifelhafte der ‚evangelischen Wahrheit‘ besteht nämlich darin, dass sie als Sünde erkannt und wie Unkraut vernichtet werden muss. Die

**66** Die religiösen Diskurse über Wahrheit und Lüge sind eng miteinander verwoben; vgl. Fn. 57 und 58.

**67** Finck (1614/18) *Papistische Lügen*, vgl. Fn. 50.



Wahrheit, die der konfessionelle Gegner für sich beansprucht, habe er de facto nicht.<sup>68</sup> Nach dieser Klarstellung ist es dann auch möglich, die vermeintlichen Wahrheiten als „gewiß erlogenen Euangelischen warhaiten“ und gar im wortspiele- rischen Anschluss an die Lügende als „war lügen“ zu bezeichnen.<sup>69</sup>

Sowohl die thematische als auch die rhematische Dimension des ersten Titelteils von Luthers Lügende bewegen sich nach der Taxonomie Genettes im Bereich der (Gattungs-)Konnotationen. Diese Konnotationen wiederum beruhen auf dem Wortspiel Lügende bzw. Lügenlegende als invektivem Sprachgebrauchsmuster.<sup>70</sup> Bubenhofer hat im Rahmen seines Vorschlags zur *Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse* die Signifikanz von Sprachgebrauchsmustern als konstitutive Elemente von Kultur herausgestellt, weil sich in ihnen soziales Handeln manifestiere und sie somit als „Indikatoren für Diskurse“ fungieren können.<sup>71</sup> Bubenhofer greift unter anderem auf die soziolinguistischen Überlegungen Luckmanns und Bergmanns sowie Günthners und Knoblauchs zurück, die musterhaft verfestigten Formen alltagsprachlicher Kommunikation als ‚kommunikative Gattungen‘ bezeichnen.<sup>72</sup> Als „kommunikative[r] Haus-

halt“ der Gesellschaft, bilden sie „das Herzstück dessen, was Kultur genannt werden kann.“<sup>73</sup>

Diejenigen kommunikativen Vorgänge, die typisch wiederkehrend und deren regelmäßige Bewältigung von gesellschaftlicher Relevanz ist, bilden typische Muster aus, an denen sich Handelnde orientieren können. Kommunikative Gattungen bezeichnen diejenigen kommunikativen Prozesse, die sich gesellschaftlich verfestigt haben.<sup>74</sup>

Im Sinne eines stets prozesshaften Sprachhandelns können einzelne Sprachgebrauchsmuster Textsorten etablieren und determinieren sowie „als Bausteine von kommunikativen Gattungen gelesen werden“.<sup>75</sup> Dabei gilt es, die ‚eigentlichen‘ kommunikativen Gattungen als komplexe und stark formalisierte Formen von Sprachgebrauchsmustern mit ausgeprägtem handlungsverpflichtenden Charakter von den einfachen kommunikativen Mustern im Sinne von Günthner und Knoblauch zu unterscheiden. Bei der Wortverbindung Lügenlegende bzw. Lügende handelt es sich um ein Sprachgebrauchsmuster im Sinne Bubenhofers.<sup>76</sup> Das Wortspiel kann sich insofern zu einem musterhaften Sprachgebrauch verfestigen.

**68** Am Ende der Vorrede appelliert Nas daher an seine Leser: „Frommer hertzlicher Leser / liß mit gedult vnd mit auffmerckung / die nachfolgenden artickel / der vermeinten / vnd fälschlich genannten Euangeliums warhait / ich wedt du werst der sachen weyter nachsinnen / vnd bey den losen fruchten erkennen das der bawm kein nutz sey / vnd werdst dich von den Secten abwenden / vnd wider zuor einigkait kehren / vnd die Engel im Himel erfröwen / das wir dir von hertzen wünschen“. Nas (1565) ‚Evangelische Wahrheiten‘, Vorrede.

**69** Nas (1565) ‚Evangelische Wahrheiten‘, Register, das nach der Vorrede direkt anschließt. Durchgezählt werden die hundert Artikel allerdings als ‚Evangelische Wahrheiten‘.

**70** Vgl. ferner ohne Bezug auf soziolinguistische Überlegungen zu Sprachgebrauchsmustern Sánchez (1999) Titel, hier S. 246: „Generell stützen sich Titel häufig auf volkstümlich etablierte Formeln, Gemeinplätze, Sprachhülsen, Slogans, geflügelte Worte des Alltags, oder banale Redewendungen, die dann aber mehr oder weniger abgeändert, doch immer noch erkennbar nachhallend, der neuen Aussage angepasst werden (und so ästhetisches Potential freisetzen). Parodierende Wiederverwertung von Altbekanntem.“

**71** Bubenhofer (2009) Sprachgebrauchsmuster, Titel und S. 6.

**72** Vgl. u.a. Luckmann (1986) Grundformen; Bergmann (1987) Klatsch; Günthner/Knoblauch (1994) Forms are the Food of Faith; Günthner (1995) Gattungen in der sozialen

Praxis; Günthner/Knoblauch (1996) Die Analyse kommunikativer Gattungen.

**73** Günthner/Knoblauch (1994) Forms are the Food of Faith, S. 717, in Anschluss an Luckmann.

**74** Günthner/Knoblauch (1994) Forms are the Food of Faith, S. 695f.

**75** Vgl. Bubenhofer (2009) Sprachgebrauchsmuster, S. 45, hier S. 313. „Allerdings nehmen, wie gesagt, wie leibe nicht alle kommunikativen Vorgänge die verfestigte Gestalt kommunikativer Gattungen an; einige sind gerade erst dabei, zu festen Gattungen zu gerinnen, wieder andere lösen sich in lockere, geregelte kommunikative Vorgänge auf.“ Günthner/Knoblauch (1994) Forms are the Food of Faith, S. 717.

**76** „Ein Muster kann nur auf einer analytischen Ebene im Nachhinein festgestellt werden. Auf der Ebene des Sprachgebrauchs ist diese Musterfunktion für die Sprecherinnen und Sprecher kaum sichtbar. Mit ‚musterhafter Sprachgebrauch‘ wird deshalb betont, dass anscheinend im untersten Sprachausschnitt immer wieder Instanzen einer bestimmten Phrase als Muster (als Vorbilder) für die Produktion weiterer Instanzen dienen. Im Nachhinein ist aber nicht mehr erkennbar, welche Instanzen je diese Musterfunktion übernahmen. Aber der Effekt dieser unzähligen Instanzen, die einerseits einem Muster folgten und andererseits Musterfunktion übernahmen, ist auf der Ebene der Analyse als Phänomen eines typischen, oder eben: musterhaften Sprachgebrauchs sichtbar.“ Bubenhofer (2009) Sprachgebrauchsmuster, S. 24.

tigen, als es sich quasi über das Nomen *Legende* legt und dann, wenn das Wortspiel erfolgreich ist, im Wort *Legende* immer mittransportiert wird.

Die *Legende* als Lügengeschichte zu bezeichnen, war schon seit Beginn der 1530er Jahre im Protestantismus geläufig. So verwendete Justus Jonas für seine Übersetzung von Philipp Melanchthons *Apologia der [Augsburger] Confession* (1531) den Begriff der *Lügenlegende* [...]. Mit Luthers 1537 erschienener *Lügend von S. Johanne Chrysostomo* setzte sich die Verballhornung von *Legende* in *Lügende* durch, die sehr viel griffiger und einprägsamer und deshalb für die Devianzproduktion sehr viel wirkungsvoller war.<sup>77</sup>

Griffigkeit und Einprägsamkeit sind Kennzeichen eines Sprachgebrauchsmusters, das hier in Bezug auf die ‚lutherische Verhandlung‘ der Sache ‚*Legende*‘ durch wiederholte Verwendung Erfolgswahrscheinlichkeit generiert. Wie zahlreiche Beispiele zeigen, wird der Begriff ‚*Lügende*‘ „zum Gemeinplatz in der protestantischen Polemik.“<sup>78</sup> So werden ‚*Lügenden*‘ auch in genuin anderen Kontexten als dem legendarischen Erzählen missbilligt – etwa in Luthers Auseinandersetzung mit der *Donati Constantini* (1537) oder in seiner *Verlegung des Alcoran* (1542).<sup>79</sup> Caspar Goltwurms *Kirchen Calender* (1559) wiederum illustriert die Diffamierung der *Legenden* als *Lügenden* zur Abgrenzung von den eigenen Märtyrer- und Bekennerhistorien in nachlutherischer Zeit.<sup>80</sup> Darüber hinaus ist die Invektive auch in protestantischen Schmähschriften, wie dem *Binenkorb Des Heyl. Römischen Imenschwarms* (1579) Johann Fischarts zu finden.<sup>81</sup>

Avanciert nun das (damit etablierte) Sprachgebrauchsmuster des Titels ‚*Lügende*‘ zur Gattungsbezeichnung, so schließen die weiteren Paratexte der *Lügende* an seine Funktion zur Herabsetzung der *Legende* an. Sprachpragmatisch gesehen verfestigen sie so das Muster, indem sie permanent darauf zurückgreifen. Textintern veranschaulicht diesen Prozess die erste *Centurie* Rauschers, bei der sich innerhalb der ersten drei Zwischenüberschriften – „Die erste *Legenda*

/ Vom Teuffel vnd Prelaten“, „Die ander *Legenda*. Von einem der gebeicht hat / nach dem jm der Kopff abgeschlagen ist“ und „Die dritte *Lugend*. Von einem Blinden so der Kühe gehütet hat“ – die Transformation von der *Legende* zur *Lügende* vollzieht, um dann ab der siebten Mirakelerzählung auf den semantischen Gehalt verkürzt als „Bäpstisch Lüg“ in Erscheinung zu treten und die Zählung am Seitenrand zu organisieren.<sup>82</sup>

Für die kommunikative Funktion des Wortspiels *Lügende* gehe ich darüber hinaus von einer kommunikativen Gattung – im weiteren Sinne des kommunikativen Musters – nach Günthner und Knoblauch aus, das sich dann auf die Gattungskonstitution überträgt. Denn erstens wird mit den Paratexten ein dialogisches Prinzip entworfen, das zur Auseinandersetzung der Rezipient:innen mit Inhalten der *Legenden*- und *Mirakelerzählungen* und ihren glaubensrelevanten Handlungsanweisungen anhält. Damit verweist sie nicht nur auf primär mündliche Interaktionssituationen – wie etwa auf Predigten, in denen Exempel angeführt werden –, sondern stellt mit der Lektüre selbst eine solche zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit angesiedelte Interaktionssituation dar. Das zeigt sich besonders deutlich bei rhetorischen Fragen oder direkten Ansprachen an das Publikum in den Paratexten,<sup>83</sup> grundsätzlich auch bei belehrenden Abschnitten vornehmlich in den Erinnerungen. Insgesamt aber evozieren die invektiven Paratexte den durch sie (affektiv) vorgeprägten Dialog mit den legendarischen Erzählungen auf Seiten der Rezipient:innen.<sup>84</sup>

Zweitens wird mit der *Lügende* eine schriftliche Textsorte etabliert, die starke Verfestigungen sowohl auf syntagmatischer Achse etwa mit der grundlegenden Folge von Erzählung und Erinnerung als auch in Hinblick auf ihre paradigmatische Textreihenbildung aufweist. Über eine komplexe Erzählform verfügt sie gleichwohl nicht.<sup>85</sup> Zentral

<sup>77</sup> Münkler (2015) *Legende/Lügende*, S. 132.

<sup>78</sup> Schenda (1974) Hieronymus Rauscher, S. 188.

<sup>79</sup> Vgl. Luther (1537) *Donatio Constantini*, S. 74; Luther (1542) *Verlegung des Alcoran*, S. 391f.

<sup>80</sup> Vgl. Goltwurm (1559) *Kirchen Calender*, Vorrede.

<sup>81</sup> Vgl. Fischart (1579) *Binenkorb*, 2. Teil, 14. Kap.; 4. Teil, 4. Kap.; 5. Teil, 1. Kap.

<sup>82</sup> Vgl. auch Holtzhauer (2020) *Destruktion*, Anm. 12 auf S. 95f.

<sup>83</sup> Vgl. bspw. die Erinnerung zur 47. *Lügend* (Wie ein Vogel mit seinem gesang einen Mönich dreihundert Jar auff helt.) in Rauscher (1562) *Papistische Lügen I: „Wie gefelt dir diser / meinstu nicht er werde auch ein Kleinat mit liegen gewonnen haben / vnnd hoch erhebt werden auff dem Luogenberg [...]“*

<sup>84</sup> Vgl. Fn. 113.

<sup>85</sup> Über Grade und Qualitäten solcher Konventionalisierungen würde eine detaillierte Gattungsanalyse nach

ist drittens, die Lügende als Lösungsangebot eines zentralen Problems religiöser Kommunikation in Zeiten der konfessionellen Ausdifferenzierung anzuerkennen: Wie gelingt es, die bedeutsame Rolle der Heiligen als Mittler zwischen Mensch und Gott herabzusetzen und den durch die altgläubige Kirche propagierten und funktionalisierten Heiligenkult lächerlich zu machen, ohne die Heiligen selbst grundlegend herabzuwürdigen?<sup>86</sup> Die Heiligenverehrung war so stark in der religiösen Praxis verankert, dass theologische Argumente dabei nur wenig halfen, wie schon Luther im Nachwort seiner *Lügend von St. Johanne Chrysostomo* andeutet.<sup>87</sup> Die Lügende lässt sich dahingehend als ein kommunikativer Gegenpol zu theologischen Aushandlungsprozessen innerhalb der Reformation begreifen, mit dem sie für das protestantische ‚Routineproblem‘ Entlastung schafft.<sup>88</sup> Damit wird die Lügende zugleich Indikator für die Relevanz dieses kommunikativen ‚Problems der Heiligenverehrung‘.<sup>89</sup>

---

Günthner/Knoblauch (1994) *Forms are the Food of Faith*, Aufschluss geben. In Anschluss an Luckmann werden hier die analytischen Strukturebenen ‚Binnenstruktur‘, ‚Außenstruktur‘ und ‚strukturelle Zwischenebene‘ differenziert. Eine solche Gattungsanalyse würde für das Thema des vorliegenden Aufsatzes allerdings zu weit führen.

**86** Der heilige Franziskus (vgl. Rauscher-Beispiel im dritten Abschnitt) stellt dabei eine prominente Ausnahme dar, dessen Stigmata von den Protestanten wegen ihrer Gottähnlichkeit als besondere Anmaßung verstanden und energisch zurückgewiesen wurden.

**87** Trotz aller Evidenz der Lügenhaftigkeit der altgläubigen Legende haben sie – so Luther – das Potential, Zweifel zu schüren. Vgl. Luther (1537) *Die Lügend*, S. 62f. Vgl. auch Luthers Vorrede in Alber(us) (1542) *Der Barfuser Münche Eulenspiegel vnd Alcoran*, in der er an den Leser appelliert, Gott darum zu bitten, nicht erneut in Finsternis und Blindheit zu geraten und nicht daran zu glauben, „das ein Ochse / Hund / Fisch / Schlange / Wurm / ja auch Zippeln vnd Knoblauch / Götter weren.“

**88** Vgl. Günthner/Knoblauch (1994) *Forms are the Food of Faith*, S. 693–696, S. 699f.

**89** Vgl. Günthner/Knoblauch (1994) *Forms are the Food of Faith*, S. 700, S. 702, hier S. 716: Es „neigen vor allem jene kommunikativen Vorgänge zur Sedimentierung als Gattungen, die für die sozialen Akteure von bestimmter Relevanz sind. D.h. die kommunikativen Probleme, für die vorgeprägte, gattungsartige Lösungen im gesellschaftlichen Wissensvorrat einer Kultur existieren, sind für den Bestand einer Gesellschaft zentral. Deswegen können die Verfestigungen und Formalisierungen kommunikativer Vorgänge als Anzeichen für die gesellschaftliche Relevanz der durch sie gelösten kommunikativen Probleme angesehen

## 5 Paratext und Metagattung: Die Randglossen

Neben der grundsätzlichen Problematisierung von Heiligenverehrung und Frömmigkeitspraxis rückt mit der Lügende konkret die Frage nach der religiösen Gattung Legende in den Fokus, nach ihren Möglichkeiten und Grenzen, im protestantischen Sinne angemessen von den Heiligen zu erzählen. Da die Lügende Gattungsreflexionen über die altgläubige Legende formuliert und beim Rezipienten auslösen will, ist sie als eine Metagattung, konkret als metalegendarisches Erzählen zu verstehen.<sup>90</sup> Das Konzept der Metagattung geht zurück auf Wolf, der es im Rahmen seiner Systematisierung verschiedener Verfahren von literarischer und medialer Selbstreflexivität bzw. Metaisierung beschreibt.<sup>91</sup> Unter Metaisierung versteht er ein „transgenerisches und transmediales Phänomen, das im Einziehen einer Metaebene in ein semiotisches System (ein Werk, eine Gattung oder ein Medium) besteht, von der aus Metareferenz erfolgt“.<sup>92</sup> Von einer Metagattung kann dann gesprochen werden, wenn „innerhalb eines semiotischen Systems von einer Metaebene Aussagen (z.B. Kommentare, Beschreibungen) über dieses System als solches oder über Teilaspekte desselben gemacht oder impliziert werden“.<sup>93</sup> Für diesen Vorgang bedarf es einerseits der Unterscheidung zwischen einer Subjekt- und einer Objektebene; vorausgesetzt wird also ein subjektiver Akt des Reflektierens über den literarischen Gegenstand dieser Reflexion. Andererseits muss dabei von einem Bewusstsein für die Artifizialität des entsprechenden Zeichensystems ausgegangen werden, das in der Regel mit dem Fiktionalitätscharakter eines Textes operiert – fiktional sowohl im Sinne von ‚artifiziiell-gemacht‘ (*fictio*-Aspekt) als auch im Sinne von ‚potentiell erfunden‘ (*fictum*-Aspekt).<sup>94</sup>

Die protestantische Bloßstellung der Legenden als ‚papistische Lügen‘ bedient ganz offensichtlich das, was Wolf als *fictum*-Aspekt bezeichnet. Der Vorwurf der Lüge bezieht sich sowohl auf

---

hen werden. Sie sind gleichsam die Knoten im dichten Netz der gesellschaftlichen Kommunikation.“

**90** Vgl. Sablotny (2019) *Metalegende*.

**91** Vgl. Wolf (2007) *Metaisierung*.

**92** Wolf (2007) *Metaisierung*, S. 38.

**93** Wolf (2007) *Metaisierung*, S. 38.

**94** Vgl. Wolf (2007) *Metaisierung*, S. 25.

historisch nicht belegbare Ereignisse im Leben der Heiligen, welche die Legenden erzählen, als auch auf Heilsgewissheit versprechende Praktiken, die im Rahmen von christlicher *imitatio* und *admiratio* eingeübt werden (sollen). Dagegen werden Wahrscheinlichkeit und Historizität der Erzählungen als Qualitätsmerkmale propagiert, was zunächst der Diffamierung des legendarischen Erzählens von evangelischer Seite dient, im Zuge der Gattungsentwicklung aber in Teilen auch im katholischen Lager zumindest teilweise umgesetzt wird.<sup>95</sup> Die Lügende wird aber darüber hinaus zur Metalegende, weil sie mit Blick auf Erzählelemente und Erzählweise die ‚Gemachtheit‘ der altgläubigen Legenden (*fictio*-Aspekt) und ihre Funktionalisierung durch die römische Kirche bloßzulegen versucht. Die ‚papistischen Lügen‘ seien – so Luther in seinem Nachwort – nicht nur „ertichtet“, sondern es sei auch „alles drinnen dahin gerichtet“, Messen, Fegefeuer etc. zu propagieren.<sup>96</sup> So verdeutlicht die Glosse „Je, das mus ja war sein, wer kundts erdencken!“,<sup>97</sup> welche den kräftigen Windstoß kommentiert (s.o.), nicht nur die Unwahrscheinlichkeit der Handlung im Sinne einer fehlenden Authentizität der Erzählung (*fictum*-Aspekt). „Erdencken“ rekurriert zudem auf den Vorgang des Erfindens, wodurch der Legenden-Autor bzw. -Verantwortliche zum Legenden-„Poeten“ wird.<sup>98</sup> Invektiv ist nicht allein der Fiktionsvorwurf, sondern die damit verknüpfte Fiktionalisierung der altgläubigen Legenden zu – zumindest für die Protestant:innen – unterhaltbarem „schimpff und schertz“.<sup>99</sup>

**95** Vgl. die Herausbildung von Bekennerhistorien und auch Historien von Märtyrern auf protestantischer Seite, welche die Heiligen als Glaubensvorbilder und Vermittler von Trost, nicht aber als Fürbitter in Szene setzen. Wie die Bezeichnungen *Exempla* oder *Historien* ankündigen, erheben diese ‚gereinigten‘ Legenden im Gegensatz zu denen der Altgläubigen den Anspruch auf Wahrhaftigkeit und Exemplarizität. Auf katholischer Seite evoziert die virulente Legendenkritik einen neuen, historisch-kritischen Legendentyp, der schließlich in das groß angelegte hagiographische Projekt der Bollandisten mündet – der erste Band der *Acta Sanctorum* erscheint 1643, der letzte 1940. Vgl. Münkler (2015) *Legende/Lügende*, S. 138–142, dort mit Quellen.

**96** Luther (1537) *Die Lügend*, S. 62.

**97** Luther (1537) *Die Lügend*, S. 57.

**98** Luther (1537) *Die Lügend*, S. 46. Für eine ausführliche Darstellung vgl. Sablotny (2019) *Metalegende*, v.a. S. 180–188.

**99** Luther (1537) *Die Lügend*, S. 61.

Diese funktionale Kopplung von Gattungsreflexion (Gattungskritik gegenüber der Legende) und Gattungstransformation (von der Legende zur Lügende und zur Unterhaltungsliteratur) wird durch die Paratextualisierung der Legenden- und Mirakelerzählungen geleistet.<sup>100</sup> Demnach wären die invektiven Paratexte als bloßes ‚Beiwerk‘ der Lügende ohne Zweifel fehlbestimmt. Vielmehr werden sie zu den konstitutiven Elementen der Metagattung.<sup>101</sup> Das gilt vorrangig für die unmittelbaren Kommentierungen der abgedruckten Erzähltexte, das heißt für die Randglossen sowie für die ‚Erinnerungen‘ bei den Rauscher-Centurien, die im nahen räumlichen Umfeld des jeweiligen Einzeltextes stehen. Mit der Differenzierung zwischen Marginalien und ‚Erinnerungen‘ wird bei Rauscher eine hierarchische Abstufung der Paratextelemente suggeriert, da Letztere eben nicht an den Rändern, sondern unmittelbar nach den Mirakelerzählungen platziert werden.<sup>102</sup> Als vergleichsweise ausführliche Kommentierungen mit – durch die Überschrift noch verstärkter – textueller Eigenständigkeit verschwimmen hier die typologischen Grenzen von Paratextualität und Metatextualität insofern, als die ‚Erinnerungen‘ auf den jeweils zuvor abgedruckten Basistext kritisch-reflektierend Bezug nehmen.<sup>103</sup> Gegen die Zuordnung der ‚Erinnerungen‘ zu den Metatexten sprechen ihre Genese aus den Kontextglossen und ihre kopräasente, rezeptionssteuernde

**100** Das Verhältnis von Paratext(ualität) und Fiktion(alität) im Kontext literarischer Selbstreflexivität ist Schwerpunkt der Studie von Kuhn (2018) *Wahre Geschichten*, allerdings mit historischem Fokus auf das 18. und 20. Jahrhundert. „Fiktion und Paratext sind [...] parallele und zugleich wechselseitig verschränkte Phänomene: Ist der Paratext Teil der Fiktion, so ist er Teil des Werkes selbst, ist er letzteres nicht, so kann er nicht Teil der Fiktion sein.“ Ebd., S. 29f. Im Sinne der modernen Romantexte wird der ‚eigentliche Text‘ in der Regel mit Fiktion gleichgesetzt. Dagegen wird die Legende als Lügende mit ihren Paratexten erst zur Fiktion gemacht.

**101** Mit Bezug auf Stanitzek (2004) *Texte, Paratexte*, S. 8, siehe auch Schmidt (2008) *Pluralisierung*, S. 228: Für Thomas Mores literarischen Dialoge sei der Paratext „geradezu der bestimmende Faktor für die Identität des Textes selbst – ‚nicht bloß eine Zone des Übergangs, sondern der Transaktion‘, wie Genette auch selbst bereits erkannt hat.“ Zur Bedeutung des Rands für die Konstitution des Textes vgl. auch Menke (2015) *Text-Oberfläche*, S. 130f.

**102** Zur visuellen Unterscheidung von *glosse* und *textus* vgl. Menke (2015) *Text-Oberfläche*, S. 135f.

**103** Vgl. Genette (1993) *Palimpseste*, S. 13.



Zurichtung der legendarischen Erzählungen. Bei ihnen handelt sich daher vielmehr um eine Form der (para-)textuellen Verselbständigung, die als strategische Einschreibung des Invektiven in die altgläubige Mirakelerzählung lesbar wird. Das Vorgehen ist funktional vergleichbar mit der text-internen Transformation der Zwischentitel gebenden ‚Legende‘ zur ‚Lügende‘ bzw. ‚Lüge‘ in der ersten Rauscher-Centurie.<sup>104</sup>

Die Randglossen und ‚Erinnerungen‘ gehen weit über die Eigenheiten und Funktionen der ‚Anmerkungen‘, wie sie Genette erläutert,<sup>105</sup> hinaus. Im Grunde stehen sie quer zu ihnen: Denn sie sind gerade nicht nur durch den beiläufigen Charakter einer Ergänzung oder Abschweifung bestimmt und besitzen daher auch nicht nur den „Status einer fakultativen Lektüre“.<sup>106</sup> Zudem hat Genette vorrangig auktoriale Anmerkungen im Sinn; die von diesen zu unterscheidenden allographen Anmerkungen engt er ein auf „fast zwangsläufig[e]“ verlegerische Anmerkungen, die noch dazu gar „nicht unter die Definition des Paratextes“ fallen würden.<sup>107</sup> Für die nur im weiteren Sinne als ‚authentisch allographe‘ Anmerkungen zu verstehenden invektiven Paratexte der Lügende gäbe es hier keinen Platz.<sup>108</sup> Auch Genettes grundsätzliche Differenzierung „zwischen Anmerkungen in Zusammenhang mit diskursiven Texten (geschichtliche Werke, Essays usw.) und den [...] Anmerkungen, die Werke der narrativen oder dramatischen Fiktion oder der lyrischen Dichtung zieren oder [...] entstellen“,<sup>109</sup> lässt sich für die Legenden/Lügenden nicht ohne Weiteres übernehmen. Das liegt vor allem am Textstatus der Legende, der mit der Differenz von Faktizität und Fiktionalität nicht einzuholen ist.<sup>110</sup> Zwar besteht mit ihr der Anspruch, Glaubenswahrheiten zu vermitteln und zu verstetigen. Sie lässt aber durchaus „narrative Elemente zu, die aus fiktionaler Erzähltradition stammen, in der Legende jedoch sofort in den Status von ‚geschichtlicher

Wahrheit‘ überführt werden“.<sup>111</sup> In diesem Sinne konstatiert Glauch für das Mittelalter, aber auch noch für das 17. und 18. Jahrhundert „eine grundsätzliche Übergängigkeit von nichtfiktionalen und fiktionalen Erzählformen und -registern“, insbesondere „zwischen Historiographie und Epik sowie zwischen religiösem und weltlichem Erzählen.“<sup>112</sup> Der ‚Witz‘ und damit das Invektive der Lügende wiederum liegt darin, die latente Ambiguität legendarischen Erzählens durch die Fiktionalisierung der Legenden zu vereindeutigen. Die protestantische Lektüre kommentiert verlachend die ‚Gemachtheit‘ der Legenden.

Im Modell der Metagattung ist die Paratextualisierung also das zentrale Metaisierungsverfahren in der Lügende. Mit ihm gelingt das Einziehen einer Metaebene, d.h. die Trennung zwischen dem Objekt ‚Legende‘ und dem reflektierenden Subjekt, das einerseits mit dem jeweiligen Herausgeber der Lügenden identifiziert werden kann, andererseits aber die Leser:innen adressiert. Indem die Paratexte als Interpretationssteuerung fungieren und in diesem Sinne eine die Legenden herabsetzende Lektürehaltung einüben sollen,<sup>113</sup> werden die Rezipient:innen der Lügenden zum kritisch reflektierenden Subjekt gemacht.

Weil bei der Lügende die metaisierenden Paratextelemente zu einem gattungskonstituierenden Merkmal avancieren, ist deren textuelle Zugehörigkeit nicht eindeutig bestimmbar.<sup>114</sup> Diese Beobachtung führt zurück auf den nicht nur bei Genettes Kritikern,<sup>115</sup> sondern von Genette selbst problematisierten Status des Paratextes und seine wenig trennscharfe Unterscheidung zwischen Text, Paratext und Kontext: Auch jenseits der Differenzierung zwischen Peritexten

**104** Vgl. vierten Abschnitt.

**105** Vgl. Genette (2001) Paratexte, S. 304–327.

**106** Vgl. Genette (2001) Paratexte, S. 308f., hier S. 308.

**107** Genette (2001) Paratexte, S. 321.

**108** Zur Differenzierung von allographen und autographen Marginalien vgl. Giorato (2008) Prolegomena zur Marginalie.

**109** Genette (2001) Paratexte, S. 309.

**110** Vgl. Glauch (2014) Fiktionalität, S. 96, S. 111, S. 124.

**111** Vollmann (2002) Erlaubte Fiktionalität, S. 72.

**112** Glauch (2014) Fiktionalität, S. 112.

**113** „Das übliche Gegenüber von Autor und Rezipient tritt hier zurück, die späteren Leser schauen dem ersten Leser bei seinem Glossieren über die Schulter. So betrachtet enthalten die Glossen einen Appell ans Publikum, sich seine eigenen Glossen auf den Text zu finden“. Schnyder (1979) Legendenpolemik, S. 129f.

**114** Auf das hohe Metaisierungspotential von Paratexten hat schon Struth hingewiesen. Ihr Fokus auf englischsprachige postmoderne Metaautobiographien mag erklären, dass sie gleichwohl die theoretische Trennung des Paratextes vom eigentlichen ‚Kerntext‘ voraussetzt. Vgl. Struth (2014) Metagattungen, S. 271f. sowie Struth (2016) Die Metaautobiographie, S. 84–98.

**115** Vgl. Assmann (2018) Zur Unterscheidung, S. 37–39.

und Epitexten spricht er von Nähe- bzw. Distanzgraden der Paratexte zu Text und Kontext.<sup>116</sup> Die ‚inneren‘ und ‚äußeren‘ Grenzen des Paratextes sind variabel und durchlässig, weil die grundsätzliche pragmatische Funktion des Paratextes eine zwischen Text und ‚Welt‘ vermittelnde ist.<sup>117</sup> Diese

**116** Die Problematisierung des Genette'schen Paratextkonzepts für Texte des Manuskriptzeitalters bei Cooper (2015) scheint mir auf eine eher simplifizierende Vorannahme von einer scharfen Trennung von Text und Paratext zu beruhen (vgl. ebd., S. 45), die ich bei Genette so nicht sehe. Die Betonung des (nicht nur) mittelalterlichen Paratextes als eine dynamische Größe, die sich aus Prozessen von (Re-)Kontextualisierungen von Texten ergibt, ist hingegen ganz richtig. Daraus ergeben sich in der Tat Herausforderungen für wissenschaftliche Texteditionen. Vgl. ebd., S. 46. Für das Verständnis mittelalterlicher Paratexte hat Kragl (2016) Die (Un-)Sichtbarkeit, die unfeste Grenze von Text und Peritext exemplarisch herausgearbeitet und unterscheidet ‚unsichtbare‘ von ‚sichtbaren‘ Elementen im handschriftlichen Buch. Diese funktional geleitete Differenzierung erweitert das paratextuelle Feld mittelalterlicher Literatur analytisch gewinnbringend. Vgl. schon Münkler (2000) Erfahrung, S. 240–266, hier S. 241: „In der Tat sind Paratext und Text in der handschriftlichen Überlieferung nicht in derselben Weise voneinander abgrenzbar wie in gedruckten Büchern. Die Grenzen zwischen beiden sind häufig verwischt, weil sie weniger deutlich durch eine festgelegte Anordnung, durch Seitenwechsel oder das Schriftbild voneinander abgetrennt sind. Dennoch kennt die handschriftliche Überlieferung zweifellos Paratexte in der Form von Rubriken, *incipites* und *explicites*, Prologen und Epilogen, Anfangsinitialen, Autorenbildern oder anderen vorangestellten Illustrationen, die den Lesehorizont des Textes prägen.“ Vgl. im Kontext des *Parzival*-Prologs auch Sablotny (2010) Zeit und *âventiure*, S. 38f. Zur Problematisierung des Paratextkonzepts im Kontext von Dramenprologen hingegen vgl. Wolf (2008) Prologe. Wolf entwickelt hier das alternative und ergänzende Modell der literarischen Rahmung: „als Alternative insofern, als es an die Stelle von ‚Paratext‘ als Dachbegriff für die verhandelten Phänomene treten kann; als Ergänzung insoweit, als ein klar konturierter (auf verbale, werkinterne Texte beschränkter) Paratextbegriff unter diesem Dach weiterhin seinen Ort haben könnte – als eine wichtige Form der Rahmung neben anderen.“ Ebd., S. 95.

**117** Mit Fokus auf Vorworterzählungen Jean Pauls können sich nach Wirth Paratexte – und hier besonders Vorworte – selbst „als Übergangszone in Szene setzen [...], in der die Grenzen zwischen all dem, was fiktiver Text ist und all dem, was nicht fiktiver Text ist, verhandelt werden.“ Wirth (2009) Paratext, S. 167. Wirth beschreibt diesen Vorgang als ein „*paratextuelle[s] travelling*“ (ebd.), mit dem sowohl Bewegungen im ‚Vorraum‘ des Textes als auch Bewegungen zwischen Text und Paratext gemeint sind. Darüber hinaus hätten solche zu beobachtende und in den Vorworten ausgestellte ‚Wegbeschreibungen‘ eine performative Dimension: Paratexte seien „Übergangszonen, die

Vermittlungsleistung ist entscheidend für die Ausprägung der Metagattung, die dazu dient, die ihr zugrundeliegende Gattung zu destruieren. Für die als ‚papistische Lügengtexte‘ enttarnten Legenden sind die Paratextelemente daher konstitutiv.<sup>118</sup>

## 6 Conclusio: Invektive Paratexte als sekundäre Formen religiöser Kommunikation

Greifen Text und Paratext, wie ich an der paratextuellen Überschreibung der Legende und ihrer Transformation zur Lügende gezeigt habe, funktional ineinander über, so wird das Transitorische bzw. Transaktive und Diskursive des Paratextes in die Gattung selbst implementiert. Die Paratextualisierung erweist sich als ein wirkmächtiger Modus des Invektiven, weil sie invektive Anschlusskommunikationen initiiert und potenziert: In der zur Lügende transformierten Legendenerzählung scheinen auch nicht glossierte Textelemente im Sog des Invektiven zu stehen. Das könnte erklären, warum das Paratextualisierungspotential offenbar nicht gänzlich ausgeschöpft wird. Luthers Marginalglossen beispielsweise kommentieren Erzählelemente vom Beginn bis zum zweiten Drittel der Chrysostomus-Legende; sie reduzieren sich dann auf zwei Anmerkungen bis zum Ende. Gleichwohl fungieren sie als Auslöser weiterer Invektiven. In den Drucken der *Rauscher-Centurien* finden sich handschriftliche, d.h. sekundäre Glossen von Lesern, die das dynamisierende Potential der Paratextelemente vor Augen führen. Sie verweisen zugleich auf die dann textextern zu verortenden Effekte, zu denen auf der einen Seite die protestantische, auf der anderen Seite die ihr gegenüberstehende katholische Lektüre- und Schmähgemeinschaft gehören.<sup>119</sup>

durch eine doppelte Geste – die Geste der Grenzziehung und die Geste der Grenzüberschreitung – eine Grenze zwischen Außenwelt und Textwelt schaffen.“ Ebd., S. 175. Die Marginalie fokussierend spricht auch Giuriato (2008) Prolegomena zur Marginalie, S. 177, vom Paratext als einem „liminalen Phänomen“, das „die Grenze zum Text ebenso regeln wie auflösen“ kann.

**118** Eine Zuordnung der Lügenden zu ‚parasitären‘ Legendenparodien (vgl. Ecker [1996] Art. Legende, S. 858) verdeckt das innovative und kommunikative Gattungspotential der Lügende.

**119** Vgl. die 1562 in Neuburg an der Donau gedruckte erste *Centurie* Rauschers (VD16 ZV 17431). Zu den

Die Paratextualisierung der Legenden- und Mirakelerzählungen schreibt zudem auf Ebene der Gattungsdynamik invektiv-kommunikative Prozesse fort: Die protestantischen und katholischen Transformationen der Legende in Lügende, ‚Gegenlügende‘ (Johannes Nas’ *Evangelische Wahrheiten*), Historie (insbesondere Ludwig Rabus’ protestantisches Martyrologium) und historisch-kritische Legende (die *Acta Sanctorum*) samt ihren Vor- und Nachworten lassen sich als ein Netz invektiver Anschlusskommunikationen beschreiben.<sup>120</sup> Außerhalb dieser Gattungsgrenzen lagern sich daran diskursive Gattungen wie Streitschriften, Predigten, Gegenberichte beispielsweise von Johannes Cochlaeus, Friedrich Staphylus oder Martin Eisengrein an, die schließlich die Proliferation der Paratextualisierungen darstellen. Mit ihnen wird sowohl direkt als auch indirekt über die Gattung Legende reflektiert; mit ihnen wird ausgehandelt, wie vom Heiligen erzählt werden könne.

Im Sinne dieser funktionalen Dimension möchte ich Paratexte hier als Organisatoren bzw. sekundäre Formen von religiöser Kommunikation auffassen.<sup>121</sup> Luhmann hat seine Überlegungen zu den primären und sekundären Kommunikationsformen zwar im Kontext des Kunstsystems entwickelt, sie lassen sich aber auf das Religions-

system übertragen – insbesondere, um die in die Metagattung implementierte Öffnung zum Diskursiven zu konturieren. Dort sind sekundäre Formen Operationen der Beobachtung von primären Formen der Kunst bzw. Literatur. Sie machen den an sich unwahrscheinlichen Erfolg, Kunst- oder Literaturwerke als solche wahrzunehmen, wahrscheinlicher.<sup>122</sup> Hier erfüllen die Paratexte der Lügende als sekundäre Formen religiöser Kommunikation allerdings gegenteilige Funktion: Mit ihnen soll der kommunikative Erfolg der altgläubigen Legenden- und Mirakelerzählungen abgestellt, ihre religiöse Wahrheit im apotropäischen Sinne geradezu ausgetrieben werden<sup>123</sup> – gleichsam, um die protestantischen Historien an ihrer Stelle zu etablieren. Die liminale Phase des Religionssystems im Zuge der Reformation, genauer gesagt die liminale Phase seiner Programme,<sup>124</sup> wie das der Heiligenverehrung, macht die Bedeutsamkeit sekundärer Formen religiöser Kommunikation evident.<sup>125</sup> Sie stehen den pragmatischen primären Formen des Religionssystems wie den Legenden näher als die theologisch-argumentativ geführten Textgattungen. Für den protestantisch abzulehnenden Heiligenkult etabliert die Lügende den invektiv geführten Kommunikationsmodus offenbar so stark, dass er die Grenzen des primär konfessionellen Diskurses überschreitet – beispielsweise bei der paratextuellen Rahmung der Brandan-Legende in Gabriel Rollenhagens *Vier Bücher Wunderbarlicher biß daher vnerhörter / vnd vngleuplicher Indianischer Reysen / durch*

---

handschriftlichen Glossen Holtzhauer (2020) Destruktion, Anm. 17 auf S. 97: „[E]s könnte sehr erhellend sein, diese Kommentare einmal zu sammeln und auszuwerten. Vielversprechend erscheinen [...] jene Bemerkungen in den protestantischen Schriften, die nachgewiesenermaßen von katholischen Lesern stammen, könnten sie doch die ‚diaklektische[] Abhängigkeit‘ der katholischen und protestantischen Legendensammlungen (Schenda 1970, S. 47) tiefergehend ergründen helfen.“

**120** Zum gattungshistorischen bzw. gattungsdynamischen Zusammenhang der Lügende vgl. Sablotny (2019) *Metalegende*, S. 166–169; Münkler (2015) *Legende/Lügende*, S. 138–142; Münkler (2011) *Narrative Ambiguität*, S. 134–142; Münkler (2008) *Sündhaftigkeit*, S. 40–46; Ziegeler (1999) *Wahrheiten*; Ecker (1993) *Legende*, v.a. S. 238–243; Schnyder (1979) *Legendenpolemik*, S. 138f.; Schenda (1972) *Hieronymus Rauscher*, S. 187–199; Schenda (1970) *Legendenpolemik*, S. S. 40–44; Hieber (1970) *Legende*.

**121** In Anschluss an Stanitzek (2004) *Texte*, S. 12, bzw. Assmann (2018) *Zur Unterscheidung*, der sich mit Fokus auf das ausdifferenzierte Kunst- bzw. Literatursystem der Moderne an der vermeintlichen Autorzentriertheit Genettes abarbeitet. Zur religiösen Kommunikation vgl. Luhmann (2000) *Religion der Gesellschaft*.

**122** Vgl. Luhmann (2002) *Kunst der Gesellschaft*; Luhmann (2008) *Medium der Kunst*.

**123** Vgl. Fn. 7.

**124** Zur Deutung der Reformation als rituellem Prozess mit Kennzeichen von Liminalität im Sinne von Arnold van Gennep bzw. Victor Turner vgl. u.a. Pfrunder (1989) *Pfaffen*, S. 253f., oder von Bernuth (2009) *Wunder*, S. 74.

**125** „Die Selbstregulierung und Selbstkontrolle des Systems ergeben sich [...] auf der Ebene der Programme, die die Beobachtung der Operationen durch das System selbst leiten (aufgrund anderer Unterscheidungen als denjenigen, an denen diese Operationen sich orientieren). Die Programme stellen die Bedingungen fest, die für die Realisierbarkeit einer bestimmten Operation gegeben sein müssen. Sie bestimmen zum Beispiel, daß die Zuschreibung des positiven Codewertes nur unter gewissen Bedingungen korrekt ist.“ Esposito (1997) *Art. Programme*, S. 139.

*die Luft / Wasser / Land / Helle / Paradiß / vnd den Himmel* (1608).<sup>126</sup>

Begreift man die Lügende als diese in ein Gattungsformat gebrachte Übergängigkeit, als ein Kondensat der invektiv geführten Aushandlungsphase im 16. Jahrhundert und noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts, so wird erstens ihre außerordentliche Signifikanz während der religiösen Ausdifferenzierung, aber auch zweitens ihre damit zusammenhängende gattungshistorische Begrenztheit auf diese Zeit des Übergangs deutlich. Die Lügende ist daher im doppelten Sinne ein Schwellenphänomen.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Alber(us), Erasmus (1542): *Der Barfuser Münche Eulenspiegel vnd Alcoran*. Wittenberg: Hans Luft (VD16 A 1477).
- Brand, Margit/Jung, Bettina/Williams-Krapp, Werner (Hg.) (2004): *Der Heiligen Leben*. Bd. 2: *Der Winterteil*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Cochlaeus, Johannes (1537): *Bericht der warheit / auff die vnwaren Lügend S. Johannis Chrysostomi [...]*. Leipzig: Nikolaus Wolrab (VD16 C 4268).
- Finck, Caspar (1614/18): [...] *Papistische Unwahrheiten/ Lügen [...]*. Gießen et al.: Nicolaus Hampel et al. (VD17 1:076768U et al.).
- Fischart, Johann (1579): *Binenkorb Des Heyl. Römischen Imenschwarms / seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurrnaußnäster / Brämengeschwürm vnd Wäspengetöß [...]*. Straßburg: Bernhard Jobin.
- Goltwurm, Caspar (1559): *Kirchen Calender. Ein Christlich vnd nützlich Buoch [...]*. Frankfurt a.M.: Christian Egenolf d.Ä. (VD16 G 2589).
- Luther, Martin (1519): *Bekräftigung aller Artikel Martin Luthers, die durch die Bulle Leo X. neuerlich verdammt worden sind*. In: *Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Abteilung 1: Schriften*, Bd. 1–56. Weimar: Böhlau 1883–1929, Bd. 7 [= WA 7], S. 94–151.
- Luther, Martin (1522): *Bulla coenae domini, das ist, die Bulla vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn, des Papstes, verdeutschet durch Martin Luther*. In: WA 8, S. 688–720.
- Luther, Martin (1542): *Verlegung des Alcoran Bruder Richardi, Prediger Ordens*. In: WA 53, S. 261–396.

**126** Vgl. Koch (2017) *Das Abenteuer*, S. 56–62, hier S. 62: „Die Brandan-Legende steht weniger im Dienst protestantischer Kritik als vielmehr die protestantische Kritik im Dienst einer abenteuerlichen Lektüre von Brandans Meerfahrt zum Paradies.“

- Luther, Martin (1537): *Die Lügend von St. Johanne Chrysostomo*. In: WA 50, S. 48–64.
- Nas, Johannes (1565): *Das Antipapistisch eins vnd hundert. Außerlesner / gewiser / Evangelischer wahrhait [...]*, Ingolstadt: Weißenhorn, Alexander II. und Weißenhorn, Samuel (VD16 N 96).
- Rauscher, Hieronymus (1562–64): [...] *Papistische Lügen [...]*. Regensburg et al.: Heinrich Geißler et al. (VD16 R 399; VD16 ZV 17431; VD16 R 400; VD16 R 403 et al.).
- Vergerio, Pietro Paolo (1556): *De Gregorio Papa [...]*. Königsberg: Hans Daubmann (VD16 G 3130).

### Forschungsliteratur

- Ammon, Frieder von (2007) „Quis dubitat de illo?“ The ‚Staging‘ of Religious Pluralization through Paratexts. In: Höfele, Andreas/Laqué, Stephan /Ruge, Enno et al. (Hg.): *Representing Religious Pluralization in Early Modern Europe*. Münster: LIT, S. 279–299.
- Ammon, Frieder von (2006) „Bevor wir Dich hören, Heiligster.“ Die Paratextualisierung der päpstlichen Autorität in Ulrich von Hutten's Edition der Bulle *Exsurge Domine*. In: *Sonderforschungsbereich 573. Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit*. 15.–17. Jahrhundert. *Mitteilungen* 1, S. 31–38. DOI: 10.5282/ubm/epub.74904 (letzter Zugriff: 07.11.2021).
- Ammon, Frieder von/Vögel, Herfried (2008): Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen*. Berlin: LIT Verlag, S. VII–XIX.
- Assmann, David-Christopher (2018): Zur Unterscheidung von primären und sekundären literarischen Formen. In: Gerstenbräun-Krug, Martin/Reinhard, Nadja (Hg.): *Paratextuelle Politik und Praxis. Interdependenzen von Werk und Autorschaft*. Wien: Böhlau, S. 37–52.
- Behringer, Wolfgang (2005–12): Art. *Lüge*. In: Jaeger, Friedrich (Hg.): *Enzyklopädie der Neuzeit Online* 7. URL: [http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248\\_edn\\_COM\\_305395](http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_305395) (letzter Zugriff: 07.11.2021).
- von Bernuth, Ruth (2009): *Wunder, Spott und Prophetie. Natürliche Narrheit in den ‚Historien von Claus Narren‘*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Bergmann, Jörg (1987): *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin: De Gruyter.
- Bubenhof, Noah (2009): *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Carmassi, Patrizia/Heitzmann, Christian: Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Marginalien in Bild und Text. Essays zu mittelalterlichen Handschriften*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, S. 7–18.
- Cooper, Charlotte E. (2015): *What ist Medieval Paratext?* In: *Marginalia* 19, S. 37–50.
- Dieckmann, Walther (2005): *Streiten über das Streiten. Normative Grundlagen polemischer Metakommunikation*. Tübingen: Max Niemeyer.



- Dietzsch, Steffen (2001): Lüge. Umriß einer Begriffsgeschichte. In: Röttgers, Kurt/Schmitz-Emans, Monika: „Dichter lügen“. Essen: Die blaue Eule, S. 15–35.
- Ecker, Hans-Peter (1993): Die Legende. Kulturanthropologische Annäherung an eine literarische Gattung. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Ecker, Hans-Peter (1996): Art. Legende. In: Enzyklopädie des Märchens 8, Sp. 855–868.
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine et al. (2017): Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 2/1, S. 2–24.
- Esposito, Elena (1997): Art. Programm. In: Baraldi Claudio/Corsi, Giancarlo/Esposito, Elena: GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 139–141.
- Genette, Gérard (1993): Palimpseste. *Die Literatur auf zweiter Stufe*. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig. Frankfurt am Main: Suhrkamp [Paris 1982].
- Genette, Gérard (2001): Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main: Suhrkamp [Paris 1987].
- Giuriato, Davide (2008): Prolegomena zur Marginalie. In: Ders./Stingelin, Martin/Zanetti, Sandro (Hg.): „Schreiben heißt: sich selber lesen“. Schreibszenen als Selbstlektüren. München: Wilhelm Fink, S. 177–198.
- Glauch, Sonja (2014): Fiktionalität im Mittelalter; revisited. In: *Poetica* 46, S. 85–139.
- Großhans, Hans-Peter/Sparr, Walter (2005–12): Art. Wahrheit. In: Jaeger, Friedrich (Hg.): Enzyklopädie der Neuzeit Online 14. URL: [http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248\\_edn\\_COM\\_376630](http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_376630) (letzter Zugriff: 07.11.2021).
- Günthner, Susanne (1995): Gattungen in der sozialen Praxis. In: *Deutsche Sprache* 3, S. 193–218.
- Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994): „Forms are the Food of Faith“. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, S. 693–723.
- Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1996): Die Analyse kommunikativer Gattungen in Alltagsinteraktionen. In: Michaelis, Susanne/Tophinke, Doris (Hg.): *Texte – Konstitution, Verarbeitung, Typik*. München: LINCOM Europa, S. 35–57.
- Hamm, Joachim (2017): Zu Paratextualität und Intermedialität in Sebastian Brants *Vergilius pictus* (Straßburg 1502). In: Robert, Jörg (Hg.): *Intermedialität in der Frühen Neuzeit. Formen, Funktionen, Konzepte*. Berlin/Boston/New York: De Gruyter, S. 236–259.
- Hempfer, Klaus W. (1973): *Gattungstheorie. Information und Synthese*. München: Wilhelm Fink 1973.
- Hermes, Eilert (2003): Art. Wahrheit/Wahrhaftigkeit. In: *Theologische Realenzyklopädie* 35, S. 337–378.
- Hieber, Wolfgang (1970): *Legende, protestantische Bekennerhistorie, Legendenhistorie. Studien zur literarischen Gestaltung der Heiligenthematik im Zeitalter der Glaubenskämpfe*. Diss. Würzburg.
- Holtzhauer, Sebastian (2020): Die Destruktion der Wunderzeit in Hieronymus Rauschers ‚Papistischen Lügen‘ (1562). In: *Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung* 3, S. 66–109.
- Jaser, Christian (2016): *Ostensio exclusionis*. Die päpstliche Generalexkommunikation zwischen kirchenrechtlicher Innovation und zeremoniellem Handeln. In: Schneidmüller, Bernd/Weinfurter, Stefan/Matheus, Michael et al. (Hg.): *Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt*. Bd. 1: Die Päpste. Amt und Herrschaft in Antike, Mittelalter und Renaissance. Mannheim: Schnell und Steiner, S. 357–383.
- Kato, Hiloko (2015): Versehen, Verschandeln und Bekritzeln. Tabu(brüche) an den Rändern von Texten. In: *Kodikas* 38/3–4, S. 279–296.
- Kaufmann, Thomas (2015): Reformation der Heiligenverehrung? In: Herbers, Klaus/Düchting, Larissa (Hg.): *Sakralität und Devianz. Konstruktionen – Normen – Praxis*. Stuttgart: Franz Steiner, S. 209–230.
- Klein, Peter K: Rand- oder Schwellenphänomene? Zur Deutung der Randbilder in der mittelalterlichen Kunst. In: Knefelkamp, Ulrich (Hg.): *Grenze und Grenzüberschreitung im Mittelalter*. 11. Symposium des Mediävistenverbandes vom 14. bis 17. März 2005 in Frankfurt an der Oder. Berlin: Akademie-Verlag, S. 166–187.
- Koch, Elke (2017): Das Abenteuer im Paratext: Gabriel Rollenhagen's Um-Rahmung der Brandan-Legende. In: Eming, Jutta/Schlechtweg-Jahn, Ralf (Hg.): *Aventure und Eskapade. Narrative des Abenteuerlichen vom Mittelalter zur Moderne*. Göttingen: V & R unipress, S. 49–62.
- Kragl, Florian (2016): Die (Un-)Sichtbarkeit des Paratexts. Von einem Prinzip mittelalterlicher Buchgestaltung am Beispiel der ‚Herzmaere‘-Überlieferung. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 138, S. 360–432.
- Kuhn, Roman (2018): *Wahre Geschichten, frei erfunden. Verhandlungen und Markierungen von Fiktion im Peritext*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft 27, S. 191–211.
- Luhmann, Niklas (2000): *Religion der Gesellschaft*. Hrsg. von André Kieserling. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2002): *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2008): Das Medium der Kunst. In: Ders.: *Schriften zu Kunst und Literatur*. Hrsg. von Niels Werber. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 123–138.
- Menke, Bettine (2015): Text-Oberfläche. Figur und Grund, der Text und seine Ränder, Glossen, Kommentare. In: Lechtermann, Christina/Rieger, Stefan (Hg.): *Das Wissen der Oberfläche. Epistemologie des Horizontalen und Strategien der Benachbarung*. Zürich/Berlin: Diaphanes, S. 125–148.
- Moulin, Claudine: Rand und Band. Über das Spurenlesen in Handschrift und Druck. In: Carmassi, Patrizia/Heitzmann, Christian (Hg.): *Marginalien in Bild und*

- Text. Essays zu mittelalterlichen Handschriften. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, S. 19–59.
- Münkler, Marina (2008): Sündhaftigkeit als Generator von Individualität. Zu den Transformationen legendarischer Erzählens in den Faustbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Strohschneider, Peter (Hg.): Literarische und religiöse Kommunikation im Mittelalter und Früher Neuzeit. DFG-Symposium 2006. Berlin/New York: De Gruyter, S. 25–61.
- Münkler, Marina (2011): Narrative Ambiguität. Die Faustbücher des 16. bis 18. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011.
- Münkler, Marina (2013): *Amicus Dei*. Konstruktionsformen des Heiligen am Beispiel der Franziskuslegenden. In: Vorländer, Hans (Hg.): Transzendenz und die Konstitution von Ordnungen. Berlin/New York: De Gruyter, S. 374–394.
- Münkler, Marina (2015): Legende/Lügende. Die protestantische Polemik gegen die katholische Legende und Luthers *Lügend von St. Johanne Chrysostomo*. In: Schwerhoff, Gerd/Piltz, Eric (Hg.): Gottlosigkeit und Eigensinn. Religiöse Devianz im konfessionellen Zeitalter. Berlin: Duncker & Humblot, S. 121–147.
- Münkler (2019) Luthers Rom. Augenzeugenschaft, Invektivität und Konversion. In: Mauntel, Christoph/Leppin, Volker (Hg.): Transformationen Roms in der Vormoderne. Basel/Stuttgart: Schwabe/W. Kohlhammer, S. 213–242.
- Ott, Michael Ralf (2010): Die Erfindung des Paratextes. Überlegungen zur frühneuzeitlichen Textualität. URL: <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/7858> (letzter Zugriff: 21.11.2020).
- Pfrunder, Peter (1989): Pfaffen, Ketzler, Totenfresser. Fastnachtsspiel der Reformationszeit – Die Berner Spiele von Niklaus Manuel. Zürich: Chronos.
- Sablotny, Antje (2019): Metalegende. Die protestantische Lügende als invektive Metagattung. In: Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung 2, S. 148–200. DOI: <https://doi.org/10.25619/BmE2019228> (letzter Zugriff 07.11.2021).
- Sablotny, Antje (2020): Zeit und *âventiure* in Wolframs von Eschenbach *Parzival*. Zur narrativen Identitätskonstruktion des Helden. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Sablotny, Antje (2021): corpus corruptum: Die Herabsetzung heiliger Körper in den *Papistischen Lügen* Hieronymus Rauschers. In: Israel, Uwe/Müller, Jürgen (Hg.): Körper-Kränkungen. Der menschliche Leib als Medium der Herabsetzung. Frankfurt/New York: Campus.
- Sablotny, Antje (im Erscheinen): *Doing the Other*. Zur kommunikativen Praxis der Grenzziehung in Erasmus Alberus' *Barfuser Münche Eulenspiegel* vnd Alcoran und Hieronymus Rauschers *Papistischen Lügen*. In: Blum, Daniela/Detering, Nicolas/Gunreben, Marie/Lüpke, Beatrice von (Hg.): Entscheidung zur Heiligkeit? Autonomie und Providenz im legendarischen Erzählen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Heidelberg: Winter.
- Sánchez, Yvette (1999): Titel als Mittel. Poetologie eines Paratextes. In: *arcadia* 34/2, S. 244–261.
- Schenda, Rudolf (1970): Die protestantisch-katholische Legendenpolemik im 16. Jahrhundert. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 52, S. 28–48.
- Schenda, Rudolf (1974): Hieronymus Rauscher und die protestantisch-katholische Legendenpolemik. In: Brückner, Wolfgang (Hg.): Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus. Berlin: Erich Schmidt, S. 178–259.
- Schlesier, Renate (1993): Art. Apotropäisch. In: Cancik, Hubert/Gladigow, Burkhard/Laubscher, Matthias (Hg.): *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*. Bd. 2. Stuttgart/Berlin/Köln: W. Kohlhammer, S. 41–45.
- Schmidt, Gabriela (2008): Pluralisierung von Autorschaft – Entgrenzung des Textes. Die Fiktionalisierung des Paratextes in Thomas Mores literarischen Dialogen. In: Ammon, Frieder von/Vögel, Herfried (Hg.): Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Berlin: LIT Verlag, S. 225–254.
- Schnyder, André (1979): Legendenpolemik und Legendenkritik in der Reformation: *Die Lügend von St. Johanne Chrysostomo* bei Luther und Cochläus. Ein Beitrag zur Rezeption des Legendars *Der Heiligen Leben*. In: *Archiv für Reformationsgeschichte* 70, S. 122–140.
- Schwitzgebel, Bärbel (1996): Noch nicht genug der Vorrede. Zur Vorrede volkssprachiger Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts. Tübingen: Max Niemeyer.
- Stanitzek, Georg (2004): Texte, Paratexte, in Medien: Einleitung. In: Ders./Kreimeier, Klaus (Hg.): *Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen*. Berlin: Akademie Verlag, S. 3–19.
- Stenzel, Jürgen (1986): Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik. In: Koopmann, Helmut/Worstbrock, Franz Josef (Hg.): *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*. Tübingen: Max Niemeyer 1986, S. 3–11.
- Stollberg-Rilinger, Barbara (2013): Einleitung. In: Pietsch, Andreas/Dies. (Hg.): *Konfessionelle Ambiguität. Uneindeutigkeit und Verstellung als religiöse Praxis in der Frühen Neuzeit*. Heidelberg: Gütersloher Verlagshaus, S. 9–26.
- Struth, Christiane (2014): Metagattungen als Paradigma literarischer Selbstreflexivität. In: Nünning, Ansgar/Kovach, Elizabeth (Hg.): *Key Concepts and New Topics in English and American Studies*. Schlüsselkonzepte und neue Themen in der Anglistik und Amerikanistik. Trier: WVT, S. 263–281.
- Struth, Christiane (2016): *Die Metaautobiographie. Theorie, Poetik und Typologie eines neueren Genres der englischsprachigen Erzählliteratur*. Trier: WVT.
- Vollmann, Benedikt Konrad (2002): Erlaubte Fiktionalität: die Heiligenlegende. In: Knapp, Fritz Peter/Niesner, Manuela (Hg.): *Historisches und fiktionales Erzählen im Mittelalter*. Berlin: Duncker & Humblot, S. 63–72.
- Voßkamp, Wilhelm (1977): Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. In: Hinck, Walter (Hg.):

- Textsortenlehre – Gattungsgeschichte. Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 27–44.
- Voßkamp, Wilhelm (1990): Utopie als Antwort auf Geschichte. Zur Typologie literarischer Utopien in der Neuzeit. In: Eggert, Hartmut/Profitlich, Ulrich/Scherpe, Klaus R. (Hg.): Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit. Stuttgart: Metzler, S. 273–283.
- Wagner, Bettina (2008): An der Wiege des Paratexts. Formen der Kommunikation zwischen Druckern, Herausgebern und Lesern im 15. Jahrhundert. In: Ammon, Frieder von/Vögel, Herfried (Hg.): Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Berlin: LIT Verlag, S. 133–156.
- Wirth, Uwe (2009): Paratext und Text als Übergangszone. In: Hallet, Wolfgang/ Neumann, Birgit (Hg.): Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn. Bielefeld: transcript, S. 167–177.
- Wolf, Werner (1993): Ästhetische Illusion und Illusionsdurchbrechung in der Erzählkunst. Theorie und Geschichte mit Schwerpunkt auf englischem illusionsstörenden Erzählen. Tübingen: Max Niemeyer.
- Wolf, Werner (2007): Metaisierung als transgenerisches und transmediales Phänomen. Ein Systematisierungsversuch metareferentieller Formen und Begriffe in Literatur und anderen Medien. In: Hauthal, Janine/Nadj, Julijana/Nünning, Ansgar et al. (Hg.): Metaisierung in Literatur und anderen Medien. Theoretische Grundlagen, historische Perspektiven, Metagattungen, Funktionen. Berlin: De Gruyter, S. 25–64.
- Wolf, Werner (2008): Prologe als Paratexte und/oder dramatische (Eingangs-)Rahmungen? ‚Literarische Rahmung‘ als Alternative zum problematischen Paratext-Konzept. In: Ammon, Frieder von/Vögel, Herfried (Hg.): Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen. Berlin: LIT Verlag, S. 79–98.
- Ziegeler, Hans-Joachim (1999): Wahrheiten, Lügen, Fiktionen. Zu Martin Luthers ‚Lügend von S. Johanne Chrysostomo‘ und zum Status literarischer Gattungen im 15. und 16. Jahrhundert. In: Haug, Walter (Hg.): Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze. Tübingen: Max Niemeyer, S. 237–262.
- Zillien, Nicole (2019): Affordanz. In: Liggieri, Kevin/Müller, Oliver (Hg.): Mensch-Maschine-Interaktion. Handbuch zu Geschichte – Kultur – Ethik. Berlin: Metzler/Springer Nature, Kap. III Begriffe und Konzepte, S. 226–228.
- Zymner, Rüdiger (2003): Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft. Paderborn: mentis.

---

**Artikel**

Kai Bremer\*

# **Invective Anliegen. Wirkungs- und rhetorikgeschichtliche Überlegungen zur Streitschriften- Literatur des 16. Jahrhunderts**



**Abstract:** The paper examines invective text types of the 16th century by means of rhetoric-historical considerations. The central question is which invective concern is claimed on the title page and how it relates to the rest of the text. The guiding idea is that the reconstruction of the rhetorical concern is possible by means of the genera doctrine of rhetoric and that it allows to describe potential patterns of reception in order to plausibilise potential effects. The following considerations are intended to be understood as a methodological contribution to the interpretation of the potential reception of invective writings of the 16th century against the background of the argumentation strategies articulated on the title page.

**Keywords:** Rezeption, invektive Textsorten, Rhetorik, rhetorische Generalehre – reception, invective text types, rhetoric, genera doctrine of rhetoric

\*Prof. Dr. Kai Bremer, Universität Osnabrück, Forschungszentrum Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit, Professur für deutsche Literatur der Frühen Neuzeit im europäischen Kontext, kai.bremer@uni-osnabrueck.de

Die vorliegenden Ausführungen versuchen, das Spektrum der invektiven Textsorten des 16. Jahrhunderts rhetorikgeschichtlich zu strukturieren, um methodologische Vorschläge für deren Analyse vorzulegen. ‚Invektive Textsorten‘ bezeichnet dabei im Folgenden ausschließlich die Schriften, die eine primär invektive Funktion verfolgen. Nicht berücksichtigt werden hingegen Schriften, in denen Text und Bild gemeinsam invektiv agieren. Dieser Ausschluss betrifft insbesondere die Flugblattliteratur, in der die Invektivität vom Bild ausgeht und ergänzend etwa durch Unterschriften kommentiert oder erläutert wird. Von dieser Festlegung nicht betroffen sind allerdings graphische Darstellungen in Paratexten oder Graphiken im Text, die der Argumentation erkennbar dienen. Behandelt werden also primär die Textsorten, die mittels vermeintlicher Darstellung eines Sachverhalts oder eines Geschehens invektiv agieren. Die Festlegung schließt außerdem Textsorten aus, deren primäre Funktion nicht invektiv ist. Mit diesem Hinweis sind zum einen beispielsweise literarische Textsorten angesprochen, deren primäre Funktion etwa Unterhaltung ist oder die kunstvolle *imitatio* bzw. *aemulatio*.

Abzugrenzen sind solche Texte wiederum von jenen, die ihrerseits invektiv gegen etablierte Textsorten oder bestehende religiöse Diskurse zielen.<sup>1</sup> Dieser Hinweis betrifft zum anderen etablierte kirchliche Textsorten, die eine erkennbare rituelle oder didaktische Funktion haben – Gebete etwa oder Katechismen.<sup>2</sup>

Diese Einschränkungen erfolgen aus pragmatischen Gründen und werden faktisch der Diversität des invektiven Schrifttums im 16. Jahrhundert nicht gerecht. Vielmehr wird so verfahren, um eine ungefähre Systematisierung zu ermöglichen. Dass dieser Versuch seine Grenzen hat, zeigen die gegen Ende beispielhaft erwähnten ‚Streitpredigten‘, die einerseits klar eine invektive Funktion verfolgen und andererseits ebenso eindeutig innerhalb des kirchlichen Schrifttums eine didaktische Funktion haben.<sup>3</sup> Ziel ist es gleichwohl,

<sup>1</sup> Vgl. dazu zuletzt u.a. Sablotny (2019) *Metalegende*; Münkler (2015) *Legende/Lügende*; Bremer (2011) *Grenzen der aemulatio*.

<sup>2</sup> Vgl. dazu exemplarisch Bremer (2005) *Religionsstreitigkeiten*, S. 225–284.

<sup>3</sup> Vgl. Frymire (2010) *Primacy of the Postils*; Werz (2020) *Predigtmodi*.

durch die Einschränkungen eine Art Kernbestand des invektiven Schrifttums des 16. Jahrhunderts zu skizzieren. Vorteil dieses Verfahrens ist es zunächst, dass die Einschränkungen es erlauben, die verschiedenen invektiven Textsorten des 16. Jahrhunderts unter dem Begriff ‚Streitschrift‘ zusammenzufassen. Das soll geschehen, um ‚Streitschriften‘ einerseits kommunikationstheoretisch (1.) und andererseits rhetorikgeschichtlich (2.) beschreiben zu können.

Die Einschränkungen führen zugleich vor, dass die Absicht, systematisch eine Vielzahl rhetorischer Zweckformen auszugrenzen, ein frommer Wunsch, wenn nicht gar naiv ist: Schon in der frühen Reformation setzen sich Verfahren durch, die das polemische Anliegen einer Schrift zu verschleiern versuchten und/oder ihren Verfasser als neutralen Beobachter oder als legitimen Richter auszuweisen, um eigene Parteilichkeit zu verbergen und Deutungshoheit zu gewinnen.<sup>4</sup> Die Entscheidung, eine einzelne Schrift als primär invektiv zu begreifen, bleibt also notwendig Ergebnis einer interpretierenden Rekonstruktion der Einzelschrift und ihrer historischen Kontexte. Konkret soll mittels rhetorikgeschichtlicher Überlegungen erörtert werden, welches Anliegen auf dem Titelblatt behauptet wird und wie sich dieses im Verhältnis zum weiteren Text deuten lässt. Leitende Idee ist dabei, dass die Rekonstruktion des rhetorischen Anliegens des Titelblatts es erlaubt, potentielle Rezeptionsmuster zu beschreiben, um so potenzielle Wirkungen zu plausibilisieren. Die folgenden Überlegungen begreifen sich also als methodischer Beitrag zur Interpretation der potentiellen Rezeption invektiver Schriften des 16. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der auf dem Titelblatt artikulierten Argumentationsstrategien. Die Überlegungen sind damit in erster Linie wirkungsgeschichtlich: Nach Überzeugung des Verfassers spricht zwar viel dafür, dass insbesondere bei theologischen Schriften die Autoren bei der Findung des Titels beteiligt waren. Es geht aber gleichwohl nicht darum, eine Intention des Titels zu rekonstruieren, sondern vielmehr darum zu skizzieren, wie die Titelblätter angesichts der weit verbreiteten rhetorischen Kenntnisse maßgeblich rezipiert wurden.

<sup>4</sup> Vgl. Bremer (2020) Emsers und Luthers Streit.

## 1 Kommunikationstheoretische Überlegungen zum publizistischen Streit im 16. Jahrhundert

Wohl kein anderes Wort ist als Oberbegriff für invektive Textsorten besser geeignet als das Wort ‚Streitschrift‘.<sup>5</sup> Das gilt für das 16. Jahrhundert, aber ebenso noch für die Gegenwart. Die Invektivität der Streitschrift ist dabei im Kern durch ein reaktives Moment gekennzeichnet. Invektive Textsorten beziehen sich meist auf Handlungen oder Schriften Dritter, die den Verfasser der Streitschrift veranlassen, sich zu positionieren bzw. sich entschieden zu distanzieren – und zwar nie allein sachlich-argumentierend, sondern immer auch durch potentiell verletzende Äußerungen. Eine Streitschrift ist deswegen vom ‚Initialtext‘ abzugrenzen,<sup>6</sup> der an sich nicht notwendig polemisch verfasst sein muss. Zu überlegen wäre freilich, ob sich für ihn etwas beschreiben lässt, was vorläufig als ‚invektives Potential‘ bezeichnet werden kann. Um das invektive Potential einer Schrift zu beschreiben, wird es freilich immer erforderlich sein, neben der Textanalyse auch den historischen Kontext sowie den Verfasser zu berücksichtigen, weil eine Schrift nicht notwendig aufgrund ihres Inhalts, sondern auch allein durch ihren Autor einen Streit initiieren kann. Die Grundannahme wäre also, dass das invektive Potential eines Initialtextes thematisch und/oder personal ist.<sup>7</sup> Diese Unterscheidung gilt auch für alle auf den Initialtext folgenden Schriften.

Das reaktive Moment hat auch die linguistische Streitforschung hervorgehoben. Gloning hat Streitschriftenwechsel mit den Methoden der historischen Dialoganalyse untersucht und reaktive

<sup>5</sup> Allenfalls ähnlich weit verbreitet scheint das Wort ‚Polemik‘. Da es bekanntlich aber ein Doppelbegriff ist, der sowohl die Textsorte als auch den in ihr dominierenden Stil bezeichnen kann, wird ‚Polemik‘ in den folgenden Überlegungen nicht berücksichtigt. Die Ausführungen in diesem Kapitel 1 wiederholen zum Teil Überlegungen, die der Verf. bereits an anderer Stelle formuliert hat; vgl. Bremer (2009) Streitschrift.

<sup>6</sup> Vgl. Barner (2000) Was sind Literaturstreite.

<sup>7</sup> Die Frage, wann ein Initialtext invektiv wirkt und wann nicht, kann nicht vorab mit Sicherheit beantwortet werden, weil „Effekte des Invektiven als kontingent angesehen werden müssen und sich der Planbarkeit entziehen“: Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. 2017, S. 15.

Streittechniken wie Antworten, Refutieren oder Negieren dargestellt.<sup>8</sup> Streitschriften orientieren sich am Initialtext zudem nicht nur inhaltlich, sondern oft auch – wenn auch nicht notwendig – im Hinblick auf Stilhöhe, Textstruktur, Formen der Anrede und Umfang. Wenn sich formal ein reagierender invektiver Text nicht am Initialtext orientiert, lässt das meist Rückschlüsse auf das Anliegen des Verfassers und die Einschätzung des Streitigen zu. Solche Änderungen sollten als ‚Streittechnik‘ interpretiert werden, auch wenn sich fast nie belegen lässt, ob sie bewusst eingesetzt wurden. Entscheidend ist also auch hier nicht die Frage nach der Intention, sondern nach der potentiellen Deutung in der „Anschlusskommunikation“.<sup>9</sup>

Zur historischen Rahmung des invektiven Anliegens sind Rekonstruktionen der angesprochenen (Teil-)Öffentlichkeiten, in denen sich der Streit ereignet, der Streitgegenstand und die Adressaten erforderlich. Dabei sollte mit Stenzel<sup>10</sup> zwischen dem Streitgegner (dem ‚polemischen Objekt‘), der nominell im invektiven Text Adressat sein kann, aber nicht muss, und dem eigentlichen Adressaten (der ‚polemischen Instanz‘) unterschieden werden. Dieser soll mittels des invektiven Textes von der Position des Verfassers (des ‚polemischen Subjekts‘) entweder argumentativ überzeugt und/oder emotional vereinnahmt werden. Die zu diesem Zweck verwendeten rhetorischen Streittechniken sind vielfältig. Sie reichen von der persönlichen Verunglimpfung sowie grobianischem Sprechen bis hin zum sachlichen, ausschließlich argumentierenden Traktatstil. In welcher Form die Person des Streitgegners im invektiven Text berücksichtigt wird, lässt Rückschlüsse auf die grundlegende Strategie des Verfassers zu. In manchen Texten wird der Gegner direkt angesprochen, in anderen wird er ignoriert oder gar stigmatisiert.<sup>11</sup> Stattdessen wird die polemische Instanz angesprochen, was zur Ausgrenzung des Gegners führen soll oder kann. Ziel ist nicht notwendig die Überzeugung des Gegners, sondern häufig seine Ausgrenzung aus einer sozialen Gruppe, um den Gruppenzusammenhalt von Verfasser und polemischer Ins-

tanz zu stärken. Invektive Texte zielen oftmals primär auf gesellschaftliche Stabilisierung gerade durch Ausgrenzung bzw. diskriminierende Kollektivierung. Da aber die intendierten Sozialmechanismen in aller Regel nicht offen formuliert werden, ist es geraten, bei der Analyse mit Barner zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur zu unterscheiden,<sup>12</sup> was ohne eine historische und soziologische Fundierung nicht geleistet werden kann. Aus diesen Hinweisen ergibt sich zunächst eine funktionale Zweiteilung der invektiven Textsorten in die Texte, die tendenziell versuchen, der polemischen Instanz eine bewusste Entscheidung aufzunötigen, und die Texte, die tendenziell versuchen, die polemische Instanz emotional für sich einzunehmen. Selbstverständlich ist diese Unterscheidung eine Idealisierung – faktisch wird kaum eine Schrift derart einseitig konzipiert sein.

## 2 Versuch einer Ordnung mittels der rhetorischen *genera*

Die Rhetorik macht um invektive Schreibweisen gerne einen Bogen, obwohl sie ihr selbstverständlich nicht unbekannt sind. Trotzdem finden sich nur selten Hinweise auf polemische Verfahren in den rhetorischen Lehrbüchern der Frühen Neuzeit.<sup>13</sup> Da die Rhetorik andererseits aber wesentlich für weite Teile der Textproduktion der Epoche war, muss überlegt werden, welche Ansatzpunkte sich indirekt für die Analyse von invektiven Schreibweisen ergeben. Deswegen gehen, wie einleitend skizziert, die folgenden Überlegungen von der These aus, dass der invektive Einzeltext mittels des Titels in der Regel einen rhetorischen Anspruch formuliert, der – wie ebenfalls einleitend angedeutet – freilich nicht notwendig dem invektiven Anliegen des Haupttextes entsprechen muss. Um den rhetorischen Anspruch beschreiben zu können, werden zunächst knapp einige rhetorische Grundkategorien genannt, die im 16. Jahrhundert insgesamt präsent gewesen sind. Dabei ist es nicht entscheidend, ob ein Polemiker akademisch sozialisiert war und damit rhetorisch grundlegend geschult, was für die meisten Polemiker gelten dürfte, oder ob ein Polemiker faktisch autodidaktisch gearbeitet hat (wie etwa

<sup>8</sup> Gloning (1999) *Pragmatic Form of Religious Controversies*. Darauf aufbauend: Glüer (2001) *Moves and Strategies*.

<sup>9</sup> Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. 2017, bes. 3.2.

<sup>10</sup> Stenzel (1986) *Rhetorischer Manichäismus*.

<sup>11</sup> Vgl. Goffman (1967) *Stigma*.

<sup>12</sup> Vgl. Barner (2000) *Was sind Literaturstreite*.

<sup>13</sup> Vgl. Braungart (1992) *Zur Rhetorik der Polemik*.

der radikale Protestant Melchior Hofmann).<sup>14</sup> Textsortenmuster wurden nicht nur aktiv durch den Rhetorikunterricht vermittelt, sondern vielfach und vielfältig durch konkrete *imitatio* von Texten, die als *exempla* begriffen wurden.<sup>15</sup> Ausgegangen wird dafür von der spätestens seit Quintilian geltenden Unterscheidung des Redegegenstandes in ‚sicher‘ und ‚unsicher‘.<sup>16</sup> Sichere Redegegenstände werden im *genus demonstrativum* bzw. *laudativum* erörtert (1.). Das heißt für invektive Textsorten, dass die negative Lobrede, also die Tadelrede, zentral ist. Unsichere Redegegenstände (2.) werden ihrerseits unterteilt in Redeformen, die ratgebenden Anspruch haben und letztlich den Rezipienten aufordern, den vorgestellten Sachverhalt zu beurteilen. Erfolgt dies in erster Linie auf beratende Art und Weise und sollen sich aus der Erörterung in erster Linie Konsequenzen für die Zukunft ergeben, so ist das *genus deliberativum* (2.a.) einschlägig. Wird vom Rezipienten hingegen ein Urteil über ein vergangenes Ereignis oder eine bereits artikulierte Äußerung erwartet, ist die Gerichtsrede, das *genus iudiciale*, zu nutzen (2.b.). Dass diese Unterscheidung eine Idealisierung ist und faktisch die drei Gattungen immer wieder ineinandergreifen, räumt bereits Quintilian ein.<sup>17</sup>

**2.1** Im Sinne der antiken Rhetorik ist die Tadelrede<sup>18</sup> die invektive Variante des *genus demonstrativum*. Formal beschrieben werden Tadelreden in der epideiktischen Beredsamkeit allerdings kaum, auch die Forschungen zu ihr sind im Vergleich zur Lobrede vergleichsweise unterentwickelt. Letztlich ist die Tadelrede eine Negativvariante der Lobrede, die artikuliert wird, wenn der Redegegenstand selbst als tadelnswert betrachtet wird. Ihr Ziel ist dementsprechend die sprachliche Vorführung negativer Eigenschaften primär einer Person bzw. ihrer Handlungen.

Faktisch entstehen zwei Varianten der Tadelrede. Zunächst gibt es bei Quintilian progymnasti-

sche Redeübungen, die neben den Erzählübungen am Anfang der rhetorischen Ausbildung stehen. Sie sind eine nicht-argumentierende Redeform, die als leicht zu erlernen gilt. Auch wird ihr attestiert, sich zur sprachlichen Bildung junger Menschen besonders gut zu eignen, weil die Rhetorikschüler mit ihr als Erziehungsrede vertraut sind. Von dieser pädagogischen Variante ist die Tadelrede abzugrenzen, die sich an Adressaten wendet, die gesellschaftlich als gleichberechtigt gelten. Diesen Umstand berücksichtigend, wird im Lateinischen seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. auch nicht mehr nur von *vituperatio*, sondern auch von *oratio invectiva* gesprochen.<sup>19</sup> Allein von dieser Variante handeln die folgenden Überlegungen.

In der *oratio invectiva* markiert das Attribut *invektiva* die Redeabsicht, also das Anliegen, während die Tadelrede selbst die Textsorte/Gattung bezeichnet. Die Tadelrede muss dementsprechend nicht erörternd oder argumentierend verfahren. Das ist deswegen nicht erforderlich, weil das Verhältnis zwischen Redner, Rede und Zuhörer stabil ist und in der Regel durch Gegner-, wenn nicht gar Feindschaft gekennzeichnet ist. Der Tadelnde versucht dabei, als Autorität zu operieren, wenn er nicht ohnehin als eine solche akzeptiert ist. Der Tadelnde muss also nicht erst erklären, warum sein Tadel gerechtfertigt ist. Berücksichtigt man das o.g. polemische Kommunikationsmodell von Stenzel, kennt die Tadelrede potentiell zwei Adressaten: den Getadelten selbst sowie die eigentliche polemische Instanz. Die Publizistik des 16. Jahrhunderts, die als Tadelrede begriffen werden kann,<sup>20</sup> zielt in erster Linie auf die polemische Instanz. Diese Tadelreden werden primär geschrieben, um Zustimmung und Akzeptanz der polemischen Instanz zu erlangen, wobei gerade die Polarisierung zwischen Publikum und dem Getadelten das Ziel der Tadelrede sein dürfte. Wie bereits angedeutet, fehlen aber in der antiken Rhetorik die konkreten *exempla* für die Tadelrede. Deswegen dürften sich in Spätmittelalter und Früher Neuzeit keine konkreten Muster für die publizistische Tadelrede ausgebildet

**14** Vgl. Lundström (2015) Polemik in den Schriften Melchior Hoffmanns.

**15** Vgl. Barner (1970) Barockrhetorik.

**16** Vgl. Steinbrink/Ueding (1994) Grundriß der Rhetorik, S. 256f.

**17** Vgl. Steinbrink/Ueding (1994) Grundriß der Rhetorik, S. 256.

**18** Die Ausführungen in diesem Kapitel 2.1. wiederholen z.T. Überlegungen, die der Verf. an anderer Stelle formuliert hat; vgl. Bremer (2009) Tadelrede.

**19** Vgl. grundlegend Neumann (1998) Invektive.

**20** Nicht zu vergessen ist, dass den theologischen Autoren des 16. Jahrhunderts und auch anderen gelehrten Schriftstellern neben den antiken Hinweisen zur Tadelrede ein zweiter, regelrechter *exempla*-Schatz für die Tadelrede in Gestalt der Bibel zur Verfügung stand.

haben. Formale Diversität hat sich also bereits potentiell dadurch ergeben, dass sie allein als Negativfolie der Lobrede betrachtet wurde. Dabei überzeugte die Tadelrede nur unter der Voraussetzung der Autorität des Redners, was jedoch in vielen publizistischen Konstellationen der „reformatorischen Öffentlichkeit“<sup>21</sup> nicht gegeben war.

Begriffsgeschichtlich ist von Bedeutung, dass im Deutschen der lateinische Begriff *vituperatio* im Wortschatz kein konkretes Pendant hat, weil hier ‚Tadel‘ meist nicht die polemische Schärfe wie im Lateinischen eigen ist. Das Deutsche hält stattdessen mehrere Begriffe bereit, mit denen der Gegner unterschiedlich scharf angegangen werden kann: vom Tadel bis zur Schmähung. Deswegen finden sich im 16. Jahrhundert auch keine Schriften, die schon im Titel explizit eine Person oder einen Sachverhalt ‚tadelnd‘ angreifen. Das *Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts* (VD 16) kennt zwar einige wenige *vituperationes* und nennt Gegenschriften, die dem polemischen Objekt vorwerfen, das polemische Subjekt geschmäht zu haben. Angesichts dieses Vorwurfs entwickelt sich zudem ein Diskurs um Schmähungen und die daraus resultierenden rechtlichen Verfahren und Sanktionen. Konkrete Selbstbeschreibungen der eigenen Schrift als Tadel- oder Schmäherede finden sich hingegen nicht. Schmähungen verfasst immer nur der Gegner, nie das polemische Subjekt. Ursache dafür dürfte der Umstand sein, dass eine solche Selbstbezeichnung im Widerspruch zum rhetorischen Autorprinzip des *vir bonus* gestanden hätte.<sup>22</sup> Ergänzt sei, dass durch den Aufstieg der epideiktischen Rede in der höfisch-politischen Rede sowie der Geschichtsschreibung des Mittelalters dem *genus demonstrativum* im Vergleich zur Antike insgesamt mehr Aufmerksamkeit zukam. Da primär das Herrscherlob gepflegt wurde, profitierte die Tadelrede vom Aufstieg der epideiktischen Rede jedoch nur bedingt. Zwar galt sie weiterhin als Pendant zur Lobrede, konkretisiert wurde sie aber selten.

These der vorliegenden Überlegungen ist, dass die Tadelrede zu Beginn der Neuzeit einen Aufschwung erfährt, der der Intensivierung kritischer Sprechweisen seit dem Humanismus geschuldet sein dürfte. Zeigen ließe sich das beispielsweise

an Erasmus' *De conscribendis epistolis*. Sein konkrete Kommunikationssituationen berücksichtigender Briefsteller kennt zwei Briefformen, die auf Techniken der epideiktischen Rede zurückgreifen: das Empfehlungsschreiben und den Mahnbrief, wobei letzterer mit und ohne Tadel formuliert werden kann. Wesentlich für den Mahnbrief ist, dass er nun wieder stärker das didaktisierende Moment des Tadels aktiviert. *De conscribendis epistolis* geht nicht mehr von einer strikten Gegenüberstellung von Lob und Tadel aus. Doch auch wenn die Tadelrede in der Praxis zunehmend flexibel eingesetzt werden kann, ihren angestammten Ort in der Rhetoriktheorie büßt sie dadurch in der Frühen Neuzeit nicht ein – und ebenso nicht ihren problematischen Status im höfisch-politischen Kontext. So erklärt noch der Chor in Schillers *Braut von Messina* Don Manuel: „Verzeih, o Herr, die freie Tadelrede!“ (V. 790).

Diese Hinweise erklären den erwähnten Umstand, dass sich im VD 16 einerseits keine Schriften finden, die sich selbst als ‚Tadelbuch‘, ‚Schmähschrift‘ oder ‚Famos-Libel‘ bezeichnen, andererseits gegnerischen Schriften regelmäßig vorgeworfen wird, sie seien Tadelreden (bzw. ‚Schmäh- oder Famoschriften‘). Durch die Verankerung der Rhetorik in der akademischen Ausbildung sind die meisten Autoren des 16. Jahrhunderts mit der ‚Schattenseite‘ des *genus demonstrativum* vertraut. Seine didaktischen Vorteile werden wertgeschätzt. Nur entwickelt sich durch die Konfessionalisierung rasch eine kommunikative Situation, in der versucht wird, die polemische Instanz durch Distanzierung, Stigmatisierung oder Diffamierung des polemischen Objekts für die eigene Position einzunehmen.<sup>23</sup> Das polemische Subjekt sucht mittels der Tadelrede den Schulterchluss mit der polemischen Instanz. Um sich selbst dabei nicht in Misskredit zu bringen, vermeidet das polemische Subjekt Selbstbezeichnungen, die es als ‚schmähend‘ oder ‚ehrverletzend‘ ausweisen können. Stattdessen werden Gattungsbegriffe bevorzugt, die den Charakter der Tadelrede tendenziell verbergen. So greifen bspw. Texte, die als ‚Abconterfeigung‘ (auch ‚Abcontrafehung‘/‚Abcontrafeigung‘) bezeichnet werden (und also reklamieren, lediglich Sachverhalte wiederzugeben oder Personen sachlich zu charakterisieren), vielfach auf Muster des *genus demonstrativum* zurück. Im Hinblick auf die

<sup>21</sup> Wohlfeil (1984) Reformatorische Öffentlichkeit.

<sup>22</sup> Vgl. Robling (2009) *Vir bonus*.

<sup>23</sup> Vgl. Bremer (2005) *Religionsstreitigkeiten*, S. 213–221.



einleitend skizzierte Diskrepanz zwischen Titelan-spruch und invektivem Anliegen gilt es zunächst festzuhalten, dass viele invektive Schriften des 16. Jahrhunderts zwar angesichts ihrer Argumen-tationsweisen dem *genus demonstrativum* zuzu-ordnen sind, dass sie aber auf dem Titelblatt einen anderen rhetorischen Anspruch formulieren.

Mit diesem Hinweis ist zugleich die Überlei-tung zu den beiden anderen rhetorischen *genera* formuliert, denn die Titelblätter invektiver Schrif-ten rufen vielfach Gattungssignale auf, die nahe-legen, dass die vorliegende Schrift eher dem *genus deliberativum* oder dem *genus iudiciale* zuzuordnen ist.

**2.2a** Zumindest dem Titel nach dürften die meisten invektiven Textsorten des 16. Jahrhun-derts dem *genus deliberativum* zuzurechnen zu sein. Zwar werden ihm von der Antike bis heute in erster Linie politische Beratungsreden (etwa Parlamentsreden) zugeordnet. Vergegenwärtigt man sich aber, dass unter das *genus delibera-tivum* nicht nur Beratungen, sondern auch fra-gende Erörterungen und insbesondere Warnun-gen fallen, wird rasch deutlich, welche Dominanz es auf den Titelblättern des 16. Jahrhunderts hat. Letztlich sind alle Texte, die die Notwendigkeit einer Entscheidung skizzieren und diese zumin-dest vordergründig der polemischen Instanz überantworten, der rhetorischen Theorie gemäß dem *genus deliberativum* zuzuordnen. So werden ab 1520 regelmäßig ‚Warnungen‘ publiziert, die zwar ein konkretes polemisches Objekt nennen, die Schrift auch oft daran adressieren. Gleich-wohl sind sie vor allem darum bemüht, die pole-mische Instanz von den eigenen Argumenten zu überzeugen und zu versuchen, das polemische Objekt auszugrenzen.<sup>24</sup> Argumentativ zeichnet sich in den ‚Warnungen‘ also früh die konfes-sionelle Spaltung ab, selbst wenn das Gegen-teil erklärt wird. ‚Warnungen‘ werden konfes-sionsübergreifend ausgesprochen, sie können in Versen formuliert, aber auch erkennbar der Dis-putation verpflichtet sein. Wie wenig sich diese Textsorte auf die Beratung beschränkt, mag ein frühes Beispiel aus der antijesuitischen Publizistik veranschaulichen.<sup>25</sup> Der Stuttgarter Hofprediger

Lucas Osiander hatte früh ein kritisches Auge auf die Jesuiten geworfen und veröffentlichte 1568 eine erste *Warnung* gegen den jungen Orden. Einleitend hält er fest:

DIeweil durch Gottes Gnad die Lehr deß H. Euange-lij in der Christenheit ettliche Jar widerumb rein vnd vnuerfelscht gepredigt/ [...] Hat der laidig Sathan wol gesehen/ daß sollichs zu vndergang vnd verstörung seines Reichs gerhaten wölle. [...] Zu disem seinem verderblichen fürnemen hat er ein neuen Orden vor ettliche jaren gestiftet/ [...] die sich Jesuiter/ oder auß der gesellschafft Jesu/ fälschlich nennen.<sup>26</sup>

Dieses Beispiel führt vor, warum derart viele Streitschriften des 16. Jahrhunderts dem Titel nach dem *genus deliberativum* zugeordnet werden können: Diese Redegattung ist für ver-schiedene Redeanlässe geeignet, so dass sie deutlich weniger als die Tadelrede formal festge-legt ist und dementsprechend eine große Flexibili-tät bietet. Vergegenwärtigt man sich hingegen Osianders Argumentationsweise, zeigt sich, dass er einen (aus seiner Sicht) sicheren und unzwei-felhaften Redegegenstand (dass der junge Jesui-tenorden vom Satan gegründet sei) vorführt. Seine *Warnung* kennzeichnet also die Diskrepanz zwischen deliberativem Anspruch und demonst-rativer Argumentation.

Diese Diskrepanz wird insbesondere deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass im 16. Jahr-hundert vielfach heute kaum mehr bekannte Text-sorten erprobt wurden, die entschieden ihren Ber-atungsanspruch artikulieren, indem sie das Moment der ‚Entscheidung‘ (*decisio*)<sup>27</sup> betonen und gleich-wohl erkennbar ein invektives Anliegen verfol-gen. Konkret zu denken ist an Schriften, die Ent-scheidungsformeln auf dem Titelblatt artikulieren und erkennbar lateinisch-akademische Textsorten zum Vorbild haben – etwa die *quaestio*, die neben juristischen theologische bzw. philosophische Fra-gen erörtern kann, aber auch andere rhetorische Textsorten, die die Klärung bestimmter Fragen und Probleme versprechen. In diesen Textsorten müssen nicht notwendig politisch-juristische Fra-gen berührt werden. Es können ebenso solche sein, die religiöse Entscheidungen betreffen. Text-

<sup>24</sup> Vgl. Bremer (2005) Religionsstreitigkeiten, S. 134–140.

<sup>25</sup> Vgl. Paintner (2011) Des Papsts neue Creatur.; vgl. er-gänzend auch Niemetz (2008) Antijesuitische Bildpublizistik.

<sup>26</sup> Osiander (1568) *Warnung*, S. 1f.

<sup>27</sup> Die folgenden Ausführungen in diesem Kapitel wieder-holen z.T. Überlegungen, die der Verf. an anderer Stelle publiziert; vgl. Bremer (2021) Entscheidungsstraktate. Vgl. außerdem Schicker (1994) Entscheidung.

sortengeschichtlich bemerkenswert ist dabei, dass sich weder für *decisio* noch für *quaestio* eindeutige deutsche Pendant durchgesetzt haben. Das muss betont werden, weil im 16. Jahrhundert die meisten deutschen Textsorten erkennbar von lateinischen, akademischen Textsorten abhängig sind. Im Unterschied dazu hat sich für Textsorten, die dem Rezipienten einen Ratschlag für eine zukünftige Entscheidung versprechen, kein synonyme Begriff etabliert. Gleichwohl gibt es eine Textsorte, die als ‚Entscheidungstraktat‘ bezeichnet werden kann und die bereits im Titel die Entscheidungssuche artikuliert. Diese Entscheidungstraktate scheinen keine direkten lateinischen Vorbilder zu haben. Sie weisen eine recht stabile Titelstruktur auf, indem ein ‚Bericht‘ angekündigt wird, der eine bestimmte, ebenfalls im Titel genannte Frage abschließend zu erörtern verspricht. Das VD 16 nennt erstmals im Jahr 1525 zwei Bücher, die im Titel einen ‚Bericht, ob‘ versprechen. Diese ‚Berichte, ob‘ sind Ende des Jahrhunderts derart weit entwickelt, dass es im letzten Jahrzehnt allein für die Fügung ‚Bericht, ob‘ 27 Treffer gibt. Mehrheitlich behandeln die Entscheidungstraktate theologische, konkret meist konfessionspolemische Fragen. Sie changieren zwischen beratendem und invektivem Anliegen. Wie sehr das gilt, vergegenwärtigt, dass die beste Rückübersetzung von ‚Bericht‘ ins Lateinische *relatio* ist. Eben unter diesem Titel verbreitete man ab Anfang des 17. Jahrhunderts immer häufiger Nachrichten und eben nicht begründete Entscheidungen.

Veranschaulichen lässt sich diese Ambivalenz mittels eines Buchs von Julius (von) Pflug. Er war der letzte Bischof von Naumburg und eine anerkannte Kapazität der alten Kirche, Teilnehmer an verschiedenen Religionsgesprächen und dem Trienter Konzil. Er starb 1564 in Zeitz, posthum erschien in Köln seine Schrift *Gründtlicher vnd Christlicher Bericht/ Ob einer mit gutem gewissen die alte Catholische Religion verlassen/ vnd sich der Augspurgischen Confeßion anhangen möge*. Dieser Titel ist typisch für die Entscheidungstraktate. Wie von Pflug argumentiert, zeigt eine Art Zwischenbilanz, die er nach rund 50 Seiten formuliert:

Auß diesem kurtzen Bericht/ hat menniglich zu ermesen/ das die Augspurgische Confession/ nicht allein vnnothig/ sondern auch sorglich vnnd nachtheilig/ weil sie mit so vilen groben irrsaln vnnd Gottes

Wort/ vnnd der alten waren Christlichen Religion nicht allein vngemeß/ sondern auch widerwertig.<sup>28</sup>

Pflug nimmt das Titelwort ‚Bericht‘ auf. Dabei zeigt sich, dass diese Textsortenbezeichnung eine stilistische Dimension hat. Die Polemik gegen die *Confessio Augustana* ist vergleichsweise moderat formuliert. Dieser Eindruck korrespondiert damit, dass ein ‚Bericht‘ noch in der Frühaufklärung eine Textsorte ist, die sich mit Wertungen zurückhält und Entscheidungen weniger selbst formuliert, als dass sie sie vorbereitet.<sup>29</sup> Zugleich veranschaulicht der Hinweis auf die Frühaufklärung den invektiven Kern der Entscheidungsrhetorik Pflugs. Im Unterschied zu juristisch tendenziell neutralen, letztlich zumindest dem Anspruch nach begutachtenden ‚Berichten‘ der Frühaufklärung urteilt in Pflugs *Bericht* der ‚Berichtende‘, also der Verfasser selbst. Pflug überantwortet dem Rezipienten zwar die Entscheidung für die Handlung, ob dieser seinem Urteil folgt. Die Richtigkeit von Pflugs Entscheidung steht jedoch außer Frage. Dieser Umstand korrespondiert damit, dass sich mit der allmählichen Herausbildung von Schriften, die sich mittels ihres Titels primär dazu verpflichten, die Rezipienten zu informieren – eben als ‚Relationen‘ oder auch ‚Neue Zeytungen‘ –, ein Bewusstsein dafür zu entwickeln scheint, dass gerade das Versprechen, den Rezipienten die Entscheidungsfindung zu überantworten, besonders viel invektives Potential in sich birgt. Die Zeitgenossen haben das vielfach wahrgenommen, so dass gerade auch ‚Neue Zeytungen‘ trotz ihres im Titel reklamierten informierenden Anspruchs Streitigkeiten zu provozieren vermochten.

So veröffentlichte der Jesuit Georg Scherer 1583 die *Gewisse und wahrhafft Newe Zeytung auß Constantinopel*.<sup>30</sup> Ihr Hintergrund ist der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in unregelmäßigen Abständen gepflegte Briefwechsel von Tübinger Theologen mit der griechischen Kirche.<sup>31</sup> 1573 übersandte der Tübinger Kanzler Jacob Andreae

<sup>28</sup> Pflug (1571) *Gründtlicher vnd Christlicher Bericht*.

<sup>29</sup> So versteht Zedler rund 150 Jahre später unter einem ‚Bericht‘ Nachrichten, die „die wahre Beschaffenheit einer Sache an den Landes=Herrn oder das höhere Gericht berichten.“ Zedler (1733) *Bericht*, S. 671.

<sup>30</sup> Scherer (1583) *Newe Zeytung*; die folgenden Hinweise zu diesem Text bauen auf den Überlegungen des Verfassers in (2005) *Religionsstreitigkeiten*, S. 45–48 auf.

<sup>31</sup> Grundlegend Wendebourg (1986) *Reformation und Orthodoxie*.

dem Patriarchen in Konstantinopel die *Confessio Augustana* und bat ihn, sie zu beurteilen. Im sich daran anschließenden Briefwechsel traten rasch grundlegende dogmatische Differenzen zutage. 1581 lehnte der Patriarch jeden weiteren Austausch über dogmatische Fragen ab. Der Briefwechsel wurde von katholischer Seite aufmerksam verfolgt. 1582 wurde eine lateinische Übersetzung der Beurteilung der Augsburger Konfession durch den Patriarchen, die *Censura Orientalis Ecclesiae*, publiziert. Sie bildet die Basis für die *Newe Zeytung*. Scherers Schrift hat also eindeutig einen informativen Kern. Zugleich aber war die Schrift potentiell invektiv, weil sie Informationen popularisierte, die die Lutheraner dogmatisch angriffen – und zwar von einer Seite, die nicht in die deutschen Religionsstreitigkeiten involviert war und zu denen die Tübinger in der Erwartung Kontakt gesucht hatten, Verbündete gegen die römische Kirche zu finden. Scherers *Newe Zeytung* bildete den Auftakt für einen Streitschriftenwechsel zwischen Wien und Tübingen. Er war zugleich der Auftakt für eine ganze Reihe von Kontroversen zwischen Scherer und den Theologen in Stuttgart und Tübingen. Im Hinblick auf die von Barner angenommene ‚Tiefenstruktur‘ von Streitigkeiten wäre ergänzend zu überlegen, ob der Streit um Scherers *Newe Zeytung* nicht zugleich eine Reaktion auf Osianders erwähnte *Warnung* vor den Jesuiten war. Vor diesem Hintergrund wäre wiederum der deliberative Anspruch der *Newen Zeytung* eindeutig als Streittechnik zu beurteilen: Nachdem Osiander mit der *Warnung* eine Schrift vorgelegt hat, die im Titel entschieden einen deliberativen Anspruch artikuliert, dann aber klar erkennbar eine Tadelrede gegen den Jesuitenorden formuliert, legt der Jesuit zu einem anderen Gegenstand seinerseits eine Schrift mit deliberativem Anspruch vor, die sich freilich konkreter Anschuldigungen weitgehend enthält, um nun mittels Selbstinszenierung als *vir bonus* und zugleich mittels der potentiell invektiven Äußerungen des Patriarchen die württembergischen Theologen (die federführend die Konkordienformel erstellt hatten) anzugreifen. Diese Deutung kann derart begründet werden: Mittels des Titelblatts artikulieren Osiander (in der *Warnung*) wie Scherer (in der *Newen Zeytung*) einen deliberativen Anspruch. Osiander legt dann aber eine demonstrative Schrift vor, während Scherer weiterhin in erster Linie Sach-

argumente liefert und den deliberativen Anspruch im Text aufrechterhält. Das invektive Anliegen Osianders folgt aus der Diskrepanz zwischen Titelanspruch und Textrealisation. Das invektive Anliegen Scherers ergibt sich an diesem Punkt angesichts der Harmonie zwischen Titelanspruch und Textrealisation hingegen nicht, sondern erst bei Berücksichtigung des Streitkontextes und des Umstands, dass die *Newe Zeytung* Teil eines komplexeren Streitzusammenhangs ist.

**2.2b** Wie eingangs dargestellt, ist ein wichtiger Unterschied zwischen dem *genus deliberativum* und dem *genus iudiciale* die zeitliche Perspektive – konkret die Frage, ob der Rezipient mittels der Schrift im Hinblick auf seine zukünftigen Handlungen beeinflusst werden oder sich rückblickend über einen abgeschlossenen Sachverhalt ein Urteil bilden soll. Auch dem *genus iudiciale* sind zahlreiche Streitschriften des 16. Jahrhunderts dem Titelblatt nach verpflichtet. Dieses dritte *genus* ist gut zu greifen, weil auf seinen Titelblättern besonders häufig klare Schlagworte zu finden sind, die den Text als juristische Textsorte ausweisen. Konkret zu denken ist etwa an die *Verteidigung/defensio* bzw. die *apologia*, an die *Rettung/vindicatio* oder auch an Schriften, die Urteile versprechen (selbstverständlich vermeintlich ‚unpartheyischer‘ Natur).<sup>32</sup>

Das Beispiel, an dem das veranschaulicht werden soll, ist die 1573 veröffentlichte Schrift *PRO-DRROMVS oder Vortrab/ Der rettung deß büchleins von rechter/ ordentlicher wahl/ vnd beruff/ der Catholischen/ vnd Euangelischen Priester vnd Prediger*.<sup>33</sup> Verfasser ist einer der ersten Konvertiten zur römischen Kirche, Caspar Franck, der später Hofprediger in München wurde. Im Untertitel wird der judikale Anspruch der Schrift weiter ausgeführt: *Darinnen durch vnpartheyische Richter/ erkleret/ vnd gründlich dargethan wirdt/ wie felschlich/ vnd betrieglich Georg Nigrinus Lutherischer Predicant/ vnnd andere seine Aidgenossen/ sich der lehr/ glauben vnd Confession der vralten Apostolischen lehrer rhümen vnd gebrauchen/ jedermann gantz lustig zu lesen/ vnd zubedencken*. Erschienen ist die Streitschrift

<sup>32</sup> Vgl. dazu exemplarisch Bremer (2004) Umorientierung in der Kirchengeschichtsschreibung; Stader/Traninger (2016) Unparteilichkeit.

<sup>33</sup> Frank (1573) PRODRROMVS oder Vortrab.

1573 in Ingolstadt. Es ist, wie der Titel anzeigt, die Erwiderung auf ein Buch des Gießener Lutheraners Georg Nigrinus, der im selben Jahr eine Reaktion auf eine andere Schrift Francks aus dem Jahr 1571 vorgelegt hatte. Franck ‚rettet‘ also seinen eigenen Text vor den aus seiner Sicht ‚falschen‘ Anschuldigungen von Nigrinus. Schon der Titel führt einen Umstand vor, der für das Schrifttum des 16. Jahrhunderts begrifflich typisch ist: Das rückblickende Urteil wird nicht zwingend den Rezipienten überantwortet, richtende Instanzen können Dritte sein, die vom polemischen Subjekt angeführt werden (also juristisch gesprochen: Zeugen, rhetorisch formuliert: Argumente). Die an sich in der juristischen Rede substantielle Unterscheidung zwischen Argumentation und Urteilsbildung wird also unterlaufen, indem einer Instanz, die an sich lediglich die Urteilsbildung unterstützen soll, ‚Unparteilichkeit‘ und ‚Urteilsvermögen‘ vom polemischen Subjekt attestiert wird. Gleichzeitig wahrt Franck die Zeitperspektive des *genus iudicale*, indem er mit seiner Schrift ein abschließendes Urteil über eine andere Schrift beansprucht.

Wie wenig aber letztlich diese Selbstbeschreibung durch das Titelblatt eine Selbstverpflichtung ist, führt ergänzend der Blick auf die beiden primären Titel-Begriffe *Prodromus* und *Vortrab* vor. Ein solcher lateinisch-deutscher Doppeltitel ist bei Streitschriften des 16. Jahrhunderts häufig anzutreffen. Er ist in diesem Beispiel allerdings bemerkenswert, weil die beiden Wörter nicht im engeren Sinne synonym sind. Geht man vom ansonsten im Titel artikulierten judikalen Anspruch aus, irritieren beide Begriffe zusätzlich. Ein *prodromus* ist im klassischen Latein meist ein Vorbote, also eine Instanz, die sich tendenziell deliberativ äußern wird. Ein *Vortrab* kann zwar auch diesen berichtenden Charakter haben. In erster Linie meint der Begriff aber eine militärische Vorhut, eine Art Stoßtrupp. Durch diesen Begriff wird also schon im Titel das invektive Anliegen angedeutet (und tendenziell das *genus demonstrativum* aufgerufen).

Berücksichtigt man bei dieser Analyse des Titelblatts zudem, dass Francks Buch eines der ersten ist, das sich selbst explizit als „streitschrift“<sup>34</sup> bezeichnet, wird deutlich, welche Funktion der explizite oder auch implizite Rekurs auf die rhetorischen Genera in den invektiven Texten

des 16. Jahrhunderts haben: Sie formulieren einen Rederahmen, der Bezugsgröße ist. Doch ist dieser nicht normativ. Vielmehr ermöglicht er ähnlich wie dann in der Poetik des 17. Jahrhunderts das, was Barner in Anlehnung an die rhetorische *licentia* „Spielraum“ genannt hat.<sup>35</sup> Dieser Spielraum ist der ‚Raum‘, der zunächst aufgerufen wird, um einen Anspruch zu formulieren, der je nach invektivem Anliegen ausgestaltet wird. Zwei Faktoren sind dabei besonders zu berücksichtigen: der Verfasser (soweit bekannt) und neben dem konkreten Redeanlass der Redekontext (soweit bekannt). Wie bereits angedeutet, verfolgen die meisten Polemiker nicht nur konkrete Streitstrategien, um den Gegner anzugreifen. Meist ebenso wichtig sind Strategien, die der polemischen Instanz einen möglichst umfangreichen guten Eindruck vom Polemiker selbst, also vom polemischen Subjekt vermitteln. Ciceros *vir bonus* gibt hier – freilich entschieden christianisiert – das Muster ab. Ergänzend sind zahlreiche Streitschriften Resultat einer konkreten Redesituation, deren kommunikative Bedingungen die Streitschrift zudem prägen können. Das deutet sich schon in dem Umstand an, dass sich eben in den Jahren des 16. Jahrhunderts, in denen sich das Wort ‚Streitschrift‘ immer weiter durchsetzt, auch die ersten ‚Streitpredigten‘ publiziert wurden.<sup>36</sup>

Die vorliegenden Überlegungen führen damit zudem vor, dass eine systematische Typologie invektiver Textsorten für das 16. Jahrhundert kaum entwickelt werden kann. Das ist dem Umstand geschuldet, dass Streitschriften nicht nur Ausdruck eines Streits mit einer Oberflächen- und einer Tiefenstruktur sind (wie Barner bereits für Literaturstreite erklärt hat), sondern dass ihnen zudem eine mehrfache, durchaus widersprüchliche Aussagestruktur eigen ist. Dabei gilt es, sich zu vergegenwärtigen, dass die durch den Titel artikulierten Aussagen keine zuverlässigen Rückschlüsse auf die Intention des Verfassers oder die Funktion des Textes erlaubt, sondern in erster Linie dazu genutzt werden kann, um die potentielle Rezeption zu beschreiben. Die im Titel auf der Grundlage der rhetorischen *genera*-Lehre vielfach zum Ausdruck gebrachte Wirkungsabsicht konnte durch den Haupttext erfüllt werden oder in einem Spannungsverhältnis zu ihm ste-

<sup>34</sup> Frank (1573) *PRODROMVS* oder *Vortrab*, fol. 56r.

<sup>35</sup> Barner (2000) Spielräume.

<sup>36</sup> Vgl. etwa Eisengrein (1575) *Streitpredig.*



hen. Die Analyse dieses Verhältnisses erlaubt damit die Darstellung des invektiven Anliegens einer Streitschrift.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Eisengrein, Martin (1575): Streittpredig Darin/ neben Ausslegung dess Euangelischen Gruss [...] Auss hayliger Schrifft von nachfolgenden Puncten ain gründtlicher bericht gegeben wirdt [...]. Ingolstadt: Sartorius (VD16 E 820).
- Frank, Caspar (1573): PRODRAMVS oder Vortrab/ Der rettung deß büchleins von rechter/ ordentlicher wahl/ vnd beruff/ der Catholischen/ vnd Euangelischen Priester vnd Prediger [...]. Ingolstadt: Weißenhorn (VD16 F 2056).
- Osiander, Lucas (1568): Warnung/ Vor der falschen Lehr/ vnd Phariseischen Gleißnerey der Jesuiter. Tübingen: Morhart (VD16 O 1274).
- Pflug, Julius (1571): Gründtlicher vnd Christlicher Bericht/ Ob einer mit gutem gewissen die alte Catholische Religion verlassen/ vnd sich der Augspurgischen Confeßion anhangen möge. Köln: Cholinus (VD16 P 2414).
- Scherer, Georg (1583): Gewisse und wahrhafftige Newe Zeytung auß Constantinopel vom Hieremia jetzigen Patriarchen daselbsten/ was sein vnd aller Griechischen vnd Orientalischen Kirchen vrtheil vnd meinung sey von allen Articulen Augsburgischer Confession. Ingolstadt: Eder (VD16 J 224).
- Zedler, Johann H. (1733): Art. Bericht. In: Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschafften und Künste 3. Halle/Leipzig, Sp. 1312.

### Forschungsliteratur

- Barner, Wilfried (2000a): Spielräume. Was Poetik und Rhetorik nicht lehren. In: Laufhütte, Hartmut (Hg.): Künste und Natur in Diskursen der Frühen Neuzeit. Bd. 1. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 33–67.
- Barner, Wilfried (2000b): Was sind Literaturstreite? Über einige Merkmale. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 47, S. 374–380.
- Barner, Wilfried (1970): Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen. Tübingen: Niemeyer.
- Braungart, Georg (1992): Zur Rhetorik der Polemik in der Frühen Neuzeit. In: Bosbach, Franz (Hg.): Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 1–21.
- Bremer, Kai (2020): Emsers und Luthers Streit um theologische Deutungshoheit. Die Kontroverse um die *Adelsschrift* 1520/21. In: Braun, Karl-Heinz/ Klaiber, Wilbirgis/Moos, Christoph (Hgg.): Glaube(n)

im Disput. Neuere Forschungen zu den altgläubigen Kontroversisten des Reformationszeitalters. Münster: Aschendorff, S. 75–91.

- Bremer, Kai (2021): ‚Entscheidungsstraktate‘. Textsorten- und rhetorikgeschichtliche Beobachtungen zu konfessionspolemischen ‚Berichten, ob‘ des späteren 16. Jahrhunderts. In: Pohlig, Matthias/Steckel, Sita (Hgg.): Über Religion entscheiden. Religiöse Optionen und Alternativen in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Christenheit. Tübingen: Mohr Siebeck (im Erscheinen).
- Bremer, Kai (2011): Grenzen der aemulatio. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620). Berlin: De Gruyter, S. 231–248.
- Bremer, Kai (2009a): Art. ‚Streitschrift‘. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 9. Tübingen: Niemeyer, Sp. 189–191.
- Bremer, Kai (2009b): Art. ‚Tadelrede‘. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 9. Tübingen: Niemeyer, Sp. 419–424.
- Bremer, Kai (2005): Religionsstreitigkeiten. Volkssprachliche Kontroversen zwischen altgläubigen und evangelischen Theologen im 16. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer.
- Bremer, Kai (2004): Umorientierung in der Kirchengeschichtsschreibung um 1700. In: Heudecker, Sylvia/ Niefanger, Dirk/Wesche, Jörg (Hgg.): Kulturelle Orientierung um 1700. Traditionen, Programme, konzeptionelle Vielfalt. Tübingen: Niemeyer, S. 165–182.
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine et. al.: Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 2/1, S. 2–24.
- Frymire, John M. (2010): The Primacy of the Postils. Catholics, Protestants, and the Dissemination of Ideas in Early Modern Germany. Leiden/Boston: Brill.
- Gloning, Thomas (1999): The Pragmatic Form of Religious Controversies around 1600. A case Study in the Osiander vs. Scherer & Rosenbusch Controversy. In: Fritz, Gerd/Jucker, Andreas H./Lebsanft, Franz (Hgg.): Historical Dialogue Analysis. Amsterdam/ Philadelphia: Benjamins, S. 81–110.
- Glüer, Juliane (2001): Moves and Strategies in a Religious Pamphlet War: Protestants vs. Jesuits in the 1580s. In: Dascal, Marcelo/Fritz, Gerd/Gloning, Thomas et al. (Hgg.): Theological Controversies. Gießen: G. I. F., S. 18–41.
- Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lundström, Kerstin (2015): Polemik in den Schriften Melchior Hoffmanns. Inszenierungen rhetorischer Streitkultur in der Reformationszeit. Stockholm: Stockholm University Press.
- Münkler, Marina (2015): Legende/Lügende. Die protestantische Polemik gegen die katholische Legende und Luthers *Lügend von St. Johanne Chrysostomo*. In: Piltz, Eric/Schwerhoff, Gerd (Hgg.): Gottlosigkeit



- und Eigensinn. Religiöse Devianz im konfessionellen Zeitalter. Berlin: Duncker & Humblot, S. 121–147.
- Neumann, Uwe (1998): Art. ‚Invektive‘. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 4. Tübingen: Niemeyer, Sp. 549–561.
- Niemetz, Michael (2008): Antijesuitische Bildpublizistik in der Frühen Neuzeit. Regensburg: Schnell und Steiner.
- Paintner, Ursula (2011): ‚Des Papsts neue Creatur‘. Antijesuitische Publizistik im deutschsprachigen Raum (1555–1618). Amsterdam: Rodopi.
- Robling, Franz-Hubert (2009): Art. ‚Vir bonus dicendi peritus‘. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 9. Tübingen: Niemeyer, Sp. 1134–1138.
- Sablotny, Antje (2019): Metalegende. Die protestantische Lügende als invektive Metagattung. In: Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung 2, S. 148–200.
- Schicker, Rudolf (1994): Art. ‚Entscheidung‘. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 2. Tübingen: Niemeyer, Sp. 1222–1231.
- Stader, Daniel/Traninger, Anita (2016): Unparteilichkeit und das Problem der Trennung von Person und Sache (Bayle, Thomasius, Hoffmann). In: Scientia Poetica 20, S. 44–80.
- Steinbrink, Bernd/Ueding, Gert (1994): Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 3. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Stenzel; Jürgen (1986): Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik. In: Koopmann, Helmut/Worstbrock, Franz J. (Hgg.): Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit. Tübingen: Niemeyer, S. 3–11.
- Wendebourg, Dorothea (1986): Reformation und Orthodoxie. Der ökumenische Briefwechsel zwischen der Leitung der Württembergischen Kirche und Patriarch Jeremias II. von Konstantinopel in den Jahren 1573–1581. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Werz, Joachim (2020): Predigtmodi im frühneuzeitlichen Katholizismus. Die volkssprachliche Verkündigung von Leonhard Haller und Georg Scherer in Zeiten von Bedrohungen (1500–1605). Münster: Aschendorff.
- Wohlfheil, Rainer (1984): Reformatorische Öffentlichkeit. In: Grenzmann, Ludger/Stackmann, Karl (Hgg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Stuttgart: Metzler, S. 41–52.

---

## Artikel

Jürgen Müller\*

# Die deutsche Bildparodie im 16. Jahrhundert. Ihre Anfänge, Formen und Funktionen<sup>1</sup>

---

**1** Der Beitrag geht auf die von Jürgen Müller konzipierte Ringvorlesung im Sommersemester 2018 zur Parodie in der Frühen Neuzeit zurück.

**Abstract:** Image parodies emerge at the same time as Erasmus of Rotterdam's text *In Praise of Folly* from 1511, which also exerted great influence on painters. Thus it is obvious to connect the first parodies by artists like Albrecht Dürer or Urs Graf with the literary fashion of the paradoxical encomium. In this context, both the success of the Erasmian text and the spread of parodic pictorial procedures that began in Northern Europe are connected to the possibility of open and hidden criticism. Erasmus allows himself simple jokes, but at the same time he criticizes the image cult of the Catholic Church or a misunderstood Marian piety. Image parodies are also accompanied by an open genre structure of varying character, which can be ironic in the sense of paradoxical encomium and polemical with reference to satire and the Reformation disputes.

**Keywords:** Parodie, paradoxes Enkomion, Inversion, Witz, Pornographie, Komik, Imitatio artis – parody, paradoxical encomium, inversion, wit, joke, pornography, comic, imitatio artis

\*Prof. Dr. Jürgen Müller, TU Dresden, Institut für Kunst- und Musikwissenschaft, Professur für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte, juergen.mueller@tu-dresden.de

## 1 Eine Poetik des Ausgleichs

„In der Hauptsache aber habe Sokrates sie dahin gebracht, zuzugestehen, daß ein- und derselbe Mann fähig sein sollte, Komödien und Tragödien zu schreiben“, so lautet der überraschende Schluss von Platons Dialog *Das Gastmahl*.<sup>2</sup> Die Forderung des Philosophen, Komödien und Tragödien zugleich schreiben zu können, lässt sich als Kommentar auf das zuvor Geschehene lesen, haben die Teilnehmer des Symposions doch verschiedene Theorien über die Liebe erörtert, bei der Sokrates unter Berufung auf die Priesterin Diotima Eros zum Mittler zwischen Gott und den Menschen erklärt. Plötzlich erscheint Alkibiades als letzter und ungebetener Redner des Gastmahls. Effektiv hebt sich der Inhalt seiner Rede von den Gedanken des Philosophen ab, wenn es heißt: „Ihr Männer seid begrüßt! Nehmt ihr einen schwerbetrunkenen Mann noch als Zechgenossen bei euch auf, oder sollen wir wieder abziehen [...]“<sup>3</sup>

Dem Tiefsinn aufsteigender Seelen steht die Rede eines Betrunknen gegenüber. Das lehre

Schauspiel wird vollends zur Komödie, wenn sich Alkibiades im platonischen Dialog nicht nur zu seiner Trunkenheit bekennt, sondern im Folgenden auch keinen Hehl daraus macht, dass er weniger nach dem Wesen der Liebe als vielmehr nach einem Liebhaber für die Nacht Ausschau hält. Und so beginnt ein Wettbewerb zwischen Sokrates und Alkibiades, die gleichermaßen um die Zuneigung Agathons buhlen und sich in ironischen Volten wechselseitig zu überbieten trachten.

Das Ende von Platons *Gastmahl* ist hochberühmt und so hat auch kein Geringerer als Anselm Feuerbach [Abb. 1] der beschriebenen Szene ein großformatiges Historienbild gewidmet. Dabei zeugt das turbulente Finale des Dialogs insofern von rhetorischem Kalkül, als das Pathos der Priesterin Diotima und ihre Definition der Liebe als Aufstieg der Seele zu Gott effektiv durch das furios-komische Ende des Textes konterkariert wird. Wenn Alkibiades im Unterschied zu den anderen Symposion-Teilnehmern nach einem erotischen Abenteuer sucht, erweist er alle Liebestheorie als lebensfern, erscheinen die zahlreichen Reden über den Eros doch blutleer und pathetisch. Mit Platons *Gastmahl* haben

<sup>2</sup> Schmidt-Berger (1985) Plato, Trinkgelage, St 202–223d.

<sup>3</sup> Schmidt-Berger (1985) Plato, Trinkgelage, St 212c.



**Abb. 1:** Anselm Feuerbach (1871–1874): Das Gastmahl (nach Plato), zweite Fassung, Öl auf Leinwand, 400 x 750 cm, Berlin, Alte Nationalgalerie – Nachweis: CC-BY-NC-SA © Alte Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin / Klaus Göken, URL: [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/75/Anselm\\_Feuerbach\\_-\\_Das\\_Gastmahl.\\_Nach\\_Platon\\_%28zweite\\_Fassung%29\\_-\\_Google\\_Art\\_Project.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/75/Anselm_Feuerbach_-_Das_Gastmahl._Nach_Platon_%28zweite_Fassung%29_-_Google_Art_Project.jpg) [letzter Zugriff: 28.12.2020]

wir zu lernen: Keine Tragödie ohne Komödie.<sup>4</sup> Der hier beschriebene Gegensatz und die damit einhergehende Frage nach dem Verhältnis von Ernst und Komik spielt für die Geschichte der Malerei eine bedeutende Rolle, denn seit der Renaissance wird die Historienmalerei als Äquivalent zur Tragödie allen anderen Gattungen vorgezogen.<sup>5</sup> Im Rahmen der Historienmalerei werden Ideale formuliert, sie erzählt vom Opfermut der Helden. Mit diesem Erwartungshorizont der Historie in Bezug auf die spezifische Behandlung von Themen geht zugleich ihre Schwäche einher, die in vorhersehbarer Dramaturgie besteht.<sup>6</sup>

Parodien setzen eine solche Hierarchie voraus. Sie reagieren sowohl auf übertrieben pathetische Formulierungen als auch die inflationäre Verwendung von Themen und Motiven. Wenn keusche Nymphen zu Prostituierten oder Heroen zu raufenden Bauern werden, finden Perspektivwechsel statt, mit denen die erhaben-tragischen Vorbilder ins Komische gewendet und der Lächerlichkeit

preisgegeben werden. Als formale Grundfigur der Parodie ist deshalb die Inversion zu erachten, ihre Voraussetzungen sind die Gattungshierarchie und ein durch druckgrafische Medien zugänglicher Kanon. Die frühesten Parodien finden mit der Kunst Albrecht Dürers und Urs Grafts in der Zeit um 1500 statt.<sup>7</sup> So soll im Folgenden gezeigt werden, wie im historischen Prozess Bildparodien darauf aufmerksam machen, dass sich Kunstwerke und ihre Wirkung verbrauchen. Bildgattungen und ihre Themen sind davon nicht ausgenommen.

Die Kultur der Renaissance bedeutet nicht nur die Wiedergewinnung der Antike, sondern auch eine Rückkehr des Lachens. Bildparodien und ihre Autoren sind Teil dieser Entwicklung, bei der falsches Pathos in Komik überführt und eine unvorhersehbare Wirkung angestrebt wird. Vor allem mit Erasmus' *Laus stultitiae* von 1511 geht für die bildende Kunst eine große Vorbildlichkeit einher. Dessen Werk zeichnet sich durch eine ironische Grundstruktur insofern aus, als es die Leser bewusst im Unklaren darüber lässt, was ernst und was scherzhaft gemeint sei.<sup>8</sup> Dafür bedient sich der Rotterdamer der literarischen Gattung des

<sup>4</sup> Mit weiterführender Literatur zur Rezeption von Alkibiades' *Silenen* in der Frühen Neuzeit vgl. Müller (1999) *Das Paradox*, S. 90–125.

<sup>5</sup> Alberti (1877) *Della Pittura*, S. 116 und 118.

<sup>6</sup> Zum Gattungsgefüge von hoch und niedrig und der Frage des materialen Decorum vgl. Raupp (1983) *Ansätze zu einer Theorie der Genremalerei*, S. 401–418.

<sup>7</sup> Müller (2009) *Der dritte Mann*, S. 35–44.

<sup>8</sup> Könniker (1966) *Narrenidee*, S. 87–101.

paradoxen Enkomions, das uns auf Lukian zurückverweist, aber auch auf Horaz, der in seiner *Poetik* dazu rät, Ernst und Komik zu verbinden.<sup>9</sup>

Diese Gleichberechtigung von Tragödie und Komödie ist von zentraler Bedeutung, denn auch für die Entstehung der Bildparodie in der deutschen Renaissance lässt sich eine solche Verbindung von Ernst und Komik beobachten, die mit der ‚Wiedergeburt‘ der Komik und des Lachens zusammenfällt. Bereits in antiker Dichtungstheorie wird das Problem von unangemessener Wirkung und falschem Pathos benannt und vor der Gefahr des Abgleitens in belanglosen Kitsch gewarnt. Dem spätantiken Rhetoriklehrer, der unter dem Notnamen Pseudo-Longinus firmiert, verdanken wir einen kurzen Text über das Erhabene, in dem er vor allzu großer Stilisierung warnt, denn Überspanntes könne schnell ins Gegenteil umschlagen.<sup>10</sup> Und so rät er, Erhabenes und Gewöhnliches zu mischen, da die „gewöhnliche Rede entschieden ausdrucksstärker als die feine“ erscheinen könne und überzeugender wirke.<sup>11</sup> Folgt man Longinus, schadet allzu bemühtes Pathos der Wirkung und muss vermieden werden.<sup>12</sup> Kunst solle wie Natur erscheinen. Dies könne jedoch nicht gelingen, wenn der Redner ängstlich darum bemüht sei, Fehler zu vermeiden. Korrektheit, so liest man, berge die Gefahr kleinlich zu wirken.<sup>13</sup> Regeln verlangten notwendig die Überschreitung, das Erhabene die Ergänzung durch das Gewöhnliche, damit Kunst wie Natur erscheinen könne.

Parodien definieren sich durch Brüche. Sie verunsichern, indem sie das Bekannte ins Unerwartete und Fremde transformieren. Im Sinne einer Ästhetik favorisieren sie das Unvorhersehbare und öffnen die Augen für die Fragwürdigkeit des Saturierten. So geht mit den Anfängen der Parodie in der Renaissance das Ziel einher, den

Erwartungshorizont bestimmter Gattungen zu subvertieren. Parodien stellen semantische Kippfiguren dar, um die zitierten Vorbilder und deren Stil der Lächerlichkeit preiszugeben.<sup>14</sup> In der maßgeblichen Definition durch Julius Caesar Scaliger in den *Poetices libri septem* wird die Parodie als ein ins Scherzhafte gewendeter Vortrag epischer Dichtungen definiert, bei dem ernste und komische Beiträge aufeinander folgen, wie es bereits Horaz in seiner *Poetik* fordert.<sup>15</sup> Dem Pathos wird durch Komik ein Gegengewicht verliehen.<sup>16</sup>

Und so bleibt eine seit langem geltende Definition unzureichend, die Bildparodien lediglich als Wiederholung bei gleichzeitig kritischer Distanz zu fassen versucht, wie sie etwa Linda Hutcheon formuliert hat, wenn sie von einer „repetition with critical distance“ spricht.<sup>17</sup> Hutcheons Formel bedarf insofern der Präzisierung, als sie nichts über die Funktionsweise der Bildparodie und noch viel weniger über deren kunsthistorische Anfänge aussagt. Warum entstehen Bildparodien und was ist ihre spezifische Leistung im ‚Konzert‘ invektiver Gattungen? Mit Parodien geht weniger eine Wiederholung als vielmehr eine Transformation einher, lässt sie das parodierte Werk doch unter der Bedingung eines neuen, zumeist komischen Kontextes erscheinen. Dabei können unterschiedliche Funktionen und Bezugs Ebenen differenziert werden. Erstens dient die Parodie dazu, das übertriebene Pathos einer Darstellung zu decouvrieren. Zweitens kann sie die Vorbildhaftigkeit bestimmter Sujets bestreiten. Drittens die behauptete Vorbildhaftigkeit einer bestimmten Zeit in Frage stellen, die als ‚klassisch‘ rubriziert wird, und deshalb genuine Eigenentwicklungen im Sinne einer eigenen Bildsprache blockiert. Viertens kann mit ihren Herabsetzungen die Forderung einer eigenen und zeitgenössischen Bildsprache einhergehen. In der Renaissance indizie-

**9** Das paradoxe Enkomion war in jener Zeit eine geradezu modische Gattung und so schrieb der Nürnberger Humanist und Gräzist Willibald Pirckheimer in Anlehnung an Lukians *Lob der Fliege* ein *Lob der Gicht*, weshalb man vermuten darf, dass es keiner Theorie der Parodie bedurfte, sondern Inversionen im Sinne der Verkehrung von hoch und niedrig ein gebräuchliches Verfahren waren. Mit weiterführender Literatur zur Lukianrezeption bei Pirckheimer und Erasmus vgl. Zweimüller (2008) Lukian, S. 480.

**10** Vgl. Longinus (1988) Vom Erhabenen, 38, 2.

**11** Longinus (1988) Vom Erhabenen, 31, 1.

**12** Vgl. Longinus (1988) Vom Erhabenen, 17, 1.

**13** Vgl. Longinus (1988) Vom Erhabenen, 33, 2.

**14** Der Verfasser hat verschiedene Versuche in Bezug auf das Problem der Bildironie geliefert. Vgl. zuletzt Müller (2015) Der sokratische Künstler.

**15** Scaliger (1994-2011) *Poetices libri septem*, Bd. 1, lib. I, cap. XLII, 22-29. Bereits in der *De arte poetica liber* von Horaz wird ein Miteinander von Tragödie und Satyrspiel beschrieben. Vgl. Horaz (1957) *De arte poetica liber*, 220–250.

**16** Vgl. die Einschätzung von Uwe Wirth, der die Parodie durch Imitation, Distanzierung und Opposition zur Vorlage definiert sieht. Wirth (2017) *Komik*, S. 26. Zur ernststen Parodie oder *parodia seria* vgl. auch: Robert (2006) *Nachschrift und Gegengesang*, S. 47–66.

**17** Hutcheon (1985) *A Theory of Parody*, S. 6.



ren Parodien die Forderung eines Neubeginns. Sie stellen ein Argument für den Prozess der Modernisierung dar.

Die vorliegende Studie will dafür sensibilisieren, dass Bildparodien einen Zusammenhang von Ernst und Komik herstellen. Sie besitzen zunächst keine festgefügte Gattungsdefinition und realisieren sich aus Überdruß gegen eine allzu strenge Regelpoetik und ihre vorhersehbaren Kompositionen. Denn seit dem Quattrocento stehen Künstler unter dem Zwang zur Nachahmung der Antike. Mit dem normativen Charakter antiker Vorbilder gewinnt die Lehre der *imitatio artis* auch für die bildende Kunst Kontur, doch bedurfte es der druckgrafischen Verbreitung von Kunstwerken, um einen verbindlichen Kanon zu etablieren.<sup>18</sup> Ein bedeutender Schritt dazu ist das Pontifikat von Julius II. in den Jahren 1503 bis 1513.<sup>19</sup> Er macht Michelangelo und Raffael zu Hofkünstlern und baut eine mustergültige Antikensammlung im vatikanischen Belvedere-Garten auf.<sup>20</sup> Mit der Kanonisierung dieser berühmten Werke durch die zeitgenössische Kunstliteratur geht die Ausprägung ästhetischer Standards einher, die von europäischer Strahlkraft sind und denen sich auch die nordeuropäischen Künstler nur schwer entziehen können.<sup>21</sup> Zudem steigt in den Städten nördlich und südlich der Alpen der Konkurrenzdruck, der auch Abgrenzung im Sinne der Herabsetzung von Gegnern fördert.

Keine andere Quelle führt uns den europäischen Horizont der bildenden Kunst jener Zeit besser vor Augen als Albrecht Dürers Tagebuch der niederländischen Reise von 1520. Es ist kaum zu glauben, mit welcher großen Zahl von Menschen unterschiedlicher nationaler Herkunft er es auf seiner Fahrt zu tun hat. Ebenso erstaunlich ist die Vielzahl der Kunstwerke, die Dürer zu Gesicht bekommt. Er trifft auf Humanisten, Theologen, Kaufleute und Künstler aus zahlreichen europäischen Ländern und das Tagebuch zeigt, wie empfänglich und offen der Nürnberger für alle diese Eindrücke ist. Auf der niederländischen Reise

ereignet sich alles mit großer Selbstverständlichkeit. Wenn es sich bei der Dürer-Klage und der darin vermittelten Furcht vor dem Tode Luthers um eine spätere Hinzufügung handelt, wie man heute glaubt, dann werden eigentlich keine dramatischen Irritationen oder Probleme der Kommunikation benannt. Lediglich von einem Beutelschneider ist die Rede, der seiner Frau die Börse gestohlen habe. Sogar das beim Glücksspiel verlorene Geld scheint unseren Reisenden nicht weiter zu beunruhigen.

Im Tagebuch erfährt der Leser, dass in Europa ein vielstimmiges künstlerisches ‚Konzert‘, aber auch ein Wettbewerb nationaler und regionaler Schulen stattfindet. Pflichtschuldig verweist der Nürnberger im Tagebuch auf Hinterlassenschaften der Antike, wenn er von einer kurzen Reise von Antwerpen nach Aachen berichtet und Säulen aus grünem und rotem Porphyrt erwähnt, die Karl der Große aus Rom dorthin hat bringen und einfügen lassen und die kunstgerecht „nach Vitruvius“ schreiben“ gemacht seien.<sup>22</sup> Auch Werke aus der Neuen Welt beeindrucken den Reisenden, wenn er angesichts von Objekten aus Südamerika sinniert, wie erfindungsreich doch der menschliche Geist sei. Zudem fällt seine Begeisterung für die altniederländische Malerei auf, wenn er die in Brügge von Roger (van der Weyden) gemalte Kapelle und Werke eines großen alten Meisters wie auch von Hugo (van der Goes) gesehen hat. Diese lange Aufzählung findet jedoch ihren Höhepunkt in der Nennung von Michelangelos *Brügger Madonna*.<sup>23</sup> Diese wenigen Hinweise machen die Offenheit Dürers deutlich, der historische und aktuelle Werke anderer Maler studiert und voll des Lobes für die Leistung der jeweiligen Künstler ist.<sup>24</sup>

Die europäische Perspektive wird besonders deutlich, wenn Dürer beschreibt, dass der Raffael-Schüler „Thomas von Bologna“ ihn habe sehen wollen und ihm einen antiken goldenen Ring geschenkt habe.<sup>25</sup> Als Gegengabe erhält

**18** Vgl. Höper (2001) Raffael und die Folgen, S. 163f.

**19** Luther (1982) An den Christlichen Adel. Vgl. auch die klassische Studie zum Machtanspruch päpstlichen Mäzenatentums von Brummer (1970) *The Statue Court*.

**20** Zur Raffaelrezeption vgl. Daltrop (1987) *Antike Götterstatuen*.

**21** Vgl. hierzu auch den instruktiven Beitrag von Buskirk/Kaschek (2013) *Kanon und Kritik*, S. 103–126.

**22** Dürer (1956) *Tagebuch*, S. 159.

**23** „Darnach sahe ich das alawaser Marienbildt zu Unser Frauen, das Michael Angelo von Rohm gemacht hat.“ Dürer (1956) *Tagebuch*, S. 168.

**24** Die Reliquien der Hl. Ursula und ihr Grab besucht er ebenso wie er Dirnen in Goes beobachtet und sie in ihrer Tracht zeichnet.

**25** Vgl. Dürer (1956) *Tagebuch*, S. 158.

jener einige der besten Druckwerke Dürers.<sup>26</sup> Bei dem italienischen Künstler handelt es sich um Tommaso di Andrea Vincidor, der sich nach dem Tode seines Lehrers in Flandern aufhielt und einige Arbeiten im Stil der Hochrenaissance ausführte.<sup>27</sup> Dass Dürer in engen Kontakt mit „Thomas von Bologna“ stand, macht auch der Umstand deutlich, dass er ihn nur wenig später nach der ersten Begegnung noch einmal nennt, wenn es heißt: „Jch hab dem Thomas Polonius von Rohm mit dem kohl n conterfet.“<sup>28</sup> In der Forschung ist seit langem bekannt, wie sehr Raffael auf Motive des Nürnbergers zurückgegriffen hat, wie auch umgekehrt zentrale Werke des Italieners in der nordeuropäischen Grafik rezipiert wurden.<sup>29</sup> Bereits Vasari erwähnt in der Vita des Italieners, Dürer habe Raffael ein Selbstporträt zugesandt und im Gegenzug schickte jener dem Nürnberger Zeichnungen, „die Albrecht lieb und teuer waren.“<sup>30</sup> Die berühmte Albertina-Zeichnung zeigt dann auch ein für Raffael typisches Motiv aus der Seeschlacht von Ostia. Dürer selbst vermerkt auf dem Blatt, dass Raffael, der so hoch beim Papst in Achtung steht, diese Aktstudie gemacht und nach Nürnberg geschickt habe, um ihm seine „hand zw weisen“<sup>31</sup>.

Wie vorbildlich bestimmte Werke des Urbinate galten, macht die Rezeption seiner *Galatea* [Abb. 2] deutlich, die in jener Zeit unter anderem von Hans Holbein d. J., Lucas van Leyden, Heinrich Aldegrever, Dirck Vellert und Jan Gossaert rezipiert wurde. Wenn Dürer das Treffen mit dem Raffael-Schüler dazu nutzt, mit ihm seine Grafik zu tauschen, so wird deutlich, dass er um die Modernität und Geltung des italienischen Malers weiß und dessen Werke besonders schätzt. Zugleich ist es ihm darum zu tun, die Verbreitung seiner eigenen Werke in Rom als wichtigem Zentrum der italienischen Kunst zu gewährleisten. Mit der Kunst Raffaels und Dürers und ihrem wechselseitigen Einfluss wird deutlich, dass spätestens

in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die nationalen Kunstlandschaften durch die Druckgrafik europäisch rezipiert werden können. Besser als jede andere Quelle verdeutlicht dies Dürers Tagebuch, in dem immer wieder italienische, antike und niederländische Kunstwerke genannt und deren Bedeutung hervorgehoben werden.

Mag der Nürnberger Künstler in seinen Briefen aus Venedig an Willibald Pirckheimer auch den Neid der venezianischen Maler betont haben, so ist nun dessen Interesse an der Kunst Raffaels aufschlussreich. Spätestens ab 1500 ist es für einen Künstler von europäischem Rang nicht mehr möglich, die international relevante Kunst zu ignorieren und ausschließlich lokalen Traditionen anzuhängen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts hat man es zunehmend mit Werken zu tun, die sich auf bekannte Vorbilder beziehen und mit einem kundigen Betrachter rechnen, der dies auch zu erkennen vermag.<sup>32</sup> Zu ästhetischen Urteilen gelangt man von nun an über vergleichende Bewertungen. Dieser ‚Vergleichszwang‘ klassischer *Imitatio*-Lehre ist Nährboden parodistischer Kunstwerke, wenn sie die Bekanntheit von Werken nutzen, um diese herabzusetzen. So bildet sich im Norden ein ausgeprägter Sinn für ironisch gebrochene Zitate aus und in Opposition zu dem von der klassischen Kunsttheorie geforderten *decorum* kommt es dabei zu einer komischen Dissoziation von Form und Inhalt.<sup>33</sup>

Doch bevor wir uns einer solchen ironischen Motivübernahme zuwenden dürfen, muss zunächst die klassische Form der Nachahmung verdeutlicht werden. Erst dann können wir den spezifischen Charakter der Abweichung angemessen verstehen. Unter den zahlreichen Galatea-Nachahmungen sei deshalb jene von Lucas van Leyden aus der Zeit unmittelbar nach 1513 genauer interpretiert [Abb. 3].<sup>34</sup> Der niederländische Künstler orientiert sich vor allem am Oberkörper der Nymphe und verändert das Vorbild zu einer Darstellung der tugendhaften Lucretia, was die Motivübernahme inhaltlich begründet. Auch Gesicht und wehendes Haar sind dabei nicht ohne

**26** Dieser Eintrag findet eine Fortsetzung, wenn es heißt: „Jch hab dem Thomas Polonius ein ganczen truck geben, der mir durch jn ein’ andern mahler gen Rom geschickt wurde, der mir des Raphaels ding dargegen schicken soll, am montag nach Michaelis 1520.“ Dürer (1956) Tagebuch, S. 158.

**27** Unverfehrt (2006) Da sah ich, S. 87.

**28** Dürer (1956) Tagebuch, S. 169.

**29** Vgl. Quednau (1983) Raphael.

**30** Vasari (2004), S. 61.

**31** Dürer (1956) Tagebuch, S. 209.

**32** Vgl. Pigman (1980) Versions of Imitation; Irle (1997) Der Ruhm der Bienen.

**33** Müller (2005) Holbein und Laokoon; Müller (2006) Imitatio oder dissimulatio; Müller (2007) „Een antickse Laechon“.

**34** Die vorherige Anverwandlung durch Raimondi sei außer Acht gelassen.





**Abb. 2:** Marcantonio Raimondi (nach Raffael) (1515–16): Triumph der Galatea, Kupferstich, 40,3 x 28,6 cm, Amsterdam, Rijksmuseum, Rijksprentenkabinet, Inv.-Nr. RP-P-OB-12.139 – Nachweis: Public Domain (Amsterdam, Rijksmuseum)





**Abb. 3:** Lucas van Leyden (um 1515): Lucretia, Kupferstich, 11,7 x 7,9 cm, New York, Metropolitan Museum of Art, Inv.-Nr. 2018.108 – Nachweis: Public domain (New York, Metropolitan Museum of Art)

Eindruck auf van Leyden geblieben. Entscheidend ist jedoch die Wahrung des Dekorums, die ‚hohe Form‘ bleibt dem würdevoll-erhabenen Inhalt vorbehalten, wenn aus Galatea Lucretia wird. Vergleicht man Vorbild und Nachahmung, steigert der Niederländer sogar noch einmal den ästhetischen Charakter des Vorbilds ins Heroische. Van Leydens Lucretia-Darstellung erzielt einen monumentalen Eindruck dadurch, dass die Länge der Figur nahezu der Höhe des Kupferstichs entspricht. Plastisch tritt sie uns entgegen, lässt der Künstler den hinter ihr befindlichen Raum doch nicht besonders tief erscheinen. Jede Bewegung findet notwendig nach vorn aus dem Bild heraus statt. Sodann wird die ästhetische Grenze durch die angedeutete Stufe und den Fuß der jungen Frau betont. Deren bevorstehender Selbstmord

lässt sie in den Raum des Betrachters stürzen. Dies deutet bereits der vornübergebeugte Körper an, dessen Sturz wir geradezu antizipieren können. Der himmelnde Blick der Nymphe wird in heroische Opferbereitschaft uminterpretiert, was durch die vor Schmerz geschlossenen Augen zum Ausdruck gebracht wird.

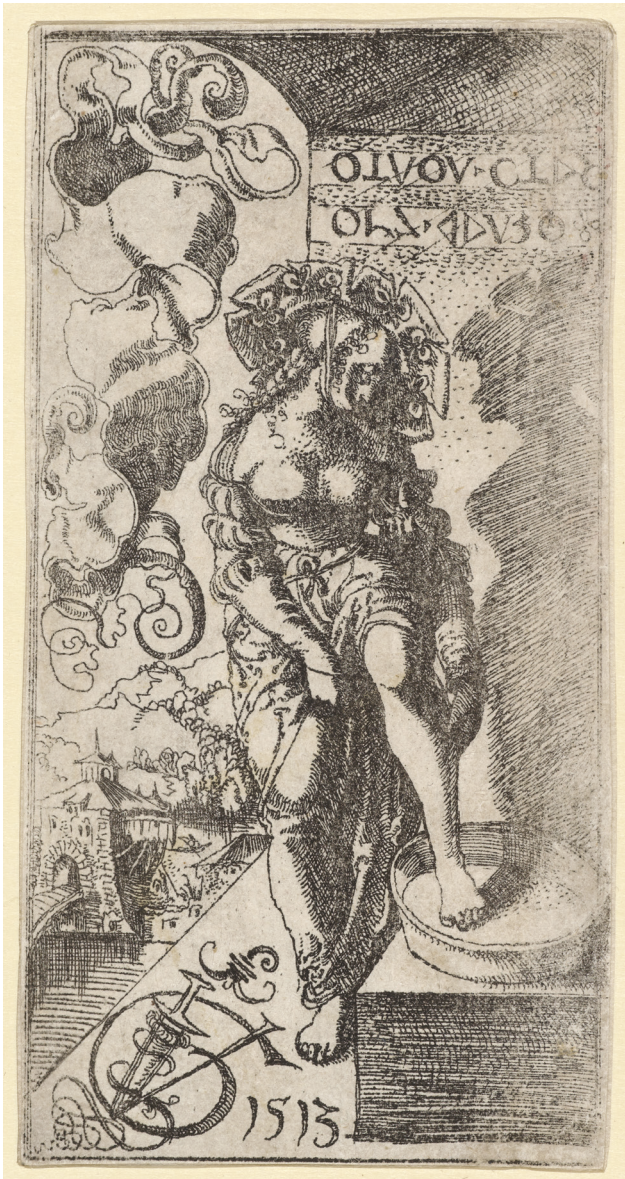
Wenn nun auf eine Darstellung Urs Grafs hingewiesen wird, so ist diese schon insofern erwähnenswert, als sie den künstlerischen Wettstreit am Beginn der Frühen Neuzeit deutlich spürbar werden lässt und eine der frühesten Parodien überhaupt darstellt verkörpert. Grafs kleine, nur 140 x 72 mm messende Radierung *Dirne, die sich ein Bein entblößt* [Abb. 4] ist in das Jahr 1513 datiert und man wird sagen dürfen, dass das Monogramm des Künstlers größer ausgefallen ist, als es notwendig gewesen wäre. Folgt man der Jahreszahl, würde es sich um die älteste datierte Radierung der Kunstgeschichte handeln. Allerdings ist vermutet worden, dass Graf sein Werk absichtlich um zehn Jahre vordatierte, um Konkurrenten wie Daniel Hopfer und Albrecht Dürer ihre Führungsrolle streitig zu machen.<sup>35</sup>

Jedenfalls ist es der Schweizer, bei dem wir sehr früh im Medium der Druckgrafik eine kritische Auseinandersetzung mit dem Kunstideal der *imitatio artis* finden. Graf zeigt eine Dirne, die ein Bein entblößt hat, um ihre körperlichen Vorzüge zu inszenieren. Dies gilt ebenso für ihren Busen, der dem männlichen Betrachter feilgeboten wird. Dass es sich um eine für die Frau kompromittierende Szene handelt, macht auch der Umstand deutlich, dass sich im Waschzuber kein Wasser befindet. Sie gibt also nur vor, als würde sie sich waschen, ihre eigentliche Absicht ist es, zu verführen. Dies vergegenwärtigt uns auch der Ort, befinden wir uns doch jenseits der Brücke vor den Toren der Stadt. Der gesamte Auftritt der jungen Frau lässt an ihrer Identität keinen Zweifel. Man achte auf die geschlitzten Ärmel ihres Kleides und ihren übertriebenen Hut. Schließlich werden wir über deren wahren Charakter durch den Schlag Schatten an der rechten Wand informiert, erkennen wir in diesem doch eine hässliche alte Frau.

Für die Gestaltung seiner Figur greift auch Graf auf das berühmte Galatea-Motiv Raffaels [Abb. 2] zurück. Erst im direkten Vergleich sieht

<sup>35</sup> Eine Auflistung der entsprechenden Untersuchungen findet sich in: Müller (2001) Urs Graf, S. 291f.





**Abb. 4:** Urs Graf (1513[23]): Dirne, die sich ein Bein entblößt, Radierung, Unikat, 14 x 7,2 cm, Basel, Kunstmuseum, Kupferstichkabinett, Inv.-Nr. X.2293 – Nachweis: gemeinfrei (Kunstmuseum Basel)

man die Umkehrungen, die der Künstler vornimmt. Aus einer keuschen Nymphe, die sich dem Werben Polyphems entzieht, wird eine Prostituierte, die versucht, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Aus einer Armhaltung, die ursprünglich dazu diente, den Busen zu kaschieren, wird die offenherzige Präsentation einer barbusigen jungen Frau. Und aus dem himmelnden Blick, der sich dem Betrachter entzieht, wird ein freizügiges Angebot.<sup>36</sup> Galatea wird bei Graf als Teil des All-

tags begriffen. Sie erhält das Gewand einer Dirne und macht dem männlichen Kunden Avancen. Sie ist käuflich, ihre Dienste sind nichts Besonderes. Der Künstler steuert einer literarischen Aufwertung des Motivs entgegen. Er aktualisiert dadurch eine Variante, welche die Begegnung mit der Dirne zur Begegnung mit Frau Welt werden lässt. Grafts Darstellung ist eine verkappte Mundus-Allegorie. Die notwendige Verwiesenheit auf die Sünde ist ein strukturelles Element seiner Kunst. So wie in der Mundus-Allegorie der Mensch in der lasterhaften Welt gefangen ist und ihr nicht entkommen kann, so stellt Grafts Prostituierte den Betrachter nicht mahrend vor eine Entscheidung, sondern behauptet seine unausweichliche Verführbarkeit durch die Sinne. Schönheit ist das Lockmittel und keine ästhetische Größe der Kunsttheorie. Graf bezieht sich nicht mehr in positiver Hinsicht auf Vorbilder, deren ästhetische Geltung er in Anspruch nimmt. Vielmehr stellt er deren Anspruch in Frage.

Raffael bildet keinesfalls ein immerwährendes Modell, sondern ist selbst historisch. Kunst wird nicht mehr auf das Absolute, sondern auf die Gegenwart bezogen, womit ihre Aufgabe neu bestimmt ist. Sie soll Aussagen über den gegenwärtigen Zustand menschlicher Existenz machen. Gerade im Sinne solcher Techniken der Delegitimation, wie wir sie im inversen Raffael-Zitat entdecken können, zeigt sich der extreme Konkurrenzdruck. Wenn Graf auf große Vorbilder zurückgreift, um diese in unpassende Kontexte zu überführen, entkoppelt er Form und Inhalt. Er zeigt in ironischer Form, dass Schönheit eben nicht Ausdruck von Wahrheit ist, sondern bloßer Schein. Schönheit beschreibt nicht das Wesen einer Sache oder Person, sondern deren verführerisches Potential. Deshalb stellt er die Welt als Hure dar, deren Schönheit nicht Wahrheit, sondern Ausschweifung verspricht.

Grafts Parodie ist Ausdruck einer absichtsvollen Verkehrung und Dehierarchisierung, wird doch das Hohe niedrig, das Klassische alltäglich und das vermeintlich Erhabene profan.<sup>37</sup> Er

<sup>37</sup> Dass Urs Graf mit dem italienischen Vorbild vertraut war, belegen weitere Darstellungen, die Gesten und Haltung der *Galatea* variieren. Dabei muss die Federzeichnung einer *Törichten Jungfrau* aus dem Jahre 1513 erwähnt werden, die mit ihrer Beinstellung und dem ausgestreckten Arm Elemente des *Galatea*-Motivs nutzt, des Weiteren eine undatierte Darstellung der *Fortuna als Dirne*, die einmal mehr

<sup>36</sup> Vgl. Müller (2015) *Die Welt als Bordell*, S. 33.



kündigt das hergebrachte Modell künstlerischer *imitatio* auf. Sowohl die moralische Exempellehre als auch künstlerische Formen der Nachahmung werden hinterfragt. Galateas Keuschheit wird ins Lächerliche überführt, ihre Gesten und Gebärden erscheinen ordinär, und die Autorität dieses Vorbilds wird insofern angegriffen, als das entsprechende Zitat in einen unpassenden und moralisch fragwürdigen Kontext überführt ist. Die Herabsetzung von Raffaels Galatea-Motiv verfolgt dabei eine mehrfache Stoßrichtung: Sie wendet sich erstens gegen die gleichermaßen noble wie idealistische Zurschaustellung des Keuschheitsideals. Zugleich wird zweitens der ‚Papstkünstler‘ Raffael als Vorbild zurückgewiesen und schließlich wird drittens eine Kunst abgelehnt, die sich der Nachahmung bewährter Muster verpflichtet fühlt. Parodien wenden sich gleichermaßen gegen kanonisierte Werke und den Prozess der Kanonisierung, wobei sie sowohl ironisch als auch höhnisch ausfallen können.

## 2 Anfänge des Gegengesangs

Wir wollen zu Dürers Tagebuch der niederländischen Reise zurückkehren, bei der seine Schilderung der Geschenke von Kupferstichen und Holzschnitten an Gastgeber und Freunde ein Leitmotiv darstellt. Dass Ehre und Gastfreundschaft es verlangen, auf eine Gabe mit einer Gegengabe zu reagieren, ist nicht weiter erstaunlich.<sup>38</sup> Man kann sich fragen, ob er die Themen seiner Holzschnitte und Kupferstiche in Bezug auf die jeweilige Person mit einer bestimmten Absicht auswählt. Dies ist schon allein deshalb schwierig zu beantworten, als er immer mehrere Arbeiten zugleich verschenkt. Einmal überreicht er ausschließlich Kupferstiche mit religiösem Inhalt, was offensichtlich mit dem Adressaten zu tun hat, der Kleriker war. Dürers Geschenke dienen der Verbreitung exemplarischer Werke und führen

das Motiv der keuschen Nymphe in sein Gegenteil wendet. Prominent weiß der Künstler auf der Kugel sein Monogramm zu inszenieren und die mondän erscheinende Prostituierte in Szene zu setzen. Um die Behauptung, dass die ganze Welt durch die Dirne Fortuna regiert wird, zu belegen, spielt Graf nicht nur mit dem Raffael-Motiv, sondern auch mit dem Überschau- und Wolkenmotiv aus Dürers *Nemesis*.

**38** Pfisterer (2009) Lysippus und seine Freunde.

zugleich die Bandbreite seines Schaffens vor Augen. Entsprechend werden Arbeiten wie der *Hieronymus im Gehäus*, die *Apokalypse*-Serie oder das *Marienleben* ebenso wie die Allegorie der *Melancholie* überreicht.

Indes finden sich fünf Arbeiten, die neuerer Produktion entstammen: Eine *Stillende Maria*, eine weitere, *von einem Engel gekrönt*, *Maria mit dem Wickelkind*, einen *Hl. Antonius* und die *Marktbauern* [Abb. 5]. Zweimal verschenkt der Künstler diese Arbeiten zugleich, wenn es heißt: „Jch hab die 4 neuen stücklein dem Peter Wolfgang geschenckt.“ Oder auch: „Jtem dem Alexander, goldtschmied, hab ich geschickt die 4 neuen stuck.“<sup>39</sup> Offensichtlich war es dem Künstler wich-

**39** Dürer (1956) Tagebuch, S. 152.



**Abb. 5:** Albrecht Dürer (1519): Der Marktbauer und sein Weib, Kupferstich, 11,5 x 7,3 cm, New York, Metropolitan Museum of Art, Inv.-Nr. 19.73.101 – Nachweis: Public domain (New York, Metropolitan Museum of Art)

tig, auch aktuelle Arbeiten zu präsentieren. Unter diesen Kupferstichen fallen die *Bauern*, womit das tanzende Paar und der Dudelsackpfeifer gemeint sind, und die *neuen Bauern*, also die *Marktbauern*, insofern auf, als es sich bei ihnen um das einzige Werk der Genrekunst handelt, das im Tagebuch Erwähnung findet. So liest man dort: „Item mehr hab ich geschenkt Herr Jacob Panision ein guts gemaltes Veronicae Angsicht, ein Eustachius, Melancholei und ein sitzenden Hieronymum, S. Antonium, die 2 neuen Marienbilder und den neuen Bauren.“

Doch warum hat es Dürer unternommen, neben solch berühmten Werken wie der *Melancholie* auch den *neuen Bauern* zu überreichen, der nur ein Jahr vor Reiseantritt entstanden war? Bekanntlich knüpft das Werk an die beiden im Jahre 1514 entstandenen Kupferstiche an, die ein



**Abb. 6:** Albrecht Dürer (1514): Das tanzende Bauernpaar, Kupferstich, 11,8 x 7,5 cm, New York, Metropolitan Museum of Art, Inv.-Nr. 33.79.1 – Nachweis: Public domain (New York, Metropolitan Museum of Art)

*tanzendes Bauernpaar* und einen *Dudelsackpfeifer* [Abb. 6 und 7] darstellen. Offensichtlich wollte der Nürnberger nicht nur mit ernsthaften Allegorien, Historien- oder Heiligenbildern glänzen, sondern auch mit einem Beispiel der Genrekunst. So macht Dürer für sich geltend, Ahnherr und Wegbereiter dieser neuen Kunstform zu sein.<sup>40</sup> Wie schon für die beiden ersten *Bauern*-Kupferstiche nutzt er ein kleines Format. Zugleich ist die Strichführung bei diesen Arbeiten von einer solchen Präzision, dass er sein handwerkliches Können vor Augen führt. Technischer Aufwand und künstlerische Ambition verhalten sich umgekehrt proportional zum schlichten Inhalt.

Mit seiner Darstellung der *neuen Bauern* liefert der Künstler ein laszives, nicht um Zoten verlegenes Werk. Ein junger Mann steht breitbeinig da und weist eine ältere Frau zurück, die ihm ein sexuelles Angebot gemacht hat, worauf uns die beiden Hähne verweisen.<sup>41</sup> Mit seiner Linken hält der junge Mann seine Mütze und würdigt die Frau keines Blicks. Das Thema der ungleichen Liebhaber ist gängig und geht mit der Gegenüberstellung von Alt und Jung einher, wie uns ein Werk [Abb. 8] des Meisters „b x g“ vor Augen führen kann.<sup>42</sup> Hier wird eine ähnliche Szene entworfen, erkaufte sich die Alte doch Zärtlichkeiten gegen Geld und streicht dem jungen Mann ums Kinn, der ihren Busen berührt. Wie bereits mit seinem Kupferstich des *Dudelsackpfeifers*, der als ‚Gegengesang‘ ein berühmtes Werk des antiken Bildhauers Praxiteles [Abb. 9] parodiert, besteht auch hier die eigentliche Pointe darin, dass Dürer mit dem *Bauern*-Kupferstich eine parodistische Absicht verfolgt und auf das antike Motiv eines römischen Feldherrn zurückgreift, wie er sich auf dem Ranuccini-Sarkophag [Abb. 10] findet und das er ins Komische wendet.

Dürers Kupferstiche wenden sich an ein elitäres Publikum von Sammlern und Humanisten, die mit ironischen Verkehrungen von Werken vertraut sind. Gerade im Umfeld des Nürnbergers dürfen wir dies vermuten, hat Willibald Pirckheimer doch

<sup>40</sup> Und dies nicht ganz zu Unrecht, wenn man sich mit dem Badethema seinen zweiten großen Beitrag zur Genrekunst vor Augen führt. Dies betrifft das *Männerbad* sowie *Frauenbad*, aber auch Aktstudien, die mit dem Genrethema zusammenfallen.

<sup>41</sup> Vgl. Grimm (1854–1961) Deutsches Wörterbuch 10, Sp. 161.

<sup>42</sup> Raupp (1986) Bauernsatiren, S. 47





**Abb. 7:** Albrecht Dürer (1514): Der Dudelsackpfeifer, Kupferstich, 11,6 x 7,5 cm, New York, Metropolitan Museum of Art, Inv.-Nr. 19.73.103 – Nachweis: Public domain (New York, Metropolitan Museum of Art)

ein paradoxes Enkomium in der Nachfolge von Erasmus verfasst und stand mit dem Rotterdamer in engem Austausch. So spottet der nordeuropäische Künstler nicht nur über klassische Vorbilder, sondern zeigt auch seine Vertrautheit mit diesen. Parodien zehren von der Berühmtheit ihrer Vorlagen. Dabei versteht es sich von selbst, dass in einem solchen System die ästhetischen Effekte umso inflationärer werden, je häufiger bestimmte Werke nachgeahmt werden, wie uns ein Blick auf die Rezeption der Praxiteles-Skulptur in der italienischen Kunst des Quattrocento zeigen könnte.

Wer über die Bedeutung von ‚Gegengesängen‘, wie die wörtliche Übersetzung von Parodie lautet, in der deutschen Kunst des 16. Jahrhunderts nachdenkt, muss Werke als Teil einer ästhetischen Ökonomie denken, bei dem die Gemälde und Grafiken keinen Wert an sich besitzen, son-

dern sich ein solcher im Laufe ihrer Rezeption verändert. Bilder oder Skulpturen können Teil eines inflationären Prozesses werden, wenn sie allzu häufig als Vorbild zum Einsatz kommen. Parodien sind Indikatoren einer solchen Inflation, mit der die ‚Entwertung‘ ästhetischer Wirkung einhergeht. Sie denunzieren nicht nur falsches Pathos, sondern markieren auch die „Verbrauchtheit“ bestimmter Motive oder Stile.<sup>43</sup> In diesem Sinne bedient sich die Parodie von Anfang an der Verbindung, Aufhebung und in Teilen der Umkehrung von hoch und niedrig, Ernst und Komik. Dabei gibt der Begriff des ‚Gegengesangs‘ keinerlei Auskunft über den Grad an Ablehnung gegenüber der Vorlage, der durchaus extrem und höhnisch ausfallen kann, wie es das Beispiel von Urs Graf gezeigt hat. Parodien können sich gleichermaßen Werken oder Stilen im Sinne ihrer personalen Urheber widmen. Sie verfolgen dabei immer auch eine kunsttheoretische Absicht und attackieren das Verfahren unkritischer oder falscher Nachahmung und sind damit per se selbstreflexiv.

Dies wollen wir uns an einem weiteren Beispiel vor Augen führen. Unter den zahlreichen Motivadaptionen Sebald Behams, die ihre Vorbilder in unflätiger Weise rezipieren und abwerten, zählt seine Allegorie der *Nacht* [Abb. 11] zu den eindrucklichsten. Der Kupferstich, der seinen Titel einer Inschrift am unteren Bildrand verdankt, überrascht vor allem durch seine sexuelle Freizügigkeit.<sup>44</sup> Vor einem Fensterausschnitt, der einen Nachthimmel zeigt, liegt eine unbedeckte Frau auf ihrem Bett, an dessen unterem Ende wir noch die fortgeschobene Decke erkennen können. Die unregelmäßig bauchigen Formen der Kissen korrespondieren mit den Rundungen der Figur und an der vorderen Bildgrenze befinden sich das Monogramm des Künstlers und die Jahreszahl 1548. Im oberen Aufsatz des Bettes ist eine lateinische Inschrift zu lesen: „Nox et amor vinvmqve nihil moderabile svadent“ – „Nacht und Liebe und Wein raten mir, alle Mäßigung zu vergessen.“ Der lateinische Vers bezieht sich auf Ovids *Amores*, wie schon mehrfach festgestellt wurde.<sup>45</sup>

<sup>43</sup> Freund (1981) *Die literarische Parodie*, S. 2.

<sup>44</sup> Hierzu Müller/Schauerte (2011) *Die gottlosen Maler von Nürnberg*, S. 153.

<sup>45</sup> Beham könnte sich bei seiner Verwendung des Ovid-Verses einer Schrift Sebastian Francks bedient haben. In seinem erfolgreichen Traktat *Von dem grewlichen laster*



**Abb. 8:** Meister bxg (um 1475): „Ungleiches Liebespaar“, Kupferstich, 8,3 x 5,9 cm, Paris, Bibliothèque Nationale, Cabinet des Estampes – Nachweis: Raupp 1986, S. 47

Die Protagonistin des Blatts scheint der impliziten Warnung des Zitats Folge zu leisten, hat sie sich doch in entspannter Haltung und kompromittierender Pose ausgestreckt, wobei sie den Blick auf ihre Scham freigibt. Es handelt sich um Pornografie, wenn man darunter versteht, dass die Frau in die imaginäre Verfügungsgewalt eines männlichen Betrachters gegeben wird.<sup>46</sup> Beham wählt eine geschickte Komposition, hat er doch den vorderen und hinteren Teil des Bettes parallel zur Bildgrenze angeordnet, sodass der Körper der Schlafenden trotz der extremen Perspektive besonders plastisch erscheint. Zusätzlich positio-

der *trunckenheit* aus dem Jahre 1531 zitiert der Theologe den genannten Vers als Marginalie und übersetzt ihn ins Deutsche, um vor den sinnlichen Verführungen der Welt zu warnen, die zumeist durch den Alkohol („vinumque“) veranlasst würden. Vgl. Müller/Schauerte (2011) *Die gottlosen Maler von Nürnberg*, S. 153.

<sup>46</sup> Zur Pornografie in der Frühen Neuzeit vgl. Findlen (1994) *Humanismus*. Zu gleichzeitigen Entwicklungen in der norddeutschen Druckgraphik vgl. Levy (1988) *The Erotic Engravings*.

niert er den Betrachter in der Bildachse und lässt ihn hierdurch zwangsläufig auf das Geschlecht der Frau blicken. Das Perfidie der Komposition besteht darin, dass die Figur ihr übergeschlagenes Bein schon im nächsten Moment auf das Bett setzen könnte. Es fällt auf, dass die Anatomie ihres Körpers nicht korrekt dargestellt ist. Der linke Arm ist zu klein. Auch die Abfolge von Gesäß, Oberkörper und Kopf weiß der Künstler nicht überzeugend wiederzugeben. Dem Bild liegt also keineswegs eine Naturstudie zugrunde.<sup>47</sup>

Stattdessen erkennt der gebildete Betrachter, dass Beham sich für seine Darstellung auf ein berühmtes Kunstwerk bezieht, das von ihm parodiert wird. So hatte Michelangelo für die Medici-Grabmäler in der Neuen Sakristei in Florenz allegorische Figuren gestaltet, die ihn ähnlicher Position die Tageszeiten verkörpern sollten [Abb.12]. Dabei erinnern die Haltung und der aufgestützte Arm von Behams Schlafender an Michelangelos Darstellung der *Nacht*, deren Körper er uns allerdings nicht, wie in der Medici-Kapelle, im Profil, sondern en face präsentiert.<sup>48</sup> Auch das Motiv des übergeschlagenen Beines verweist auf ein Detail des Grabmals, nunmehr jedoch auf die männliche Allegorie des *Abends*, welche der *Nacht* gegenübergestellt ist.<sup>49</sup> Einen weiteren Hinweis hat Beham durch die michelangelesken Architekturelemente der Voluten gegeben, die er in seine Komposition etwa bei der Gestaltung des Bettes integriert hat.

Behams Dramaturgie ist perfide. Dem Wunsch, der jungen Frau in sexueller Hinsicht habhaft zu werden, kann sich der männliche Betrachter nur schwerlich entziehen. Erst auf den zweiten Blick entdeckt man, dass sich der lateinische Vers und die damit verbundene Aufforderung zur Mäßigung auch auf den Akt des Betrachtens bezieht. Das Sehen wird zur Herausforderung und erscheint in seiner erotischen Attraktivität unbeherrschbar. Nur schwerlich lässt sich der sexuellen Begierde Einhalt gebieten. Mehr noch, der Künstler führt uns anschaulich vor Augen, wie wir durch die

<sup>47</sup> Dennoch war diese Komposition derart erfolgreich, dass sie von Heinrich Aldegrever wenig später nahezu identisch wiederholt wurde.

<sup>48</sup> Michelangelo (um 1526/1531) *Die Nacht*. Immerhin ist das prominente Motiv der Anordnung von Po und Bein, wie es Michelangelo auch bei seiner Gestaltung der Leda verwendet, nahezu wörtlich übernommen.

<sup>49</sup> Michelangelo (um 1526/1531) *Der Abend*.





**Abb. 9:** Praxiteles: Flötespielender Satyr, Marmor, 132 cm, Paris, Musee du Louvre, Inv. Nr. MA 594 – Nachweis: gemeinfrei (Marie-Lan Nguyen), URL: [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/eb/Satyr\\_playing\\_flute\\_Louvre\\_MR187.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/eb/Satyr_playing_flute_Louvre_MR187.jpg) [letzter Zugriff: 28.12.2020]

Gelegenheit verführt werden. Interessant ist der erzählerische Rahmen, der uns die nächtliche Stille hinzufügen lässt. Die vermeintliche Allegorie der Nox wird zur Verführerin. Es bedarf der Tugend, sie zu überwinden. Der Künstler weiß die Verlo-

ckung dabei eindringlich zu inszenieren, indem er die Sexualität implizit andeutet, ohne sie letztlich zu zeigen. Diese Sexualisierung sei als Akt und Dramaturgie der Überwältigung verstanden. Wir können uns aus dem sexuellen Phantasma nicht lösen. Es bindet alle Aufmerksamkeit und macht das michelangeleske Vorbild unsichtbar.

Parodien bedürfen innerbildlicher Markierungen und Perspektiven, um uns das Vorbild finden zu lassen. Auf anspruchsvolle Weise werden Motive dabei de- und refiguriert. Obwohl der Künstler zahlreiche Bildmotive der Vorlage in seinen Kupferstich übernimmt, wird seine Parodie nicht von jedem Betrachter entdeckt worden sein. Der Künstler spielt mit der Entrüstung des Rezipienten, der sich als Banause entlarvt sehen muss. Zugleich beschädigt das Blatt die Wertschätzung Michelangelos in extremer Weise, dessen Vorlage sich so umstandslos in einen pornografischen Kontext überführen lässt.<sup>50</sup> In diesem Zusammenhang sei auf die Bösartigkeit verwiesen, mit der hier ein berühmtes Kunstwerk denunziert wird. Beham zitiert und macht sein Zitat zugleich unsichtbar, wenn er die Perspektive auf die weibliche Figur um 90 Grad dreht. Dann wieder hebt er die Identität des Zitats insofern hervor, als er verschiedene Details nutzt, die unsere Vermutung eines Michelangelo-Bezuges absichern könnten. Dies beginnt mit dem Titel und setzt sich mit dem Bett und den Voluten fort, die auf den Katafalk verweisen.

Die unerwartete Entdeckung des Zitats zeitigt eine wichtige Konsequenz. Je plötzlicher sich das Bildgeschehen im Laufe der Betrachtung als Parodie und Verkehrung offenbart, desto überraschender, schockartiger oder witziger gestaltet sich die Rezeption. Würde man das Vorbild sofort erkennen, wäre man allenfalls amüsiert; stellt es sich im Laufe der Betrachtung jedoch plötzlich und als Kippeffekt ein, wird man überwältigt. Das Erkennen des Zitats wird zur eigentlichen Pointe.<sup>51</sup> In einem emphatischen Sinne geht mit dem Witz eine Überwältigungsleistung des Bildes einher. Das Verbergen des Vorbilds und der Grad der Komik stehen also in einem ursächlichen Zusammenhang

<sup>50</sup> Die in der älteren Forschung geäußerte Behauptung, Beham sei 1529 wegen Pornografie aus der Stadt verwiesen worden, hält keiner Prüfung stand. Vgl. hierzu Müller/Küster (2011) *Der Prediger als Pornograf*, S. 20.

<sup>51</sup> Cicero (1976) *De Oratore*, II, 216–290, bes. 269–270.



**Abb. 10:** Der Sarkophag Rinuccini eines römischen Feldherrn, um 200 n. Chr., Marmor, aus Empoli in der Toskana, Länge 212 cm, Berlin, Staatliche Museen Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Antikensammlung, Inv. Nr. 1987,2 – Nachweis: Blome, Peter (1990): Der Sarkophag Rinuccini. Eine unverhoffte Wiederentdeckung, in: Jahrbuch der Berliner Museen, 32. Bd., S. 35–68, S. 36.

und verlangen vom Künstler ein genaues Abwägen. Das Pathos michelangelesker Kunst, seine sogenannte *terribilità*, wird der Lächerlichkeit preisgegeben und löst sich in Luft auf.

Ein weiteres Werk Behams, das ähnlich funktioniert und der Drastik der *Nacht* in nichts nachsteht, ist die sogenannte *Vanitasallegorie* [Abb. 13]. Der Kupferstich aus dem Jahr 1529 ist oben links mit Jahreszahl und Monogramm versehen.<sup>52</sup> Wir erblicken ein nacktes Paar, das einander sexuell zugetan ist. Die junge Frau fasst dem jungen Mann mit ihrer linken Hand an den Penis und mit ihrer rechten an die Schulter, während seine rechte Hand ihr Geschlecht berührt und dabei eine Ficusgeste vollführt. Beide schauen einander an und befinden sich in einem labilen Gleichgewicht, ganz so, als würden sie sich im nächsten Moment bewegen, um einander zu umarmen. Hinter dem jungen Mann befindet sich der Tod als Knochenmann, der jenen an der Hüfte berührt. Außerdem sehen wir einen Knaben, der sich rechts des jungen Mannes befindet, von diesem am Kopf berührt wird und sich mit seiner Linken auf einem Sack mit Geld abstützt. Auf der

<sup>52</sup> Beham (1529) Tod und laszives Paar. Vgl. dazu Müller/Schauerte (2011) Die gottlosen Maler, S. 154–155; Mentzel (2015) Zwischen Obszönität und Ideal, S. 391–393, S. 411.

gegenüberliegenden Seite ziert eine Schrifttafel das Bild, die uns über die Unabwendbarkeit des Todes belehrt: „MORS ULTIMA LINEA RERUM.“

Das Thema des vom Tod überraschten Liebespaares ist konventionell. Ob in Totentanzfolgen oder als Einzelbild gehört es in den ästhetischen Grundwortschatz der Reformationszeit.<sup>53</sup> Allerdings ist die sexuelle Drastik alles andere als gewöhnlich. Im Gegenteil ist diese fast schon als provokativ zu bezeichnen. Einmal mehr erscheint der allegorische Charakter wie ein Vorwand für ein gewagtes Unternehmen. Auffällig ist die Schönheitliche Inszenierung des männlichen Körpers. Im entspannten Kontrapost steht er da. Seiner Darstellung gilt offensichtlich die Aufmerksamkeit des Künstlers. Darüber hinaus fällt auf, dass sich sein Glied im absoluten Bildzentrum findet. Unklar ist, wie man das Verhältnis des Mannes und des Knaben zu beurteilen hat. Wird hier ein Zusammenhang zwischen dem Geldsack und dem männlichen Geschlecht nahegelegt? Am plausibelsten ist, dass es sich hier um das Thema käuflicher Liebe handelt. Also nur, solange der Mann über das nötige Geld verfügt, wird ihm die junge Frau zu Diensten sein. Die Ficusgeste erlaubt viele Assoziationen, die sich auf den Geschlechts-

<sup>53</sup> Vgl. hierzu u.a. Mezger (1991) Narrenidee, S. 419–466.





**Abb. 11:** Sebald Beham (1548): Die Nacht, Kupferstich, 110 x 78 mm, Amsterdam, Rijksmuseum, Inv.-Nr. RP-P-OB-4601 – Nachweis: Public domain (Amsterdam, Rijksmuseum)





**Abb. 12:** Michelangelo (um 1526–1531): Grabmal Giuliano de' Medici (mit den allegorischen Figuren von Nacht und Tag), Marmor, 7,90 m, Florenz, San Lorenzo, Neue Sakristei – Nachweis: Wallace, William (1999): Michelangelo, Köln, S. 107

akt beziehen lassen. Insgesamt besticht die Darstellung Behams durch die Spannung von Obszönität und Eleganz, wenn man die überzeugenden Standmotive des Paares in Augenschein nimmt.

Auch für diese Allegorie lässt sich ein Vorbild finden, das Marcantonio Raimondi im Kupferstich reproduziert hat. Es zeigt einen Triumph [Abb. 14], bei dem man im Hintergrund einen Wagen mit Standarten und Trophäen erkennt. So behandelt der Kupferstich vermutlich das antike Thema der *Hochzeit von Alexander und Roxane*. Unter den vielen Figuren entdeckt man im Vordergrund ein junges Paar, das Sebalb zu seiner Darstellung inspiriert haben wird. In Raimondis Kupferstich handelt es sich um einen schönen Krieger mit Helm, der im Unterschied zu allen anderen dargestellten Personen nackt geschildert wird. Er steht auf den Waffen und Schilden der besiegten Feinde. An seiner Seite sieht man eine junge Frau, die sich ihm liebevoll zuwendet. Sie hat

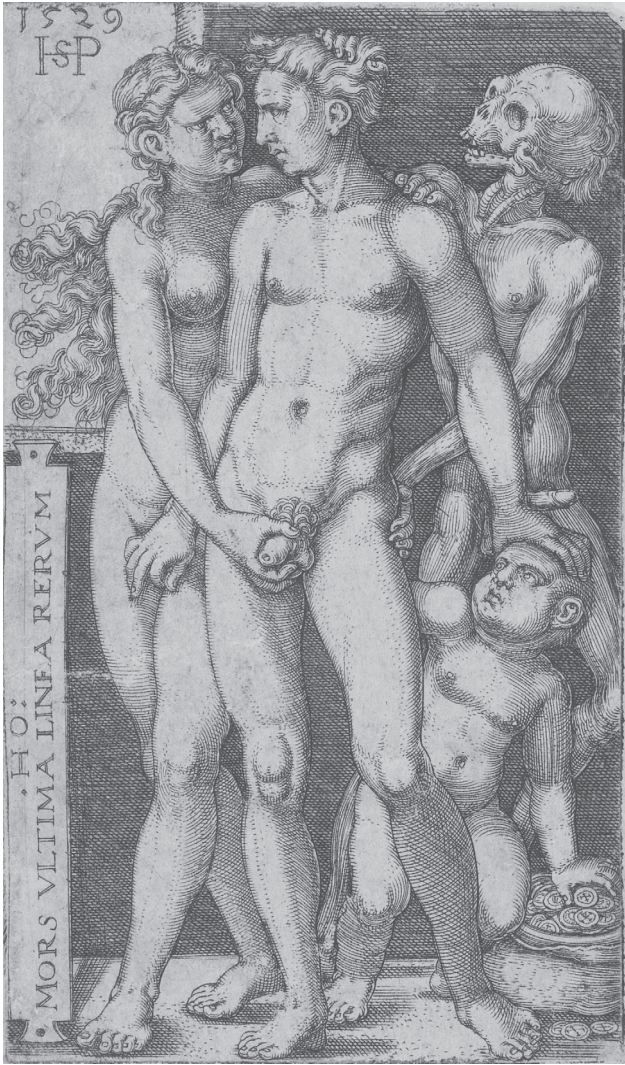
seinen rechten Unterarm ergriffen, während er freundlich einem knienden Knaben den Kopf hält. Auch rechts von ihm befindet sich ein Kind, das voranschreitet, um sich dem Sieger zuzuwenden. Aus dem Ensemble dieser Gesten und Personen baut Beham seine Komposition auf. Er übernimmt wörtlich das Standmotiv des jugendlichen Helden, das Gleiche gilt für den Griff an die Stirn des Knaben. Dabei tauscht er die beiden Jungen aus und überträgt die Geste von der rechten auf die linke Hand. Was Beham inspiriert hat, ist im italienischen Vorbild der Umgang mit der heroischen Nacktheit des Helden. Im Bereich des Oberkörpers scheint er einen Panzer zu tragen, der in Wirklichkeit jedoch nur angedeutet ist. Es ist fast so, als sollte hier die göttliche Abkunft des Helden vergegenwärtigt werden. Diese antikisierende Darstellung wird durch den deutschen Künstler in einen sexuellen Kontext überführt. Beham nutzt die zentrale Gruppe des Raimondi-Stichs und übersetzt sie in ein sexuelles Phantasma.

Einmal mehr werden dabei die vermeintlich allegorische Identität und lateinische Inschrift „Mors ultima linea rerum“ zum Deckmantel vulgärer Nacktheit. Doch so ähnlich beide Arbeiten Behams auch erscheinen mögen, der zweite Kupferstich stellt keine Werk-, sondern eine Stilparodie antiker Formensprache dar, welche die formale Eleganz antiker Topoi nutzt und zugleich denunziert. Offensichtlich geht es in beiden Kupferstichen um eine Neubewertung von Nacktheit, wenn das heroische Vorbild der Antike herabgesetzt wird. Allerdings ist die *Vanitasallegorie* keineswegs komisch, sondern lässt die antikische Formulierung obszön erscheinen.

Vor allem die 1506 während des Pontifikats Julius' II. wiederaufgefundene und ausgegrabene *Laokoon*-Gruppe, die als berühmtestes Werk aus dem päpstlichen Belvedere gelten kann, muss immer wieder für formale und inhaltliche Verballhornungen herhalten. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Figurengruppe schon der Antike als unübertreffliches Werk galt, von dem Plinius d.Ä. schreibt, es sei „allen Schöpfungen der Malerei und Bildhauerei“ überlegen.<sup>54</sup> So kann es nicht wundern, dass diese Einschätzung in jenem Moment zu spannungsvoller Erwartung führt, in dem die im Mittelalter unbekanntere Gruppe im Beisein Michelangelos wiederentdeckt

<sup>54</sup> Plinius d.Ä. (1978) Naturkunde.





**Abb. 13:** Sebald Beham (1529): Tod und laszives Paar, Kupferstich, 8,2 x 4,9 cm, Amsterdam, Rijksmuseum, Inv.-Nr. RP-P-H-1040 – Nachweis: Public Domain (Amsterdam, Rijksmuseum)

wird, der sich vom Papst als Kunstexperte beauftragt sah, die Echtheit der Skulptur zu bestätigen. Seitdem ist das hellenistische Werk von zahlreichen Künstlern kopiert und schon früh in Kupferstichen und Radierungen reproduziert worden. Vor allem Michelangelo trug mit seinem an der Körperlichkeit des Hauptmotivs orientierten Stil extrem muskulöser Männerakte dazu bei, Vorbildlichkeit und Bedeutsamkeit der Gruppe noch einmal zu steigern. Auf diese Weise avancierte die Figurengruppe zum bedeutendsten aller Werke und stellt eine der wenigen antiken Arbeiten dar, deren Weg bis in die heutige Populärkultur geführt hat.

Zugleich war sie als Symbol päpstlicher Kunstpolitik Gegenstand kritischer Auseinandersetzung. So sei beispielhaft Luther genannt, der den Papst dafür kritisiert, das Geld deutscher Christen für seine Kunstpatronage zu verprasen, wenn er schreibt: „Ich schweige auch zur Zeit noch davon, wo solches Ablassgeld hingekommen ist. Ein andermal will ich danach fragen, denn Campoflore und Belvedere und etliche andere Orte wissen wohl etwas davon.“<sup>55</sup> Die Nennung des Cortile del Belvedere stellt einen metonymischen Hinweis auf die dort aufgestellten Skulpturen dar. Die Botschaft ist klar: Das Geld der deutschen Christen finanziert die kostspielige Kunst- und Baupolitik des Papstes. Und so wird es geradezu ein Running Gag, antike Formeln zur Herabsetzung des Oberhauptes der katholischen Kirche zu verwenden, wenn wir auf den *Hercules germanicus* von Hans Holbein d.J. oder die Porträtmedaille von Hans Schenck schauen, die auf dem Avers das Bildnis des Hans Klur zeigt und auf dem Revers [Abb. 15] eine *Laokoon*-Parodie mit defäkierendem Bauern.<sup>56</sup>

### 3 Parodien oder von der Anwesenheit des Abwesenden

Wenn die Verfasser über die Anfänge der Bildparodie in der deutschen Kunst des 16. Jahrhunderts nachgedacht haben, so ist dies in exemplarischer Form geschehen, steht doch keine flankierende Kunsttheorie zur Verfügung. Die Beispiele haben gezeigt, dass Parodien ein probates Mittel darstellen, gegen die normativen Ansprüche klassizistischer Kunsttheorie vorzugehen. Sie negieren eine an antiken Formen und italienischen Idealen orientierte Kunst und funktionieren als Werk- oder Stilparodie. Dabei stellen sie keine eigene Gattung, sondern vielmehr ein Verfahren dar. Sie sind parasitär und nicht selten geht mit ihnen ein Blick von unten nach oben einher, der sie zur asymmetrischen Kunstform werden lässt. Underdogs können sich gegen berühmte Künstler zur Wehr setzen und über polemische Beiträge Geltung gewinnen.

<sup>55</sup> Luther (1982) An den christlichen Adel deutscher Nation, S. 182.

<sup>56</sup> Müller (2017) Schlagkräftige Bilder.





**Abb. 14:** Marcantonio Raimondi (nach Raffael?) (um 1510): Triumph, Kupferstich, 35,5 x 50,8 cm, New York, Metropolitan Museum of Art, Inv.-Nr. 25.2.28 – Nachweis: Public domain (New York, Metropolitan Museum of Art)

Dabei können sie reale Machtverhältnisse zwar nicht ändern, aber symbolisch bestreiten.

Mit der Parodie wird ein innerer Widerspruch erzeugt, den es zu entdecken und zu befragen gilt. Daran wird ihre diskursive Qualität offenbar. Ihre Funktion ist es, andere Bilder zu kommentieren. Der gezielte Einsatz parodistischer Intelligenz setzt die Erkenntnis der Übertreibungen und Schwächen des Gegners voraus. Sie zielt auf Abweichung und Unterscheidung, auf die Umkehr von Machtverhältnissen. In ihr findet ein Aufbegehren gegen einen feststehenden Kanon statt, denn als persönliche Verunglimpfung reicht sie über einen situativen Regelverstoß nicht hinaus. Überall dort, wo sich die Parodie jedoch gegen Gruppen, Ideen oder Programme richtet, gewinnt sie an invektiver Prägnanz, wenn wir uns die Beispiele Behams vor Augen stellen.

Ihre Macht zieht sie dabei aus einer Form der Komik, die in Hohn und Spott umschlägt. Das Lächerliche wird zu einer Art Indikator bedeu-

tungskonstituierender Distanz oder entstehender ‚Fallhöhe‘, die sich zwischen Vorbild und Parodie auftut. Je offensichtlicher der innere Widerspruch zwischen dem zitierten Vorbild und dessen Neuinszenierung ist, desto treffender gerät der parodistische Effekt, der die Aufhebung einer vermeintlich festgefügt Form-Inhalt-Relation bedeutet. Damit gehen Herabsetzungen einher, die von harmlos bis hämisch reichen. Nicht das Zitieren macht aus der Parodie ein invektives Geschehen, sondern Verkehrung und Sexualisierung eines etablierten Werkes bis hin zur Pornografie. Dem Betrachter fällt dabei eine aktive Rolle zu, scheint es doch so, als hätte er etwas decouvriert. In diesem Zusammenhang sei auf die notwendige Zeitlichkeit des Rezeptionsprozesses hingewiesen, denn das Gewähr-Werden des Vorbildes ist nur möglich, weil wir unseren ersten, nur gegenstandsbezogenen Eindruck revidieren können. Die Werke funktionieren als prozessbasierte visuelle Struktur, die der Betrachter auf



**Abb. 15:** Hans Schenck (1546): Bildnis des Hans Klur mit dem Tod und „Schandgemälde“ auf Papst Paul III., Solnhofener Kalkstein, 9,8 cm, Berlin, Staatliche Museen zu Berlin, Bode-Museum, Inv.-Nr. 822 – Nachweis: Public domain, URL: [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8c/Effigy\\_of\\_Hans\\_Klur\\_with\\_Death\\_and\\_a\\_brand\\_painting\\_of\\_Pope\\_Paul\\_III\\_by\\_Hans\\_Schenck\\_view\\_2\\_1546\\_Solnhofen\\_stone\\_model\\_for\\_a\\_medal\\_-\\_Bode-Museum\\_-\\_DSC03330.JPG](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8c/Effigy_of_Hans_Klur_with_Death_and_a_brand_painting_of_Pope_Paul_III_by_Hans_Schenck_view_2_1546_Solnhofen_stone_model_for_a_medal_-_Bode-Museum_-_DSC03330.JPG)

ein virtuelles Vorbild hin zu transzendieren hat. Umkehrung und Transformation finden als Negation des zunächst Gesehenen statt. Mit Parodien geht ein Perspektiv- und Moduswechsel einher. Sie stellen Reflexionsfiguren dar, für die es entsprechender Signale bedarf.

Wenn wir uns noch einmal die vorgestellten Werke vergegenwärtigen, so sind es zunächst Form- und Themenanalogien, die ins Auge stechen. In Bezug auf den musizierenden Bauern hat Dürer das auffällig inszenierte Motiv der entspannten Fußstellung benutzt sowie die Flöte durch einen Dudelsack ersetzt und damit Assoziationsbrücken gebaut. Dies gilt ähnlich für die Darstellung der *Nacht* bei Beham, die eine entspannt daliegende nackte Frau zeigt und mit Voluten und Sternenhimmel dekorative Elemente des Michelangelo-Vorbildes zu integrieren weiß. Um aber die Assoziation mit dem parodierten Vorbild zu gewährleisten, hat der Künstler mit dem Titel einen wichtigen Hinweis gegeben. Solche Markierungen sind Hilfestellungen, die auf Analogien verweisen und Assoziationsbrücken herstellen. Sie sind notwendig, aber

nicht hinreichend, um in der Frühzeit der Parodie eine Evidenz der Ähnlichkeiten zu erzeugen. Dies macht aber auch deutlich, dass frühe Parodien derart anspielungsreich sind, dass sie über lange Zeit hinweg nicht entdeckt wurden.

Die Parodie markiert eine vorhergehende Form, indem sie diese in anspielungsreicher Weise präsentiert und der Lächerlichkeit preisgibt.<sup>57</sup> Zu klären ist, wie Analogiebildungen zwischen dem parodierenden und parodierten Werk funktionieren. Die gängige Definition von Nachahmung bei gleichzeitiger Herabsetzung stellt jedenfalls keine Erklärung des ikonischen Prozedere dar. Damit die parodistische Verkehrung eines Motivs funktionieren kann und das Vorbild wiedererkannt wird, bedarf es motivischer Prägnanz. Prägnanz sei als erkennbare Gestalthaftigkeit definiert, die ein vorbildliches Werk auszeichnet. Gemeint sind Motive wie der mit den Schlangen ringende Vater der Laokoon-Gruppe oder die schöne Nymphe Galatea, die aus einem dynamischen Gegensatz von Ober- und Unterkörper zusammengesetzt ist. Würde es sich anders verhalten, könnten Parodien nicht funktionieren. Mit ihnen geht deshalb zumeist eine Perspektive auf das Hauptmotiv, wie etwa die Hauptfigur der Galatea und nicht die zahlreichen anderen Nymphen einher. Je stärker dabei das Motiv der Nymphe variiert, je fragmentarischer es also rezipiert wird, desto schwieriger gestaltet es sich, das Vorbild zu entlarven. Hat man im Rahmen parodistischer Lektüre ein Motiv oder Detail eines bestimmten Kunstwerkes ausgemacht, ist man zugleich auf der Suche nach einem weiteren. Mit der Bildbetrachtung geht also zugleich ein prozessreflektiertes Sehen einher, das von der gegenstandsbezogenen Evidenz-erfahrung zur Zeichenhaftigkeit seiner Motive voranschreitet, die hier einfacherweise als Sinnrichtung bezeichnet werden soll. Das heißt, aus dem Interpretamen wird ein Interpretament usw.

Das zweite Problem der Wiedererkennbarkeit hängt mit der Überblendung zusammen, die stattfindet, wenn aus einer keuschen Nymphe eine Prostituierte oder aus einer Allegorie ein pornographischer Akt wird. So kann die Überblendung derart dominant und affektiv werden, dass Vorlagen nicht mehr ohne Weiteres entdeckt werden können. Um das Wiedererkennen in einem solchen Fall dennoch zu gewährleisten, bedienen

<sup>57</sup> Vgl. Müller (1994) Vom lauten und vom leisen Betrachten.



sich Künstler zusätzlicher Hinweise. Man denke etwa an die soeben aufgezeigten michelangelesken Details im *Nox*-Kupferstich, die Beham seiner Figur beigegeben hat und die im Sinne der Markierung des Vorbilds funktionieren. In Bezug auf ein solches Vorgehen kann davon gesprochen werden, dass Künstler um eine sekundäre Evidenz bemüht sind. Das Problem der Erkennbarkeit von Vorbildern kann dahingehend ergänzt werden, dass je stärker sich die Parodie vom Hauptmotiv entfernt, desto wichtiger wird es, weitere Hinweise und Markierungen zur Identifikation des Vorbilds zu erhalten.

Wenn Parodien in ikonischer Hinsicht etwas Besonderes darstellen, dann, weil sie uns mit der Negationsleistung des Bildes konfrontieren. Sie leiten uns zu einer Reflexion an, deren Zweck in der Herabsetzung eines bestimmten Sachverhalts ihr eigentliches Ziel findet. Dieser performative Akt der Bestreitung soll als Leistung des parodistischen Bildakts erachtet werden. Es handelt sich dabei insofern um eine Transzendierung, als der dargestellte Sachverhalt auf ein virtuelles Werk hin überschritten und dessen Formen und Inhalte in Frage gestellt werden. In den gezeigten Kupferstichen und Radierungen fungiert das zugrundeliegende Zitat somit als generative Kraft. Es ermöglicht die virtuelle Koprpresenz eines anderen Werkes und über dieses andere Werk können wiederum neue Bedeutungskomplexe assoziierbar sein. Mit anderen Worten: Die in der Parodie verwendeten Motive sind Hohlformen. Ihr Modus ist die Latenz, weshalb ihre Entdeckung der aktiven Beteiligung durch den Betrachter bedarf.

Im Anschluss an Wolf-Dieter Stempel sei dessen triadisches Modell zur Erklärung ironischer Verfahren auf die Parodie übertragen. Stempel definiert Ironie als eine besondere Form des Ausschlusses, das auf einer bestimmten, dreistelligen Konstellation beruht.<sup>58</sup> Der frühneuzeitliche Parodist offeriert dem Publikum ein Werk, das Missachtung hervorruft, da sein pornografischer oder skatologischer Inhalt unseren Widerwillen provoziert. Wenn der Rezipient das zugrundeliegende Zitat erkennt, perspektiviert sich das Werk in eine unerwartete Richtung. Dies erzeugt einen in der Regel höhnischen Witz, der Parodie-Urheber und Betrachter gegen den zitierten Künstler oder dessen Werk solidarisiert. Durch die übertriebene

Darstellung werden wir gezwungen, uns zu distanzieren, bis wir das der Parodie zugrundeliegende Werk entdecken. Die so entstandene Differenz von Parodie und Parodiertem stellt insofern einen invektiven Akt dar, als mit dem Umschlagen von Imitation in Bloßstellung eine extreme Schmähung einhergeht. Das Lachen solidarisiert das Publikum ex negativo mit dem Parodisten, der seinen Geltungsanspruch deutlich macht. Das vermeintlich Überlegene wird herabgesetzt und dessen Bloßstellung kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Das parodierte Werk ist durch Lächerliches infiziert und beschädigt.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Alberti, Leone Battista (1877): Della Pittura di Leon Battista Alberti libri tre. In: Janitschek, Hubert (Hg.): Leone Battista Albertis kleinere kunsttheoretische Schriften. Wien: Braumüller. S. 50–163.
- Cicero, Marcus Tullius (1976): De Oratore. Über den Redner. Lateinisch/Deutsch, übers. und hrsg. von Harald Merklin. Stuttgart: Reclam.
- Dürer, Albrecht (1956): Tagebuch der Reise in die Niederlande. In: Rupprich, Hans (Hg.): Schriftlicher Nachlaß. Bd. 1: Autobiographische Schriften, Briefwechsel, Dichtungen, Beischriften, Notizen und Gutachten, Zeugnisse zum persönlichen Leben. Berlin: Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft.
- Franck, Sebastian (1531): Von dem gewlichen laster der trunkenheit [...]. Augsburg: Steiner [VD 16 F 2145].
- Horaz (1957): De arte poetica liber. In: Färber, Hans/Schöne, Wilhelm (Hgg.): Sämtliche Werke. Teil II: Satiren und Briefe. Lateinisch/Deutsch. München: Heimeran.
- Longinus (1988): Vom Erhabenen. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Otto Schönberger. Stuttgart: Reclam.
- Luther, Martin (1982): An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. In: Bornkamm, Karin/Ebeling, Gerhard (Hgg.): Martin Luther: Ausgewählte Schriften, hgg. v. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Insel, S. 150–236.
- Plinius Secundus d. Ä., C. (1978): Naturkunde. Lateinisch/Deutsch. Buch XXXVI, hrsg. und übersetzt von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler. München: Heimeran.
- Scaliger, Iulius Caesar (1994–2011): Poetices libri septem/ Sieben Bücher über die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Herausgegeben, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Luc Deitz und Gregor Vogt-Spira. Unter Mitwirkung von Manfred Fuhrmann. 6 Bände, Stuttgart: Frommann-Holzboog.

<sup>58</sup> Stempel (1976) Ironie.



Vasari, Giorgio (2004): Das Leben des Raffael. Alessandro Nova (Hg.). Bearbeitet von Hana Gründler. Berlin: Wagenbach.

## Forschungsliteratur

- Buskirk, Jessica/Kaschek, Bertram (2013): Kanon und Kritik. Konkurrierende Körperbilder in Italien und den Niederlanden. In: Dreischer, Stephan et al.: Jenseits der Geltung. Konkurrierende Transzendenzbehauptungen von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin: Walter De Gruyter, S. 103–126.
- Brummer, Hans Henrik (1970): The Statue Court in the Vatican Belvedere. Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Daltrop, Georg (1987): Antike Götterstatuen im Vatikan. Die vatikanisch-römische Tradition der klassischen Archäologie. Basel/Frankfurt am Main: Helbing & Lichtenhahn.
- Findlen, Paula (1994): Humanismus. Politik und Pornographie im Italien der Renaissance. In: Hunt, Lynn (Hg.): Die Erfindung der Pornographie. Obszönität und die Ursprünge der Moderne. Frankfurt am Main: Fischer, S. 44–114.
- Freund, Winfried (1981): Die literarische Parodie. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1854–1961): Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. URL: <http://dwb.uni-trier.de/de/> (letzter Zugriff: 07.12.2020).
- Höper, Corinna (2001): Raffael und die Folgen. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner graphischen Reproduzierbarkeit. Staatsgalerie Stuttgart/Graphische Sammlung. Stuttgart: Hatje Cantz.
- Hutcheon, Linda (1985): A Theory of Parody. The Teachings of Twentieth-century Art Forms. New York: Methuen.
- Irle, Klaus (1997): Der Ruhm der Bienen. Das Nachahmungsprinzip der italienischen Malerei von Raffael bis Rubens. Münster: Waxmann.
- Könneker, Barbara (1966): Wesen und Wandlung der Narrenidee im Zeitalter des Humanismus. Brant – Murner – Erasmus. Wiesbaden: Steiner.
- Levy, Janey L. (1988): The Erotic Engravings of Sebald and Barthel. A German Interpretation of a Renaissance Subject. In: Goddard, Stephen (Hg.): Ausst.-Kat. The World in Miniature. Engravings by the German Little Masters. 1500–1550. Lawrence: Spencer Museum of Art, University of Kansas.
- Mentzel, Jan-David (2015): Zwischen Obszönität und Ideal. Überlegungen zu zwei Badedarstellungen der Beham-Brüder. In: Münch, Birgit U./Müller, Jürgen (Hgg.): Peiraikos' Erben. Die Genese der Genremalerei bis 1550. Wiesbaden: Reichert, S. 391–414.
- Mezger, Werner (1991): Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur. Konstanz: Univ.-Verl. Konstanz (zugl. Habil.-Schr. Univ. Freiburg/Br. 1989).
- Müller, Christian (2001): Urs Graf. Die Zeichnungen im Kupferstichkabinett Basel. Basel: Schwabe & Co. (= Katalog der Zeichnungen des 15. und 16. Jahrhunderts; 2B).
- Müller, Jürgen (1994): Vom lauten und vom leisen Betrachten. Ironische Bildstrukturen in der holländischen Genremalerei des 17. Jahrhunderts. In: Kühlmann, Wilhelm/Neuber, Wolfgang (Hgg.): Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Frankfurt am Main: Lang, S. 607–647.
- Müller, Jürgen (1999): Das Paradox als Bildform. Studien zur Ikonologie Pieter Bruegels d.Ä. München: Fink.
- Müller, Jürgen (2005): Holbein und Laokoon. Ein Beitrag zur gemalten Kunsttheorie Hans Holbeins d.J. In: Brinkmann, Bodo (Hg.): Hans Holbein und der Wandel in der Kunst des frühen 16. Jahrhunderts. Turnhout: Brepols, S. 73–89.
- Müller, Jürgen (2006): Imitatio oder dissimulatio? Bemerkungen zu Rembrandts Antiklassizismus. In: Bukovinska, Beket/Slavíček, Lubomír (Hgg.): Pictura verba cupit. Essays for Lubomír Konečný. Prag: Artefactum, S. 237–248.
- Müller, Jürgen (2007): „Een antickse Laechon“. Ein Beitrag zu Rembrandts ironischer Antikenrezeption. In: Bredekamp, Horst/Diers, Michael/Tesmar, Ruth et al. (Hgg.): Dissimulazione onesta oder Die ehrliche Verstellung. Von der Weisheit der versteckten Beunruhigung in Wort, Bild und Tat. Hamburg: Philo Fine Arts Stiftung, S. 105–130.
- Müller, Jürgen (2009): Der dritte Mann – Überlegungen zur Rezeptionsästhetik von Dürers Zeichnung „Das Frauenbad“. In: Klein, Bruno/Ders. (Hgg.): Antike als Konzept. Lesarten in Kunst, Literatur und Politik. Berlin: Lukas, S. 35–44.
- Müller, Jürgen (2015): Der sokratische Künstler. Studien zur Ikonologie von Rembrandts „Nachtwache“. Leiden: Brill.
- Müller, Jürgen (2015): Die Welt als Bordell. Überlegungen zur Genremalerei Jan van Amstels. In: Münch, Birgit Ulrike/Ders. (Hgg.): Peiraikos' Erben. Die Genese der Genremalerei bis 1550. Wiesbaden: Reichert, S. 15–50.
- Müller, Jürgen/Küster, Kerstin (2011): Der Prediger als Pornograf? Konvention und Subversion in der Bildpoetik Sebald und Barthel Behams. In: Ders./Schauerte, Thomas (Hgg.): Die gottlosen Maler von Nürnberg. Konvention und Subversion in der Druckgrafik der Beham-Brüder. Ausst.-Kat. Nürnberg, Emsdetten. Emsdetten: Ed. Imorde, S. 20–32.
- Müller, Jürgen/Schauerte, Thomas (Hgg.) (2011): Die gottlosen Maler von Nürnberg. Konvention und Subversion in der Druckgrafik der Beham-Brüder. Ausst.-Kat. Nürnberg, Emsdetten. Emsdetten: Ed. Imorde.
- Müller, Jürgen (2017): Schlagkräftige Bilder. Anmerkungen zu Hans Holbeins d. J. reformatorischer Bildrhetorik. In: Kohnle, Armin/Rudersdorf, Manfred: Die Reformation. Fürsten, Höfe, Räume. Stuttgart: Franz Steiner, S. 276–290.

- Nagler, Georg K. (1835): Neues allgemeines Künstler-Lexicon oder Nachrichten von dem Leben und Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Lithographen, Zeichner, Medailleure, Elfenbeinarbeiter, etc. 22 Bde., Bd. 2. München: E. A. Fleischmann.
- Pfisterer, Ulrich (2009): Lysippus und seine Freunde: Liebesgaben und Gedächtnis im Rom der Renaissance oder: Das erste Jahrhundert der Medaille. Berlin: Akademie Verlag.
- Pigman, George W., III (1980): Versions of Imitation in the Renaissance. In: *Renaissance Quarterly* 33, S. 1–32.
- Quednau, Rolf (1983): Raphael und „alcune stampe di maniera tedesca“. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 46/2, S. 129–175.
- Raupp, Hans-Joachim (1983): Ansätze zu einer Theorie der Genremalerei in den Niederlanden im 17. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 46/4, S. 401–418.
- Raupp, Hans-Joachim (1986): Bauernsatiren. Entstehung und Entwicklung des bäuerlichen Genres in der deutschen und niederländischen Kunst ca. 1470–1570. Niederzier: Lukassen Verlag.
- Robert, Jörg (2006): Nachschrift und Gegengesang. Parodie und parodia in der Poetik der Frühen Neuzeit. In: Glei, Reinhold F./Seidel, Robert (Hgg.): „Parodia“ und Parodie. Aspekte intertextuellen Schreibens in der lateinischen Literatur der Frühen Neuzeit. Berlin: De Gruyter, S. 47–66.
- Schmidt-Berger, Ute (Hg.) (1985): Plato. Das Trinkgelage. Oder über den Eros. Mit einer Wirkungsgeschichte von Jochen Schmidt und griechischen Vasenbildern. Frankfurt am Main: Insel.
- Stempel, Wolf-Dieter (1976): Ironie als Sprechhandlung. In: Preisendanz, Wolfgang/Warner, Rainer (Hgg.): *Das Komische*. München: Fink, S. 205–235.
- Unverfehrt, Gerd (2006): Da sah ich viel köstliche Dinge. Albrecht Dürers Reise in die Niederlande, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Verweyen, Theodor/Witting, Gunther (Hgg.) (1989): Walpurga, die taufrische Amme. Parodien und Travestien von Homer bis Handke. München: Piper.
- Wirth, Uwe (2017): Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Zweimüller, Serena (2008): Lukian. „Rhetorum praeceptor“. Einleitung, Text und Kommentar. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

---

## Artikel

Lars Koch\*

# Über artistische Interventionen. Invektivität, Medien, Moral

**Abstract:** On the basis of two aesthetic interventions of Christoph Schlingensiefel and the Center for Political Beauty (ZPS) this article analyses the relationship between activism and invectivity. In each case the underlying theatrical dispositifs are being discussed. With this, the article inquires into the respective procedures of disturbing the audience and the public. Whereas Schlingensiefel's politics of form aims at creating a sphere of ambiguity, the ZPS is all about stimulating moral indignation. This also reflects the diametrically opposed capabilities of activist art: Controversy on the one hand, partisanship on the other.

**Keywords:** Invektivität, Artivismus, konfliktuelle Ästhetik, Schlingensiefel, ZPS, Rancière – Invectivity, Activism, conflictual aesthetics, Schlingensiefel, ZPS, Rancière

\*Prof. Dr. Lars Koch, Technische Universität Dresden, Institut für Germanistik, Professur für Medienwissenschaft und Neuere deutsche Literatur, lars.koch@tu-dresden.de

Das Verletzen und Beleidigen, die Beschimpfung des Publikums und auch die Missachtung von Regeln des guten Geschmacks gehören zum bewährten Affizierungsinstrumentarium moderner Aktionskunst. Spätestens seit den künstlerischen Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts ist die Transgression moralischer oder ästhetischer Konventionen eine weit verbreitete Modalität der Aufmerksamkeitserzeugung, mit der die kunsträsonierende Öffentlichkeit immer zu rechnen hat. Filippo Marinettis ästhetische Feier der Gewalt (*Manifest des Futurismus*, 1909) oder auch André Bretons Forderung, mit einem Revolver in die Menge zu schießen (*Zweites Manifest des Surrealismus*, 1930), sind nur zwei Beispiele für diese Selbstinszenierung des Künstlers als Souverän, der der entstehenden Massengesellschaft ebenso verachtend gegenüber zu stehen behauptet wie dem Normenrepertoire einer bürgerlichen Kunst- und Kulturgesinnung.

Von den avantgardistischen Anfängen der Verbindung von Authentizitätsinszenierung, Gewaltpose und Invektiv-Kommunikation lässt sich über Fluxus in der Musik oder Martin Kippenberger und die anderen ‚neuen Wilden‘ der späten 1970er und 1980er Jahre in der Malerei eine Verbindungs-

linie ziehen zu aktuellen Avantgarde-Protokollen der Skandalisierung und des Resonanzkalküls, wie sie etwa für Santiago Sierra, Jonathan Meese oder Mathieu Malouf charakteristisch sind. In den hier zur Schau gestellten Inszenierungen – man denke etwa an Sierras Aktion, in der er arbeitslosen kubanischen Jugendlichen einen Strich auf den Rücken tätowierte<sup>1</sup> oder an Maloufs antiseimitische Skulptur *#luketurnerisretarded*<sup>2</sup> – eines invektiven Zynismus, setzt sich eine Strategie des selbstreferenziellen *Trollings* in Szene, die manchmal dem ironischen Nihilismus der *Alt Right* nahe kommt.<sup>3</sup> Angetrieben von der Affordanz der sozialen Medien, die eine „digitale Affektkultur

<sup>1</sup> 250 cm Line Tattooed on 6 Paid People Espacio Aglutinador, Havana, Cuba, December 1999, vgl. <https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/250-cm-line-tattooed-on-6-paid-people-espacio-aglutinador> (letzter Zugriff 20.04.2020).

<sup>2</sup> Vgl. Stromberg (2019) Los Angeles gallery opens show.  
<sup>3</sup> „Dadurch, dass die Ironie in der Lage ist, ethische Fragen zu durchkreuzen, wird die Umkehrung der ihr anhängigen sozialen Funktionen ermöglicht, sodass sie im Aufgeben des Politischen die Herrschaft nicht mehr hinterfragt, sondern affirmiert. Ironie bestätigt hier diejenige Ideologie, die sie abzuwerten oder zu ignorieren vorgibt, indem sie jede potenzielle oder vermeintliche Alternative negiert.“



des Extremen<sup>4</sup> begünstigt, realisiert sich hier ein aufmerksamkeitsökonomisch informiertes Beleidigungsprogramm, das einmal mehr die ästhetische Provokation zum zentralen Mittel der Steigerung von Popularität macht. Invektivität dient dabei als Ressource einer affizierungsintensiven Selbstreferenz, die das Soziale und das Politische den eigenen, kunstinternen Codes unterwirft.

Einer anderen funktionalen Logik – so scheint es zumindest – folgt die Strategie invektiver Adressierung von Publikum und Öffentlichkeit im Kontext aktueller ästhetischer Interventionen, die eine direkte soziale und politische Wirksamkeit der Kunst realisieren wollen. Auch im Kontext dieser theatralen „Gesellschaftsspiele“<sup>5</sup> kommen Techniken der konfrontativen Dissens-Produktion zum Einsatz, nur dient die Erregung der Öffentlichkeit in diesem Fall einem anderen Ziel. Wie schon das Label *Artivismus* vermuten lässt, geht es in der programmatischen Annäherung von Kunst und sozialer Bewegung hier darum, die Gesellschaft mit den Mitteln der Kunst mindestens zu irritieren und im besten Falle auch zu verändern. Während Künstler wie Mathieu Malouf, Jonathan Meese oder auch Damien Hirst die Transgression als Möglichkeit radikaler Kunst-Autonomie zelebrieren, betonen Vertreter\*innen des Artivismus das Primat eines politisch-ethischen Projektes, dessen kommunikativer Ausgestaltung die künstlerische Darstellung zu dienen habe. Invektivität wird hier zur vielgenutzten Ressource eines ästhetischen Engagements, das sich im Sinne autonomer Heteronomie mehr oder weniger ästhetisch vermittelt in den Dienst einer politischen Sache stellt. Sie findet „als herabsetzende Identifizierung von Personen oder Gruppen“<sup>6</sup> Verwendung mit dem Ziel, die Zuschauenden zu Positionierung herauszufordern und sie so aus der ihnen zugeschriebenen konsumistischen Indifferenz herauszuholen.

In Aneignung der ursprünglich politisch-militärischen Semantik<sup>7</sup> geht es bei der ästhetischen

Intervention meist um eine temporäre Aktion im öffentlichen Raum, die mit dem Ziel verbunden ist, die öffentliche Wahrnehmung zu schärfen, zu provozieren und mit Blick auf kulturelle, soziale und politische Fragen und Themen zu entautomatisieren.<sup>8</sup> *Happening* und *Flashmob* als Paradebeispiele für interventionistische Kunst etwa leben von einer performativen Praxis, die sowohl für Performer\*innen als auch für Zuschauende eine situativ außeralltägliche und mit hohem Irritationspotenzial angereicherte Wirklichkeit schafft.<sup>9</sup> Beruhend auf einer Strategie des Eingreifens *in* oder des Unterbrechens *von* öffentlicher Ordnung leisten ästhetische Interventionen insofern eine spezifische Arbeit am symbolischen Repertoire der Gesellschaft: Sie greifen kulturelle Routinen an, geben ihnen so „den in der fortlaufenden Pragmatik ihrer Anwendung vergessenen Charakter radikaler Fragwürdigkeit“<sup>10</sup> zurück und machen damit latente Alternativen sicht- und erfahrbar.<sup>11</sup> Schon bei Guy Debord und den Situationist\*innen ging es im Sinne Antonio Gramscis um eine Störung des *common sense*,<sup>12</sup> um eine gegenhegemoniale „Arbeit, die von Individuen und Kollektiven ohne Legitimation geleistet wird, die versuchen, die Karte des Möglichen neu zu zeichnen.“<sup>13</sup> Ästhetische Interventionen, die es sich als „Dynamisierung der soziopolitischen Ordnung“<sup>14</sup> zur Aufgabe machen, den gesellschaftlichen Konsens aufzustoßen, wollen den kollektiven Möglichkeitssinn stimulieren, indem sie die unhinterfragte Selbstverständlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse unter Stress setzen. Diese Verfremdung der sozialen Wirklichkeit geschieht in der Hoffnung, in den ästhetisch organisierten Erfahrungen von

„sich in die Angelegenheiten eines anderen Staates einmischen“. Im Kontext des Militärischen: RAF: Gewaltsame Aktionen als ‚revolutionäre Interventionen‘ der politischen Avantgarde; politisch-militärische Interventionen als Streitfall des Völkerrechts, insofern damit der in der UN-Charta von 1949 verankerte ‚Grundsatz souveräner Gleichheit‘ und damit auch das Prinzip der Nichteinmischung verletzt wird.

**8** Zum Konzept der Entautomatisierung vgl. den klassischen Text von Šklovskij (1969) Kunst als Verfahren.

**9** Vgl. Warstat et al. (2015) Theater als Intervention.

**10** Lehmann (2011) Wie politisch ist das postdramatische Theater?, S. 35.

**11** Vgl. zum kritischen Potenzial des Prinzips ästhetischer Störungen Koch/Nanz/Pause (2018) Disruptions in the Arts.

**12** Vgl. Snir (2016) Not just one common sense.

**13** Rancière (2011) Moments politiques, S. 14.

**14** Surmann (2014) Ästhetische In(ter)ventionen, S. 23.

Pinto/Stakemeier (2019) Glossar, S. 95. Vgl. hierzu auch Colebrook (2000) Meaning of irony, v.a. S. 7.

**4** Reckwitz (2017) Gesellschaft der Singularitäten, S. 270.

**5** Vgl. Malzacher (2020) Gesellschaftsspiele.

**6** Häusler/Heyne/Koch/Prokic (2020) Verletzen und Beleidigen, S. 309.

**7** Verb franz. ‚intervenir‘, lat. ‚interventio‘, ‚einschreiten, vermitteln‘, im 17. Jahrhundert aus dem Französischen entliehen, ab dem 19. Jahrhundert vor allem in der Bedeutung

Ambiguität den herrschenden Eindruck von Alternativlosigkeit als Produkt hegemonialer Anstrengungen durchsichtig und problematisch werden zu lassen.<sup>15</sup>

Artistische Interventionen können dort, wo das ästhetische Kalkül aufgeht und die taktisch eingesetzte Invektive ein Feuerwerk von erbosten Anschlusskommunikationen zündet, dazu beitragen, „die von der Erfindung der Gleichheit verursachten Risse im Herrschaftsgefüge spürbar zu machen und die Denkopoperationen, die sie andauernd zu kitten versuchen, aufzudecken.“<sup>16</sup> Artistische Invektiv-Kommunikation wirkt dann, wenn sie mit einer Ästhetik der prekären Exponierung operiert, wie ein Brandbeschleuniger, der situativ die sozialen Positionen der beteiligten Akteur\*innen und Zuschauer\*innen entschert, eine öffentliche Situation erschütternder Desorientierung erzeugt und damit politische Zuschreibungspraktiken zur Disposition stellt. In diesem Sinne realisiert das theatrale Dispositiv des Artivismus performativ ein „Exponierungsgeschehen [...], in dem sich das Ausgesetztsein an den anderen und damit die Potenzialität der Verletzung, Beleidigung, Herabsetzung als eine Grundbedingung von Subjekt und Sozialität ausdrückt. So verweist die theatrale Exponiertheit auf eine genuine Verletzbarkeit des Subjekts, auf seine Angst vor der Verletzung, in der jede Machtbeziehung begründet ist.“<sup>17</sup> Die politische Dimension ästhetischer Interventionen manifestiert sich so in einem „Konflikt über das Dasein einer gemeinsamen Bühne, über das Dasein und die Eigenschaften derer, die auf ihr gegenwärtig sind.“<sup>18</sup> Wo dies passiert, ist die Invektive nicht mehr bloßes Mittel zum Zweck der Aufmerksamkeits- und Affektmobilisierung, sondern artikuliert zugleich auch – als implizites Insis-

tieren oder explizit ausformuliert – ein Nachdenken über den gesellschaftlichen und symbolischen Ermöglichungszusammenhang von Invektiv-Kommunikation. Dergestalt auf die Ebene von Metainvektivität<sup>19</sup> transponiert, diskutiert die ästhetische Intervention das spannungsgeladene Verhältnis von „Subjektsein, Sprechen und Vernommenwerden“<sup>20</sup> und bezieht auch die eigene Position im sozialen Geschehen wechselseitiger invektiver Zuschreibungen, des Aneinander-Vorbeiredens und der (produktiven) Missverständnisse mit ein. Entscheidend für eine solche interventionistische Politik der Form ist dabei, die manifeste Konstellation von Macht, Ausbeutung, Diskriminierung und Herabsetzung nicht alleine als Ausdruck konkreter politischer Programme und Ideologien zu kritisieren, sondern sie zugleich in einem prinzipiellen Sinne als Effekt einer ganz basalen „Aufteilung des Sinnlichen“<sup>21</sup> zu fassen, die als hegemoniale Habitualisierung von Seh- und Wahrnehmungsgewohnheiten den kollektiven Vorstellungshaushalt der Gesellschaft formatiert.

Eine andere Strategie, die gerade unter den Bedingungen der aktuellen gesellschaftlichen „Diskursverwilderung“<sup>22</sup> auf viel Resonanz in Öffentlichkeit und sozialen Medien stößt, besteht in der willentlichen Forcierung von dichotomen Konfliktlagen. Während die zuvor kurz skizzierte Politik der Form auf eine Verunordnung der bestehenden Ordnungen – der Politik, des Sozialen, des Diskurses oder auch des Sinnlichen – hinarbeitet, geht es in der alternativen Variante um das Programm einer Zuspitzung: Letztere nutzt Invektivität vornehmlich als Ressource, mit deren Hilfe politische Konfliktlagen – zumindest rhetorisch – in eine Logik des Antagonismus übersetzt werden sollen. Im Rahmen eines solchen Wirkungskalküls intensivierter Konfrontation trägt Invektiv-Kommunikation im Regime des Ästhetischen dann dazu bei, Subjektpositionen zu verhärten, positiv wie negativ konnotierte Identitätszuschreibungen zu stabilisieren und die Konfliktualität des Sozialen aus dem Register des Politischen in jenes der Moral zu übertragen. Während Invektivität im ers-

**15** Dass diese Interventionsmuster in den letzten Jahren unter Anleitung von Götz Kubitschek von der Identitären Bewegung (IB) angeeignet wurden, verweist auf eine derzeit zu konstatierende Krise der emanzipativ orientierten künstlerischen Kritik. Bemerkenswert ist zudem, dass nicht alleine die kommunikativen Strategien, sondern auch die Formen und ästhetischen Verfahren der Aufstörung adaptiert wurden. Vgl. hierzu die Analyse von Ulrich (2017b) Schönheit; Wagner (2017) Angstmacher, S. 128–153; Koch (2020) Gefühlspolitik, S. 102f.

**16** Rancière (2011) Moments politiques, S. 12.

**17** Häusler/Heyne/Koch/Prokic (2020) Verletzen und Beleidigen, S. 308.

**18** Rancière (2002) Unvernehmen, S. 38. Vgl. hierzu auch Wihsturz (2014) Streit um die Bühne.

**19** Vgl. zum Konzept des Metainvektiven die Überlegungen von Scharloth (2017) Hassrede und Invektivität.

**20** Kleesattel (2016) Politische Kunst-Kritik, S. 41.

**21** Rancière (2006) Aufteilung des Sinnlichen.

**22** Pörksen/Schulz von Thun (2020) Kunst des Miteinander-Redens, S. 10.

ten Fall als produktiver Faktor zu einem politischen Widerstreit beiträgt, ist sie im zweiten Fall bloßes Mobilisierungsvehikel einer selbstsicheren moralischen Positionierung, von der aus der unübersichtliche, komplexe Wirkungszusammenhang der Politik anhand eindeutig gezogener Demarkationslinien überblickt und gedeutet werden kann.

Wenn vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Überlegungen zu Invektivität als Thema und Verfahren des Artivismus im Folgenden mit Christoph Schlingensiefs Containeraktion *Bitte liebt Österreich* von 2001 und der Aktion *Flüchtlinge Fresen* des Zentrums für Politische Schönheit (ZPS) von 2016 zwei Beispiele ästhetischer Intervention diskutiert werden sollen, dann geht es dabei vor allem um zwei Dinge: Zum einen ist genauer zu rekonstruieren, wie die invektive Aufstörung von Publikum und Öffentlichkeit als Instrument und Effekt der jeweiligen Aktion funktioniert. Es soll also an Schlingensief und dem ZPS exemplarisch die invektive Imprägnierung des Konzeptes artistischer Intervention vorgeführt werden.<sup>23</sup> Zum anderen soll daran anknüpfend die generelle Beobachtung diskutiert werden, dass die Ausprägung und Nutzung invektiv-gesättigter kommunikativer Muster zum Kernbestand im ästhetischen Repertoire aktionistischer Kunstformen im Dienste der Re-Artikulation politischer Positionen gehört. Invektive Formen sind Elemente jener interventionistischer Resonanzkalküle, mittels derer sich im Kampf um gesellschaftliche Sprech- und Handlungslizenzen ein An- und Übergriff auf

<sup>23</sup> Dass dabei nicht im literarisch-poetologischen Sinne von einer ‚invektiven Gattung‘ zu sprechen ist, liegt auf der Hand, besteht das ‚Gattungsmerkmal‘ des Artivismus – gerade im ästhetischen Regime der Kunst – doch in der situativen Hybridisierung unterschiedlicher Kunstformen, Medien und Formate. Ästhetische Interventionen schöpfen ihr disruptives Potenzial gerade aus der Negation von Ordnung und Erwartbarkeit. Dies gilt für ihre Fremdreferenz (soziale Konventionen, Normalität etc.) wie für ihre Selbstreferenz (Gattungsregeln, ästhetische Klassifikationen etc.). Genau diese programmatische Verweigerung von Regelmäßigkeit wird in Teilen von Publikum und Öffentlichkeit als Provokation und Herabsetzung eigener Wertvorstellungen erlebt. Allerdings birgt diese Affizierungsstrategie eine aufmerksamkeitsökonomische Überbietungslogik, die sich nicht bis ins Unendliche steigern lässt. Darin, dass auch die artistische Bewirtschaftung des Invektiven in ein Spiel von Erwartungserwartungen eingebunden ist und sich mithin abnutzen kann, liegt ein weiterer Grund für die aktuelle Krise der künstlerischen Kritik.

die routinierten Prozeduren der hegemonialen Herstellung von Normalität bewerkstelligen lässt.

Während damit zunächst das Element invektiver Adressierung als wiederkehrendes Moment artistischer Interventionen herausgestellt wird, sollen im Anschluss mit der Gegenüberstellung von Schlingensief und dem ZPS zugleich auch zwei diametral entgegengesetzte Konzepte der politischen Wirksamkeit von Aktionskunst kontrastiert werden. Während bei Schlingensief die Produktion ästhetischer Widersprüchlichkeit zum Einsatzpunkt von politischem Widerspruch wird, geht es beim ZPS-Vordenker Philipp Ruch und seinen Mitstreiter\*innen um das Vor-Augen-Stellen einer konkreten Handlungsalternative zur dominierenden politischen Praxis, deren durch die Aktion herausgestellte invektive Evidenz die politisch Mächtigen unter Legitimations- und Handlungsdruck setzen soll.

## 1 Schlingensiefs Bilderstörung: Der Container als Invektiv-Arena

Schlingensiefs Aktionskunst der 1990er und frühen 2000er Jahre arbeitet in unterschiedlichen ästhetischen Konstellationen mit der invektiven Infragestellung des *common sense*. Allen voran die Aktion *Bitte liebt Österreich*, die im Jahr 2000 anlässlich der Wiener Festwochen und vor dem Hintergrund der Überprüfung der Einhaltung der europäischen Grundrechte durch die EU stattfand, realisiert unterschiedliche, aber miteinander interferierende Konstellationen des Invektiven. So steht im Zentrum der Aktion die Produktion und Zirkulation liminaler Bilder, deren Invektivierungspotenzial Schlingensief nutzt, um den Rassismus von Massenmedien und Politik<sup>24</sup> zum Gegenstand einer intensiven öffentlichen Debatte zu machen. Schlingensief selbst hat diese Container-Aktion als „Bilder-Störungsmaschine“ bezeichnet.<sup>25</sup> Mit dem Programm der invektiven Bilderstörung interveniert er in einen populistischen Diskurs, der identitätspolitisch entlang einer Unterscheidung des Eigenen und

<sup>24</sup> Vor allem der Kronen Zeitung und der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ).

<sup>25</sup> Schlingensief (2014) Ich weiß, S. 105.

des Fremden operiert und dabei affektpolitisch auf die provokative Thematisierung von Ressentiment und Diskriminierung setzt. Die Aktion spielt die Konsequenzen einer rigiden, normalerweise aber im medialen Off vollzogenen Abschiebepaxis auf spektakuläre Weise durch. Ihre elementaren Bestandteile und Ereignissequenzen rücken in den Fokus, was sonst nicht zum Thema wird, weil es nicht zum Selbstbild der freundlichen, offenen Gesellschaft passt: der Container auf einem zentralen Platz der Wiener Innenstadt, die mehrtägige Dauer der Aktion inklusive allabendlicher Abschiebe-Performance von jeweils zwei Asylbewerber\*innen, die textuelle Rahmung durch die am Container angebrachten Spruchbänder („Ausländer raus“ und „Unsere Ehre heißt Treue“)<sup>26</sup>, die fremdenfeindlichen Wahlplakate der FPÖ samt Parteifahne sowie die Entgrenzungen in Massenmedien und Internet, schließlich die Einmischung von FPÖ-Verantwortungsträgern, Anzeigen von Privatleuten und entsprechende Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Wien wegen Verunglimpfung des Staates. Das derart ausgestaltete Geschehen zielt im invektiven Vor-Augen-Stellen auf eine Situation der Positionierungsnotwendigkeit ab, in der niemand mehr neutrales Publikum sein kann, alle dafür aber affektiv und politisch beteiligte Akteur\*innen werden. Die Container-Aktion führt dementsprechend vor, dass man sich angesichts des Wiedererstarkens rassistischer und xenophober Inhalte in der politischen Kultur nicht positionieren kann. Damit ist *Bitte liebt Österreich* ein gutes Beispiel für eine konfliktuelle Ästhetik, wie sie Oliver Marchart als Praxis der „Antagonisierung“<sup>27</sup> beschreibt: an aesthetics that is conflictual in a double sense: it conflicts with the aesthetics of the spontaneous ideologists of the art field (the aesthetics of simplistic complexity), and it seeks to work out the political implications of conflictual artistic practices. It is, in this sense, both a conflicting aesthetics and an aesthetics of conflict.<sup>28</sup> Schlingensiefels Container-Aktion funktio-

niert in diesem Sinne als Kunst radikal politisch, weil sie direkt in eine konkrete Diskurskonstellation interveniert, darüber hinaus aber aufgrund des ihr zugrundeliegenden ästhetischen Dispositivs eine Form der Öffentlichkeit erzeugt, in der Identitäts- und Zuschreibungskonflikte in ihrer ganzen dissensuellen Wucht artikuliert werden können.<sup>29</sup> Angesichts der Vielzahl der zum Teil unfreiwillig Beteiligten – Passant\*innen, Medienvertreter\*innen, Performer\*innen usw. – und der mehrtägigen Dauer der Aktion ist es nicht mehr Schlingensiefel alleine, der mit der Unterbrechung kommunikativer Routinen die Aktion durchführt. Vielmehr entwickelt sich, angestoßen durch die invektive Bildpolitik der Container-Aktion, eine politische Eskalationsdynamik, die ihrerseits die medialen Regulationsroutinen unterbricht. Im Fortgang der Aktion kommt es in tumultartigen Szenen zu einer Überblendung unterschiedlicher politischer Positionen, die sich wechselseitig in ihrer vermeintlichen Deutungssicherheit irritieren und einander in Widersprüche verwickeln. Wenn gegen Ende der Aktion ‚linke‘ Protestierende den Container stürmen, um die Asylbewerber\*innen symbolisch zu befreien, ist damit zugleich eine wohl kaum intendierte Reparaturarbeit am öffentlichen Bild Österreichs verbunden, insofern sie destruktiv auf jene Installation einwirken, über die sich gerade FPÖ, *Kronen Zeitung* und andere konservative und rechte Kräfte empören. Indem so die wohltemperierten Unterscheidungskriterien der Ortung und Ordnung politischer Gegner\*innenschaft unterminiert werden, entstehen die Bedingungen der Möglichkeit einer Situation des Streitens, aus der eine neue politische Debatte erwachsen kann.

Um ihr ganzes Potenzial der Aufstörung entfalten zu können, müssen Schlingensiefels Aktionen ein Maximum an affektiver Beteiligung erreichen. Zu den entsprechenden Affizierungsstrategien, derer sich seine artistischen Aktionen – allen voran der Wiener Container – bedienen, gehören

**26** Diesen SS-Spruch hatte kurz zuvor der niederösterreichische FPÖ-Parteiohmann beim Landesparteitag seinem Publikum zugerufen, vgl. o. A. (2000) *Aufregung*.

**27** Marchart (2000) *Licht des Antagonismus*, S. 254.

**28** Marchart (2019) *Being agitated*, S. 23. Marchart geht von einer strikten Dichotomie zwischen zwei Positionen aus, von denen die eine die politische Dimension der Kunst in einer Arbeit an der Aufteilung des Sinnlichen betont (Ästhetik simpler Komplexität) und die andere, von ihm

bevorzugte, in einem manifesten Sinne über „Agitation, Propaganda und Organisation“ zu einer politischen Stellungnahme und Positionierung drängt. Vgl. ebd. S. 14–18 und S. 30–35. Die hier eingenommene Perspektive auf Schlingensiefel schlägt demgegenüber vor, Bilderstörung als Verbindung von konkreter politischer Positionierung und Politik der Form als zwei Ebenen eines übergeordneten kritischen Projekts zu lesen.

**29** Vgl. Rancière (2000) *Konsens, Dissens, Gewalt*.



Techniken der Verkörperung und der Visualisierung, die abstrakte Diskurspositionen in affektgeladene Bilder und Handlungssequenzen übersetzen. Dadurch, dass Schlingensiefel im Internet über die Abschiebung der einzelnen ‚internierten‘ Asylsuchenden abstimmen lässt, macht er die praktischen Konsequenzen der nationalkonservativen Politik der FPÖ durch eine Individualisierung der Betroffenen sichtbar. Die Aktion, die nicht nur an das in Deutschland erstmalig im Jahr 2000 ausgestrahlte, populäre „Eliminationsspiel“<sup>30</sup> *Big Brother* anknüpft, sondern zugleich das Lager als bio-politisches Paradigma der Moderne aufruft,<sup>31</sup> kreiert in ihrer Anlage als Aufführung von Exklusion eine kontroverse Auseinandersetzung um Redepositionen, Solidarisierungsansprüche und Vereinnahmungen. Deren Sogwirkung betrifft Politiker\*innen der FPÖ ebenso wie die Journalist\*innen der *Kronen Zeitung* und anderer Medien, Passant\*innen, Internet-User\*innen, politische Aktivist\*innen und Schlingensiefel selbst. Der konzeptionelle Faden der Aktion besteht darin, einen interpassiven, ironisch-distanzierten Konsum der Performance nach besten Kräften zu verunmöglichen.<sup>32</sup> *Bitte liebt Österreich* hat auf einer Ebene erster Ordnung einen Appellcharakter. Die Aktion will Positionierung und Parteinahme motivieren, wenn nicht erzwingen. Hier geht es Schlingensiefel darum, politische Bemühungen der suggestiven Affekt- und Aufmerksamkeitslenkung bis zur Kenntlichkeit zu entstellen. Schon das *Happening* des Container-Einzugs vom 9. Juni, das mit Scheinwerfern und Blaskapelle seinen eigenen Ereignischarakter betont, irritiert dadurch, dass die Formen des Entertainments zwar aufgerufen, aber nicht in ein stimmiges Gesamtbild überführt werden. Mittels der Strategie einer vorsätzlichen Überaffirmation wird es möglich, die mediale Logik der populistischen FPÖ-Politik von innen heraus

in die eigene Aporie zu treiben. Im Zentrum der Bildstörung steht dabei der Container als Installation der Absonderung, die als ein dystopischer Nicht-Ort mitten in Wien als Störkörper platziert, die Grenzen zwischen innen und außen, Peripherie und Zentrum, Befehl und Gehorsam, Verfügungsmacht und Verfügungsmasse zum affektiv aufgeladenen, *anderen* Bild werden lässt, das die Bilder- und Image-Politik der Regierung Schlüssel in einer Kaskade von performativen „Operationen, die eine Abweichung hervorrufen“<sup>33</sup>, als politische Inszenierung durchsichtig werden lässt. Störung funktioniert hierbei als Wahrnehmungsverschiebung. Während Bundeskanzler Wolfgang Schüssel darum bemüht war, die Politik seiner rechts-konservativen Regierungskoalition in einen Rahmen von Normalität zu stellen und die politische Debatte damit von einer Ebene der Fundamentalkritik weg auf eine der Detailkritik zu lenken, kehrt die Container-Aktion die Invisibilisierung der problematischen Ausgangsvoraussetzungen veränderter normativer Standards um und rückt sie wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Aus einem *looking through* wird ein *looking at*, das hinterfragt, welche politischen Werte schon als gesetzt gelten, bevor das politische Alltagsgeschäft einsetzt.

Dementsprechend geht es Schlingensiefel nicht alleine um den Transport konkreter politischer Inhalte. Im Gegenteil dient sein provokatives Spiel mit Zitaten und Phrasen vor allem dazu, Widerspruch zu erzeugen und eine gesellschaftliche Debatte zu initiieren. Das Wirkungskalkül der Aktion geht daher auf einer Ebene zweiter Ordnung davon aus, dass die invektivitätsgetriebene affektive Beteiligung und die Vielstimmigkeit und Unübersichtlichkeit der Adressierungen eine Situation der politischen Emergenz entstehen lassen, in deren konfliktueller Komplexität die Kontingenz aller politischen und sozialen Ordnungen offensichtlich wird.

Wie Jacques Rancière feststellt, ist die gegenwärtige ‚Postdemokratie‘ von einem neoliberalen Realismus bestimmt, der demokratische Meinungsbildung suggeriert, eigentlich aber Alternativlosigkeit konstatiert und so Utopien diskreditiert.<sup>34</sup> Gegen eine solche Stillstellung des Möglichkeits-sinns setzt Rancière – und die Aktionskunst Chris-

**30** So Sloterdijk (2001) Gespräch.

**31** Vgl. den überpointierten Essay von Agamben (2002) *Homo Sacer*.

**32** Robert Pfaller hat als kritisches Korrelat zur Interaktivität das Konzept der Interpassivität vorgeschlagen: Im Sinne einer Kunstrezeption, in der das Kunstwerk die Rezipierenden in die Lage versetzt, ihr ‚Genießen‘ von vornherein an das Kunstwerk zurück zu delegieren, versteht Pfaller Interpassivität als Form einer risikolosen Beteiligung, d.h. „als Abwesenheit von Interaktivität“, als „negative Größe“ der Interaktivität. Pfaller (2008) *Ästhetik der Interpassivität*, S. 103.

**33** Rancière (2005a) *Bestimmung der Bilder*, S. 14.

**34** Vgl. Rancière (2002) *Unvernehmen*, S. 105–120.

toph Schlingensiefs folgt ihm darin – die Denkfigur des ‚Unvernehmens‘. Gemeint ist ein prinzipieller Dissens, der den „Anteil der Anteillosen“<sup>35</sup> am politischen Prozess ins Blickfeld rückt und damit die impliziten kategorialen und normativen Voraussetzungen für Gleichheit, Partizipation und Empowerment ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt sieht: Das Unvernehmen ist nicht der Konflikt zwischen dem der weiß und jenem, der schwarz sagt. Es ist der Konflikt zwischen dem der ‚weiß‘ sagt und jenem der auch ‚weiß‘ sagt, aber der keineswegs dasselbe darunter versteht bzw. nicht versteht, dass der andere dasselbe unter dem Namen der Weiße sagt. [...] Das Unvernehmen betrifft weniger die Argumentation als das Argumentierbare, die An- oder Abwesenheit eines gemeinsamen Gegenstands zwischen einem X und einem Y. Es betrifft das sinnliche Darstellen dieses Gemeinsamen [...].<sup>36</sup>Schlingensiefs Intervention setzt genau hier ein: Indem er die im politischen Diskurs sonst bloß als stumme Kennzahl anwesenden Asylbewerber\*innen in die Kunstproduktion einbezieht und ihr prekäres Dasein in die menschenunwürdige Konstellation des Containers überträgt, realisiert er ein *Staging* der von der österreichischen Dominanzkultur weitestgehend invisibilisierten Praxis der rassistisch konnotierten Diskriminierung.<sup>37</sup>

In der Summe fungiert die Container-Aktion als Positionierungen erzwingender Angriff auf das die öffentliche Debatte dominierende österreichische Selbstverständnis. Schlingensiefs Arrangements aus „Schlagbildern“<sup>38</sup>, Performance-Ele-

menten und Diskursartikulationen produzieren eine Ereignis- und Äquivalenzkette im öffentlichen Raum, die aufgrund ihrer Provokationskraft kaum ignoriert werden kann. Mehr noch: Durch die im Dispositiv der Aktion angelegten Feedbackschleifen, die immer neue Kaskaden von Anschlusskommunikationen herausfordern, wächst sich die Intervention zu einer Wunde in der Repräsentations- und Redeordnung aus, die eine Eskalationsspirale in Gang setzt, an deren Ende offen darüber gestritten wird, wer im öffentlichen Raum reden darf und wer nicht, wem es zuzuhören gilt und wo die Grenzen des Sagbaren verlaufen. Angesichts des Containers ist es – zumindest für die Dauer der Aktion – nicht mehr möglich, das konstitutive Zusammenspiel von nationaler Identitätspolitik, gewaltsamer Reinheitsfantasie und rassistischer Xenophobie, das in der Politik der Regierung Schlüssel politische Macht übernommen hat, in die Latenz der Gesellschaft zu verdrängen.

Die Container-Aktion ist vor allem eine Auseinandersetzung mit der affektiven Macht einer massenmedial orchestrierten „Politik der Bilder“<sup>39</sup>, die in der Festlegung von Sichtbarkeitsregimes die gesellschaftlich formierte Vorstellung von Normalität konfigurieren. Insofern damit zugleich auch Interpellationsweisen und Subjektivierungsprozesse zum Thema werden, fungiert *Bitte liebt Österreich* als eine Erschütterung selbstverständlicher und als solche immer schon intuitiv vorausgesetzter und situativ aktualisierter Selbst- und Fremdbilder. Gerade weil die Atmosphäre auf dem Wiener Theaterplatz sich in der Konfrontation unterschiedlicher Meinungen von Tag zu Tag mehr erhitzt, entsteht ein unübersichtlicher Möglichkeitsraum, in dem politische Positionen, Konflikte und Koalitionen, die sonst in der Latenz der privaten Alltagskommunikation verbleiben, deutlich hervortreten. Im Spektrum an öffentlichen Verhaltensweisen, das von verbaler Beleidigung und Krawall bis an die Grenze zur körperlichen Auseinandersetzung reicht, geraten die Dinge, Festlegungen und Zuschreibungen in Bewegung und werden zur Verhandlungsmasse. Schlingensiefs Bilderstörungsmaschine realisiert damit eine subversive Gegenstrategie, die ein Spiel von Positionswechseln und Funktions-

**35** Rancière (2008) Zehn Thesen zur Politik, S. 11.

**36** Rancière (2002) Unvernehmen, S. 9f.

**37** Zu Schlingensiefs Arbeit am Sichtbarkeitsregime der Gesellschaft vgl. auch Häusler/Heyne/Koch/Prokic (2020) Verletzen und Beleidigen, S. 193–258.

**38** Allen voran das Container-Banner „Ausländer raus“, dem als medial zirkulierendem Schlagbild mit Michael Diers gesprochen „sowohl eine prägnante Form als auch ein gesteigerter Gefühlswert eigentümlich ist, insofern [es ...] entweder einen bestimmten Standpunkt für oder wider ein Streben, eine Einrichtung, ein Geschehnis nachdrücklich beton[t] oder doch wenigstens gewisse Untertöne des Scherzes, der Satire, des Hohnes und dergleichen deutlich mit erklingen [lässt]. Dem Schlagwort, das nicht selten eine Zeit oder Zeitströmung auf einen stimmigen, mitunter auch polemischen Begriff zu bringen vermag und in aller Munde ist, antwortet mit dem Schlagbild in ähnlicher Funktion eine ubiquitäre, ganz auf Wirkung verlegte, eindrückliche Darstellung, seien es z.B. Spott-, Reklame- oder Pressebilder.“ Diers (1997) Schlagbilder, S. 7.

**39** Vgl. Rancière (2005a) Bestimmung der Bilder.

änderungen in Gang setzt.<sup>40</sup> Es geht dabei nicht alleine darum, den Rechtspopulismus der FPÖ zu kritisieren. Vielmehr schafft die Container-Aktion ein kulturelles und politisches Forum, in dem ein Widerstreit darüber, was Öffentlichkeit eigentlich bedeutet, neu entstehen kann. In diesem Sinne markiert Schlingensiefs Statement, „Widerstand ist vorbei, Sie müssen Widersprüchlichkeit erzeugen“<sup>41</sup>, gleich mehrere Fluchtlinien der Aktion: Zunächst geht es um die Identifikation und Affektion der Zuschauer\*innen mit einem Geschehen der Selbst- und Fremdpositionierung, in einem zweiten Schritt soll genau diese konstitutive Positionalität selbst reflektiert werden. Wenn dies gelingt, wenn aus der Erfahrung der Widersprüchlichkeit unmittelbar oder vermittelt durch die die Aktion begleitenden Paratexte ein Willen zum Widerspruch wird, der immer auch ein „wieder miteinander sprechen“ jener bedeutet, die im Streit ein „politisches Band“<sup>42</sup> erschaffen haben, dann verwandelt sich die Invektiv-Arena des Wiener Theaterplatzes in eine Agora, auf der ein produktiver Widerstreit möglich werden kann.<sup>43</sup> In der Konsequenz scheint dann eine Dimension der Kritik als Form von Entunterwerfung auf, wie sie von Judith Butler im Abschluss an Michel Foucault als Fluchtlinie eines politischen Prozesses der Emanzipation skizziert wurde:

Man könnte auch sagen, das Subjekt ist gezwungen, sich in Praktiken zu formen, die mehr oder weniger schon da sind. Vollzieht sich diese Selbst-Bildung jedoch im Ungehorsam gegenüber den Prinzipien, von

<sup>40</sup> Vgl. hierzu Koch (2014) Performance als Bilderstörungsmaschine.

<sup>41</sup> Siehe das Interview mit Christoph Schlingensief im Begleitmaterial zur DVD *Ausländer Raus!* Schlingensiefs Container, Bonus Film-GmbH, (Ö 2000), Hoanzl Ö 2002.

<sup>42</sup> Rancière (2002) *Unvernehmen*, S. 148.

<sup>43</sup> „Arenen sind [...] Handlungs- und Kommunikationsräume, die mit bestimmten Sprech- und Handlungslizenzen, Konventionen sowie Erwartungshaltungen beziehungsweise Aufmerksamkeitsmustern einhergehen. [...] Sie bilden häufig manifest oder latent eine gesellschaftliche Ordnung ab. Sie sind der Ort antagonistischer, agonistischer, theatraler, tribunaler Aushandlungen von identitätsbildenden Deutungen sozialer Ordnungen. Invektiven brauchen Arenen als Ermöglichungszusammenhang, gleichzeitig haben Invektiven die transformatorische Kraft, Arenen instabil werden zu lassen, zu verschieben oder überhaupt erst zu erzeugen, insofern beispielsweise durch eine Invektive ein Publikum generiert wird.“ Häusler/Heyne/Koch/Prokic (2020) *Verletzen und Beleidigen*, S. 306f.

denen man geformt ist, wird Tugend jene Praxis, durch welche das Selbst sich in der Entunterwerfung bildet, was bedeutet, dass es seine Deformation als Subjekt riskiert und jene ontologisch unsichere Position einnimmt, die von neuem die Frage aufwirft: Wer wird hier Subjekt sein, und was wird als Leben zählen, ein Moment des ethischen Fragens, welcher erfordert, dass wir mit den Gewohnheiten des Urteilens zu Gunsten einer riskanteren Praxis brechen, die versucht, den Zwängen eine künstlerische Leistung abzurufen?<sup>44</sup>

## 2 Ruchs moralische Anklage: Der Käfig als Tribunal

Das zweite hier zu diskutierende Beispiel – das Zentrum für politische Schönheit (ZPS) – stellt in Deutschland derzeit die wohl aufmerksamkeitsökonomisch erfolgreichste Agentur im Dienste ästhetischen Engagements für politische Veränderung dar. Für Philipp Ruch, die zentrale Figur des ZPS, bedeutet insbesondere das katastrophale Geschehen an der Außengrenze Europas und im Mittelmeer ein „Interventionsgebot“, das seine von einem „aggressive[n] Humanismus“<sup>45</sup> angeleitete Aktionskunst auf einen direkten Wirkungsanspruch und das Streben nach sozialer Unmittelbarkeit verpflichtet. Kunst, so ist es in der Selbstbeschreibung des ZPS zu lesen, müsse „reizen, wehtun und verstören“<sup>46</sup>, um damit Einfluss auf Politik und öffentliche Debatte nehmen zu können. Um das „große Unrecht“<sup>47</sup> zu beheben, dessen sich Europa angesichts der Not der geflüchteten Menschen schuldig mache, bedürfe es drastischer Mittel, die dazu in der Lage seien, die deutsche Bevölkerung moralisch zu mobilisieren und die politischen Entscheidungsträger\*innen entsprechend unter Druck zu setzen. Kunst, wie das ZPS sie versteht, tendiert damit zur Kunstmission, sie fungiert als „rather straight, in your-face-propaganda“<sup>48</sup>, die eindeutig politische Position bezieht und unmissverständliche Botschaften formuliert.

<sup>44</sup> Butler (2009) *Was ist Kritik?*, S. 249.

<sup>45</sup> Vgl. Ruch (2013) *Aggressiver Humanismus*.

<sup>46</sup> So die programmatische Selbsterklärung auf der Homepage des ZPS, <https://politicalbeauty.de/> (letzter Zugriff 27.04.2020).

<sup>47</sup> So eine Beschreibung der Ausgangslage auf der Internet-Seite zur Aktion *Flüchtlinge fressen*, <https://politicalbeauty.de/ff.html> (letzter Zugriff 27.04.2020).

<sup>48</sup> Marchart (2019) *Being agitated*, S. 21.

Seit seinen ersten Aktionen, den *Lethe-Bomben* von 2009 und der *Säule der Schande* von 2010 agiert das ZPS mit der Zielstellung der Konsensstörung im Register des Invektiven. Dabei geht es dem ZPS darum, der Gesellschaft disruptiv einen Spiegel vorzuhalten und sie durch aufsehenerregende Aktionen auf ihre blinden Flecken im Umgang mit den Konsequenzen der deutschen und europäischen Außen- und Wirtschaftspolitik hinzuweisen. Generell sind die artistischen Interventionen des ZPS vor allem darauf angelegt, eine symbolische Wiederkehr der verdrängten Gewalt der außereuropäischen Peripherien im Zentrum der deutschen Dominanzkultur zu erreichen und daraus kommunikativ einen Impuls zu einem Politikwechsel abzuleiten. Unter dieser Stoßrichtung kristallisieren sich im Aktionspektrum des ZPS mehrere Themenkonjunkturen heraus. Während es in den letzten Jahren vor allem um eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Flüchtlingspolitik ging, rückt nunmehr, sekundiert von Ruchs Manifest *Schluss mit der Geduld* (2019) das Verhältnis der deutschen Demokratie zur *Alternative für Deutschland* (AfD) und zum Rechtsextremismus ins Zentrum der künstlerischen Beschäftigung.

Die inszenatorischen Mittel, die Ruch und seine Mitstreiter\*innen zur Intervention in die deutsche Diskurslandschaft nutzen, sind um Drastik und Deutlichkeit der Aussage bemüht. Das ZPS rekuriert immer wieder auf das grundgesetzlich verankerte Recht der Kunstfreiheit, um invektive Grenzüberschreitungen zu bewerkstelligen. So schrieb etwa die Aktion *25.000 Euro Belohnung* (2012) die Eigentümerfamilie der Rüstungsfirma *Krauss-Maffei Wegmann* symbolisch zur Fahndung aus, was u.a. zu einer Unterlassungsklage und heftigen Debatten im Feuilleton führte. Die späteren Aktionen *Erster europäischer Mauerfall* (2014), *Die Toten kommen* (2015) und *Flüchtlinge fressen – Not und Spiele* (2016), die sich alle drei mit der von den Massenmedien organisierten Verdrängungsleistung der Gesellschaft auseinandersetzen, arbeiten mit Mitteln der Spektakularisierung von Not, Leid und Sterben, um den prekären Status quo der deutschen und europäischen Flüchtlingspolitik in Frage zu stellen. Vor allem die Aktion *Flüchtlinge fressen*, für die das ZPS am 16. Juni 2016 pünktlich zur Fußball-Europameisterschaft eine römisch anmutende Arena mit vier Tigern in der Mitte Berlins eröffnete, überschreitet

konsequent die Grenze zwischen Kunstaktion und politischem Engagement. Dabei ging es konkret darum, durch die Erzeugung moralischer Empörung eine Änderung der gesetzlichen Einreiseregulungen für geflüchtete Menschen zu erzwingen. Konzeptionell als *ticking-bomb-scenario* angelegt, forderte das ZPS Geflüchtete dazu auf, „sich im Widerstand gegen Deutschlands tödlichstes Gesetz“<sup>49</sup> fressen zu lassen. Von dem so in ein Tribunal verwandelten Tigerkäfig geht die alarmierende Suggestion eines Handlungsnotstands aus, der – situiert in einem irritierenden Graubereich zwischen Fakten und Fiktionen – Politik und Öffentlichkeit auf eine virtuelle Anklagebank zerrt und zur Rechtfertigung zwingt.<sup>50</sup> Da die zeitliche Struktur der Aktion als ein sich über mehrere Tage hinwegziehender Countdown organisiert ist, an dessen Schluss das Opfer steht, entsteht eine Dringlichkeit, der sich niemand ohne moralische Kollateralschäden entziehen kann. Dies betrifft die verantwortlichen Politiker\*innen, die durch die Aktion direkt adressiert und in den Fokus der medialen Beobachtung gestellt werden, ebenso wie das Publikum, das vor Ort wie auch in den sozialen Medien affektiv angesprochen und in eine gemeinsame Erfahrung der moralischen Parteinahme eingebunden werden soll.

Genau in dieser Produktion von Parteilichkeit und Anteilnahme, die nicht nur moralische Entrüstung, sondern zugleich auch einen fundamentalen Zweifel an den Entscheidungsroutinen der repräsentativen Demokratie insinuiert, setzt die Affektpolitik von *Flüchtlinge fressen* an. Die brachial gestaltete Aktion, die „ein Denkmal für unsere Zeit“<sup>51</sup> sein will und ganz bewusst mit der schon von Niklas Luhmann beschriebenen Relevanzordnung der Massenmedien spielt,<sup>52</sup> nimmt

<sup>49</sup> Gemeint war der §63 des Aufenthaltsgesetzes, der festlegt, dass Flüchtlinge nicht per Flugzeug nach Deutschland kommen dürfen.

<sup>50</sup> Damit knüpft die Aktion direkt an das berühmte Zitat „Die Scene wird zum Tribunal“ aus Schillers Ballade *Die Kraniche von Ibykus* (1797) an, der damit auf die Verwandlung des Publikums in einen Gerichtshof anspielte. Heute nutzt vor allem Milo Rau das Theater als Ort der Verhandlung von gesellschaftlichen Konflikten, etwa in seiner Aktion *Das Kongo-Tribunal* von 2015.

<sup>51</sup> So die Selbstbeschreibung im Internet-Auftritt der Aktion, <https://politicalbeauty.de/ff.html> (letzter Zugriff 27.04.2020).

<sup>52</sup> Vgl. Luhmann (1996) *Realität der Massenmedien*, Kapitel 5.



die im Framing der Gladiatorenspiele ausgestellte Spektakelorientierung der medialen Aufmerksamkeitsökonomie auch im Arrangement der Installation wieder auf:

Die gladiatorische Interpretation Europas: Die Arena ist der Bautypus einer verdichteten tödlichen Falle. Hier werden vor großem Publikum Schicksale generiert – Niederlagen und Siege. Spektakel machen den ideologischen Kern einer Gesellschaft, etwa Flüchtlinge im Namen der Sicherung der EU-Außengrenzen sterben zu lassen, sichtbar. In den Pausen der Abschreckungspolitik wird die Arena gesäubert und frischer Sand gestreut.<sup>53</sup>

Interessant ist das Dispositiv der Aktion zudem, weil es die welterzeugenden Effekte des medialen Sichtbarkeitsregimes in den Fokus nimmt. In der gestalteten Struktur des öffentlichen Raumes, der sich – analog zu Schlingensiefs Container – als räumliche Realisierung einer zugrundeliegenden Aufteilung des Sinnlichen verstehen lässt, wird deutlich, dass Wahrnehmung immer zugleich Filterung und Priorisierung bedeutet: Während bestimmten Zonen des Politischen, Sozialen und Kulturellen kollektive Bedeutung zugeschrieben wird, werden parallel hierzu aufgrund medialer Rasterungen bestimmte Komplexe des Leidens und der Verantwortlichkeit unsichtbar und fallen aus dem Spektrum möglicher diskursiver Bezugnahmen heraus. Wie schon bei der Aktion *Die Toten kommen* begegnet auch *Flüchtlinge fressen* der massenmedialen Übersetzung existenziellen Leids in statistische Kurven und abstrakte Kennzahlen mit einer Körperpolitik, die scheinheiligen bzw. ignoranten Wahrnehmungsroutinen eine Form körperlicher Präsenz – der sterblichen Überreste, des kommenden Opfers – entgegenstellt. Die durch die Aktionen realisierte Präsenz von realen Körpern stört als nicht auszublenkende Materialität das medial vermittelte Selbstbild einer offenen Gesellschaft, indem es dessen Abhängigkeit von einer permanenten Normalisierungsleistung aufzeigt, die eine dichotome Logik von innen und außen und eine implizite politische Essentialisierung der Migrant\*innen als radikal Andere zur Voraussetzung hat.

Diese Mechanik der Invisibilisierung übersetzt sich vor dem Berliner Gorki-Theater in eine Architektur der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: So

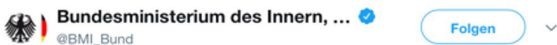
war neben der Frontscheibe des gläsernen Käfigs eine große Leinwand angebracht, die im Verlauf der Aktion, akustisch begleitet von einem Meeresrauschen, das symbolisch an das Massengrab Mittelmeer erinnert, auch Spiele der Fußball-Europameisterschaft übertrug. Diese Gegenüberstellung, die die Frage nach einer kollektiven Begehrensstruktur, seinen nationalen Objekten und seinen invektiven Implikationen aufwirft, verleiht dem Untertitel der Aktion „Not und Spiele“ eine Konnotation, die die täglichen Ansagen der Tiger-Dompteure und die begleitenden Diskussionen mit Publizist\*innen, Wissenschaftler\*innen und Politiker\*innen in die grundsätzliche Perspektive sozialer Mobilisierungsfähigkeit rückt. Angesichts der großen Affekt-Ereignisse nationaler Selbstbeerausung, wie sie z.B. eine Fußball-Europameisterschaft darstellt, spielt der Überlebenskampf an den Peripherien der westlichen Welt – wenn überhaupt – nur eine untergeordnete Rolle. Dieser gerinnt in den allabendlichen Bildern überfüllter Flüchtlingsboote zu einer medialen Szenographie der gefährlichen Welt, wie sie *da draußen* eben ist. Das Leid der Anderen, so die bittere Quintessenz, tritt nur dann in das Aufmerksamkeitsfenster der medialen Berichterstattung, wenn es sich in das narrative Muster des Melodramas einpassen lässt, wenn es also individualisierbar, adressierbar, situierbar erscheint. Und selbst dann gerinnt es nur zu kleinen, kurzfristigen Emotionsclustern, aus denen nichts folgt, was über den Moment intensiver Erregung hinausginge. Paradigmatisch für das Anforderungsprofil massenmedialer Affektbewirtschaftung steht etwa das Foto des kleinen Alan Kurdi, dessen Leichnam im September 2015 an der türkischen Mittelmeerküste angeschwemmt wurde. Dem deutschen Pressekodex zum Trotz druckte die *Bild-Zeitung* das Konterfei des 3-jährigen toten Kindes ab – semantisch gerahmt von Mitleids- und Empörungsbekundungen und diffusen Forderungen, dem Sterben im Mittelmeer ein Ende zu bereiten. Diese Form der zynischen Instrumentalisierung, die tiefenstrukturell auf eine Konsumtion des Spektakulären abzielt, bildet einen der kritischen Bezugspunkte der Aktion *Flüchtlinge fressen*, die damit implizit Judith Butlers Frage nach graduellen Unterschieden der Betrauerbarkeit des Todes in die Performance hinein Holt.<sup>54</sup> Dass diese

<sup>53</sup> Internet-Auftritt der Aktion, <https://politicalbeauty.de/ff.html> (letzter Zugriff 27.04.2020).

<sup>54</sup> Vgl. zu Judith Butlers Begriff der ‚Grievability‘ Butler (2015) Precariousness and grievability.

Meta-Dimension<sup>55</sup>, die die Aktion im Hinblick auf die Bedingungen der Möglichkeit ästhetischer Intervention in Zeiten gegenwärtiger Aufmerksamkeitsökonomien hin öffnet und an die Medien zurückspielt, seitens des Feuilletons wie auch von der Politik weitestgehend ausgeblendet wurde, kann wenig überraschen. Über die rund zweiwöchige Dauer von *Flüchtlinge fressen* hinweg stand dort vor allem der Vorwurf der Geschmacklosigkeit und des Zynismus im Vordergrund der Debatte. Die diskursive Rahmung, die das ZPS im Kontext des Begleitprogramms sicherzustellen versuchte, wurde quasi von einer Welle der öffentlichen Aufgeregtheit hinweggespült. Exemplarisch für den massiven Handlungsdruck, den das ZPS mit seiner Aktion auf politische Entscheidungsträger\*innen auszuüben versuchte, aber auch für deren erfolgreiche Umlenkungsstrategie, die darauf abzielte, das Objekt der moralischen Entrüstung auszutauschen, stehen etwa zwei Tweets des Bundesministeriums des Inneren (BMI) vom Juni 2016, die die politischen Fragen der Aktion ignorieren und stattdessen auf bürgerlichen Anstand und guten Geschmack abheben.

Dass die ‚Krisen‘-Kommunikation zwischen vermeintlich unpersönlichen Institutionen (BMI vs. ZPS) hier über soziale Netzwerke erfolgt, ist indes Teil eines von der Aktion inszenierten Spiels, das gerade dann im Sinne der Aktion erfolgreich gespielt wird, wenn es seinen Spielcharakter aufs Spiel setzt und in Richtung politischer Realität entgrenzt. In dem Moment, in dem das BMI in



Unser Kommentar zu [#fluechtlingefressen](#):  
Aktion ist zynisch & wird auf dem Rücken der  
Schutzbedürftigen ausgetragen.

**Abb. 1:** Beweislastumkehr.

Tweet des Bundesministeriums des Inneren, für Bau und Heimat (@BMI\_Bund) am 17.06.2016; [https://twitter.com/BMI\\_Bund/status/743794217651150849](https://twitter.com/BMI_Bund/status/743794217651150849)

**55** Bezeichnend für die ästhetische Strategie des ZPS ist es, dass auf der Homepage der Aktion ein ähnliches Bild zu finden ist. Die abgebildete Frauenleiche am Strand hat die Funktion, die Aktion mit maximalem moralischen Druck anzureichern. Wie schon bei *Die Toten kommen* übernimmt der Geflüchtetenkörper dabei die Funktion eines Affekt-Vehikels. Vgl. hierzu Koch/Prokic (2022) Weißen der Kritik.

den Dialog einsteigt, vermischen sich zwei kommunikative Codes mit zunächst zu unterscheidenden Wirklichkeitsbezügen. Die vom ZPS entworfene und durch Video-Clips veranschaulichte Fiktion einer anders organisierten Migrationspolitik in die Bundesrepublik Deutschland erfährt durch die Reaktion des Ministeriums einen neuen Status als faktischer Debattenbeitrag. Der damit verbundene diskurspolitische Zugewinn wird auch nicht dadurch gemindert, dass die Tweets des BMI durchaus als herablassende Belehrung über ein zivilgesellschaftliches Fehlverhalten gelesen werden konnten. Denn gerade der moralische Vorwurf des Zynismus, der sich in der Klage der Kunstkritik doppelt, und die Klage darüber, dass die Aktionen des ZPS kaum von einem Medienevent zu unterscheiden seien, ruft eine grundsätzliche Frage der kulturräsonierenden Öffentlichkeit

#### Vernunft und geltendes Recht behalten Oberhand: Flug ist storniert

Die Initiatoren der Aktion "**Flüchtlinge fressen**" ("Zentrum für politische Schönheit") und der **Fake-Website** [www.sanktionen-bmi.de](http://www.sanktionen-bmi.de) hatten angekündigt, am heutigen Tag rund 100 Flüchtlinge illegal aus der Türkei nach Berlin einzufliegen. Für den Flug waren "Spenden" gesammelt worden. Die Fluggesellschaft hat heute Morgen mitgeteilt, dass der Flug storniert wurde.

Zudem war angekündigt worden: Sofern bis heute nicht § 63 Abs. 3 des Aufenthaltsgesetzes abgeschafft sei, würden Flüchtlinge getötet, indem sie Tigern "zum Fraß vorgeworfen" werden. Angeblich hätten sich Flüchtlinge "freiwillig" hierfür gemeldet. Die genannten Tiere wurden in den letzten Tagen in Berlin in einem Käfig öffentlich ausgestellt.

**Politik und Regierung zu kritisieren, ist erlaubt und wichtig.** Nicht zuletzt deshalb stellt sich das BMI Diskussionen zu seinen Themen bewusst, gerne und täglich - im Social Web und an vielen anderen Stellen.

Hier handelt es sich jedoch um eine geschmacklose Inszenierung, bei der die betreffenden Flüchtlinge von den Initiatoren instrumentalisiert werden.

Deutschland hat seit Beginn des Syrien-Konflikts rund 400.000 syrische Flüchtlinge aufgenommen und nimmt - insbesondere im Rahmen des geordneten 1:1-Resettlements - weiter Syrer aus der Türkei auf.



**Abb. 2:** Geschmacksurteil als Immunisierung

Tweet des Bundesministeriums des Inneren, für Bau und Heimat (@BMI\_Bund) am 28.06.2016; [https://twitter.com/BMI\\_Bund/status/747707681247473665](https://twitter.com/BMI_Bund/status/747707681247473665)

auf, die auch bei Schlingensiefs Aktionen immer im Raum stand: *Ist das Kunst oder kann das weg?*

An der Persistenz, mit der sich das ZPS kontinuierlich dem Vorwurf der Eventisierung ausgesetzt sieht, lässt sich eine hegemoniale Normalisierungsstrategie nachvollziehen: Das Störpotenzial artistischer Interventionen soll dadurch reduziert werden, dass deren Kunststatus – und damit ihre Lizenz zu provozierender Drastik und invektiver Deutlichkeit – in Frage gestellt wird. Mit dem Versuch einer Skandalisierung, die zugleich eine rhetorische Diskreditierung der Inhalte der jeweiligen Interventionen durchzusetzen versucht, sah sich auch der „Politikclown“<sup>56</sup> Christoph Schlingensief immer wieder konfrontiert. Aufgeregte, aggressive und herablassende Anschlusskommunikationen sind im Rahmen der ästhetischen Dispositive artistischer Interventionen, die ja Invektivität als Ressource affektiver Aufstörung nutzen, eine logische Folge der Mediengesellschaft. Erst die Feedbackschleifen zwischen Performance, Medien, Politik und Öffentlichkeit initiieren jene Eskalationsdynamik, aus der die Aktionen ihre Durchschlagskraft zu gewinnen hoffen. Dass die Erregtheit der Debatte allerdings noch kein hinreichendes Indiz für die Radikalität der Intervention und die mit ihr verbundenen Potenziale einer nachhaltigen Politisierung ist, wird deutlich, wenn man abschließend noch einmal im Vergleich der Aktionen *Bitte liebt Österreich* und *Flüchtlinge fressen* genauer auf die jeweiligen Publikumskonzepte und deren Aktivierungslogiken schaut. Auch wenn das ZPS immer wieder darum bemüht ist, sich in eine Kontinuität zur Aktionskunst Schlingensiefs zu stellen, fallen doch mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten auf. Wo Schlingensief darauf aus war, im Dissens eine Möglichkeit der (Re-)Politisierung zu schaffen, geht es dem ZPS vor allem darum, Zustimmung für die eigene Position zu formieren.

### 3 Invektivität als Ressource und Problem artistischer Intervention

Mit Blick auf das Thema dieses Sonderhefts erscheint ein Vergleich der Aktionen *Bitte liebt Österreich* und

*Flüchtlinge fressen* über thematische Kontinuitäten hinaus vor allem aus zwei Gründen interessant. Zum einen wird ersichtlich, dass invektive Adressierungen von Publikum, Medien und Politik zu den zentralen Techniken artistischer Interventionen gehören. Invektivität ist eine wichtige Ressource der anvisierten Aufstörung des *common sense*. Zum anderen zeigt sich aber auch, dass bei Schlingensief und dem ZPS ganz unterschiedliche „Politiken der Form“<sup>57</sup> zum Tragen kommen, deren Komplexitätsunterschiede wiederum auf die metareflexive Durchdringung der unterschiedlichen Dimensionen von Herabsetzung durchschlagen. Wie schon Schlingensief mit seiner Container-Aktion, arbeitet auch das ZPS an einer Neuformatierung des öffentlichen Raums durch eine avancierte Verschaltung von Performance, Installation und medialer Proliferation. Hier wie dort gehört die resonanzkalkulierende Arbeit mit einem „invektiven Bildakt“<sup>58</sup> zur konzeptionellen Essenz der jeweiligen Aktion. Für die aufmerksamkeitsökonomische Durchschlagskraft braucht es die Dopplung, Verdichtung und Zirkulation der Live-Performance im affektbesetzten „Streit-Bild“, in dem „etwa Unerhörtes, Unverständliches, Widersinniges sich Raum schafft.“<sup>59</sup> Erst in der medialen Zirkulation der bildlichen Verdichtung, an die sich in den Austauschprozessen des hybriden Mediensystems weitere Stimmen, Wertungen und (Selbst-)Positionierungen anlagern, finden die beiden Aktionen ihre angestrebte Resonanzstärke. Die Ko-Präsenz von Performer\*innen und Publikum ist der Kristallisationskern eines disruptiven Geschehens, das in der Vor- und Nachbereitung wie auch in der Live-Berichterstattung immer schon als ein sich entgrenzendes Medienereignis angelegt ist.

Trotz dieser Gemeinsamkeit des Mediengebrauchs, der das ZPS durchaus in eine Tradition

<sup>57</sup> Vgl. Kappelhoff (2010) Utopie Film.

<sup>58</sup> Der Terminus verdankt sich einem Debattenvorschlag von Hartmut Böhme, der die zu einseitige Textorientierung der bisherigen Theoriebildung zur Invektivität bemängelt. Im Anschluss an Horst Bredekamps Konzeption ‚substitutiver Bildakte‘ und in Auseinandersetzung mit den bildtheoretischen Arbeiten W.J.T. Mitchells wird es zukünftig in einer Ausdifferenzierung der Begriffsbildung darum gehen müssen, die handlungs- und wirklichkeitsstiftende Wirkung von invektiven Bildern in ihren liminalen, transgressiven Dimensionen genauer zu fassen. Vgl. Bredekamp (2010) Theorie des Bildakts; Mitchell (2008) Bilder verletzen.

<sup>59</sup> Sonderegger (2010) Affirmative Kritik, S. 41.

<sup>56</sup> Gilcher-Holtey (2019) Skandalisierung des Skandals.

onslinie Schlingensiefs stellt, sind aber hinsichtlich der narrativen Kontextualisierung, innerhalb derer diese Bild-Strategien ihr Affizierungspotenzial entfalten, deutliche Unterschiede auszumachen. Während Schlingensief vor allem darauf abzielt, ein Krisenexperiment mit offenem Ausgang zu veranstalten,<sup>60</sup> zeigt sich das ästhetische Dispositiv der ZPS-Aktion von einer eindeutigen moralischen Positionierung organisiert, die die Teilnehmenden gegen Irritationserfahrungen und Deutungsunsicherheiten schützt und „Läuterung und Erlösung“<sup>61</sup> in Aussicht stellt. Hier ist immer schon klar, was richtig und falsch ist und wie zwischen beidem unterschieden werden kann. Ein Gefühl von „unease and discomfort rather than belonging“<sup>62</sup>, das die Kunsttheoretikern Claire Bishop als produktiven Effekt der Partizipation für die relationale Ästhetik artistischer Interventionen in Anschlag bringt, stellt sich in den Handlungs- und Begründungsarrangements des ZPS gerade nicht ein. Im Fall von *Flüchtlinge fressen* wird selbst das schlussendliche Scheitern der Aktion – es kam zu keiner Gesetzesänderung, auch gab es keine Sondererlaubnis zur Überführung von 100 Fluchtwilligen per Charterflugzeug aus Syrien nach Deutschland<sup>63</sup> – in der Anschlussrede der syrischen Schauspielerin und Dissidentin May Skaf zum symbolischen Triumph nachhaltiger Aufstörung umgedeutet:

Wir waren das falsche Bild in euren Augen, eine Störung. Wir waren für zwei Wochen ein Fehler im System. In einem System, das voller Fehler ist. [...] Wir werden nicht Teil eurer Logik des Tötens sein. [...] Es wäre falsch, im Theater etwas zu Ende zu bringen, was noch lange nicht zu Ende ist. [...] Wir sagen das Finale ab, wir ziehen uns zurück. Im Namen der Tiere lassen wir euch mit eurem Dilemma allein. Wir sind nicht die Lösung. Wir sind die traurigen Darsteller eures Untergangs. Der ist zu real, um gespielt zu werden. Die Katharsis findet nicht mehr statt. [...] // Gerne würde ich Ihnen eine große Show bieten, gern

**60** Zum Verhältnis von Kunst, Krisenexperiment und Störung vgl. Koch/Nanz (2018) *Aesthetic Experiments*.

**61** Ullrich (2017a) *Wahre Meisterwerke*, S. 139.

**62** Bishop (2004) *Antagonism and relational aesthetics*, S. 54.

**63** Wohl aber war die Resonanz der Aktion so stark, dass sich der Bundestag auf Initiative der Linken zu einer aktuellen Stunde veranlasst sah, in der über die vom ZPS vorgeschlagenen Handlungsoptionen diskutiert wurde. Vgl. die Zusammenfassung unter <https://www.youtube.com/watch?v=JRbYhNqJoPY> (letzter Zugriff 25.04.2020).

würde ich vor Ihnen schreien um mein Leben, um Sie alle zu erschüttern. Aber ich kann Ihnen diese Bilder nicht schenken. Was wäre mein Schrei gegen die ungehörten Hilferufe nachts auf dem Meer? Ich verlasse das Theater, ich werde meiner Rolle nicht gerecht. Ich gebe sie an euch ab. An die weiße Bevölkerung Europas. Ihr seid es, die in den Käfig gehen müssen, denn mein Tod hätte in den Augen eurer Politiker kein Gewicht. Ihr müsst übernehmen. Ich bin gescheitert. Das Gesetz ist geblieben. Menschen werden weiter deswegen sterben. Wendet eure Enttäuschung von mir auf jene, die euch vertreten. Ich werde gehen. Ich gehe in diese Stadt und werde eine unter vielen sein. Vergesst mich, vergesst die Tiger. Denkt an euch und daran, was für Menschen ihr sein wollt. Ich wäre gern die Unruhe in euren Herzen.<sup>64</sup>

Nicht nur der sich hier dokumentierende Hang zum melodramatischen Kitsch, der die Rhetorik des ZPS insgesamt kennzeichnet, erscheint problematisch. Schwerer ins Gewicht fällt die Rollenregie, die in paradigmatischer Weise ein wenig reflektiertes, eurozentrisches Sendungsbewusstsein anschaulich werden lässt. Die Rede ist – im Zitat markiert durch den Doppelstrich – zweigeteilt. Während zunächst aus der Fokalisierung der Tiger der finale Akt des ‚großen Fressens‘ verweigert wird, richtet im zweiten Teil May Skaf die Stimme an die deutsche Zivilgesellschaft. Beide Teile – und darin setzt sich ein Paternalismus fort, der auch schon die Aktion *Die Toten kommen* charakterisierte – blenden völlig das asymmetrische Machtgefälle aus, das das eigene politische Verhältnis zu jenen begründet, für die das ZPS zu sprechen und zu agieren behauptet. Auch wenn May Skaf in der Verkündung des finalen Appells ihre Stimme erheben darf, ist es doch eigentlich das privilegierte weiße, mitteleuropäische Künstler\*innen-Kollektiv, das von einer scheinbar unfehlbaren moralischen Position aus eine Anklage gegen die deutsche Politik artikuliert und apodiktische Forderungen an die Zivilgesellschaft richtet. Als Nebeneffekt der moralischen Souveränitätsgeste, mit der das ZPS ‚das Recht des Stärkeren‘ für sich reklamiert, der sich „für die Rechte des Schwächeren“<sup>65</sup> einsetzt, kommt

**64** Die Abschlussrede vom 28.06.2016 ist auf der Homepage des Maxim-Gorki-Theaters dokumentiert. Vgl. <https://www.gorki.de/de/fluechtlinge-fressen-not-und-spiele> (letzter Zugriff 28.04.2020).

**65** Zitate der ZPS-Homepage unter der Überschrift „Macht und Moral“, <https://politicalbeauty.de/ueber-das-ZPS.html> (letzter Zugriff 20.04.2020).



es zur Reproduktion der hegemonialen Redeordnung: In deren patriarchal-diskriminierenden Logik kann der oder die Andere bloß „Objekt einer Information, niemals [aber] Subjekt in einer Kommunikation“<sup>66</sup> sein. Als ob es die Virulenz des Postkolonialismus nicht gäbe, zeigt sich der ‚aggressive Humanismus‘ des ZPS von einem eurozentrischen Sendungsbewusstsein grundiert, das seine Aktionen blind werden lässt für die invektiven Gefahren eines anmaßenden Sprechens ‚im Namen von‘.<sup>67</sup>

Ein weiterer kritischer Punkt, der mit dieser hypermoralischen Aufladung verbunden ist, betrifft die Handlungs- und Haltungsanweisungen, mit denen die ZPS-Aktionen ihr Publikum auf einen gemeinsamen aktivistischen Konsens ausrichten. Folgt man den einschlägigen Aufsätzen von Hauschild und Lewicki<sup>68</sup>, sind die Aktionen des ZPS ein Paradebeispiel für partizipative Kunst, die aus Zuschauenden *activist citizens* zu machen in der Lage ist. Angesichts der impliziten Identifikationsoptionen, die das ZPS seinem Publikum zuweist, scheint diese Behauptung jedoch wenig überzeugend. So ist die Möglichkeit der Partizipation durch Design und Paratext der Aktionen immer schon in spezifischer Weise präfiguriert. Zentralinstanz des Geschehens ist und bleibt Philipp Ruch, der die eigene Deutungsmacht nie aufs Spiel setzt und Partizipation nur dann zulässt, wenn die Akzeptanz der Spielregeln außer Frage steht. Bei den ZPS-Aktionen herrscht dementsprechend von vorneherein eine Atmosphäre des Einverständnisses, das den Aktionsraum in einen weitgehend konfliktfreien Raum geteilter Wertschätzung verwandelt. In der von einer „Dialektik des Herzens“<sup>69</sup> getriebenen, romantisch-jugendbewegten Moralkommunikation des ZPS exponiert sich – entgegengesetzt zur emphatisch vorgetragenen Rhetorik des Engagements – gerade niemand. An einer Aktion

des ZPS teilzunehmen bietet – mit den kritischen Worten Slavoj Žižeks gesprochen – die attraktive Möglichkeit, ‚authentisch‘ zu leiden und trotzdem das wohltemperierte Leben entspannt fortzusetzen.<sup>70</sup> Die im Zuge der ZPS-Aktionen von den Beteiligten aufgeführten Gesten der Subversion haben demnach ganz im Gegenteil zur programmatisch erklärten Wirkungsabsicht wohl „eher einen fiktiven Tauschwert im kulturellen Feld als einen Gebrauchswert im politischen Feld.“<sup>71</sup>

In der Gegenüberstellung zur von Philip Ruch verkörperten, rigorosen „Bekennniskultur“<sup>72</sup>, lässt sich anhand von Michel Foucaults Nachdenken über *Parrhesia* als Form und Forderung einer Kritik hegemonialer Macht zum Abschluss noch einmal deutlich machen, dass sich Schlingensief in einem zentralen Punkt vom „politische[n] Expressionismus“<sup>73</sup> des ZPS unterscheidet. In seinen letzten Vorlesungen am Collège de France profiliert Foucault die antike Form der *Parrhesia* als einen Akt der freimütigen Rede, der Mut erfordert, weil er durch seine rückhaltlose Offenheit riskiert, die Zuneigung des Freundes zu verspielen oder den Zorn des Tyrannen auf sich zu ziehen. Der *Parrhesiastes* geht ein Risiko dadurch ein, dass er etwas Gefährliches ausspricht – etwas anderes, als das, was sein Gegenüber oder die Mehrheit glaubt. Entscheidend ist dabei, dass er dies tut, ohne die Zustimmung der Gefolgsleute als Rückfalloption zu haben. Im Gegenteil: Die „kynische *Parrhesia*“<sup>74</sup> zeichnet sich dadurch aus, dass der Kritiker, der „ohne Scham und Furcht“ und mit „unerträgliche[r] Unverfrorenheit“<sup>75</sup> spricht, gerade nicht auf Unterstützung rechnen kann und sich daher selbst aufs Spiel setzt. Anders als in der immunisierenden Souveränitätsgeste Philipp Ruchs, deren moralischer Maximalismus jede differenzierende Nachfrage von vorneherein unter den Generalverdacht der Relativierung stellt, geht es dem Kyniker darum, sich öffentlich zu bestimmten Dingen zu bekennen, auch radikal, um damit eine Situation zu schaffen, „in deren

**66** Foucault (1977) Überwachen und Strafen, S. 257.

**67** Vgl. hierzu den klassischen Text von Spivak (2007) Can the Subaltern Speak?

**68** Hauschild (2016) Von der Kunst Bürger/in zu sein; Lewicki (2017) ‚The dead’s are coming‘.

**69** Unter der Formel „Dialektik des Herzens“ fasste Helmut Plessner 1924 die kulturkritische Affektpolitik der Jugendbewegung, die ganz auf das Sozialmodell der Gemeinschaft ausgerichtet war. Irritationsaversion nach innen und moralische Überhöhungsbereitschaft nach außen liefen dabei parallel. Vgl. Plessner (2001) Gemeinschaft, S. 12.

**70** Vgl. Žižek (2000) Substitution zwischen Interaktivität und Interpassivität.

**71** Hirsch (2015) Logik der Entscheidung, S. 41.

**72** Vgl. Ullrich (2017a) Wahre Meisterwerke, S. 139–143.

**73** Ruch (2016) Gespräch mit Ulf Poschardt.

**74** Vgl. Wieder (2019) Kritik, Widerstand und das Erbe des Kynismus.

**75** Foucault (2010) Regierung des Selbst, S. 218.

Horizont [...] eine andere Welt<sup>76</sup> als Denkmöglichkeit aufscheint. Entscheidend ist für Foucault die Offenheit des Moments, in dem nicht schon von vorneherein festzulegen ist, wie die Rollen der Zuhörenden, Zuschauenden und Mitwirkenden zu verteilen sind. Diese werden vielmehr erst „im Modus der Konfrontation, des Spotts, der Verhöhnung“<sup>77</sup> ausgehandelt. Gewendet auf Schlingensiefs Krisenexperiment bedeutet dies auch, sich selbst, seinen künstlerischen Ansatz und die darin implizierte Tendenz zur Funktionalisierung der im Container bis zu ihrer Abwahl einsitzenden Asylbewerber\*innen zur Diskussion zu stellen. Dass hier – wie in jeder Repräsentationspolitik der Aktionskunst – eine kaum zu vermeidende Gefahr der invektiven Bevormundung besteht, macht *Bitte liebt Österreich* in irritierender Ambiguität dadurch selbst deutlich, dass die im Verlauf der Aktion sonst meist stummen Asylbewerber\*innen zusammen mit Elfriede Jelinek ein kleines Puppentheater einstudieren und aufführen. Damit stellt die Aktion aus, unter welchen Bedingungen der Kunstbetrieb die Subalternen sichtbar werden lässt: Als marionettenhafte Objekte ohne eigene Stimme und *agency*, als bloßes Material einer von privilegierten Weißen gegen die hegemoniale Kultur geäußerten Kritik, die die eigenen performativen Selbstwidersprüche übersieht und sich in der Herrlichkeit einer vermeintlichen moralischen Untadeligkeit sonnt. Wenn man hierfür sensibilisiert auf die Aktionen des ZPS oder auch – um eine andere Lichtgestalt des politisch interessierten Feuilletons zu erwähnen – auf den Theatermacher Milo Rau schaut<sup>78</sup>, so zeigt sich die fast schon aporetische Problematik einer weißen Kritik dominanzkultureller Verhältnisse.<sup>79</sup> Dort, wo Ruch Partizipation nur

<sup>76</sup> Ebd., S. 373.

<sup>77</sup> Ebd., S. 360.

<sup>78</sup> Im Rahmen der hier angedeuteten Argumentation kann es wenig überraschen, dass Milo Rau und Philipp Ruch derzeit im deutschsprachigen Kontext die mit Abstand resonanzstärksten und populärsten politischen Künstler sind. Beide vereinen eine meinungs- und selbstdeutungsstarke Werkpolitik mit einem Interesse für brisante Themen und dem Willen zur Drastik zu einem ästhetischen Angebot, das in seiner komplexitätsreduzierten moralischen Eindeutigkeit bestens zur Aufmerksamkeitsökonomie und Valorisierungsordnung der sozialen Medien passt.

<sup>79</sup> Dass das Verhältnis zu Alterität natürlich auch bei Schlingensief selbst prekär ist, wird insbesondere an seinem Operndorf-Projekt in Burkina Faso deutlich. Vgl. Nier-

als Unterordnung unter die eigene moralische Autorität zulässt, besteht der besondere Einsatz der von Schlingensief im Tumult auf dem Wiener Theaterplatz verkörperten Rede in der Bereitschaft, sich selbst, den eigenen Körper und die eigene Position aufs Spiel zu setzen. In der Funktion eines Tricksters handelt er als eine Figur des Dritten, die klare Unterscheidungen unterläuft und „aus Lust an Streichen Widersprüche inszeniert, nicht aus Bosheit, sondern um Leute auf die Probe zu stellen und aus dem Konzept zu bringen.“<sup>80</sup> Schlingensief will nicht nur den Anderen auf irritierende Weise die Wahrheit sagen, er ist – quasi als ein Neo-Parrhesiastes – auch bereit, die Wahrheit über sich selbst zu sagen, und damit den eigenen Ausschluss aus der Gemeinschaft der kulturräsonierenden Öffentlichkeit wie des politischen Diskurses zu riskieren.<sup>81</sup>

Während das ZPS in der Absetzungsbewegung von der hegemonialen Umgangsweise mit Migration eine eindeutige moralische Haltung im Dienste „moralischer Schönheit, politischer Poesie und menschlicher Großgesinntheit“<sup>82</sup> einfordert, setzt Schlingensiefs programmatische Ambiguitätsproduktion analytisch anders an. Die Logik der Störung, die seine Interventionen informiert, zielt nicht allein darauf ab, die Signifikanten gesellschaftlicher Normalitätsproduktion und die damit verbundenen falschen Repräsentationen von Identität und Teilhabeanspruch auszutauschen. Radikaler noch schafft er Situationen,

mann (2013) Operndorf. Er macht sie aber, etwa in seiner Oper *Via Intolleranza II*, wiederholt zum Thema der eigenen künstlerischen Arbeit.

<sup>80</sup> Schüttpelz (2010) Trickster, S. 208.

<sup>81</sup> Anders als in Konstellationen des Wahr-Sprechens in der Antike geht es für Schlingensief natürlich nicht um Leben und Tod. Auch muss er nicht riskieren, für seine Intervention ins Gefängnis zu kommen. Wohl aber sind Sanktionen – mediale Stigmatisierung, Verlust von symbolischem Kapital – eine mögliche Konsequenz seiner Aktion. Insofern agiert er, wie mit Judith Butler deutlich zu machen ist, durchaus als Parrhesiastes: „Es gibt andere Arten von Risiken, die nicht mit Strafmaßnahmen der Justiz beziehungsweise der staatlichen Behörden verbunden sind. Man kann sagen, was man für wahr hält, auch wenn es bedeutet, die eigenen Freundinnen und Freunde zu verlieren, sich unbeliebt zu machen oder isoliert zu werden, vielleicht sogar, sich stigmatisiert zu fühlen.“ Butler (2019) Rücksichtslose Kritik, S. 101.

<sup>82</sup> So die programmatische Selbstbeschreibung auf der ZPS-Homepage, <https://politicalbeauty.de/ueber-das-ZPS.html> (letzter Zugriff 28.04.2020).

in denen nicht nur Repräsentationen problematisiert, sondern auch die diesen zugrundeliegenden Darstellungsrelationen selbst zum Gegenstand von Beobachtung und Verhandlung werden können. Durch die Produktion von Widersprüchlichkeit, die sich aus der theatralen Suspension der Unterscheidung von dargestellter und tatsächlicher Wirklichkeit ergibt, entsteht erst eine Perspektive, die es erlaubt, die hegemonialen Bedingungen, unter denen Realität bzw. Normalität gesellschaftlich hergestellt wird, einer emanzipierenden Reflexion zugänglich zu machen.<sup>83</sup> Damit erscheint Schlingensiefs Auseinandersetzung mit der Konstruktion von Fremd- und Andersheit, die viele seiner Interventionen zum Thema haben, als Ausdifferenzierung eines breiteren politischen Projekts: einer *Critique of Worldmaking*, die zu verstehen versucht, auf Grundlage welcher macht- und invektivgründierten Bedingungen in der Gesellschaft etwas als etwas erscheint.<sup>84</sup> Hier erst entsteht die Möglichkeit einer neuen Politisierung, die Einspruch gegen jene herrschenden gouvernementalen Relationalitäten erhebt, auf denen gesellschaftliche Wirklichkeit beruht. Erst in dieser postfundamentalen Wende, so lässt sich mit Nikolaus Müller-Schöll abschließend formulieren, entfaltet das Theater der Diskriminierung, für

**83** Womit noch nicht die Frage beantwortet ist, wann und wo diese Reflexion geleistet wird. Kritisch lässt sich zunächst einwenden, dass präsentische Affizierung und distanzierte Reflexion in einem Spannungsfeld zueinanderstehen. Der Vorwurf der Instrumentalisierung der Partizipierenden, der auch im Kontext von Schlingensiefs Arbeit mit Personen mit Behinderungen oft erhoben wurde, ist auch hier nicht völlig von der Hand zu weisen, insofern Schlingensief letztlich aus der ambivalenten Rolle des impulssetzenden Experimentators nicht komplett herauskommt und damit bis zu einem gewissen Grad einen asymmetrischen Wissensvorsprung reproduziert. Mit Jacques Rancière wäre demgegenüber allerdings zu betonen, dass auch das aus der Distanz schauende Interpretieren eine Form der Partizipation ist und Emanzipation demnach das „Verschwimmen der Gegensätze zwischen denen, die betrachten und denen, die handeln,“ bedeutet. Rancière (2005b) *Spectator*, S. 50.

**84** Im Sinne Nelson Goodman: „Worlds are made by making [...] versions with words, numerals, pictures, sounds, or other symbols of any kind in any medium; and the comparative study of these versions and visions and of their making is what I call a critique of worldmaking.“ Goodman (1999) *Ways of Worldmaking*, S. 94. Vgl. hierzu auch Lee-ten (2012) *What is ‚Critique of Worldmaking‘?*

das Schlingensief und das ZPS hier exemplarisch herangezogen wurden, sein kritisches Potenzial:

[...] Theater [ist] kritisch nur dort, wo es [...] das Theater aufs Spiel setzt. Wo es sich von jedem Grund, jeder Autorität, jeder Rückversicherung in Regeln, Normen, Institutionen, Konventionen, Handwerk und Technik löst und Spieler\*innen und Zuschauer\*innen dergestalt im gleichen Maß an den Rand der eigenen Sicherheit führt wie die philosophische Kritik. Kritisch ist Theater als jene temporäre Überschreitung der Normen, in der diese ausgesetzt und neu verhandelt werden.<sup>85</sup>

#### 4 Artivismus: Postfundamentalismus vs. Engagement

Artivistische Interventionen arbeiten an der Produktion von politischen Haltungen, indem sie affektiv hochbesetzte Situationen der Aufstörung schaffen. Sie unterbrechen Normalitätsroutinen und thematisieren das Prekäre einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, die sich im Regelbetrieb gerade dadurch stabilisiert, dass sie Fragwürdigkeit in die Latenz verdrängt. Invektivität dient hierbei – dies eint Schlingensief und das ZPS – als symbolische Ressource, um kollektive Wahrnehmungsmuster zu entautomatisieren und eingeübte Kategorialisierungsleistungen zu entsichern. Der zentrale Unterschied zwischen Schlingensief und dem ZPS besteht in der Beantwortung der Frage, wieviel Zutrauen man in die Emanzipationsfähigkeit des Publikums im engeren und der Öffentlichkeit im weiteren Sinne haben kann. Während das ZPS klare Vorstellungen darüber hat, welche gesellschaftlichen Bewusstseinsinhalte falsch und kritikwürdig sind und wodurch sie zu ersetzen wären, verfolgt Schlingensief das Projekt einer Kritik der gesellschaftlichen Modalitäten, unter deren Einfluss sich hegemoniale Bewusstseinsinhalte herausbilden, reproduzieren und aktualisieren. Die Aktionen des ZPS, für die ein „Kippen der Ästhetik in die Ethik“<sup>86</sup> zu konstatieren ist, betreiben einen großen medialen Aufwand, um auf Missstände hinzuweisen und eine moralische Botschaft an Politik, mediale Öffentlichkeit und Publikum in Szene zu setzen. In gezielter Empörungskommunikation geht es ihnen um intensive Erlebnisse

**85** Müller-Schöll (2018) *Fiktion der Kritik*, S. 55.

**86** Rancière (2016) *Unbehagen in der Ästhetik*, S. 133.

der affirmativen Beteiligung. Ihre Aktionen zielen deshalb auf einen konsumierbaren „Happening-effekt“<sup>87</sup>, der Leute zusammenbringt und ihnen einen Genuss der gemeinsam erlebten Dissidenz erlaubt. Dafür braucht es Schuldige, die unmissverständlich identifiziert, invektiv adressiert und moralisch verurteilt werden können.<sup>88</sup> Die implizit anvisierte Homogenität der Wertegemeinschaft hat zur Konsequenz, dass das eigentliche politische Potenzial, das mit einer invektiven Ästhetik der Störung verbunden ist, verloren geht. Ambivalenzen, so Jakob Hayner,

gelten in einer solchen ‚Bekennniskultur‘ ausschließlich als Störfaktoren. So verkümmert die Form und letztlich auch der Inhalt, denn eine zum Signal degradierte soziale Kritik kann unbekümmert und folgenlos im Modus von like und dislike konsumiert werden [...] Künstlerisches Engagement, das nur auf Bekenntnisse zielt, verfehlt seinen Zweck, schlimmer noch: Es verkehrt diesen in sein Gegenteil. Es befördert eine unkritische Haltung statt einer kritischen.<sup>89</sup>

Schlingensiefs Krisenexperimente dienen demgegenüber zunächst einmal der Ermöglichung von Erfahrungen der Ambiguität und Widersprüchlichkeit. Seine Aktionen sind grell, laut, exzessiv und schonungslos. Allerdings hat bei ihm das Chaos System. Es dient der Herstellung von Inkommensurabilität, was von den Beteiligten als Entsicherung von Konventionen, Destabilisierung von Überzeugungen, verunsichernde Exponierung von Selbst- und Fremdbildern erfahren wird. Gegenüber diesem Programm einer postfundamentalistischen Kritik, die die „Selbstformierung des Subjekts aufs Spiel“<sup>90</sup> setzt, wird umso deutlicher, dass das ZPS in seiner Tendenz zur Gesinnungsethik ein Symptom jener post-postmodernen Zeit ist, die durch gesteigerte Moralkommunikation und einen Willen zum Antagonismus geprägt zu sein scheint.

<sup>87</sup> Brook (1985) *Der leere Raum*, S. 94.

<sup>88</sup> Diesen Zusammenhang von Selbsterhöhung, Aburteilung und Opfer-Instrumentalisierung führt die Rede von May Skaf ebenso vor wie unlängst die Aktion *Sucht nach uns*, für bei der die Asche von Holocaust-Opfern in einer Säule vor dem Reichstag als Mahnmal aufgestellt wurde. Vgl. hierzu den Kommentar von Twickel (2019) *Diktatur der Anständigen*.

<sup>89</sup> Hayner (2020) *Warum Theater?*, S. 83f.

<sup>90</sup> Butler (2009) *Was ist Kritik?*, S. 244.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Abschlussrede der Aktion *Flüchtlinge fressen* vom 28.06.2016, Homepage des Maxim-Gorki-Theaters: <https://www.gorki.de/de/fluechtlinge-fressen-not-und-spiele> (letzter Zugriff 28.04.2020).
- DVD *Ausländer Raus! Schlingensiefs Container*, Bonus Film-GmbH, (Ö 2000), Hoanzl Ö 2002.
- Santiago Sierra: 250 cm Line Tattooed on 6 Paid People *Espacio Aglutinador*, Havana, Cuba, December 1999, vgl. <https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/250-cm-line-tattooed-on-6-paid-people-espacio-aglutinador> (letzter Zugriff 20.04.2020).
- Selbstbeschreibung auf der Homepage des ZPS: <https://politicalbeauty.de/> (letzter Zugriff 27.04.2020) sowie <https://politicalbeauty.de/ueber-das-ZPS.html> (letzter Zugriff 28.04.2020).
- Zentrum für politische Schönheit: *Flüchtlinge fressen. Not und Spiele*, Berlin, 2016, vgl. <https://politicalbeauty.de/ff.html> (letzter Zugriff 27.04.2020).
- Zusammenfassung der aktuellen Stunde des Bundestags zur Aktion *Flüchtlinge fressen*, <https://www.youtube.com/watch?v=JRbYhNqJoPY> (letzter Zugriff 25.04.2020).

### Forschungsliteratur

- Agamben, Giorgio (2002): *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bredenkamp, Horst (2010): *Theorie des Bildaktes. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2007*. Berlin: Suhrkamp.
- Bishop, Claire (2004): *Antagonism and relational aesthetics*. In: *October* 110, S. 51–79.
- Brook, Peter (1985): *Der leere Raum*. Berlin: Alexander Verlag.
- Butler, Judith (2009): *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*. In: Jaeggi, Rahel/Wesche, Tilo (Hgg.): *Was ist Kritik?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 221–246.
- Butler, Judith (2015): *Precariousness and grievability – When is life grievable?* In: *Verso-Blog*, November: <https://www.versobooks.com/blogs/2339-judith-butler-preciousness-and-grievability-when-is-life-grievable> (letzter Zugriff 10.02.2019).
- Butler, Judith (2019): *Rücksichtslose Kritik. Körper, Rede, Aufstand*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Colebrook, Claire (2000): *The Meaning of Irony*. In: *Textual Practices* 14/1, S. 5–30.
- Diers, Michael (1997): *Schlagbilder. Zur politischen Ikonographie der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.



- Foucault, Michel (2010): Die Regierung des Selbst und der anderen II. Der Mut zur Wahrheit. Berlin: Suhrkamp.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (2019): Die Skandalisierung des Skandals. Christoph Schlingensiefel in der Rolle des Intellektuellen. In: Knapp, Lore/Lindholm, Sven/Pogoda, Sarah (Hgg.): Christoph Schlingensiefel und die Avantgarde. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 273–292.
- Goodman, Nelson (1999): Ways of Worldmaking. Indianapolis: Hackett.
- Häusler, Anna/Heyne, Elisabeth/Koch, Lars/Prokic, Tanja (2020): Verletzen und Beleidigen. Versuche zu einer theatralen Kritik der Herabsetzung. Berlin: August.
- Hauschild, Alexander (2016): Von der Kunst, Bürger/in zu sein: Politische Imagination, Kreativität und das Zentrum für Politische Schönheit. In: Forschungs-journal Soziale Bewegungen 29/2, S. 50–60.
- Hayner, Jakob (2020): Warum Theater? Berlin: Matthes & Seitz.
- Hirsch, Michael (2015): Logik der Entscheidung. Zehn Thesen zu Kunst und Politik. Hamburg: Textem.
- Kappelhoff, Hermann (2010): „Ein Denken, das unmittelbar Gefühl, und ein Fühlen, das...“ Utopie Film: R. W. Fassbinder und die Frage nach einer „Politik der Form“. In: Robnik, Drehtli/Hübel, Thomas/Mattl, Siegfried (Hgg.): Das Streit-Bild. Film, Geschichte und Politik bei Jacques Rancière. Wien/Berlin: Turia+Kant, S. 161–176.
- Kleesattel, Ines (2016): Politische Kunst-Kritik. Zwischen Rancière und Adorno. Wien/Berlin: Turia+Kant.
- Koch, Lars (2014): Performance als Bilderstörungsmaschine bei Christoph Schlingensiefel. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 173, S. 116–134.
- Koch, Lars (2020): Die rechtspopulistische Politik der Gefühle. Angst, Hass, Feindsetzung. In: Ders./König, Torsten (Hgg.): Zwischen Feindsetzung und Selbstviktimsierung. Gefühlspolitik und Ästhetik populistischer Kommunikation: Frankfurt/New York, S. 87–120.
- Koch, Lars/Prokic, Tanja (2022): Die Weißen der Kritik. Über die Aktionen „Die Toten kommen“ und „Flüchtlinge fressen. Not und Spiele“ des Zentrums für politische Schönheit. In: Böhm, Roswitha/Tiller, Elisabeth (Hgg.): Die mediale Umwelt der Migration. Bielefeld: transcript.
- Koch, Lars/Nanz, Tobias (2018): Aesthetic Experiments. On the Event-Like Character and the Function of Disruptions in the Arts. In: Dies./Pause, Johannes (Hgg.): Disruptions in the Arts. Berlin/New York: De Gruyter, S. 3–27.
- Koch, Lars/Nanz, Tobias/Pause, Johannes (Hgg.) (2018): Disruptions in the Arts. Textual, Visual, and Performative Strategies for Analyzing Societal Self-Descriptions. Berlin/New York: De Gruyter.
- Lehmann, Hans-Thies (2011): Wie politisch ist postdramatisches Theater? In: Deck, Jan/Sieburg, Angelika (Hgg.): Politisch Theater machen. Neue Artikulationsformen des Politischen in den darstellenden Künsten. Bielefeld: transcript, S. 29–40.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Leeten, Lars (2012): What is „Critique of Worldmaking“? Nelson Goodman’s conception of philosophy. In: Enrahonar. Quaderns de Filosofia 49, S. 29–40.
- Lewicki, Aleksandra (2017): ‚The dead are coming‘: acts of citizenship at Europe’s borders. In: Citizenship Studies 21/3, S. 275–290.
- Malzacher, Florian (2020): Gesellschaftsspiele. Politisches Theater heute. Berlin: Alexander Verlag.
- Marchart, Oliver (2000): Das Licht des Antagonismus. Populärkultur zwischen Mikro-Politik und Makro-Politik. In: Bahlke, Friedrich/Schwering, Gregor/Stäheli, Urs (Hgg.): Big Brother. Beobachtungen. Bielefeld: transcript, S. 245–260.
- Marchart, Oliver (2019): Being agitated – agitated being. Art and activism in times of perennial protest. In: Ders. (Hg.): Conflictual Aesthetics. Artistic Activism and the Public Sphere. Berlin: Sternberg Press, S. 9–50.
- Mitchell, William J.T. (2008): Bilder verletzen. In: Ders.: Bildtheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 371–395.
- Müller-Schöll, Nikolaus (2018): Die Fiktion der Kritik. Foucault, Butler und das Theater der Ent-Unterwerfung. In: Ebert, Olivia et al. (Hgg.): Theater als Kritik. Theorie, Geschichte und Praktiken der Ent-Unterwerfung. Bielefeld: transcript, S. 49–58.
- Niermann, Jan Endrik (2013): Schlingensiefel und das Operndorf Afrika. Analysen der Alterität. Wiesbaden: Springer VS.
- o. A. (2000): Aufregung um Wildholz-Sager. In: Wiener Zeitung, 6.06.: [https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/oesterreich/350218\\_Aufregung-um-Windholz-Sager.html](https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/oesterreich/350218_Aufregung-um-Windholz-Sager.html) (letzter Zugriff 23.04.2020).
- Pfaller, Robert (2008): Ästhetik der Interpassivität. Hamburg: Philo Fine Arts.
- Pinto, Ana Teixeira/Stakemeier, Kerstin (2019): Ein kurzes Glossar zum sozialen Sadismus. In: Texte zur Kunst 116, S. 69–116.
- Plessner, Helmuth (2001): Die Grenzen der Gemeinschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Pörksen, Bernhard/Schulz von Thun, Friedemann (2020): Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik. München: Carl Hanser.
- Rancière, Jacques (2000): Konsens, Dissens, Gewalt. In: Dabag, Mihan/Kapust, Anja/Waldenfels, Bernhard (Hgg.): Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen. München: Fink, S. 97–112.
- Rancière, Jacques (2002): Das Unvernehmen – Politik und Philosophie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rancière, Jacques (2005a): Die Bestimmung der Bilder. In: Ders.: Politik der Bilder. Berlin: diaphanes, S. 7–42.
- Rancière, Jacques (2005b): The emancipated spectator. Ein Vortrag zur Zuschauerperspektive. In: Texte zur Kunst 58, S. 36–52.
- Rancière, Jacques (2006): Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien. Berlin: b-books.
- Rancière, Jacques (2008): Zehn Thesen zur Politik. Zürich: diaphanes.
- Rancière, Jacques (2011): Moments politiques. Interventionen 1977–2009. Zürich: diaphanes.

- Rancière, Jacques (2016): *Das Unbehagen in der Ästhetik*. Wien: Passagen Verlag.
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Ruch, Philipp (2013): *Aggressiver Humanismus. Von der Unfähigkeit der Demokratie große Menschenrechtler hervorzubringen*. In: Bierdel, Elias/Lakitsch, Maximilian (Hgg.): *Wege aus der Krise. Ideen und Konzepte für Morgen*. Wien/Münster: LIT, S. 105–119.
- Ruch, Philipp (2016): *Die Politik ist auf Abschottung konzentriert. Gespräch mit Ulf Poschardt*. In: *Die Welt*, 19.02.: [www.welt.de/kultur/article152433895/Die-Politik-ist-auf-Abschottung-konzentriert.html](http://www.welt.de/kultur/article152433895/Die-Politik-ist-auf-Abschottung-konzentriert.html) (letzter Zugriff 10.01.2019).
- Scharloth, Joachim (2017): *Hassrede und Invektivität als Gegenstand der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie: Bausteine zu einer Theorie des Metainvektiven*. In: *Aptum 2*, S. 116–132.
- Schlingensief, Christoph (2014): *Ich weiß, ich war's*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Schüttpelz, Erhard (2010): *Der Trickster*. In: Eßlinger, Eva et al. (Hgg.): *Die Figur des Dritten*. Berlin: Suhrkamp, S. 208–224.
- Šklovskij, Viktor (1969): *Die Kunst als Verfahren*. In: Striedter, Jurij (Hg.): *Texte der russischen Formalisten. Band I: Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*. München: Fink, S. 2–35.
- Sloterdijk, Peter (2001): *Gespräch mit Christoph Schlingensiefel zur Wienaktion*. Homepage Schlingensiefel: [https://www.schlingensiefel.com/downloads/schlinge\\_sloterdijk\\_wien.pdf](https://www.schlingensiefel.com/downloads/schlinge_sloterdijk_wien.pdf) (letzter Zugriff 17.08.2020).
- Snir, Itay (2016): *Not just one common sense: Gramsci's common sense and Laclau and Mouffe's radical democratic politics*. In: *Constellations 23/2*, S. 14–31.
- Sonderegger, Ruth (2010): *Affirmative Kritik. Wie und warum Jacques Rancière Streit sammelt*. In: Robnik, Drehli/Hübel, Thomas/Mattl, Siegfried (Hgg.): *Das Streit-Bild. Film, Geschichte und Politik bei Jacques Rancière*. Wien: Turia+Kant, S. 29–60.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2007): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia+Kant.
- Stromberg, Matt (2019): *Los Angeles gallery opens show with title targeting artist, using ableist slur*. In: *Hyperallergic*, 18.03.: <https://hyperallergic.com/490175/los-angeles-gallery-opens-show-with-title-targeting-artist-using-ableist-slur/> (letzter Zugriff 20.04.2020).
- Surmann, Frauke (2014): *Ästhetische In(ter)ventionen im öffentlichen Raum. Grundzüge einer politischen Ästhetik*. Paderborn: Fink.
- Twickel, Christoph (2019): *Die Diktatur der Anständigen. Das ‚Zentrum für Politische Schönheit‘ tarnt Ideologie als Humanismus*. In: *Zeit-Online*, 17.12.: <https://www.zeit.de/2019/53/zentrum-fuer-politische-schoenheit-aktivismus-humanismus-ideologie> (letzter Zugriff 27.04.2020).
- Ullrich, Wolfgang (2017a): *Wahre Meisterwerte. Stilkritik einer neuen Bekenntniskultur*. Berlin: Wagenbach.
- Ullrich, Wolfgang (2017b): *Die Wiederkehr der Schönheit: Über einige unangenehme Begegnungen*. In: *Pop-Zeitschrift*, 7.11.: <https://pop-zeitschrift.de/2017/11/07/die-wiederkehr-der-schoenheit-ueber-einige-unangenehme-begegnungen-von-wolfgang-ullrich07-11-2017/> (letzter Zugriff 17.08.2020).
- Wagner, Thomas (2017): *Die Angstmacher. 1968 und die Neue Rechte*. Berlin: Aufbau.
- Warstat, Matthias et al. (2015): *Theater als Intervention. Politiken ästhetischer Praxis*. Berlin: Theater der Zeit.
- Wieder, Anna (2019): *Kritik, Widerstand und die Erben des Kynismus*. In: Marchart, Oliver/Martinsen, Renate (Hgg.): *Foucault und das Politische. Transdisziplinäre Impulse für die politische Theorie der Gegenwart*. Wiesbaden: Springer, S. 65–85.
- Wihsturz, Benjamin (2014): *Der Streit um die Bühne. Theatralität im politischen Denken Jacques Rancières*. In: Doll, Martin/Kohns, Oliver (Hgg.): *Die imaginäre Dimension der Politik*. München: Fink, S. 229–256.
- Žižek, Slavoj (2000): *Die Substitution zwischen Interaktivität und Interpassivität*. In: Pfaller, Robert (Hg.): *Interpassivität. Studien über delegiertes Genießen*. Wien: Springer, S. 13–32.

---

## Artikel

Lea Hagedorn\*

# Brüche einer Gattungsgeschichte. Karikatur zwischen Massani und Sulzer

**Abstract:** When the caricature came up in the late 16th century, the notion meant an overloaded or exaggerated – and humorous – kind of portrait. Since then its meaning has changed considerably. Today caricature is understood as a visual equivalent of literary satire. This modern understanding has its origin in the bourgeois culture of the Enlightenment. In my contribution I examine the change in the concept of caricature in Western history. The focus is on the connection between this change in meaning and the constitution of caricature as an image genre. When did caricature acquire the status of a legitimate form of invectivity? Besides caricature, special attention is also paid to parody, because both types of invective communication often overlap.

**Keywords:** Bildsatire, Parodie, Bilddiskurs, Aufklärung, 18. Jahrhundert, Annibale Caracci, William Hogarth, Johann Georg Sulzer – caricature history, satirical prints, parody, image discourse, 18th Century, Enlightenment, Annibale Caracci, William Hogarth, Johann Georg Sulzer

\*Dr. Lea Hagedorn, TU Dresden, SFB 1285, TP F, Lea.Hagedorn@tu-dresden.de

Im heutigen Verständnis ist die Karikatur visuelles Pendant der literarischen Satire. Kritische Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse im Modus des Spotts bilden den festen Erwartungshorizont dieser Bildgattung. Und auch wenn Karikaturen bisweilen „unter die Gürtellinie zielen“ und Skandale provozieren, scheint Andreas Platthaus' Einschätzung, die Karikatur sei „Gradmesser für das Maß an Aufgeklärtheit einer Gesellschaft“ den gegenwärtigen Common Sense widerzuspiegeln.<sup>1</sup> Die Karikatur gilt ganz allgemein als eine Bildgattung mit Lizenz zur Invektive.

Dabei entstand sie erst im 16. Jahrhundert; ist also im Vergleich zur Satire ein recht junges Phänomen. Ursprünglich meinte *Caricatura* auch nicht mehr, als ein überladenes oder übertriebenes Bildnis. Aktuelle Gattungsdefinitionen sind mithin das Ergebnis einer Entgrenzung des Begriffs: „Karikatur ist eine Waffe. Sie ist Angriff, bewusste Verzerrung der Wirklichkeit, die sie kritisiert. Sie ergreift Partei, und befördert eine Lächerlichkeit, die tödlich sein kann.“<sup>2</sup> Konstitutiv für die Gattung ist folglich kein bildliches Verfahren, sondern ihre „herabsetzende Tendenz“<sup>3</sup> und die „humorvolle Verspottung ihres Gegenstandes“<sup>4</sup>. Demgemäß umfasst der heute gebräuchliche, funktional definierte Gattungsbegriff eine große Vielfalt bild-

nerischer Erscheinungsformen aus sehr diversen historischen Entstehungs- und Gebrauchszusammenhängen. Das Spektrum reicht von mittelalterlichen Schandbildern über Grotesken, Bildpolemiken der Reformationszeit und ironisch-obszönen Genredarstellungen bis hin zu den gesellschaftskritischen Bilderzählungen eines William Hogarth. Ansätze einer ‚Proto-Geschichte‘ der Karikatur behandeln sowohl Artefakte mit humoristischen Tendenzen als auch solche, die der Verächtlichmachung konkreter Personen dienen oder gängige Repräsentationsstrategien unterwandern.<sup>5</sup>

Eine mangelnde Kongruenz von Begriffs- und Funktionsgeschichte macht es schwer, die Gattung klar zu umreißen, formalästhetisch zu verorten oder sie zwischen den Polen vermeintlich harmloser Komik und brutaler Verächtlichmachung zu situieren.<sup>6</sup>

All dies kann und will auch der vorliegende Beitrag nicht lösen. Vielmehr soll es darum gehen, den Bedeutungswandel des Karikaturbegriffs im historischen Verlauf nachzuvollziehen. Bekannt ist, dass das heutige, satirische Verständnis von Karikatur seinen Ursprung im 18. Jahrhundert hat. Hier beginnen auch die begrifflichen Kontroversen und Unklarheiten.<sup>7</sup> Das Wort war dasselbe

<sup>1</sup> Platthaus (2016) Das geht ins Auge, S. 13.

<sup>2</sup> Langemeyer (1984) Einleitung, S. 11.

<sup>3</sup> Brassat/Knieper (2017) Karikatur, S. 774.

<sup>4</sup> Döring (1991) Kunstgeschichte der frühen englischen Karikatur, S. 24.

<sup>5</sup> Unlängst etwa Bodart (2018) Proto-histoire de la caricature.

<sup>6</sup> Für eine umfassende Geschichte der Karikatur siehe zusammenfassend Koschatzky (1992) Die Kunst der Karikatur. An einer formalästhetischen Einordnung hat sich v. a. Hofmann (2007) Die Karikatur. Von Leonardo bis Picasso versucht.

<sup>7</sup> Vgl. Unverfehrt (1984) Karikatur, S. 348–351.





**Abb. 1:** Agostino/Annibale (?) Carracci, Karikaturstudien, um 1575–1609, Tuschezeichnung, 19,4 x 13,5 cm, London BM, Inv. Nr. Pp,3.17 (CC-NC BM)

geblieben, doch das Spektrum seiner Konnotationen hatte sich verschoben. Wie erklären sich die veränderten Bedeutungszuschreibungen und welche Gattungskonstruktionen folgten daraus?

Anhand programmatischer Bild- und Textquellen soll aufgezeigt werden, wann und wie das Satirische zum Modell und Modus der Karikatur erklärt wurde. Denn dieser Umschlagmoment bildet den Ursprung des heutigen Verständnisses von Karikatur als einer invektiven Bildgattung zwischen Humor und symbolischer Gewalt. Dies schließt Fragen nach Kanonvorstellungen sowie nach den jeweils lizenzierten Modi und Mitteln der Karikatur ein. Ein besonderes Augenmerk verdient dabei das Verhältnis von Karikatur und Parodie, da sich in der historischen Bewertung beider Phänomene ähnliche Wandlungen vollzogen haben.

## 1 Ein Scherz-Begriff. Die Karikatur als Persiflage

Einigkeit herrscht in der Forschungsliteratur über die Anfänge der Karikatur insofern, als der Begriff *ritrattino carico* erstmals in der oberitalienischen Kunst des Cinquecento Verwendung fand – und zwar in Bezug auf eine Reihe von Kopfstudien der Brüder Agostino und Annibale Carracci. [Abb. 1] Die zumeist im Profil gegebenen Gesichter weisen unterschiedliche Grade physiognomischer Deformation auf. Sie ähneln den grotesken Köpfen, die Leonardo da Vinci wohl zu Studienzwecken angefertigt hatte [Abb. 2], sind aber weniger fein ausmodelliert.<sup>8</sup> Vielmehr zeichnen sie sich durch einen skizzenhaften Charakter und eine reduzierte Formsprache aus. Als weiteres Unterscheidungsmerkmal zwischen Grotteske und *ritratto carico*



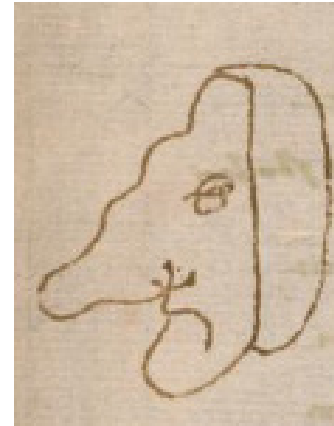
**Abb. 2:** Leonardo da Vinci, Grotteske Köpfe, um 1517–1520, rote Kreide, 19,5 x 14,6 cm, London RCIN, Inv. Nr. 912493 (CC-NC-BM)

<sup>8</sup> Zur Entstehung der Karikatur als verwandtes Phänomen der Grotteske im Italien des Cinquecento siehe Berra (2010) *La nascita della caricatura*, S. 73–76.

gilt der Forschung ein konkreter Wirklichkeitsbezug. Während ersteres ein reines Phantasieprodukt ist, überzeichnet die Karikatur die Gesichtszüge einer konkreten Person. Was in der Theorie als klares Unterscheidungsmerkmal erscheint, lässt sich indes empirisch kaum trennen:<sup>9</sup> Stellt Leonardos rechte Figur nicht einen überzeichneten Dante dar? Und ist es wahrscheinlich, dass das schweinsartige Antlitz links auf dem Carracci-Blatt in Beziehung zu einer identifizierbaren Person steht?

Nimmt man trotz dieser Unschärfen den postulierten Wirklichkeitsbezug jener neuen Bildform ernst, ließen sich womöglich Bezüge zu viel älteren Spielarten einer *depravata imitatio* herstellen. Diane H. Bodart zufolge befördert die deformierte Personendarstellung Lächerlichkeit, ausgelöst durch eine unvermittelte Distanz gegenüber der Repräsentation.<sup>10</sup> Unter den vielfältigen Formen deformierender und diffamierender Darstellungen, die ihren Gegenstand nicht heroisch erscheinen lassen, sondern der Lächerlichkeit und Verachtung preisgeben, sticht das spätmittelalterliche Schandbild hervor, das immer wieder mit der ‚Karikatur‘ in Verbindung gebracht wird.<sup>11</sup> Doch verfängt dieser Vergleich nicht in Bezug auf die *ritratti carichi* der Carracci. Denn zum einen handelt es sich bei den Schandbildern kaum um physiognomisch ähnliche Darstellungen, die Identifikation der Person wird vielmehr mithilfe von Attributen, Wappen oder Beischriften sichergestellt. Zum anderen sind die Bildnisse zwar oftmals ungenau ausgeführt, aber kaum bewusst vereinfacht oder überzeichnet. Schließlich – und das ist der wichtigste Punkt – erfüllten Schandbilder primär soziale Funktionen aufgrund ihres strategischen Einsatzes unter klaren Reglements.<sup>12</sup> Dies indes kann den Kopfstudien kaum unterstellt werden.

Ein anderes, von Bodart mit dem Entstehen eben jener *ritratti carichi* in Verbindung gebrachtes, visuelles Medium frühneuzeitlicher Lachkultur ist viel aufschlussreicher: nämlich das Graf-



**Abb. 3:** Erasmus von Rotterdam, Selbstkarikatur, in: Scholia in epistulas Hieronymi, 1517, Bl. 226 r, Basel UB, Sign.: Erasmuslade A IX 56 (public domain)

fiti und das laienhafte Gekritzeln.<sup>13</sup> Ein besonders prägnantes Beispiel ist die sogenannte Selbstkarikatur des Erasmus von Rotterdam [Abb. 3]. Tatsächlich lassen die überbetonte Kinn- und Nasenpartie in Kombination mit der aufs Wesentliche – die Linie – reduzierten Formsprache an Carraccis Kopfstudien denken. Angesichts derart großer Parallelen zu den Grotesken und der humoristischen Laienzeichnung stellt sich indes weniger die Frage nach künstlerischen Vorformen von Carraccis *carichi* als vielmehr danach, wie es gelingen konnte, diese zu einer künstlerischen *inventio* zu erheben.

### 1.1 Giovanni Antonio Massani und die *Figure Diverse*

Eine Antwort hält die erste theoretische Reflexion des Karikaturbegriffs von Giovanni Antonio Massani bereit. 1646, immerhin 40 Jahre nach dem Tod Annibale Carraccis, brachte der Hofmeister Papst Urbans VIII. unter dem Titel *Figure Diverse* eine Folge von 80 Nachstichen der Carracci-Zeichnungen heraus. Die umfängliche Vorrede liefert eine nachgelagerte, kunsttheoretisch fundierte Erklärung der *ritratti carichi* und gilt der Karikaturforschung mithin als wichtiger Schlüsseltext.<sup>14</sup> Entgegen der verbreiteten Auffassung, es handle sich bei ihm um eine nüch-

<sup>9</sup> Zum Vergleich siehe Cheng (2018) *Ridiculous Portraits*, S. 125f.

<sup>10</sup> Vgl. Bodart (2018) *Proto-histoire de la caricature*, S. 85.

<sup>11</sup> Siehe etwa Gombrich (1999) *Uses of Images*, S. 190–195 (mit einer Perspektive auf die Bildsatire); Jäger (2016) *Sovereign Infamy*, S. 169f. (in Bezug auf Schandmasken).

<sup>12</sup> Siehe hierzu einleitend Lentz (2004) *Konflikt, Ehre, Ordnung*.

<sup>13</sup> Vgl. Bodart (2018) *Proto-histoire de la caricature*, S. 93.

<sup>14</sup> Siehe etwa Unverfehrt (1984) *Karikatur*, S. 346f. oder Brassat/Knieper (2017) *Karikatur*, S. 775f.



terne kunsttheoretische Abhandlung, gehe ich davon aus, dass Massanis Vorrede analog zu ihrem Gegenstand dem Feld des Komischen zuzurechnen ist. Folglich soll an dieser Stelle eine ironische Lesart von Massanis Ausführungen unter Berücksichtigung ihrer paratextuellen Funktionslogik erprobt werden.

Bei dem Vorwort handelt es sich um ein Zusammenspiel mehrerer Texte unterschiedlicher Autoren und Sprecher (neben Massani Giovanni Battista Agucchi und Annibale Carracci), die Massani unter dem leicht durchschaubaren Pseudonym Giovanni Atanasio Mosini zusammengetragen und auf eigenwillige Weise ergänzt hatte.<sup>15</sup> Bereits Denis Mahon, der die Vorrede 1947 ediert hat, erkannte in einigen von Massanis Passagen einen ironisch-subversiven Unterton und hielt die Ausführungen zur Karikatur für eine burleske „*reductio ad absurdum*“ klassizistischer Kunsttheorie.<sup>16</sup> Allerdings wurde dieser Einschätzung keine größere Aufmerksamkeit zuteil, obwohl sie für das Verständnis des frühen Karikaturbegriffs aufschlussreich zu sein verspricht.

Zunächst setzt Massani, ganz den zeittypischen Gepflogenheiten einer Vorrede entsprechend, mit einem Verkaufsargument ein: Er erklärt Annibale Carracci zu einem künstlerischen Ausnahmetalent. Insbesondere die (scherzhaften) Skizzen zeugten von der großen Meisterschaft des Bologneser Künstlers in der Naturnachahmung. Zu jenen Bildern rechnet der Autor sowohl die bekannten Kopfstudien als auch die – heute weniger einschlägigen – Darstellungen einfacher Bologneser Bürger, wie sie im Buch enthalten sind.<sup>17</sup> Eine Auswahl von Nachstichen dieser Blätter machte der Herausgeber nunmehr einem größeren Kreis von Kunstliebhabern zugänglich.<sup>18</sup> Es geht Massani also darum, die eigene Sprecherposition zu autorisieren, die im Buch enthaltenen

Blätter als bedeutsame Kunstwerke auszuweisen und deren Verbreitung zu einer kulturelevanten Leistung zu erklären. Hierfür bot sich insbesondere Giovanni Battista Agucchi als Gewährsmann an, der seinerzeit nicht nur ein bedeutender Kunsttheoretiker war, sondern Annibale Carracci auch persönlich gekannt hatte. Folglich macht Massani alias Mossini Fragmente eines ansonsten verlorenen und bis dahin unpublizierten Traktats von Agucchi zum Ausgangspunkt der eigenen Erörterungen.<sup>19</sup> Dieser Traktatausschnitt beschreibt auf Grundlage der aristotelischen Nachahmungslehre das Vermögen der Bildenden Kunst zur dreifachen Mimesis – des Idealschönen, der wirklichkeitsnahen Gegenstände sowie des Niederen und Fehlerbehafteten –, um schließlich zu dem Schluss zu gelangen, die Carracci hätten es im Unterschied zu den meisten anderen Künstlern auf allen drei Gebieten zur Meisterschaft gebracht.<sup>20</sup> Mit Aristoteles und dessen *Poetik* waren mithin wichtige Autoritäten entsichert, als Massani im Anschluss an die Agucchi-Passage Annibale Carracci zum Fürsprecher der eigenen *ritrattini carichi* auftreten lässt. Aristoteles' Komik- und Poetikkonzepte bleiben auch hier maßgebend.<sup>21</sup> Zunächst wird der natürliche Drang zum spielerischen Scherz, der sich an einer Lächerlichkeit des Hässlichen ergötze, zur Antriebskraft der Karikatur erklärt. Das karikierende Bildverfahren operiere Massani-Carracci zufolge in drei Stufen: Es erkennt lächerliche Deformierungen in der Natur, stellt diese dar und überzeichnet sie bis zur „vollkommenen Missgestalt“<sup>22</sup>. Im Ergebnis unterhalte dies den Betrachter gleich in mehrfacher Hinsicht: Der komische Gegenstand rege zum Lachen an und die künstlerische Imitationsleistung rufe Bewunderung hervor. Allen voran verdanke sich die affizierende Wirkung der *ritratti carichi* jedoch dem Prozess des Wiedererkennens eines überzeichnet dargestellten Gegenstandes.

Die Vorstellung, das Wiedererkennen bekannter Personen in einem Gemälde aufgrund einer Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Urbild und Abbild, zwischen Erinnerungs- und Darstellungsbild, übe auf den Betrachter einen besonderen

<sup>15</sup> Vgl. Mahon (1947) *Seicento Art and Theory*, S. 113f.; o.P. [S. 230], Anm. 1.

<sup>16</sup> Vgl. Mahon (1947) *Seicento Art and Theory*, S. 262f., Anm. 47. – Preimesberger erachtet demgegenüber die vielfältigen Anleihen an Aristoteles *Poetik* als wesentlich, was m.E. aber nicht im Widerspruch zum ironischen Grundton des Textes steht. Preimesberger (1999) *Giovanni Atanasio Mosini*, S. 331. Zur generellen Bedeutung der Aristoteles-Rezeption für eine Theorie des Lachens in der italienischen Renaissance siehe Cheng (2018) *Ridiculous Portraits*, S. 118–121.

<sup>17</sup> Vgl. Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 260f.

<sup>18</sup> Vgl. Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 235–238.

<sup>19</sup> Vgl. Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 241–258.

<sup>20</sup> Vgl. Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 242–246.

<sup>21</sup> Vgl. Preimesberger (1999) *Giovanni Atanasio Mosini*, S. 325–328.

<sup>22</sup> Vgl. Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 260.

Reiz aus, war zu diesem Zeitpunkt nicht neu. Bereits Leon Battista Alberti formuliert in *De Pictura* (1435/36) diesen wichtigen Topos porträtbezogener Rezeptionsästhetik:

Wenn sich in einem Vorgang [sc. einer Bilderzählung] ein Gesicht eines bekannten oder würdigen Mannes befindet, zieht dieses bekannte Gesicht sofort alle Blicke der Betrachter auf sich, selbst wenn darin andere Figuren zu sehen sind, die jenes an künstlerischer Vollendung und Liebreiz übertreffen.<sup>23</sup>

Dieses Wiedererkennen beschränkte sich nicht auf rein äußerliche Merkmale. Gemäß der frühneuzeitlichen Physiognomik waren Aussehen und Auftreten eines Menschen dechiffrierbar, folglich sollte auch das ‚Simulacrum‘ einer Person Rückschlüsse auf deren Innerlichkeit erlauben.<sup>24</sup> Insofern es sich bei einem Bildnis um die festgestellte Medialisierung eines menschlichen Antlitzes handelt, sollte es dessen Wahrnehmung dergestalt beeinflussen, dass die Erscheinung einen Eindruck von innerer Größe und *virtus* vermittelt.<sup>25</sup> Für die repräsentative Porträtkunst bestand die größte Herausforderung also darin, äußere Makel, die einen falschen bzw. unerwünschten Eindruck vom Dargestellten vermitteln könnten, zu kaschieren, ohne dabei das Ähnlichkeitsverhältnis zu verletzen.

Im Kern besteht nun die Karikatur bei Massani-Carracci in einer Verkehrung dieses Porträt-Prinzips: Äußere Makel der natürlichen Erscheinung sollen erkannt, dargestellt und überbetont werden. Dies richtet die Aufmerksamkeit des Betrachters auf Entstellungen und Deformationen. Das Wiedererkennen des Dargestellten mündet folglich auch nicht in Ehrfurcht ob der

„artificialen Präsenz“<sup>26</sup> innerer Größe, sondern im Ergötzen an ihrer explizit gemachten Lächerlichkeit. Im Sinne eines solchen ‚Wahrsehens‘ unter negativen Vorzeichen kommt schließlich auch die Tierphysiognomik zum Einsatz. Doch wo die Porträtkunst mit Analogien zu heroischen Tieren wie dem Löwen oder Adler operiert, geht es nunmehr um Ochsen und Hunde:

Annibale selbst [...] machte davon [sc. von den *ritrattini carichi*] eine sehr große Anzahl, die von allen, die sie gesehen haben oder erwerben konnten, aufs höchste geschätzt wurden. Und am meisten jene, die von ihm in Hinblick auf das gemacht wurden, was die Physiognomiker von den Sitten jener Personen sagen, die in irgendeinem Teil eine gewisse Ähnlichkeit mit den unvernünftigen Tieren haben, denn er zeichnete nur einen Hund, einen Ochsen oder ein anderes Tier; und gleichwohl verstand man sehr gut, dass dies das Porträt jener Person sei, deren Sitten und deren Bildnis der Künstler hatte darstellen wollen.<sup>27</sup>

Derartige Mensch-Tier-Analogien stellen eine besonders ostentative Form der „perfekten Deformation“ oder „absoluten Missgestalt“ dar,<sup>28</sup> die am Ende des dreistufigen Verfahrens von Auffinden, Abbilden und Überzeichnen steht. Letzteres setzt Massani-Carracci in einem finalen argumentativen Kraftakt auf eine Stufe mit der „perfekten Statue“, die die eigentliche – die angelegte, aber von der Natur unerreichte – idealschöne Form ans Tageslicht befördere:<sup>29</sup>

Wenn aber der Künstler diese Art von Gegenständen nachahme, nicht nur wie sie sind, sondern sie, ohne ihnen die Ähnlichkeit zu nehmen, stark entstellt und fehlerhaft darstelle: [...] dann (sagte Annibale) trete der dritte Grund des Vergnügens hinzu, nämlich die Karikatur (*caricatura*); wenn diese gut gemacht sei,

**23** „Qual cosa quanto sia dal pittore a ricerarla si può intendere, ove poi che in una storia sarà un viso di qualche conosciuto e degno uomo, bene che ivi sieno altre figure di arte molto più che questa perfette e grate, pure quel viso conosciuto a sé imprima trarrà tutti gli occhi di chi la storia riguarda: tanto si vede in sé tiene forza ciò che sia ritratto dalla natura.“ Alberti (2010) *Della Pittura*, S. 158f. – Eine ausführliche Diskussion dieses Zitats unter Einbezug der aristotelischen Nachahmungslehre liefert Preimesberger (2011) *Leon Battista Alberti zur Wirkung des Gesichts*, bes. S. 81f.

**24** Zur Bedeutung physiognomischer Lehren für die frühneuzeitliche Kunst siehe einführend Reißer (1997) *Physiognomik und Ausdruckstheorie der Renaissance*, S. 9–18.

**25** Belting (2006) *Das echte Bild*, S. 133–137.

**26** Vgl. Preimesberger (2011) *Leon Battista Alberti zur Wirkung des Gesichts*, S. 84.

**27** „Annibale istesso [...], ne hà fatto i grandissimo numero, e tutti stimatissimi da coloro, che gli hanno veduti, ò potuto havere: E massimamente di quelli, che furono da lui fatti in riguardo di quel che dicono i Fisionomisti, de’ costumi die quelle persone, che alcuna somiglianza hanno in alcuna parte co’ gli animali irragionevole: poiche egli disegnò solamente ò un Cane, ò un Bue, ò altro animale; e nondimeno benissimo si comprendeva essere il ritratto di colui, i cui costumi, e L’effigie haveva voluto l’artifice rappresentare.“ Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 261. Übersetzung nach Preimesberger (1999) *Giovanni Atanasio Mosini*, S. 324.

**28** Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 261.

**29** Vgl. Preimesberger (1999) *Giovanni Atanasio Mosini*, S. 330.



reize sie den Betrachter noch mehr zum Lachen. Mit höherer Einsicht aber und mit Geschmack betrachtete er eine solche Arbeit folgendermaßen, indem er sagte, dass, wenn der fähige Maler ein „*ritratto carico*“ gut mache, er Raffael und die anderen guten Künstler nachahme, die, nicht zufrieden mit der Schönheit der Natur, diese aus mehreren Gegenständen oder den vollkommensten Statuen zusammensammelten, um ein in jedem Teil vollendetes Werk zu schaffen: denn das Anfertigen eines „*ritrattino carico*“ bedeute nichts anderes, als ein ausgezeichnete Kenner der Absicht der Natur zu sein, wenn diese jene große Nase oder jenen breiten Mund schuf, um in der Figur eine schöne Entstellung zu erzielen.<sup>30</sup>

Spätestens hier, wenn Massani-Carracci das Idealschöne und das absolut Hässliche zu zwei Seiten derselben Medaille erklärt; wenn er das *ritratto carico* mit der Kunst Raffaels gleichsetzt, wird die Ironie seiner Ausführungen unübersehbar. Denn der Sprecher nutzt die Bewertungsschemata und Topoi klassizistischer Kunsttheorie für eine Persiflage derselben und der von ihr vertretenen Kunstideale. Die Geburt des Karikaturbegriffs ist mithin ein parodistischer Scherz auf Grundlage der aristotelischen *Poetik*,<sup>31</sup> mit dessen Hilfe die im Buch enthaltenen Stiche zu Vertretern einer neuartigen Gattung deklariert werden: dem zur Kunstform erhobenen Gegenbildnis.

Erst vor dem Hintergrund dieser literarischen Rahmung erhalten die für den heutigen Betrachter recht unscheinbaren Nachstiche von Simone Guillain humoristischen Biss [Abb. 4]. Für sich genommen handelt es sich bei ihnen um nüchterne Darstellungen einfacher Bologneser Händler

**30** „Ma quando l'artefice imita questa sorte d'oggetti, non solo come sono, ma senza levare alla similitudine, li rappresente maggiormente alterati, e difettosi: [...] s'aggiugneva (diceva Annibale) la terza ragione del diletto, cioè la caricatura; la quale quando era fatto bene, eccitava maggiormente il riguardante al ridere. Ma con più alto intendimento, e con gusto, egli lavoro in questo modo considerava, dicendo, che quando il valente Pittore fa bene un ritratto carico, imita Raffaello, e gli altri buoni autori, che non contenti della bellezza del naturale, la vanno raccogliendo da più oggetti, ò dalle Statue più perfette, per fare un' opera in ogni parte perfettissima: percioche il fare un ritrattino carico, non era altro, che essere ottimo conoscitore dell' intentione della natura nel fare quel grosso naso, ò largo bocca, à fin di far una bella deformità in quell'oggetto.“ Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 261f. Übersetzung nach Preimesberger (1999) Giovanni Atanasio Mosini, S. 323.

**31** So resümiert Sandra Cheng die Passage: „In Massani's preface, Annibale parodied the process of selective imitation.“ Cheng (2018) *Ridiculous Portraits*, S. 123.

und Handwerker. Karikaturen sind sie nur im recht weiten Sinne des *ritratto carico* als einer Kunstform, die das Niedere, das Fehlerbehaftete und Hässliche ausstellt. Der Witz jener Blätter besteht also allein darin, vollkommen ungeschönt und bar eines jeden narrativen Kontextes eigentlich nicht bildwürdige Gestalten, nämlich den Typus des grobschlächtigen und sozial niederstehenden Straßenhändlers, im Stil von Ganzkörperbildnissen zu präsentieren. Im Verbund mit den schriftlichen Ausführungen werden sie zu Trägern einer programmatischen Botschaft. Massani stilisiert die *ritratti carichi* zu einem Gegenentwurf der Hochkunst und den ihr zugrundeliegenden Prinzipien. Sie bleiben dabei den traditionellen ästhetischen



**Abb. 4:** Annibale Carracci/Simone Guillain: Der Bilderhändler, in: Giovanni Antonio Massani: *Diverse figure* al numero di ottanta [...], Rom: Ludovico Grignani 1646, Paris BNF, Sign. FOL-BD-25 (G) (© BNF)

Idealen verpflichtet, befinden sich aber im offenen Widerspruch (oder Widerstand) zu eben diesen.<sup>32</sup> Sie sind gleichsam bildgewordene Persiflage etablierter Kunstnormen und lächerliches Pendant repräsentativer Bildniskunst.

## 1.2 Ein proletarisierter Bacchus und der Cavaliere del Caricature

Man könnte nun fragen, warum der freimütigen Umkehrung aristotelischer Poetologie und kunsttheoretischer Topoi ein derartiges Nachleben beschieden sein konnte, das sich im 18. Jahrhundert eine sprichwörtliche Karikatur-Besessenheit einstellen sollte.<sup>33</sup> Der Begriff ‚Karikatur‘ erhielt in den nachfolgenden Jahrzehnten zunächst Einzug in die Künstlerviten der Carracci, später in Kunstlexika und Nachschlagewerke.<sup>34</sup> Nicht unerheblich für den nachhaltigen Erfolg der neuen Bildform dürfte gewesen sein, dass die *ritratti carichi* fortan mit berühmten Künstlern wie Leonardo da Vinci und Annibale Carracci in Verbindung gebracht wurden.

Eine 40-teilige Kupferstichserie des Giovanni Maria Mitelli stellt sich in direkte Nachfolge der *Figure Diverse* und erschien 1660 unter dem Titel *L'arti per via*. Der Gegenstandsbereich ist derselbe geblieben: Vertreter unterer sozialer Schichten. Doch sind die Typendarstellungen nun sehr viel bewegter und voller Anspielungen auf antike Mythen und Kunstwerke. An ihnen wird die enge Verwandtschaft zwischen Parodie und Karikatur im Sinne von Massani-Carraccis *ritratti carichi* evident. So wirkt etwa Mitellis Weinbauer wie ein profanisierter bzw. proletarisierter Bacchus [Abb. 5]. Der Ausfallschritt mit der Standbein-Spielbein Motivik gemahnt an den Apoll vom Belvedere; anstatt auf grazile Beine blicken wir aber auf breite Waden, die eher schwerfällige Bewegungen vollziehen. Erkennbar greift Mitelli hier das Sujet des *Trunkenen Bacchus* auf, wie es Michelangelo in Szene gesetzt hatte und das Jacopo Sansovino kurze Zeit später zu übertreffen suchte. [Abb. 6 und 7] Von Letzterem übernimmt Mitelli die Beinstellung für seinen Weinbauern. Doch wirkt dieser im Vergleich zur Vorlage reichlich grobschlächtig; Schulter und

Arme sind infolge der körperlichen Arbeit überaus muskulös, die ärmlichen Kleider entblößen mehr als sie verbergen. Am auffälligsten ist jedoch, dass Mitelli seinen Weinbauern als Rückenfigur gestaltet, der sich in einer Drehung dem Betrachter zuwendet. Genussvoll kostet er selbst von den Früchten seiner Arbeit – ein viel zu direkter, verschmitzter Blick und der geöffnete Mund stellen einen gleichermaßen habituellen wie ästhetischen Dekorumbuch dar und verweisen darauf, dass wir einen eher ungehobelten und triebgesteuerten Zeitgenossen vor uns haben. Dieser offeriert seinem Gegenüber auch keinen göttlichen Rausch, sondern verfolgt mit seinem auffordernden Gebaren rein monetäre Interessen. So lauten die Verse unterhalb des Bildes:

Diese Speise ist ein göttlicher Nektar  
[und] beschert mir einen ersprießlichen Profit,  
würden Brot und Wein allen zur Verfügung stehen,  
würde ich es mir sparen, von Bacchus' Trauben zu  
naschen.<sup>35</sup>

Die komische Wirkung resultiert aus einem für die Parodie charakteristischen Kontrast des Hohen mit dem Niederen:<sup>36</sup> zwischen dem Kunstwerk und der bäuerlichen Figur, dem Göttlichen und dem Humilen, dem Dionysischen und dem Merkantilen. Einblicke in ein prekäres Milieu und Anspielungen auf antikische Werke der Hochkunst verbinden sich, wodurch die Widersprüche zwischen diesen Sphären umso deutlicher hervortreten.

Die Darstellung zielt auf ein doppeltes Wiedererkennen: Zunächst erkennt der Betrachter den Weinbauern, den Mitelli im Sinne von Carraccis Bologneser *Figure* in Szene setzte, von denen es heißt, sie seien derart treffend gezeichnet worden, dass jeder Zeitzeuge die Ähnlichkeit im Sinne eines „Ja, so sind sie“ hätte bezeugen können.<sup>37</sup> Mitelli indes bringt seine Gestalten zum Sprechen, sodass mit der Erscheinung auch die ‚Sitten‘ jener Typendarstellungen augenscheinlich werden. Sodann erkennt der Betrachter die

<sup>32</sup> Vgl. Hofmann (2007) Die Karikatur, S. 35–37.

<sup>33</sup> Siehe etwa Lammel (1992) Karikatur der Goethezeit, S. 5–7.

<sup>34</sup> Siehe etwa Unverfehrt (1984) Karikatur, S. 347f.

<sup>35</sup> „Questo cibo che è un nettare di[v]ino, // mi risulta in ben utile guadagno, // Se il pane, e l' [v]in politico fachino // l'u[ve] di Bacco [à] becolar sparagno.“ Mit Dank an Giuseppe Peterlini für die Übersetzung.

<sup>36</sup> Ausführlich zu den Spezifika und Spielarten bildparodistischer Verfahren siehe den Beitrag von Jürgen Müller in diesem Band.

<sup>37</sup> Vgl. Massani (1646) *Diverse Figure*, S. 260f.





**Abb. 5:** Giuseppe Maria Mitelli: Il Vignolo, in: Di Bologna l'arti per via d'Annibal'Caraci disegnate, intagliate da Giuseppe Maria Mittelli, Rom: Rossi 1660, Paris BNF, Sign. FOL-BD-25 (1) (© BNF)





**Abb. 6:** Michelangelo, Trunkener Bacchus, 1496/97, Marmor, 203 cm (Höhe), Florenz Bargello, Inv. Nr. 10 (CC Wikimedia)

parodistische Anspielung. All dies befördert eine Lächerlichkeit, die sich sowohl auf die Alltagswelt der ‚einfachen Leute‘ bezieht, als auch auf die Hochkunst mit ihrer an der Antike geschulten idealschönen Formsprache; entbehrt doch auch die *perfetta deformita* des proletarisierten Bacchus nicht eines ästhetischen Reizes.

Diese Art der scherzhaft-parodistischen Porträt- und Typenkarikatur, die mit dem (Wieder-) Erkennen bildlich überzeichneter Makel operiert, erlebte ihre Hochzeit im 18. Jahrhundert. Der gefragteste Vertreter dieser jungen Kunst war zweifelsohne Pier Leone Ghezzi, dessen Zeichnungen sich als Radierungen in ganz Europa verbreiteten.

Bei dem Porträt, das Markus Tuscher von dem ersten Berufskarikaturisten 1743 angefertigt hatte, handelt es sich aufgrund der zu groß geratenen Hände und Füße sowie der überlangen Nase selbst um eine Karikatur, die zudem Ghezzi's Stil täuschend echt nachempfunden wurde [Abb. 8].<sup>38</sup> Dadurch entsteht ein doppelbödiges Spiel ironischer Anspielungen auf Werk

**38** Zur Besprechung des Blattes siehe Döhl (1985) Pier Leone Ghezzi. – Tuscher fertigte während seiner Zeit in Rom selbst mehrere Radierungen nach Ghezzi's Zeichnungen an (so etwa die Karikatur des Opersängers Francesco Baglioni, 1738, Kupferstichkabinett Dresden, A 106034), war mit dessen Stil also bestens vertraut.



**Abb. 7:** Jacopo Sansovino, Bacchus, 1514, Marmor, Florenz Bargello, Inv. Nr. 120 (Wikimedia CC-BY-SA 4.0)



und Person des Dargestellten. Ghezzi, über eine Beischrift als „Il Famoso Cav[aliere] delle Caricature“ ausgewiesen, steht, trotz edler Bekleidung, vollkommen mittellos dar: Die Taschen seines Rockes sind auf links gedreht, die Handflächen offen vorgezeigt und die Schnallenschuhe wirken ausgetreten. Aufgrund der Stilverwandtschaft kommt die Karikatur zudem als vermeintliches Selbstbildnis daher. Ein weiteres pikantes Detail ist der im Hintergrund dargestellte *Pasquino*. Die verstümmelte antike Skulptur, die seit 1501 vor dem Palazzo Orsini in Rom aufgestellt war, diente seit dem 16. Jahrhundert den nach ihr benannten Pasquinaten als Anbringungsort und ist seit jeher Symbol satirischer Streit- und Schmäh-schriften.<sup>39</sup> Nunmehr heften am Sockel des Pasquino allerdings Bilder, über denen die Inschrift „artes cui mille [sunt]“ („Tausend Kunstgriffe sind sein“) angebracht ist. Dieses Motto hat Tuschers der Versoseite einer Medaille auf Ghezzi von Giovanni Battista Pozzo entnommen.<sup>40</sup> Der „Tausend-künstler“ (*artifex milles*) ist ein vielseitig begabter Mensch, kann aber auch einen Scharlatan oder diabolischen Verstellungskünstler meinen.<sup>41</sup> Dass es nunmehr den Pasquino zielt, ist durchaus vielsagend, vergleicht das Bild Ghezzi doch mit einem Pasquillanten und verortet damit gleichsam die Karikatur, für die der Künstler steht wie kein Zweiter, im weiten Feld zwischen Satire und Schmäh-schrift.

Auch wenn Tuschers Blatt nur sehr eingeschränkt Rückschlüsse auf einen allgemeinen Diskurs erlaubt, sollte doch das invektive Potenzial der *ritratti carichi* nicht unterschätzt werden. Denn die Verhässlichung wiedererkennbarer Personen und Typen mit dem Ziel, eine belustigende Wirkung (häufig sogar beim Dargestellten selbst) zu erzeugen, geht stets mit der Gefahr der Übertretung und Verletzung von Grenzen einher. Dies wird im Kontrast zur frühneuzeitlichen Porträtkultur, die zuvorderst auf soziales Kapital und Prestigeproduktion abzielte, besonders deut-

lich. Zwar sind auch der Porträtkunst Möglichkeiten gegeben, Ansehen zu beschneiden. Doch handelt es sich bei ihnen um gattungsinhärente Mittel wie diffamierende Attribute oder Beischriften, die – mit derselben Ernsthaftigkeit – unge-rechtfertigten Ruhm absprechen sollen.<sup>42</sup>

Die Lächerlichkeit der Porträtkarikatur mit dem Herausstellen äußerlicher und habitueller Abnormitäten und Eigenheiten invertiert diese Bildlogik, indem sie im Modus des Komischen operiert. Mit dem Lachen provoziert es einen Kommunikationsakt, der dazu geeignet ist, Autoritäts- und Geltungsansprüche zu unterminieren.<sup>43</sup> Bei allem Witz und Scherz geht vom *ritratto caricho* stets eine latente Bedrohung aus, wovon auch die in der Karikaturforschung berühmte Drohung Gian Lorenzo Berninis gegen die allzu aufdringlichen Höflinge Ludwigs XIV. zeugt: „Ich bin in Versuchung, von einem der Herren eine Karikatur zu machen.“<sup>44</sup>

Der Reiz der Karikatur als invertierte Porträtkunst, deren Ähnlichkeit laut Berninis Reisebegleiter Paul Fréart de Chantelou „im Häßlichen und Lächerlichen“<sup>45</sup> bestehe, ist die Provokation. Sie geht einerseits vom Prozess der Verhässlichung aus und beruht andererseits auf der Persiflage gängiger Kunstideale. Strukturell ähnelt damit die Porträtkarikatur der Bildparodie, die oft mit einer Erniedrigung von Motiven und Werken operiert und dabei ebenso auf ein spöttisches Wiedererkennen abzielt wie die Karikatur.

## 2 *Characters and Caricatures.* Die funktionale Karikatur

1743, im selben Jahr also, in dem Tuschers Porträtkarikatur des berühmten Ghezzi erschien, publizierte William Hogarth mit *Characters and Caricatures* seine berühmte Abrechnung mit der Karikaturkunst. Der ebenso programmatische wie

**39** Zum römischen Pasquinaten-Kult des 16. Jahrhunderts siehe einführend Kuhn (2011) Witz als Waffe, S. 252, sowie vertiefend den Beitrag von Gerd Schwerhoff in diesem Band.

**40** Vgl. Norris/Weber (1976) *Medals and Plaquettes Molinari Collection*, S. 41. Ich danke Hole Rößler für den Hinweis auf diese Medaille.

**41** Vgl. Schumacher (1993) Teufel als ‚Tausendkünstler‘, S. 65; S. 73.

**42** Siehe hierzu Rößler (2021) Invektive Bildnisse abseits der Karikatur.

**43** Zum Lachen als bedeutungsoffenen Kommunikationsakt mit Disposition zur Gewalt siehe insbesondere Röcke (1999) *Lizenzen des Witzes*, S. 79f., und Schnell (2010) *Verspotten und Verlachen*, S. 46.

**44** Schneider/Zitzlsperger (2006) *Bernini in Paris*, S. 192f. (Tagebucheintrag vom 19. August 1665).

**45** Schneider/Zitzlsperger (2006) *Bernini in Paris*, S. 193.



**Abb. 8:** Marcus Tuschler, Pier Leone Ghezzi, 1743, Radierung, 33,6 x 20,4 cm, Dresden Kupferstichkabinett, Inv. Nr. A 106032. (© SKD)

komplexe Ikonotext gilt der Forschung als Gründungsmanifest der modernen Karikatur [Abb. 9].<sup>46</sup>

In ihm konstruiert und konstituiert der Künstler eine frühe Gattungsgeschichte, nur um sich und die eigene Kunst von derselben abzugrenzen. Zu diesem Zweck operiert Hogarth mit ironisch überzeichneten Bildzitataten des Dreiergestirns der Karikatur Leonardo – Carracci – Ghezzi: Zunächst ruft er das bekannte Formular der Carracci-Profilkarikatur auf. Das Maß der Deformierung und Überzeichnung reicht dabei von starken Eingriffen – etwa bei den Köpfen von Hogarth selbst sowie seinem Freund Henry Fielding im Bildzentrum – bis hin zu sehr moderaten Modifikationen. Im unteren Bildsegment bemüht Hogarth, Massani gar nicht unähnlich, den Vergleich zwischen dem Idealschönen, verkörpert durch Raffael, und dem übersteigert Hässlichen der Karikatur. Die beiden linken Bildfelder zitieren berühmte Figuren des Renaissancemeisters und sind als „Characters“ ausgewiesen.<sup>47</sup> Daneben stehen die „Caricatures“ Ghezzi, Carraccis und Leonardos. Um die durch bekannte Gattungsvertreter visualisierte Karikatur in ihrer künstlerischen Anspruchslosigkeit bloßzustellen, ergänzt Hogarth diese Seite um eine laienhafte Schmiererei im Hintergrund. Eine palimpsestische Erklärung dieser polemischen Gegenüberstellung erfolgt über eine integrierte Lektüreempfehlung: „For a further Explanation of the Difference Betwixt Character & Caricatura See ye Preface to Jo[sep]h Andrews“, steht unterhalb der Bildfelder geschrieben. *The History of the Adventures of Joseph Andrews* ist ein Roman Henry Fieldings, der 1742, also ein knappes Jahr vor *Characters and Caricatures*, erschienen war.

In der Vorrede erklärt der Autor den eigenen Roman und die *comic history paintings* des befreundeten Künstlers zu Medien des Lächerlichen mit erzieherischem Anspruch, die auf Selbsterkenntnis und Selbstregulierung abzielen.

<sup>46</sup> Zur Einordnung des Blattes innerhalb der Gattungsgeschichte siehe etwa Antal (1966) Hogarth und seine Stellung in der europäischen Kunst, S. 155–158, und zusammenfassend Brassat/Knieper (2017) Die Karikatur, S. 780–782. Zur Deutung des Blattes siehe u.a. Hinz (1980) Characters and Caricatures; Paulson (1992) Hogarth, S. 231f.; Bindman (1997) Hogarth and His Times, S. 100f.

<sup>47</sup> Besonders prominent ist der predigende Paulus aus dem Paulus-Zyklus, deren Kartons dereinst durch den englischen König Karl I. angekauft und seit 1699 in Hampton Court ausgestellt wurden.

In diesem Sinne weist Fielding eine als burlesk bezeichnete Humorkultur scharf zurück. Denn das Burleske sei im Unterschied zum Komischen „stets eine Schaustellung des Abwegigen und Unnatürlichen [...], wobei sich unsere Erheiterung bei näherem Hinsehen aus der überraschenden Absurdität ergibt, daß die Sitten der Höchsten den Niedrigsten beigelegt werden oder e converso“.<sup>48</sup> Insbesondere die Parodie, die ihre komische Wirkung einer Fallhöhe von Hohem und Niedrem verdankt, sei symptomatisch für das Burleske. Und auch einem Humor, der sich an Deformationen, Missgeschicken und Missgestaltetem ergötzt, kann Fielding wenig abgewinnen: „der hat gewiß ein schlecht veranlagtes Gemüt, wer Häßlichkeit, Gebrechlichkeit oder Armut an und für sich lächerlich finden kann.“<sup>49</sup> Zwar darf man sich laut Fielding der Parodie sowie der burlesken Nachahmung (was die Karikatur meint) von Ereignissen und Verhaltensweisen *als Mittel* bedienen, jedoch müssen die Charaktere und deren Emotionen stets natürlich, d.h. wahrscheinlich, erscheinen.<sup>50</sup>

Denn im Kern zielen derartige Charakterisierungen nicht auf Erheiterung und Unterhaltung des Publikums, sondern auf sittliche Besserung. Es geht nicht um das Wiedererkennen entstellter Äußerlichkeiten, sondern um das Erkennen innerer Widersprüche und Differenzen. Wollen Parodie und Karikatur Lachen provozieren, so soll die Kunst der Charakterisierung Verlachen und Verachten evozieren.

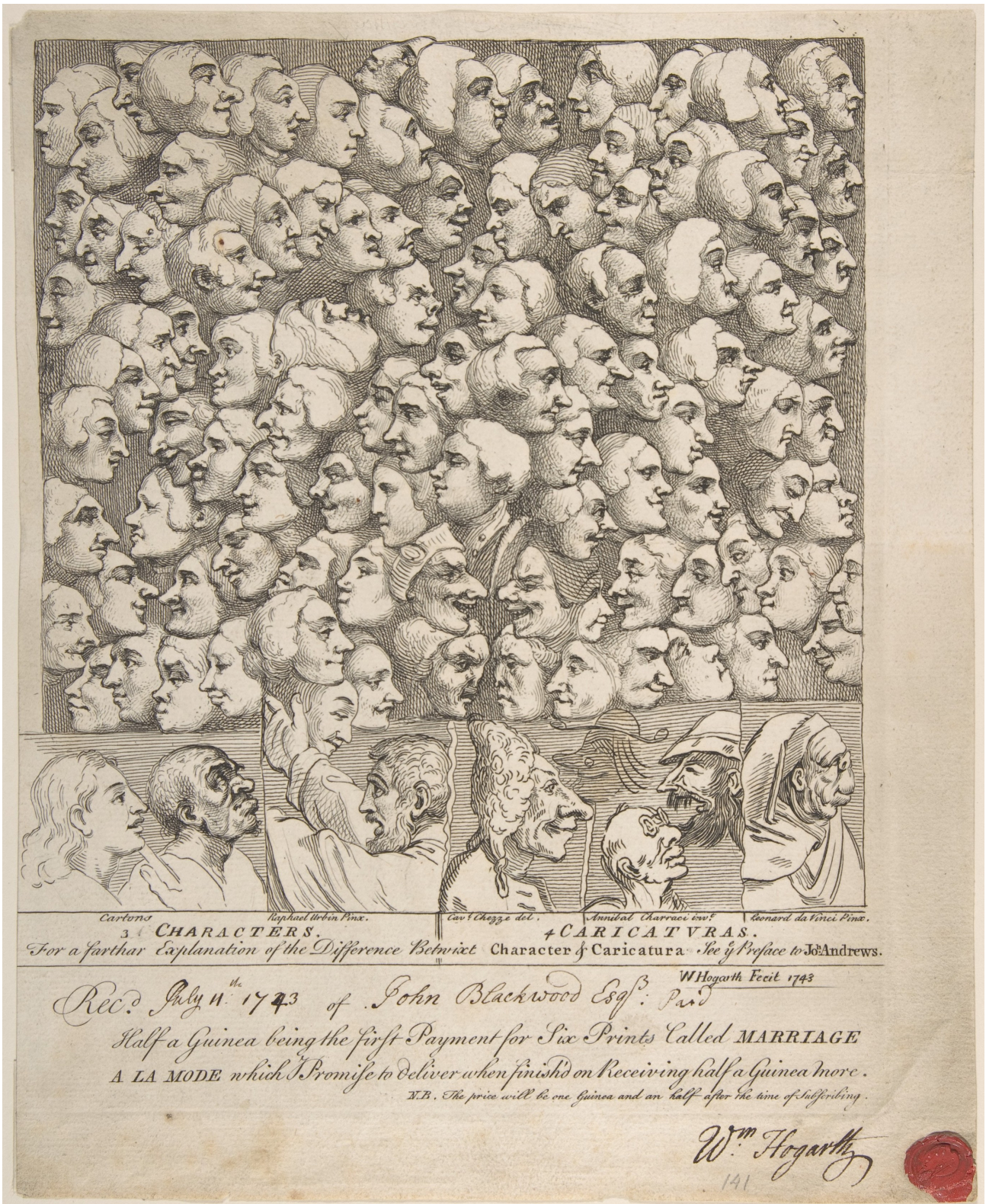
Hogarths und Fieldings Profilierung *ex negativo* zufolge handelt es sich bei der Charakterisierung in satirischer Absicht um ein Text- und Bildverfahren mit eigenständigem Funktionsanspruch, das sich programmatisch und begrifflich in Abgrenzung zur Karikatur formiert. Es ist demnach nicht als Synonym zur Karikatur zu verstehen, auch nicht als dessen evolutionäre Weiterentwicklung, sondern als ein Konkurrenzprodukt, das sich vor der Negativschablone ‚Karikatur‘ ausgebildet hat. Wie aber erklärt sich diese Abgrenzung und was bedeutet sie für das Verständnis von Karikatur als invektive Bildgattung?

<sup>48</sup> Fielding (1967) Joseph Andrew's Abenteuer, S. 7.

<sup>49</sup> Fielding (1967) Joseph Andrew's Abenteuer, S. 11.

<sup>50</sup> Fielding (1967) Joseph Andrew's Abenteuer, S. 6f.





**Abb. 9:** William Hogarth, Characters and Caricatures, 1743, Radierung, 23 x 20,6 cm, New York Metropolitan Museum, Inv. Nr. 1848,1125.209 (public domain)



## 2.1 Die charakterisierende Karikatur

Hogarth und Fielding griffen mit ihrer Polemik einen im England des frühen 18. Jahrhunderts virulent gewordenen Diskurs um die literarische Charakterschilderung in moralisierender Absicht auf, das sogenannte *Characteristic-Wirting*. Auslöser war die englischsprachige Ausgabe von La Bruyères *Characters* (1699) sowie die Übersetzung des griechischen Originals von Theophrast durch Henry Gally im Jahr 1725. Selbsterklärtes Ziel dieses literarischen Genres war es, durch Schilderungen typischer Merkmale lasterhaften Verhaltens das Urteilsvermögen der Leserschaft zu schulen und diese dazu zu befähigen, eigene Charakterschwächen in den Schilderungen wiederzuerkennen und zu ändern.<sup>51</sup> Hierfür war es wichtig, die Lächerlichkeit bestimmter Verhaltensmuster vor Augen zu führen, versprach man sich doch von der Angst vor öffentlichem Gesichtsverlust einen Normierungsdruck, während die Erheiterung des Publikums dessen Bereitschaft zur Selbstoptimierung befördern sollte.<sup>52</sup> Anthony Earl of Shaftesbury boten diese Überlegungen die Grundlage dafür, das Verfassen von *satirical Characteristicks* zu einer moralischen Kunst zu erklären und den Satiriker auf eine Stufe mit den Epen- oder Dramendichtern zu erheben.<sup>53</sup>

Diese gattungshierarchische Aufwertung musste Henry Fielding und mehr noch William Hogarth attraktiv erscheinen. Immerhin war die Karikatur nur ein Randbereich der Künste, wohingegen die Historie die ranghöchste Gattung darstellte. Dies hatte nicht zuletzt monetäre Auswirkungen: Während *political cartoons* und *caricatures* in der Regel von Verlegern und Bilderhändlern zu erschwinglichen Preisen vertrieben wurden, konnten Historienzyklen, ausgeführt als großformatige Kupferstiche, auf Auktionen einen sehr viel höheren Preis erzielen.<sup>54</sup>

Eine strikte Trennung zwischen der satirischen Charakterisierung, die sich (maßvoll) der Karika-

tur (auf dem Gebiet der Bildenden Künste) und der Parodie (als literarisches Verfahren) bedienen konnte, und dem *ritratto carico* als invertierter Porträtkunst vorzunehmen, scheint aus dieser Perspektive ebenso naheliegend wie geboten. Begriffe wie *modern moral subjects* oder *comic history paintings* für die eigene Kunst einzuführen, ist wesentlicher Teil dieser Selbstverortung.

In Deutschland, das im 18. Jahrhundert weder über einen vergleichbaren Karikaturmarkt noch über einen Künstlerstand mit hohem Sozialprestige verfügte,<sup>55</sup> wurden unter Gelehrten und Literaten ganz ähnliche Debatten über die Wirkmächtigkeit von Charakterschilderungen geführt – allerdings ohne diese begrifflich von der Karikatur abzugrenzen. Wenn etwa Christoph Martin Wieland 1775 in einem fingierten Dialog dem karikaturkritischen Pastor entgegnet: „Hüten wir uns, von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Caricatur nicht verführt zu werden“,<sup>56</sup> ist ihm nicht an einer Verteidigung unterhaltsamer Scherzbilder gelegen. Vielmehr versteht er unter Karikatur das „moralische Individual-Gemälde“ (literarisch wie bildlich), das den Ausgang von Leidenschaften augenscheinlich machen soll.<sup>57</sup> Karikatur ist bei Wieland ein Erkenntnisinstrument, das der Selbstregulierung und Sanktionierung nonkonformer Verhaltensweisen dient. Lächerliche Überzeichnung natürlicher Makel und lustvolle Übertreibungen von Deformationen sind nicht mehr die Hauptwesensmerkmale der Karikatur. Denn in Anlehnung an Shaftesbury unterscheidet Wieland für die Charakterschilderung zwischen einem ernsthaften und einem scherzhaft-satirischen Kommunikationsmodus. In diesem Sinne führt er drei Erscheinungsformen der Karikatur an: die Abbildung verunstalteter Natur (die wahre Karikatur), die betonte Ungestalt (die übertriebene Karikatur) und die phantastisch-übersteigerte Form (die groteske Karikatur). Seine Fürsprache gilt der *wahren Karikatur*. Nur eine naturgetreue Darstellung „wie in der Wissenschaft“ sei in der Lage, beim Publikum die gewünschten Affekte zu evozieren.<sup>58</sup> Die groteske Karikatur müsse selbst dem *Satyrischen*

**51** Siehe hierzu zusammenfassend Faßhauer (2016) *Wahre Charaktere*, S. 85–90.

**52** Shaftesbury (1990) *Gesellige Enthusiast*, S. 9–12 und S. 325f. – Zur Entwicklung einer Theorie des Lachens und des Lächerlichen im England des 18. Jahrhunderts siehe weiterhin Fietz (1996) *Theorie des Lachens im 18. Jahrhundert*, bes. S. 248.

**53** Vgl. Faßhauer (2016) *Wahre Charaktere*, S. 89.

**54** Siehe hierzu Clayton (2014) *Produktion und Vertrieb von Karikaturen*.

**55** Siehe hierzu Lammel (1992) *Karikatur der Goethezeit*, S. 9–11 und Lammel (1998) *Kunst im Aufbruch*, S. 7.

**56** Wieland (1775) *Unterredung mit dem Pfarrer*, S. 62.

**57** Wieland (1775) *Unterredung mit dem Pfarrer*, S. 68.

**58** Wieland (1775) *Unterredung mit dem Pfarrer*, S. 70f.

Modus untersagt sein, denn sie scherze nur, strafe aber nicht. Am problematischsten erachtet Wieland indes die übertriebene Karikatur, zu der er auch die meisten Werke Hogarths zählt. Dessen Gesellschaftssatiren zeigten Ungeheuer, die dem gewöhnlichen Betrachter so fremd erscheinen müssten, dass eine Identifikation schier unmöglich sei. Folglich löse ihr Anblick „Ekel und Grauen“ aus, führe aber keine Verhaltensänderung herbei.<sup>59</sup>

Für Wieland ist die Karikatur eine durch und durch ernste Angelegenheit; keine parodistische Verkehrung klassischer Nachahmungslehre, keine reine Porträt-Invertierung, die auf das (Wieder-)Erkennen physiognomischer Auffälligkeiten zielt. Für ihn besteht die zentrale Aufgabe der Karikatur im Entlarven von Innerlichkeit: Sie soll Fehlverhalten ans Tageslicht befördern, die Auswirkungen schlechter Angewohnheiten vor Augen führen; nicht im Lachen über das ‚Andere‘ verhaftet bleiben, sondern Identifikation und Selbsterkenntnis zulassen. Dabei bildet gerade die Karikatur, die die Menschenkenntnis befördern und das Gespür für ‚moralische Schönheit‘ schulen soll, den neuen Kern der invektiven Bildgattung. Durch sie werden Verhaltensmuster, Gewohnheiten und Wesensmerkmale als abweichend, lächerlich oder gar als verächtlich markiert. Sobald diese Wertungen vom Publikum internalisiert wurden – wozu das druckgraphische Bild aufgrund seines potenziell unbegrenzten Verbreitungsradius beiträgt – kann sich das medial vorgeprägte Reaktionsmuster von Missfallen, Verlachen und Verachten auf beliebige Personen oder Gruppen, die der entsprechenden Normabweichung überführt wurden, entladen. Umgekehrt wähnt sich der Einzelne ständig selbst in Gefahr, verspottet zu werden, sollten seine Laster einmal enttarnt werden. Die Entgrenzung des Karikaturbegriffs über die Personendarstellung hinaus – so soll sie nunmehr die Merkmale von Charaktertypen und „Classen“ entlarven – verschärft die latente Bedrohungssituation noch.<sup>60</sup>

Die Karikatur als moralisierendes Erkenntnisinstrument ist eng verbunden mit der Physiognomik des 18. Jahrhunderts. Waren physiognomische Lehren und Traktate fußend auf dem Pseudo-Aristoteles die gesamte Frühe Neuzeit hinweg ver-

breitet, maß Johann Caspar Lavater ihr in seinen *Physiognomischen Fragmenten* (1775–1778) den Status einer empirischen Wissenschaft bei. Für die nie ganz widerspruchsfreien physiognomischen Dechiffrierungsansätze kündete die äußere Erscheinung eines Menschen von angeborenen Charakterdispositionen. Doch lehrte zugleich der Mythos vom hässlichen Sokrates, dass derartige Veranlagungen durch Selbstdisziplin erfolgreich unterdrückt werden konnten; einer einfachen Lesbarkeit physiognomischer Merkmale waren in der Praxis mithin enge Grenzen gesetzt.<sup>61</sup> Die Physiognomik des 18. Jahrhunderts indes nimmt ein in der Realität niemals erreichbares Ideal an, wonach die geschulte Fähigkeit, vom Äußeren eines Menschen auf dessen Inneres zu schließen, nicht nur Dispositionen, sondern auch die sich aus ihnen ableitenden Verhaltensmuster und Lebensumstände einschließt.<sup>62</sup> So kann bei Lavater auch das Gesicht selbst Karikatur sein:

Wir betrachten nämlich nicht nur die unmittelbaren Wirkungen der Moralität und Immoralität auf die Schönheit des menschlichen Angesichts; sondern auch die mittelbaren Folgen derselben zur körperlichen Verschönerung oder Verunzierung des menschlichen Geschlechts. Ich geh’ unter eine Menge Volks – ich seh den Pöbel – ich wandle durch Dörfer – kleine Städte, große Städte – sehe die Schlechtheiten jedes Orts – vornehmen und gemeinen Pöbel! Und eine traurige Verwüstung, eine traurige Menge häßlicher, verzogener Gesichter – Carikaturen aller Arten treffe ich an.<sup>63</sup>

Von dieser natürlichen Karikatur unterscheidet Lavater die medial vermittelte, die das von ihm vorgeführte Charakterstudium erleichtern könne, und erklärte sie „zu einem Vergrößerungsglas für blödere [meint ungeschulte] Augen“.<sup>64</sup>

<sup>61</sup> Die Legende ist ursprünglich durch Cicero überliefert und wurde seit dem 16. Jahrhundert häufig bemöhnt. Auch Lavater äußert sich zur Hässlichkeit des Sokrates. Er betrachtet den Fall aber nur als eine Ausnahme, die die Regel bestätigt; als einen „Druckfehler“ der Natur. Lavater (1776) *Physiognomische Fragmente* 2, S. 65. Siehe weiterhin Cic. *fat.*, V. 10; Reißer (1997) *Physiognomik und Ausdruckstheorie der Renaissance*, S. 27f.

<sup>62</sup> Vgl. Lavater (1775) *Physiognomische Fragmente* 1, S. 13–16.

<sup>63</sup> Lavater (1775) *Physiognomische Fragmente* 1, S. 69.

<sup>64</sup> Lavater (1775) *Physiognomische Fragmente* 1, S. 336.

<sup>59</sup> Wieland (1775) *Unterredung mit dem Pfarrer*, S. 72–74.

<sup>60</sup> Vgl. Wieland (1775) *Unterredung mit dem Pfarrer*, S. 69.

## 2.2 Die Karikatur als bürgerliche Spottkunst

Die Vorstellung von der Karikatur als schriftliches wie visuelles Verfahren moraldidaktischer Charakterisierung ersetzte den Gattungsbegriff der Bildkünste keineswegs. Beide Konzepte setzten sich durch, existierten parallel zueinander und überlagerten sich bisweilen. Kunsttheoretiker wie Christian Ludwig von Hagedorn behandelten die Karikatur als ein künstlerisches Randphänomen, hilfreich für Studienzwecke und dazu geeignet, das Publikum gleichermaßen zu belustigen wie zu belehren. Die kanonische Reihe Leonardo-Carracci-Ghezzi wurde ungeachtet all seiner Abgrenzungsversuche um William Hogarth ergänzt.<sup>65</sup>

Ähnlich äußert sich auch Johann Georg Sulzer in seiner *Allgemeinen Theorie der schönen Künste* (1771–1774), dem bisher von Seiten der Karikaturforschung – sowie insgesamt von der Kunstgeschichte – wenig Aufmerksamkeit zuteilwurde.<sup>66</sup> Karikatur definiert er als „eine Zeichnung, darinn das Besondere in der Bildung, die einzele Personen charakterisirt, übertrieben und ins Possirliche übertragen worden.“<sup>67</sup> Dass Sulzer sich jedoch der Entgrenzung des Karikaturbegriffs durchaus bewusst war, und das etablierte Gattungsmodell um die satirische Charakterisierung zu ergänzen suchte, wird dann deutlich, wenn er mit Verweis auf Homer erklärt:

Sie [sc. die Karikaturen] sind demnach nicht, wie einige zu strenge Kunstrichter wollen, gänzlich zu verwerfen. Denn bey Gelegenheyten, wo das Lächerliche erfordert wird, kann eine gute Carricatur sehr dienlich seyn.<sup>68</sup>

Die Vermischung beider Dimensionen – die parodistische Gegenkunst der Porträtkarikatur und das Verfahren überzeichneter Charakterisierung – ist wohl weniger auf eine generelle Indifferenz zurückzuführen, als vielmehr der doppelten Struktur von Sulzers *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste* geschuldet. Denn das Werk ist

<sup>65</sup> Hagedorn (1762) *Betrachtungen über die Malherey* 2, S. 816f.

<sup>66</sup> Zu Sulzers *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste* siehe einführend Busch (1995) *Kunsttheorie*; Décultot (2018) *Sulzer*, S. 1–11.

<sup>67</sup> Sulzer (1792) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 1, S. 450.

<sup>68</sup> Sulzer (1792) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 1, S. 450.

zwar seiner Struktur nach eine Enzyklopädie, hat aber zugleich einen systematisch-theoretischen Anspruch.<sup>69</sup> So erfordert ein tieferes Verständnis von Sulzers Karikaturkonzept, die Lemmata ‚Lächerlich‘, ‚Satire‘ und ‚Carricatur‘ gemeinsam zu betrachten, beziehen sie sich doch inhaltlich aufeinander und sind über Querverweise miteinander verbunden.<sup>70</sup> Zusammen können die drei Einträge als Versuch einer systematischen Abhandlung über Spottpraktiken und deren Medialisierungsformen gelesen werden. Das Spotten gehört dabei für Sulzer zu den „schwersten Theilen der Kunst“,<sup>71</sup> dem er zugleich einen erheblichen gesellschaftlichen Nutzen beimisst.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildet das menschliche Ehrgefühl als psychologische Konstante von großer Triebkraft.<sup>72</sup> Androhung und der Vollzug öffentlicher Bloßstellung über das Verlachen geraten mithin zu wirkungsvollen Mitteln der Sozialdisziplinierung.<sup>73</sup>

So greift Sulzer die verbreitete Trennung zwischen dem reinen Lachen aufgrund von Ungeheimheiten und „poßirlichen Begebenheiten“ und einem spöttischen Verlachen von „Narheiten“ auf.<sup>74</sup> Letzteres operiert mit dem Offenlegen von Widersprüchen, mit Übertreibungen, Sinnentstellungen durch grobe Fehlinterpretation sowie mit unangemessenen Vergleichen. Gemeinhin richtet sich dieses spöttische oder höhnische Lachen aufgrund von Narheiten gegen verhasste Personen. Denn „wir sehen gerne, daß andre sich weniger scharfsinnig zeigen, als wir sind“, sodass „schon die Freude, Personen, denen wir nichts gutes gönnen, gedemüthiget zu sehen, hinlänglich [ist], uns lachen zu machen.“<sup>75</sup>

<sup>69</sup> Décultot (2012) *Kunsttheorie des Empfindungsvermögens*, S. 89f.

<sup>70</sup> Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 1, Lemma: Carricatur (Zeichnende Künste), S. 450–451; 3, Lemma: Lächerlich (Schöne Künste), S. 132–142; 4, Lemma: Satire (Redende Künste), S. 128–212.

<sup>71</sup> Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 139.

<sup>72</sup> Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 136f.

<sup>73</sup> Zur sozialdisziplinierenden Wirkung des Verlachens siehe etwa Schörle (2007) *Verhöflichung des Lachens*, S. 129f.; Fulda (2012) *Die Gefahr des Verlachtwerdens*.

<sup>74</sup> Vgl. Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 133–135.

<sup>75</sup> Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 135.

In ihrem erzieherischen Impetus sind sich Wieland, dessen Dialog im *Teutschen Merkur* kurz nach dem zweiten Band der *Allgemeinen Theorie der schönen Künste* erschienen ist, und Sulzer nicht unähnlich. Während ersterer jedoch die seriöse und *wahre* Karikatur präferiert, ergreift letzterer für das Karikieren im satirischen Modus Partei. Hier sieht Sulzer ein wirkungsvolles Medium des Spotts, dessen Einsatz klug erwogen sein will. Herabsetzung, Ausgrenzung und Abwertung bedingen das Drohpotenzial künstlerisch überformter Spottpraktiken. Sulzer erkennt das große Potenzial nicht-obrigkeitlicher Disziplinierungsmaßnahmen für die Durchsetzung bürgerlicher Normen und versucht sie als Ausdruck einer ‚Verfeinerung der Sitten‘ zu lizenzieren.

Insofern Schamgefühl und die Angst vor öffentlichem Ehrentzug sozialkonformes Verhalten begünstigen, wirken Praktiken des Lächerlich-Machens nicht nur auf das Verhalten von Einzelpersonen ein, sondern können gar eine ganze Gesellschaft von „Thorheiten, Vorurtheilen und bösen Gewohnheiten“ heilen.<sup>76</sup> Die durch ange drohten Spott heraufbeschworene Furcht vor dem Verlacht-Werden ist für Sulzer zuvorderst eine präventive Maßnahme, die dazu führen soll, dass sich bestimmte Verhaltensmuster gar nicht erst durchsetzen, da sie als lächerlich gebrandmarkt sind.

Die soziale Wirksamkeit des degradierenden Verlachens hängt ganz maßgeblich von den kommunikativen Mitteln ab, die das Lachen auslösen – von der ‚Kunst zu Spotten‘ also. Damit die gewünschte Selbsterkenntnis einsetzen kann, fordert Sulzer vom Spötter eine subtile Form des Lächerlich-Machens. Der Einzelne soll sich nicht direkt persönlich getroffen fühlen, sondern zunächst bereitwillig mitlachen, bis zum Moment bitterer Einsicht. Vorsicht ist demnach sowohl bei der „Wahl des Lächerlichen, als in der Schilderung desselben“ geboten.<sup>77</sup> Denn nur, wenn Gegenstand und Darstellungsmodus so gewählt sind, dass sie eine Identifikation erlauben, können sie auch zur Selbsterkenntnis führen und im Anschluss daran den gewünschten Konformitätsdruck ausüben.

<sup>76</sup> Vgl. Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 140f.

<sup>77</sup> Vgl. Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 138.

Unter den Künsten erachtet Sulzer das Schauspiel am geeignetsten, Spott auf diese Weise einzusetzen. Doch könnten ganz generell „alle Hauptzweige der Schönen Künste dieses Lächerliche brauchen.“<sup>78</sup> Als Königsweg gilt schließlich die Satire. Sie stellt eine Medialisierung des Spotts dar, die über kein festes Formrepertoire verfügt. Zwar ordnet Sulzer die Satire den redenden Künsten zu, doch implizieren die von ihm gebrauchten Vergleiche und Metaphern eine generelle Übertragbarkeit auf die bildenden Künste.<sup>79</sup> Auch im Eintrag zum Lächerlichen finden sich immer wieder Verweise auf die Karikatur – sowohl in bildlicher als auch in literarischer Ausprägung.

Einzig die Parodie will Sulzer weitgehend ausgeschlossen wissen: „Man muß es weit im Leichtsinne gebracht haben, um an solchen Parodien Gefallen zu finden; und ich kenne nicht leicht einen größern Frevel als den, der wirklich ernsthafte, sogar erhabene Dinge, lächerlich macht.“<sup>80</sup> Die entsprechende Passage bezieht sich auf das Schauspiel und hat die klassische Werkparodie im Blick. Doch ließe sich das dort Gesagte wohl problemlos auf alle parodistische Angriffe gegen die Werke der Schönen Künste übertragen. Wo Kunst im Sinne bürgerlicher Aufklärung der ästhetischen und moralischen Erziehung des Menschen dienen soll,<sup>81</sup> darf deren Rezeption nicht durch parodistische Verfahren beeinträchtigt werden.

Jenseits dessen schreibt Sulzer die künstlerischen Verfahren des Spottes ebenso wenig fest wie deren Grad an Invektivität. Allein die Verhältnismäßigkeit müsse gewahrt bleiben. So soll sich das präventiv Lächerliche niemals gegen konkrete Personen richten, auch ist es nicht angebracht, Gebrechen und unverschuldetes Leid der Lächer-

<sup>78</sup> Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 135f.

<sup>79</sup> Vgl. Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, S. 132–135.

<sup>80</sup> Sulzer (1792–1794) *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* 3, Lemma: Parodie (Dichtkunst), S. 650–652, hier S. 650. Auf derselben Seite relativiert Sulzer seine ablehnende Haltung gegenüber Parodien, die sich nicht auf Werke der Schönen Künste beziehen: „Deswegen wollen wir doch nicht alle Parodien schlechthin verwerfen. Sie sind wenigstens zur Hemmung gewisser erhabener Ausschweifungen und des gelehrten, politischen und gottesdienstlichen übertriebenen Fanatismus ein gutes Mittel.“

<sup>81</sup> Siehe hierzu etwa Déculot (2012) *Kunsttheorie als Theorie des Empfindungsvermögens*; Engel (2012) *Verbesserung der Sitten*.



lichkeit preiszugeben. Der öffentlichen Bestrafung von Widersachern des ‚Gemeinwesens‘ sind indes keine Grenzen gesetzt – selbst die Pasquinade in Bild und Schrift mag sich in derartigen Fällen als opportunes Mittel erweisen.<sup>82</sup>

Die bürgerliche Spottkunst und ihre verschiedenen Medialisierungsformen, wie Sulzer sie formuliert, führten in der Praxis zu einem kontroversen metainvektiven Diskurs,<sup>83</sup> der Fragen nach Grenzen, probaten Mitteln, nach gut- und bösertigem Humor einschloss. Auffallend ist dabei die Tendenz zur Parallelisierung von Text und Bild, die weit über den frühneuzeitlichen *ut pictura poesis*-Topos hinausgeht. Dies hat auch Auswirkungen auf das Verständnis von Parodie und Karikatur. Im Rückgriff auf die Aristotelische Nachahmungslehre, mit der Massani die *ritratti carichi* einst zu einer persiflierenden ‚Gegenkunst‘ erhoben hatte, erklärte Karl Friedrich Flögel 1784 „das Parodieren von Schriften und die Karrikatur in der Malerey für einerley von Nachahmung, nämlich für eine solche, wodurch das Original absichtlich herabgewürdigt wird [...]“<sup>84</sup> Beide Formen spöttischer Nachahmung entsprechen einander und werden, sofern sie nicht einer rein ‚burlesken‘ bzw. ‚posierlichen‘ Komik entspringen, zu gleichwertigen Verfahren des Satirischen.

Mit dieser Erweiterung war ein wichtiger Grundstein für ein funktionales Karikaturverständnis gelegt. Es meint die überzeichnete Darstellung eines Gegenstandes (einer Person, eines Kunstwerkes oder gesellschaftlicher Verhältnisse) mit dem Ziel, dessen Lächerlichkeit und Falschheit zu behaupten, um Kritik und Missfallen zu provozieren.

### 3 Lustige Strafbilder der bürgerlichen Gesellschaft

Mit der spöttisch-überzeichneten Nachahmung im Dienste des Satirischen war eine sozial operative Bildform klassifiziert, die nun ebenfalls unter dem Karikaturbegriff firmierte. Die Frage, wie das

soziale Wirkungsvermögen dieses Bildmodus einzuschätzen sei, gewann gegenüber ästhetischen und kunsttheoretischen Diskursen an Relevanz – vor allem mit Blick auf England. So erklärt der Rechtswissenschaftler Christian August Gottlieb Göde in seiner Reisebeschreibung von 1805 die Londoner Karikatur seiner Leserschaft wie folgt:

[D]ie Londoner Caricaturzeichner behaupten noch immer ihren unbestrittenen Vorrang. [...] So wenig auch die Kunst durch dergleichen Arbeiten gewinnt, die nur für den Moment berechnet werden, so wichtig sind sie für die Englische Nation in anderer Hinsicht. Die politischen Parteien benutzen sie, manche Ansichten dem Volke zu versinnlichen. Lächerlichkeiten aller Art werden in diesen lustigen Strafbildern vor dem Publikum zur Schau gestellt; [...]. Sie haben vielleicht auch bisweilen als Blitzableiter gedient, wenn sich ein elektrisches Revolutionsfeuer in einer Volksklasse angehäuft hatte; denn nichts entwaftet die Leidenschaft leichter und schneller als das Lächerliche. Sie sind Warnungszeichen für die Großen, die sie erinnern, daß ihre Schritte bewacht werden.<sup>85</sup>

Die „lustigen Strafbilder“ sind an der breiten Masse, dem ‚einfachen Volk‘ ausgerichtet. Diesem dienen sie Göde zufolge als Katalysatoren aufgestauter Aggressionen gegen die Obrigkeit, während Parteien sie zum Zweck politischer Agitation einsetzen. Damit erfährt das Funktionsspektrum der Sulzer’schen Spottkünste, in denen die Karikatur nonkonformes Verhalten markiert oder Delinquenten an den druckmedialen Pranger stellt, eine wichtige Ergänzung. Denn bei Sulzer sollten Karikaturen zuvorderst in die eigene (bürgerliche) Gruppe hineinwirken. Oberstes Ziel war die Selbstregulierung, erst an zweiter Stelle folgte die Bewertung und Sanktionierung des Verhaltens Anderer. Göde indes fokussiert auf *top down*- und *bottom up*-Prozesse zwischen dem ‚einfachen Volk‘, politischen Parteien und ‚den Großen‘. Er beschreibt eine massenmediale Bildgattung, die Sprachrohr des gemeinen Volkes zu sein vorgibt. Hier wird ein positiv konnotiertes Gattungsverständnis vorgezeichnet, das Karikaturen als Ausdruck politischer und moralischer Haltung begreift, die gefühlsbetonte Reaktionen provozieren und Positionierung erzwingen sollen;

<sup>82</sup> Sulzer (1792–1794) Allgemeine Theorie der Schönen Künste 3, S. 141.

<sup>83</sup> Zur Metainvektivität siehe Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität, S. 17.

<sup>84</sup> Flögel (1784) Geschichte der Komischen Litteratur 1, S. 354.

<sup>85</sup> Göde (1806) England Wales, Irland und Schottland, S. 123f.

die Überlegenheit behaupten und in Prozesse der Meinungsbildung eingreifen können.<sup>86</sup>

In summa lässt sich Karikatur einerseits als ein künstlerisches und andererseits als ein soziales Phänomen begreifen. Im ersten Fall bezeichnet der Begriff eine parodistische ‚Gegenkunst‘, im anderen ein der Parodie artverwandtes Bildverfahren mit politischem Impetus. In stärker kunsthistorisch fundierten Gattungsnarrativen ist die Karikatur avantgardistische Gegenbewegung klassizistischer Kunstauffassung und damit wichtiger Wegbereiter der Moderne. Alle ostentativ hässlichen, obszönen, parodistischen und humoristischen Bildformen können ihr zugeordnet und der Entwicklungsgeschichte einverleibt werden (etwa Grotteske, Capriccio, Genrekunst).<sup>87</sup> Wohingegen eine an den sozialen Funktionen interessierte Geschichte der Karikatur (Verschneidungen beider Perspektiven sind keinesfalls unüblich)<sup>88</sup> ihren Fluchtpunkt in der bürgerlichen Aufklärung findet. Diesen Weg haben Ernst Kris und Ernst H. Gombrich vorgezeichnet. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts versuchten sie, sich den sozialen Funktionen von Karikaturen unter Zuhilfenahme psychoanalytischer Konzepte anzunähern.<sup>89</sup> In *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* erklärt Sigmund Freud 1905 den feindseligen Witz zum Ergebnis einer kulturellen Entwicklung, im Zuge derer, die „gewalttätige Feindseligkeit, durch die Invektive in Worten abgelöst“<sup>90</sup> worden sei. Feindseliger Witz (dem die Karikatur zugeordnet wird)<sup>91</sup> dient folglich dem Ausleben beherrschter Aggressionen; er stellt eine „neue Technik der Schmähung“<sup>92</sup> dar, die einen unteiligten Dritten gegen den verächtlich gemachten Feind einnehmen soll. Diese invektive Ersatzhandlung umgeht mithilfe von Anspielungen das Verbot offener Schmähung und richtet sich zuvorderst gegen Autoritäten. In die feingliedrige

Analysearbeit geraten fast unmerklich normative Zwischentöne, wenn im weiteren Verlauf die dem feindseligen Witz zu eigene „Kritik der Auflehnung“ den brutalen Schwänken, die sich gegen Schwächere richten, gegenübergestellt wird.<sup>93</sup>

Übertragen auf die Karikatur führen diese Implikationen zu einer Engführung des Gattungsbegriffs unter tendenziösem Vorzeichen: Ihr Witz löst die brutale Ikonographie mittelalterlicher Schandbilder und polemischer Drucke der Reformationszeit ab; richtet sich gegen ansonsten unerreichbare Feinde oder gesellschaftliche Missstände, um die Gruppenidentität des angesprochenen Lagers zu stärken.<sup>94</sup> Obwohl Gombrich die „Waffen der Karikatur“ durchaus ambivalent einschätzte, da sie ebenso für „das Gute“ wie für „das Böse“ eingesetzt werden könnten,<sup>95</sup> erweist sich das Bild von der demokratischen, antielitären Kunstform, die aufklärerisch in Gesellschaft eingreift, als überaus langlebig.

Intuitiv ist man geneigt, die Karikatur von negativ konnotierten Schmähbildern, Propaganda- und Hassbildern zu unterscheiden, ohne dass sich hierfür klare, formalästhetische Kriterien benennen ließen.<sup>96</sup> Auch derart wertende Konnotationen gehen auf den Karikaturdiskurs des 18. Jahrhunderts zurück. So war etwa Sulzer darum bemüht, den maßregelnden Spott vom zweckfreien Scherz zu scheiden und ihn zugleich von allzu derben, unverhältnismäßigen und persönlich motivierten Invektivakten abzugrenzen. Die Kunst des Spottens sollte fein austariert sein zwischen den Polen humoristischen Scherzens und offener Verhöhnung. Karikaturen, so fordert es Wieland in Auseinandersetzung mit Hogarths Bildfindungen, sollen nicht zum Verlachen eines Anderen verleiten, sondern sich kritisch mit dem eigenen Bezugssystem auseinandersetzen. Doch lässt sich diese idealistische Dimension von Karikatur nicht werkimmanent bestimmen, sondern lediglich über Verwendungskontexte und die Art der Anschluss-

**86** Siehe Lammel (1995) *Deutsche Karikaturen*, S. 2f.

**87** So etwa Fuchs (1901) *Die Karikatur der europäischen Völker*; Hofmann (2007) *Die Karikatur*; Haldemann (2018) *Komödie des Daseins*.

**88** Siehe v.a. den Katalog von Langemeyer/Unverfehrt/Guratzsch et al. (1984) *Bild als Waffe*.

**89** Siehe Kris (1977) *Psychologie der Karikatur*. Die Studie wurde nur in Teilen und erst viele Jahre später publiziert und von Gombrich später selbst in Teilen relativiert. Siehe Gombrich (1999) *Uses of Images*, S. 190–193.

**90** Freud (1905) *Der Witz*, S. 97.

**91** Siehe Freud (1905) *Der Witz*, S. 99.

**92** Vgl. Freud (1905) *Der Witz*, S. 98.

**93** Siehe Freud (1905) *Der Witz*, S. 106.

**94** Vgl. Gombrich (1999) *Uses of Images*, S. 206–211.

**95** Vgl. Gombrich (1984) *Das Arsenal der Karikaturisten*, S. 401.

**96** Platthaus (2016) *Das geht ins Auge*, S. 13, versucht die „aufgeklärte Karikatur“ vom Schmähbild abzugrenzen. Zur Definition von Hassbildern siehe Hornuff (2020) *Hassbilder*, S. 4f. Zum Spannungsverhältnis zwischen aufklärerischem Karikatur-Ideal und Propaganda siehe Plum (1998) *Die Karikatur*, S. 7–26.

kommunikation im Einzelfall erschließen.<sup>97</sup> So kann der Karikaturbegriff selbst als Konfliktresource eingesetzt werden; indem er ein visuelles „Waffenarsenal“ auszeichnet, das im Dienste von Aufklärung und Demokratie keinesfalls „abgerüstet“ werden darf.<sup>98</sup> Denn anders als propagandistische Feind- oder persönliche Schmähbilder, wird die spöttische Herabsetzung in der Karikatur zu einer zumutbaren Invektive erklärt, die nur diejenigen trifft, die es auch verdient haben.<sup>99</sup> Pointiert gesagt, hat sich das Bürgertum der Aufklärung mit dem anpassungsfähigen Gattungsbegriff der Karikatur die Möglichkeit zur Lizenzierung eigener Bildinvektiven wie zur Delegitimierung ‚feindlicher‘ Bildangriffe geschaffen.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Alberti, Leon Battista (2010): *Della Pittura – über die Malkunst*. Hrsg., eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Oskar Bätschmann und Sandra Gianfreda. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (EA 2000)
- Chodowiecki, Daniel/Lichtenberg, Georg Christoph (1977): *Der Fortgang der Tugend und des Lasters*. Daniel Chodowieckis Monatskupfer zum Göttinger Taschenkalender mit Erklärungen Georg Christoph Lichtenbergs. Hrsg. von Ingrid Sommer. Berlin: Der Morgen.
- 97** Zur Bedeutung der Anschlusskommunikation für die Erforschung invektiver Kommunikationsakte siehe Schwerhoff (2020) *Invektivität und Geschichtswissenschaft*, S. 13.
- 98** Vgl. Gombrich (1984) *Das Arsenal der Karikaturisten*, S. 401.
- 99** So stellten im 18. Jahrhundert etwa polemisch-ironische Äußerungen gegen jene Leser, die sich in satirischen Bildern oder Texten wiederzuerkennen glaubten und mithin beleidigt fühlten, wiederkehrende Topoi dar. Georg Christoph Lichtenberg leitete etwa Daniel Nikolaus Chodowieckis Serie der *Narrheiten* mit folgenden Worten ein: „Der weltliche Orden, mit dem es hier Hr. C. aufnimmt, ist einer der mächtigsten, ausgebreitetsten und zugleich der rachgierigste der ganzen Welt. [...] Die Leser werden uns also verzeihen, daß wir säuberlich mit diesem fürchterlichen Volk umgehen und nichts sagen, was irgendein Mitglied auf sich selbst deuten könnte. [...] Sollte sich indessen, trotz unsrer großen Vorsicht und der ganz allgemeinen Ausdrücke, deren wir uns bedienen werden, irgend jemand beleidigt finden, so ersuchen wir ihn, seinen Namen und Charakter an die Dietrichsche Buchhandlung [...] einzusenden [...]“ Chodowiecki/Lichtenberg (1977) *Fortgang der Tugend*, S. 125f.

- Fielding, Henry (1967): *Joseph Andrews' Abenteuer*. Berlin/Weimar: Aufbau Verlag.
- Flögel, Karl Gottfried (1784): *Geschichte der komischen Litteratur*. Bd. 1. Liegnitz/Leipzig: David Siegert.
- Freud, Sigmund (1905): *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*. In: Ders.: *Studienausgabe*. Bd. 4: *Psychologische Schriften*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 9–219.
- Göde, Christian August Gottlieb (1806): *England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst aus einer Reise in den Jahren 1802 und 1803*. Bd. 3. Dresden: Arnold. (EA 1805)
- Hagedorn, Christian Ludwig von (1762): *Betrachtungen über die Mahlerey*. Bd. 2. Leipzig: Johann Wendler. (ND: Olms 1997)
- Lavater, Johann Caspar (1775–1778): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*. 4 Bde. Leipzig/Winterthur: Weidmanns Erben und Reich. (ND: Edition Leipzig 1968)
- Massani, Giovanni Antonio (1646): *Diverse Figure [...]*. In: Mahon, Denis (1946): *Studies in Seicento Art and Theory*. London: Warburg Institute, S. 233–275.
- Schneider, Pablo/Zitzlsperger, Philipp (Hgg.) (2006): *Bernini in Paris. Das Tagebuch des Paul Fréart de Chantelou über den Aufenthalt Gianlorenzo Berninis am Hof Ludwigs XIV*. Berlin: Akademie Verlag.
- Shaftesbury, Anthony (1990): *Der gesellige Enthusiast. Philosophische Essays*. Hrsg. von Karl-Heinz Schwabe, übersetzt von Ludwig Heinrich Hölty und Johann Lorenz Benzler. München: Beck.
- Sulzer, Johann Georg (1792–1794): *Allgemeine Theorie der Schönen Künste*. In: *einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehalten*. 4 Bde. Leipzig: Weidmann. (EA 1771; ND: Olms 1994)
- Wieland, Christoph Martin (1775): *Zwoote Unterredung mit dem Pfarrer von \*\*\**. In: *Der Teutsche Merkur* 12/4, S. 61–74.

### Forschungsliteratur

- Antal, Frederick (1966): *Hogarth und seine Stellung in der europäischen Kunst*. Dresden: Verlag der Kunst.
- Belting, Hans (2006): *Das echte Bild. Bildfragen als Glaubensfragen*. München: Beck.
- Berra, Giacomo (2010): *Il ritratto „caricato in forma strana, e ridicolosa, e con tanta felicità di somiglianza“*. La nascita della caricatura e i suoi sviluppi in Italia fino al Settecento. In: *Mitteilungen des Kunsthistorischen Institutes in Florenz* 53/1, S. 73–144.
- Bindman, David (1997): *Hogarth and His Times. Serious Comedy (Ausst. Kat., British Museum)*. London: British Museum Press.
- Bodart, Diane H. (2018): *Pour une proto-histoire de la caricature politique*. In: Alberti, Francesca/Dies. (Hgg.): *Rire en images à la Renaissance*. Turnhout: Brepols, S. 85–116.

- Brassat, Wolfgang/Knieper, Thomas (2017): Die Karikatur. In: Brassat, Wolfgang/Kalivoda, Gregor/Kalverkämper, Hartwig (Hgg.): Handbuch Rhetorik der Bildenden Künste. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 773–796.
- Busch, Werner (1995): Kunsttheorie. In: Schneiders, Werner (Hg.): Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa. München: Beck, S. 230–233.
- Cheng, Sandra (2018): Ridiculous Portraits. Comic Ugliness and Early Modern Caricature. In: Alberti, Francesca/Bodart, Diane H. (Hgg.): Rire en images à la Renaissance. Turnhout: Brepols, S. 117–126.
- Clayton, Timothy (2014): Produktion und Vertrieb von Karikaturen in London um 1800. In: Vetter-Liebenow, Gisela/Lembke, Katja (Hgg.): Königliches Theater! Britische Karikaturen aus der Zeit der Personalunion und der Gegenwart (Ausst. Kat. Wilhelm-Busch-Museum). Dresden: Sandstein, S. 28–41.
- Décultot, Elisabeth (2012): Kunsttheorie als Theorie des Empfindungsvermögens. Zu Johann Georg Sulzers psychologischen und ästhetischen Studien. In: Dies./Lauer, Gerhard (Hgg.): Kunst und Empfindung. Zur Genealogie einer kunsttheoretischen Fragestellung in Deutschland und Frankreich im 18. Jahrhundert. Heidelberg: Winter, S. 81–101.
- Décultot, Elisabeth (2018): Sulzer, ein Aufklärer? Anstatt einer Einleitung. In: Dies./Kampa, Philipp/Kittlmann, Jana (Hgg.): Johann Georg Sulzer – Aufklärung im Umbruch. Berlin: De Gruyter, S. 1–11.
- Döhl, Hartmut (1984): Kat. Nr. 66. Marcus Tüscher, Pier Leone Ghezzi. In: Langemeyer, Gerhard/Unverfehrt, Gerd/Guratzsch, Herwig et al. (Hgg.): Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten (Ausst. Kat., Wilhelm-Busch-Museum et al.). München: Prestel, S. 106.
- Döring, Jürgen (1991): Eine Kunstgeschichte der frühen englischen Karikatur. Hildesheim: Gerstenberg.
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine et al. (2017): Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 2/1, S. 2–24.
- Engel, Henrik (2012): Verbesserung der Sitten. In: Wullen, Moritz (Hg.): Von mehr als einer Welt. Die Künste der Aufklärung (Ausst. Kat. Kunstbibliothek Berlin). Petersberg: Imhof, S. 75–89.
- Faßhauer, Vera (2016): Wahre Charaktere, gute Karikaturen, schöne Ungeheuer. Zur Poetik des Hässlichen im 18. Jahrhundert. Heidelberg: Universitätsverlag.
- Fietz, Lothar (1996): „Versuche“ einer Theorie des Lachens im 18. Jahrhundert. Addison, Hutcheson, Beattie. In: Ders./Fichte, Joerg O./Ludwig, Hans-Werner (Hgg.): Semiotik, Rhetorik und Soziologie des Lachens. Vergleichende Studien zum Funktionswandel des Lachens vom Mittelalter zur Gegenwart. Tübingen: Niemeyer, S. 239–251.
- Fuchs, Eduard (1901): Die Karikatur der europäischen Völker. Vom Altertum bis zur Neuzeit. 2 Bde. Berlin: Hofmann.
- Fulda, Daniel (2010): Die Gefahr des Verlachtwerdens und die Fähigkeit, über sich selbst zu lachen. Wissenschaft, Gesellschaft und Lächerlichkeit in der frühen und mittleren Aufklärung. In: Ders./Roeben, Antje/Wichard, Norbert (Hgg.): „Kann man auch nicht lachend sehr ernsthaft sein?“ Sprachen und Spiele des Lachens in der Literatur. Berlin/New York: De Gruyter, S. 175–202.
- Gombrich Ernst H. (1984): Das Arsenal der Karikaturisten. In: Langemeyer, Gerhard/Unverfehrt, Gerd/Guratzsch, Herwig et al. (Hgg.): Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten (Ausst. Kat., Wilhelm-Busch-Museum et al.). München: Prestel, S. 384–401.
- Gombrich, Ernst H. (1999): The Uses of Images. Studies in the Social Function of Art and Visual Communication. London: Phaidon Press.
- Hinz, Berthold (1980): Characters and Caricatures. In: Hinz, Berthold/Krug, Hartmut (Hgg.): William Hogarth. 1679–1764 (Ausst. Kat. Kunsthalle Berlin). Gießen: Anabas-Verlag, S. 168–169.
- Haldemann, Matthias (2018): Die Komödie des Daseins und der Überhumor der Kunst. In: Ders. (Hg.): Komödie des Daseins. Kunst und Humor von der Antike bis heute (Ausst. Kat. Kunsthaus Zug). Berlin: Hatje Cantz, S. 10–51.
- Hofmann, Werner (2007): Die Karikatur. Von Leonardo bis Picasso. Hamburg: Philo & Philo Fine Arts. (EA 1956)
- Hornuff, Daniel (2020): Hassbilder. Berlin: Wagenbach.
- Jäger, Felix (2016): Sovereign Infamy. Grotesque Helmets, Masks of Shame and the Prehistory of Caricature. In: Behrmann, Carolin (Hg.): Images of Shame. Infamy, Defamation and the Ethics of *oeconomia*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 169–192.
- Koschatzky, Walter (1992): Die Kunst der Karikatur. In: Ders. (Bearb.): Karikatur & Satire. Fünf Jahrhunderte Zeitkritik (Ausst. Kat. Wilhelm-Busch-Museum et al.). München: Hirmer, S. 11–27.
- Kris, Ernst (1977): Psychologie der Karikatur. In: Ders.: Die ästhetische Illusion. Phänomene der Kunst in der Sicht der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 145–161.
- Kuhn, Christian (2011): Der Witz als Waffe. Spott und Lachen als Triebkraft der öffentlichen Meinung in der frühen Neuzeit. In: Aviso. Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern 1, S. 123–129.
- Lammel, Gisold (1992): Karikatur der Goethezeit. Berlin: Eulenspiegel.
- Lammel, Gisold (1995): Deutsche Karikaturen. Vom Mittelalter bis heute. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Lammel, Gisold (1998): Kunst im Aufbruch. Malerei, Graphik und Plastik zur Zeit Goethes. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Langemeyer, Gerhard (1984): Einleitung. In: Ders./Unverfehrt, Gerd/Guratzsch, Herwig et al. (Hgg.): Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten (Ausst. Kat. Wilhelm-Busch-Museum et al.). München: Prestel, S. 7–12.
- Lentz, Matthias (2004): Konflikt, Ehre, Ordnung. Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern



- des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (ca. 1350 bis 1600). Mit einem illustrierten Katalog der Überlieferung. Hannover: Hahn.
- Mahon, Denis (1947): *Studies in Seicento Art and Theory*. London: Warburg Institute.
- Norris, Andrea S./Weber, Ingrid (1976): *Medals and Plaquettes from the Molinari Collection at Bowdoin College. With an Introduction to the Medals Catalogue*. Brunswick: Bowdoin College.
- Paulson, Ronald (1992): *Hogarth. High Art and Low. 1732–1750*. Cambridge: Lutterworth Press.
- Platthaus, Andreas (2016): *Das geht ins Auge. Geschichten der Karikatur*. Berlin: AB – Die andere Bibliothek.
- Plum, Angelika (1998): *Die Karikatur im Spannungsfeld von Kunstgeschichte und Politikwissenschaft. Eine ikonologische Untersuchung zu Feindbildern in Karikaturen*. Aachen: Shaker Verlag.
- Preimesberger, Rudolf (1999): Giovanni Atanasio Mosini. Porträtkarikaturen aristotelisch erklärt. In: Ders./Baader, Hannah/Suthor, Nicola (Hgg.): *Porträt*. Berlin: Reimer, S. 321–336.
- Preimesberger, Rudolf (2011): „Dennoch reißt es die Augen aller Betrachter an sich“. Leon Battista Alberti zur Wirkung des Gesichts im Gemälde. In: Christiansen, Keith/Weppelmann, Stefan (Hgg.): *Gesichter der Renaissance. Meisterwerke italienischer Portrait-Kunst (Ausst. Kat. Bode-Museum et al.)*. München: Hirmer, S. 77–84.
- Reißer, Ulrich (1997): *Physiognomik und Ausdruckstheorie der Renaissance. Der Einfluß charakterologischer Lehren auf Kunst und Kunsttheorie des 15. und 16. Jahrhunderts*. München: Scaneg.
- Röcke, Werner (1999): *Lizenzen des Witzes. Institutionen und Funktionsweisen der Fazetie im Spätmittelalter*. In: Neumann, Helga/Ders. (Hgg.): *Komische Gegenwelten. Lachen und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Paderborn/München/Wien et al.: Schöningh, S. 79–102.
- Rößler, Hole (2021): *Invektive Bildnisse abseits der Karikatur. DRuckgraphische Porträtparodien in der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur*. In: Müller, Jürgen/Hagedorn, Lea/Peterlini, Giuseppe et al.: *Gegenbilder. Bildparodistische Verfahren in der Frühen Neuzeit*. Berlin: Deutscher Kunstverlag, S. 69–97.
- Schnell, Rüdiger (2010): *Verspotten und Verlachen. Grenzen und Lizenzen in Literatur und Gesellschaft des Spätmittelalters*. In: Coxon, Sebastian/Seeber, Stefan (Hgg.): *Spott und Verlachen im späten Mittelalter zwischen Spiel und Gewalt. Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 57/1*, S. 35–52.
- Schörle, Eckart (2007): *Die Verhöflichung des Lachens. Lachgeschichte im 18. Jahrhundert*. Bielefeld: Aisthesis.
- Schumacher, Meinolf (1992): *Der Teufel als ‚Tausendkünstler‘. Ein wortgeschichtlicher Beitrag*. In: *Mittellateinisches Jahrbuch. Internationale Zeitschrift für Mediävistik und Humanismusforschung 27*, S. 65–76.
- Schwerhoff, Gerd (2020): *Invektivität und Geschichtswissenschaft. Konstellationen der Herabsetzung in historischer Perspektive – ein Forschungskonzept*. In: *Historische Zeitschrift 311/1*, S. 1–36.
- Unverfehrt, Gerd (1984): *Karikatur – Zur Geschichte eines Begriffs*. In: Langemeyer, Gerhard/Ders./Guratzsch, Herwig et al. (Hgg.): *Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten (Ausst. Kat. Wilhelm-Busch-Museum et al.)*. München: Prestel, S. 345–354.

---

## Artikel

Youmna Fouad/Heike Greschke\*

# **„Wie ist das denn in deinem Heimatland?“ Kommunikative Muster invektiver Kulturvergleiche im Orientierungskurs**

**Abstract:** The German Orientation Course is considered as one of the most important measures of integration policy in Germany. It is a mandatory German language and cultural course dedicated to refugees and immigrants. It aims to provide knowledge about the German political system and certain 'cultural' German values. This article examines the Orientation Course as an intercultural encounter, as a place which is institutionally and politically framed and also as a hierarchically didactic arena where cultural mediation takes place. It illustrates also how invective communication happens through the establishment of certain communicative patterns which can degrade or disparage social groups. Based on participatory observation in the Orientation Course using the Genre Analysis, this article argues in which ways these communicative patterns can affect the social order and unite or shape groups.

**Keywords:** invective Kulturvergleiche, kommunikative Muster, Gattungsanalyse, Integrationskurs, Teilhabe; Othering, Geflüchtete, Integration – invective cultural comparisons, communication patterns, genre analysis, Integration Course, othering, refugees, integration

\*Prof. Dr. Heike Greschke, Technische Universität Dresden, Institut für Soziologie, Professur für Soziologischen Kulturenvergleich und Qualitative Sozialforschung, heike.greschke@tu-dresden.de

Younna Fouad, M.A., Technische Universität Dresden, Sonderforschungsbereich 1285 "Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung", Teilprojekt R, youmna.fouad@tu-dresden.de

## 1 Einleitung

Mit dem Integrationskurs wurde im Jahr 2005 auf Basis des Zuwanderungsgesetzes ein neues deutsches integrationspolitisches Instrument geschaffen, das sich ausschließlich an Zugewanderte und Geflüchtete richtet und damit Integrationserwartungen und Desintegrationsbefürchtungen eng an Migrationsphänomene koppelt. Für die Durchführung und Kontrolle der Integrationskurse ist das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge verantwortlich. Der Integrationskurs besteht aus einem Sprachkurs mit 600 bzw. 900 Unterrichtsstunden zu je 45 Minuten und einem Orientierungskurs mit 100 Stunden. Nach dem erfolgreichen Abschluss des Sprachkurses besuchen die Teilnehmenden den Orientierungskurs. Das ‚Zertifikat Integrationskurs‘ können Teilnehmende nur dann erlangen, wenn sie neben dem Sprachtest ‚Deutsch für Zuwanderer‘ (DTZ) auch den Test ‚Leben in Deutschland‘ (LID) nach dem Orientierungskurs erfolgreich bestanden haben.<sup>1</sup> Dieser erfolgreiche Abschluss soll den Teilnehmenden bescheinigen,

dass sie über ausreichende Deutschkenntnisse und wichtige Grundkenntnisse über die deutsche Rechtsordnung sowie die deutsche Gesellschaft verfügen und somit den Weg der Einbürgerung für sie erleichtern.

Der Orientierungskurs führt Zugewanderte an die Grundprinzipien des deutschen Staates und der deutschen Gesellschaft heran und soll es den Teilnehmenden ermöglichen, darüber in einen Dialog miteinander zu treten. Die Teilnehmenden sollen befähigt werden, sich im Alltag zu orientieren und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.<sup>2</sup>

Ergänzend formuliert das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) im Curriculum für einen bundesweiten Orientierungskurs dessen Funktion und Ziele: Die Zugewanderten sind gehalten, „sich auf ein näheres Kennenlernen des deutschen Staates und der deutschen Gesellschaft einzulassen und in einen positiven Dialog einzutreten, der den Weg für das längerfristige Ziel der Integration in Deutschland ebnet.“<sup>3</sup>

<sup>1</sup> BAMF (2017) Curriculum, S. 10.

<sup>2</sup> Vgl. BAMF (2017) Curriculum, S. 7f.

<sup>3</sup> BAMF (2017) Curriculum, S. 7.

Der Orientierungskurs ist in seiner Konzeption und Didaktik an die politische Bildung und den Fremdsprachunterricht in Deutschland angelehnt. Die Fremdsprachendidaktik unterscheidet je nach Erwerbsumgebung zwischen ‚Deutsch als Fremdsprache‘ (DaF) und ‚Deutsch als Zweitsprache‘ (DaZ). Der Orientierungskurs wird demnach dem DaZ-Bereich zugeordnet, weil Deutsch als Landessprache *in* Deutschland erlernt wird. Anders verhält es sich, wenn vor der Migration, etwa in einem Goethe-Institut, Deutsch gelernt wird. Diese Spracherwerbsform wird dem DaF-Bereich zugeordnet.<sup>4</sup> Der für die vorliegende Untersuchung wesentliche Unterschied zwischen beiden Bereichen besteht darin, dass die Erwartungen an erwachsene Sprachlernende im DaF-Unterricht weder institutionell noch politisch eingebettet sind, hingegen hat der Integrationskurs als Spracherwerbsform aus dem DaZ-Bereich in Deutschland eine deutliche politische und institutionelle Rahmung. Im DaF-Bereich entscheiden sich die erwachsenen Sprachlernenden i.d.R. frei, ob sie Deutsch als Fremdsprache lernen und Zertifikate erlangen wollen, ganz im Gegenteil zu den Sprachlernenden im Integrationskurs, insbesondere zu jenen zur Teilnahme Verpflichteten, für die das Ergebnis der anschließenden Prüfungen mit Konsequenzen für ihren Aufenthaltsstatus verbunden ist.<sup>5</sup> Als weiteres Unterscheidungsmerkmal hebt Fornhoff die Bedeutung der Kulturvermittlung und des kulturbezogenen Lernens hervor.

Während im DaF-Bereich kulturbezogenes Deutungswissen und kulturbezogene Deutungskompetenzen nur im Sinne ihrer Kenntnis und davon ausgehend ihrer möglichen Nutzung in inter- und transkulturellen Kommunikations- und Austauschprozessen angeeignet werden müssen, ihr Erwerb also zunächst einmal zu nichts ver-

pflichtet, richtet sich das kulturbezogene Lernen im DaZ-Bereich insgesamt auf ein viel weitergehendes Ziel: nämlich auf die Integration der Lernenden in die deutsche Gesellschaft und damit auf einen Vorgang, der zwar auch wissensbasiert ist und Deutungskompetenzen verlangt, zugleich aber mit der Anerkennung von Werten und der Übernahme von Pflichten verbunden ist.<sup>6</sup>

Für das kulturbezogene Lernen wird in beiden Bereichen auf die kulturvergleichende Didaktik zurückgegriffen. Dabei wird angenommen, dass Kulturvergleiche dazu dienen, kulturelle Fettnäpfchen zu vermeiden, das Fremdverstehen über andere ‚Kulturen‘ zu fördern, kulturelle Konfliktsituationen zu erklären und interkulturelle Kompetenz zu erwerben, indem Aspekte und Phänomene einer ‚Kultur‘ einer anderen vergleichend gegenübergestellt werden. Für den Orientierungskurs kommt allerdings ein weiteres Ziel hinzu. Der Vergleich zwischen Herkunfts- und Zielkultur soll somit im Idealfall dazu führen, dass die Zielkultur positiv bewertet wird. Es deuten sich also auf der konzeptionellen Ebene des Orientierungskurses einige Spannungsmomente an. So erscheint die generelle Zielvorstellung des ‚mündigen Schülers‘ gepaart mit dem ‚Indoktrinationsverbot‘ im Konzept der politischen Bildung ebenso wie die Idee der prinzipiellen Gleichwertigkeit von Kulturen im didaktischen Konzept des Kulturvergleichs nicht widerspruchsfrei zum Anliegen des Orientierungskurses zu sein, wenn dieser sich als Angebot der Wertebildung versteht und dieses Angebot mit der normativen (und sanktionierbaren) Erwartung an die Teilnehmenden verknüpft, eine „positive Bewertung des deutschen Staates [zu] entwickeln“.<sup>7</sup> Auf welche Weise machen sich diese Spannungsmomente in der Kurssituation bemerkbar und wie werden sie von den Beteiligten bearbeitet? Welche Bedeutung erlangt dabei der Kulturvergleich? In welchen Variationen tritt er auf, wie wird also das didaktische Konzept praktisch realisiert und wie werden welche Vergleichseinheiten konstruiert und miteinander relationiert? Zur Annäherung an die hier aufgeworfenen Fragen greifen wir auf das Konzept der kommunikativen Gattung und die daraus entwickelte Methode der Gattungsanalyse zurück und verbinden dieses mit dem neuen Konzept der Invektivität.

<sup>4</sup> Vgl. Gehring (2018) Fremdsprache, S. 9.

<sup>5</sup> „Kommt ein Ausländer seiner Teilnahmepflicht aus von ihm zu vertretenden Gründen nicht nach oder legt er den Abschlusstest nicht erfolgreich ab, weist ihn die zuständige Ausländerbehörde vor der Verlängerung seiner Aufenthaltserlaubnis auf die möglichen Auswirkungen seines Handelns (§ 8 Abs. 3, § 9 Abs. 2 Satz 1 Nr. Vgl. 3 des Staatsangehörigkeitsgesetzes) hin. Die Ausländerbehörde kann den Ausländer mit Mitteln des Verwaltungszwangs zur Erfüllung seiner Teilnahmepflicht anhalten. Bei Verletzung der Teilnahmepflicht kann der voraussichtliche Kostenbeitrag auch vorab in einer Summe durch Gebührenbescheid erhoben werden.“ AufenthG § 44a.

<sup>6</sup> Fornhoff (2018) Migration, S. 128f.

<sup>7</sup> BAMF (2017) Curriculum S. 7.



Mit dem Invektivitätsbegriff wird Herabsetzung als ein sozial strukturierender Modus von Interaktions- und Kommunikationsprozessen mit identitäts- und machtpolitischer Funktion gefasst. Invektivität wird als spezifischer Modus von Interaktions- und Kommunikationsprozessen definiert, durch deren Beobachtung es erst möglich ist, die Konflikthaftigkeit, Konsensfähigkeit, Polemogenität und Reproduktion sozialer Ordnungen angemessen verstehen zu können. Es dient als Produktionsmechanismus und Transmissionsriemen sozialer In- und Exklusionsprozesse und produziert damit soziale Hierarchien und Ordnungen.<sup>8</sup> In Bezug auf den Orientierungskurs stellt sich die Frage, in welcher Weise die oben skizzierten Spannungsmomente kommunikativ bearbeitet werden und inwieweit insbesondere im Kulturvergleich invektive Positionierungen befördert, verfestigt, zurückgewiesen oder reflektiert werden. Den Orientierungskurs betrachten wir in diesem Zusammenhang als eine didaktische Arena des kulturellen Lehrens und Lernens, in der relevantes Wissen über ‚Deutschland‘ kanonisiert, tradiert und sozial verteilt wird. Eine didaktische Arena ist also als institutionalisierter Handlungs- und Kommunikationsraum auf seine Regeln und Rahmungen hin zu untersuchen, nach denen die Distribution und Legitimation von Wissen und sozialen Positionen organisiert wird.

Im vorliegenden Beitrag konzentrieren wir uns auf die Frage, welche Formen und Funktionen der Kulturvergleich im Orientierungskurs aufweist, wie er sich koproduktiv vollzieht und welche kommunikativen Effekte sich dabei beobachten lassen. Um das invektive Potential des Kulturvergleichs und seine ordnungsbildende bzw. -transformierende Kraft zu ermitteln, bietet sich die Gattungsanalyse nach Bergmann und Luckmann an.<sup>9</sup> Kommunikative Gattungen werden hier im Anschluss an Luckmann (1986) als gesellschaftliche Institutionen zur Vermittlung und Tradierung von handlungsorientierendem Wissen verstanden, welche die Aufrechterhaltung sozialer Ordnung stützen. In kommunikativen Gattungen sedimentiert sich kulturelles Wissen, welches sich im situativen Sprachgebrauch aktualisiert und mit sozialstrukturellem Ordnungswissen verknüpft.<sup>10</sup> Die Untersuchung von kulturvergleichender Kommunikation und ihren positio-

nierenden Effekten kann daher Aufschluss über die Herstellung bzw. Transformation von gesellschaftlicher Ordnung im Orientierungskurs bieten.

Die Analyse stützt sich auf ethnografisch generiertes Datenmaterial aus vier Kursen.<sup>11</sup> Es umfasst Beobachtungsprotokolle und Memos von 22 Unterrichtstagen, zwei Teamgesprächen, einer Abschlussfeier und einer Exkursion, 17,5 Stunden Audioaufnahmen von sechs Unterrichtstagen sowie die in den Kursen verwendeten Lehrmaterialien. Im Folgenden stellen wir zunächst unter Rückgriff auf das Konzept der kommunikativen Gattung einige theoretische und methodische Überlegungen zum kommunikativen Haushalt des Orientierungskurses an. Im zweiten Schritt werden wir der Frage nachgehen, in welchen Variationen und Kontextuierungen der Kulturvergleich im Orientierungskurs zu finden ist. Anschließend untersuchen wir ihn im Hinblick auf seine außenstrukturellen Merkmale, zu denen die Didaktik des Kulturvergleichs im Fremdsprachenunterricht und ihr Niederschlag im Curriculum des Orientierungskurses als metakommunikative Rahmung ebenso gehört, wie die beziehungs- und rollenspezifischen Äußerungstypen und -rechte der Beteiligten. Sodann werden wir exemplarisch an einem Beispiel die binnenstrukturellen Merkmale kulturvergleichender Kommunikation und ihre interaktive Verlaufsstruktur rekonstruieren. Abschließend diskutieren wir die Funktionen und invektiven Qualitäten des Kulturvergleichs im Orientierungskurs und fokussieren dabei besonders auf die Themenzusammenhänge, in denen kulturvergleichende Kommunikationen eingebettet sind und die Beziehungskonstellationen, die durch sie hergestellt bzw. aktualisiert werden.

## 2 Kommunikative Gattungen: Theoretische und methodische Überlegungen zum kommunikativen Haushalt des Orientierungskurses

Im Folgenden werden wir die Grundprämissen der Theorie kommunikativer Gattungen und der Gattungsanalyse kurz skizzieren und als theoretische

<sup>8</sup> Ellerbrock/Koch/Müller-Mall et al. (2017) Invektivität, S. 6.

<sup>9</sup> Bergmann/Luckmann (1995) Reconstructive Genres.

<sup>10</sup> Vgl. Luckmann (1986) Grundformen.

<sup>11</sup> Die Daten wurden im laufenden Forschungsprojekt *Invektive Kodierungen von Interkulturalität* in der Zeit von 11.2018 bis 03.2019 generiert.

sche und methodische Heuristik für die Untersuchung typischer kommunikativer Handlungen im Orientierungskurs entfalten. In seinem programmatischen Aufsatz von 1986 *Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen* untersucht Thomas Luckmann den Zusammenhang von Wissen, Sprache und Handeln. Wissen ist demnach für Handeln konstitutiv, es ist gesellschaftlich bestimmt und sozial verteilt. Als „subjektiv relevante Problemlösungen“<sup>12</sup> lagert sich Wissen in Erfahrungs- und Handlungsschemata im subjektiven Wissensvorrat ab. Man kann also in ähnlichen Situationen immer wieder auf bewährtes Wissen (etwa zur Handlungsorientierung oder -reflexion) zurückgreifen, welches damit eine handlungsentlastende Funktion erlangt. Allerdings entsteht der größte Teil des Wissens nicht durch Primärerfahrungen, sondern wird durch Sozialisation bzw. als Tradition gesellschaftlich vermittelt. Denn erst im sozialen Austausch werden subjektiv relevante Schemata zu intersubjektiven Problemlösungen. Kultur ist für Luckmann dementsprechend ein Synonym für Wissenstradition. Besondere Aufmerksamkeit lenkt er auf die Bedeutung von Sprache. Sie hat die Funktion der Objektivierung von Erfahrungs- und Handlungsschemata und „kann als Ablagerung der typischen Erfahrungsschemata, die in einer historischen Gesellschaft von Bedeutung sind, aufgefaßt werden“.<sup>13</sup> Diese intersubjektiv geteilten, in kommunikativen Mustern verfestigten und institutionalisierten Erfahrungs- und Handlungsschemata nennt Luckmann kommunikative Gattungen. Für die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung sind sie, dem Autor folgend, ein zentraler Untersuchungsgegenstand, da sie als „sinnstiftende und handlungsorientierende Innenarchitektur einer Gesellschaft“<sup>14</sup> einen induktiven Zugang zu den kulturell, sozial und historisch spezifischen Ordnungsstrukturen von Gesellschaften, aber auch kleineren sozialen Entitäten, wie Organisationen, Subkulturen oder Berufskulturen bietet.

Mit „Verfestigung“ und „Formalisierung“ beschreiben Günthner und Knoblauch „die wesentlichen Merkmale kommunikativer Gattungen.“<sup>15</sup>

Sie unterscheiden zwischen vollausgereiften und nicht vollausgereiften Gattungen, mit je unterschiedlichen Komplexitäts- und Formalisierungsgraden.<sup>16</sup> So weist etwa eine Begrüßung zwischen Bekannten, die sich zufällig auf der Straße treffen, einen geringeren Komplexitäts- und Formalisierungsgrad auf, als die Eröffnung eines Gerichtsverfahrens, das einem vorgeschriebenen Ablauf zu folgen hat. Analytisch lassen sich kommunikative Gattungen in Außenstruktur, Binnenstruktur und situative Realisierungsebene unterteilen. In der Außenstruktur bildet sich die Beziehung zwischen kommunikativem Handeln und Sozialstruktur ab. Daher werden auf dieser Ebene zunächst die Teilnehmerkonstellationen und ihre je spezifischen Rahmen in den Blick genommen. Hierzu zählen erstens, institutionelle Rahmungen, im Fall des Orientierungskurses etwa die Trägerstruktur, die den Kurs eng an die Integrationspolitik der Bundesregierung bindet und ihr unterstellt;<sup>17</sup> zweitens, soziale Konventionen und Normen, die rollen- und positionsadäquate Sprachhandlungen, Beteiligungsrechte und -pflichten regeln, aber auch die konstellationsspezifische soziale Verteilung von Wissen. So haben in einem Orientierungskurs Lehrkräfte andere Rechte und Pflichten als Kursteilnehmende. Aber auch unter Letzteren sind, abhängig von ihrem ausländerrechtlichen Status, Rechte und Pflichten ungleich verteilt. Hier werden etwa Teilnahmeberechtigten von Teilnahmeverpflichteten unterschieden. Die Konstellationen differieren ferner im Hinblick auf die soziale Verteilung des (sprachlichen, kulturellen) Wissens, das für den Kurs maßgeblich ist. Im Kurs sind die deutsche Sprache und spezifisches Wissen über Deutschland als Lernziele definiert, welches die Lehrkraft an die Teilnehmenden vermitteln soll, die insofern als Wissensautorität gelten kann, während das mitgebrachte, sprachliche, kulturelle und Erfahrungswissen der Teilnehmenden für den Kurserfolg irrelevant ist. Die Kurse sind zudem meist sehr heterogen im Hinblick auf die Sprachen, Wissenstraditionen und die formale Bildung der Teilnehmenden.

<sup>16</sup> Vgl. Günthner/Knoblauch (1994) *Gattungen*, S. 703.

<sup>17</sup> So sind Curriculum, Lehrmaterialien, die Befugnis, als Sprachschule Integrationskurse anzubieten und in ihnen zu lehren, durch zentrale Zulassungsverfahren geregelt, welche im Zuständigkeitsbereich des BAMF liegen.

<sup>12</sup> Luckmann (1986) *Grundformen*, S. 199.

<sup>13</sup> Luckmann (1986) *Grundformen*, S. 200.

<sup>14</sup> Knoblauch/Luckmann (2003) *Gattungsanalyse*, S. 546.

<sup>15</sup> Günthner/Knoblauch (1994) *Gattungen*, S. 702.

Die Binnenstruktur umfasst jene sprachlichen Phänomene, die eine kommunikative Gattung als solche in ihrem performativen Akt intersubjektiv erkennbar machen. Hierzu zählen prosodische und verbale, mimische und gestische Elemente und ihre Verwendung in „Worten und Phrasen, rhetorischen Figuren und Tropen.“<sup>18</sup> Für den Orientierungskurs ist die Kombination von schriftlich-verfassten und visuell angereicherten Aufgabenstellungen im Lehrbuch und den ergänzenden Lehrmaterialien einerseits mit dem mündlichen Unterrichtsgespräch andererseits charakteristisch. Erstere weisen einen hohen Formalisierungsgrad auf und orientieren sich sehr eng an den Prüfungsaufgaben des Tests ‚Leben in Deutschland‘, auf die auch regelmäßig im Lehrbuch verwiesen wird. Das Unterrichtsgespräch lässt der Lehrkraft demgegenüber in didaktischer wie thematischer Hinsicht einigen Spielraum. Sie kann eigene Schwerpunkte setzen und die in den Lehrmaterialien offerierten Inhalte selektiv bearbeiten und zusammenfügen und mit eigenem Zusatzmaterial ergänzen. Die schriftlichen Lehrmaterialien weisen einige Gesamtmuster auf. Hierzu zählen u.a. die stilistische Figur der Schlagzeile in Übungsaufgaben, mit denen auf aktuelle gesellschaftliche Debatten Bezug genommen werden soll, evaluative Fragen (z.B.: „Wie gut kennen Sie die Grundrechte?“), inhaltliche Verfestigungen von Unterscheidungen ‚ausländisch/deutsch‘ durch wiederholte Bezugnahmen auf bestimmte Figuren (deutsche Familien/ausländische Personen) sowie Stereotypen, die in einer journalistischen Darstellungsform verfasst sind. Zu den binnenstrukturellen Merkmalen des Unterrichtsgesprächs zählen u.a. das von der Lehrkraft angeleitete kollaborative Lesen der Übungsaufgaben, mit dem sprachliches Verständnis gesichert werden soll, das korrektive Feedback auf Äußerungen der Kursteilnehmenden und die Verwendung bestimmter Fragetypen, die wir in Abschnitt 4 näher betrachten werden.<sup>19</sup> Die situative Realisierungsebene adressiert schließlich das konkrete raumzeitlich situierte Ereignis

in dem eine kommunikative Gattungen interaktiv und sequenziell realisiert wird. Sie ist der eigentliche Fokus der Analyse, denn erst in ihrer situativen Realisierung wird eine kommunikative Gattung koproduktiv hergestellt und die sie konstituierende Sozialbeziehung der Beteiligten als Schnittstelle zwischen kommunikativer Handlung und Sozialstruktur aktualisiert.

Der Orientierungskurs ist gattungstheoretisch in mehrfacher Hinsicht ein interessanter Untersuchungsgegenstand. Er ist erstens ein Ort, an dem sich die für die Gegenwartsgesellschaft repräsentative sprachliche, ethnische, kulturelle und soziale Heterogenität abbildet. Im Orientierungskurs treffen einander individuell meist fremde Angehörige unterschiedlicher Sprach- und Kulturgemeinschaften aufeinander. Sie bilden in sozialer und kultureller Hinsicht heterogene Konstellationen, knüpfen wechselseitig an verschiedene, häufig unbekanntere Verhaltensweisen und kulturelle Muster an. Jeder Kurs muss sich also selbst zunächst einmal als soziale Gruppe formieren und sich auf eine gemeinsame Unterrichtspraxis verständigen. Der Orientierungskurs kann in dieser Hinsicht als Gattungsschmiede betrachtet werden. Er stellt gleichzeitig selbst eine gesellschaftliche Institution zur Vermittlung und Tradierung von handlungsorientiertem Wissen dar. Er kann folglich daraufhin untersucht werden, welches kulturelle Wissen für eine selbstständige Lebensführung in Deutschland als maßgeblich erachtet und durch staatlich geregelte Zulassungs- und Prüfungsverfahren kanonisiert wird und wie dieses Wissen mit der im Kurs anwesenden Vielfalt an Wissens-traditionen vermittelbar ist. Schließlich greift der Orientierungskurs bei der Wissensvermittlung auf ein Repertoire an kommunikativen Mustern zurück, die ihrerseits gattungsanalytisch auf ihre Problemlösungsfunktionen hin untersucht werden können: Welche kommunikativen Probleme werden in diesen heterogenen Konstellationen von den Beteiligten bearbeitet? Welcher verfestigten Problemlösungsmuster bedienen sie sich dabei und auf welche Ordnungsstrukturen und normativen Orientierungen lassen die im Orientierungskurs verwendeten kommunikativen Gattungen schließen? Dies sind die Leitfragen unserer gattungsanalytischen Untersuchung des Orientierungskurses. Für den vorliegenden Beitrag konzentrieren wir uns zunächst auf das mit Abstand am häufigsten vorkommende kommuni-

**18** Luckmann (1992) Rekonstruktive Gattungen, S. 39.

**19** In der Analyse der Unterrichtsgespräche werden im vorliegenden Beitrag prosodische, mimische und gestische Elemente nicht berücksichtigt, da für die ausgewählten Sequenzen keine Aufzeichnungen vorliegen und sich die Analyse allein auf Beobachtungsprotokolle und die Lehrmaterialien stützt.

kative Muster des Kulturvergleichs, welches wir im Folgenden auf seine Formen und Funktionen untersuchen werden. In welchen thematischen Zusammenhängen taucht der Kulturvergleich im Orientierungskurs auf? Was ist überhaupt Gegenstand des Vergleichs und wie sind die zu vergleichenden Einheiten einander zugeordnet? Welche Teilnehmerkonstellationen werden in seinem sequenziellen Ablauf hergestellt? Es geht also einerseits um die Frage, welche als kulturell zu vergleichenden Einheiten auf welche Weise miteinander relationiert werden und sich dadurch wechselseitig Bedeutung zuweisen, und andererseits darum, wie die Teilnehmenden über die Praxis des Kulturvergleichs sich zueinander relationieren und positionieren. Wir fassen zunächst den Stand der Diskussion zum Kulturvergleich in der Fremdsprachendidaktik zusammen und fragen, welche Konzepte der Didaktik des Kulturvergleichs im Curriculum des Orientierungskurses aufgegriffen werden. Sodann beginnen wir mit einer deskriptiven Analyse der Variationen kulturvergleichender Kommunikation im Orientierungskurs. Der Kulturvergleich ist, wie eingangs angedeutet, als didaktische Methode für den DaZ- und DaF-Unterricht konzipiert und findet sich implizit auch im Curriculum des Orientierungskurses. In den Lehrmaterialien gibt es dementsprechend zahlreiche Übungen, die zum Vergleich zwischen Herkunfts- und Zielkultur bzw. den jeweils im Kurs repräsentierten Nationalkulturen auffordern. Noch häufiger finden wir spontane Kulturvergleiche in den Unterrichtsgesprächen, selbst dort, wo die Aufgabenstellung aus den Lehrmaterialien diese gar nicht vorsehen. Wir werden uns daher im zweiten Teil der Analyse auf diese spontanen Kulturvergleiche konzentrieren.

### 3 Variationen und Kontexturierungen des Kulturvergleichs im Fremdsprachenunterricht

Bevor wir auf den kulturvergleichenden didaktischen Ansatz im Orientierungskurs eingehen, sollen die unterschiedlichen Ansätze im Fremdsprachenunterricht erläutert werden. Nach der Klassifizierung von Günter Weimann und Wolfram Hösch gibt es im Fremdsprachenunterricht drei

didaktische Ansätze der Kulturvermittlung: den kognitiven, den kommunikativen und den interkulturellen Ansatz.<sup>20</sup> Zu beachten ist hierbei, dass diese drei Ansätze in der Praxis selten in reiner Form vorkommen, sondern eher in einer gemischten Form zu finden sind.<sup>21</sup> Als gemeinsames didaktisches Lernziel der Kulturvermittlung gilt demnach das Verständnis der Zielkultur zu fördern, die Ansätze unterscheiden sich lediglich darin, welche Ebenen des Wissens sie dabei fokussieren. Der kognitive Ansatz zielt auf „die Aneignung von Wissen, Fakten und Daten über ein Land“<sup>22</sup> ab.

Das Ziel des kommunikativen Ansatzes ist

die sprachliche und kulturelle Handlungsfähigkeit in der Zielsprache und Zielkultur und die Entwicklung von Einstellungen wie Offenheit, Toleranz und Kommunikationsbereitschaft gegenüber der Zielkultur. Landeskunde in diesem Verständnis will vor allem das Gelingen sprachlicher Handlungen im Alltag und das Verstehen alltagskultureller Phänomene unterstützen. Sie ist sowohl informationsbezogen als auch handlungsbezogen konzipiert. Sie vermittelt also Wissen über die fremde Kultur als eine wesentliche Voraussetzung adäquater Sprachverwendung.<sup>23</sup>

Das Wissen über die Zielkultur ist genauso ein wichtiges Lernziel des interkulturellen Ansatzes, allerdings geht der interkulturell ausgerichtete Fremdsprachenunterricht darüber hinaus und zielt nicht nur darauf ab, Informationen zu vermitteln.<sup>24</sup> Dieser Ansatz geht auf die Theorien von Alexander Thomas und Geert Hofstede zurück. Demnach sollen durch den didaktischen Kulturvergleichsansatz „interkulturelle Informationsdefizite, Dominanz und Überlegenheitsintentionen, Bedrohungsängste, Vorurteile und destruktive nationale und kulturelle Stereotypisierungen, Fremdenfeindlichkeit abgebaut werden“.<sup>25</sup>

Auch wenn die Ansätze unterschiedliche Akzente bei der Frage der Beschaffenheit des kulturellen Wissens setzen, folgen sie der gemeinsamen Überzeugung, dass beim Fremdspracherwerb auch ein Bewusstsein bzw. Wissen über kulturelle Differenzen erlangt und ein tieferes Verständnis

<sup>20</sup> Vgl. Weimann/Hösch (1993) Kulturverstehen.

<sup>21</sup> Vgl. Zeuner (2017) Landeskunde, S. 8.

<sup>22</sup> Zeuner (2017) Landeskunde, S. 11.

<sup>23</sup> Zeuner (2017) Landeskunde, S. 1

<sup>24</sup> Vgl. Zeuner (2017) Landeskunde, S. 11.

<sup>25</sup> Thomas (1993) Kulturvergleichende Psychologie, S. 378.



für die eigene im Verhältnis zur fremden Kultur entwickelt werden sollte. Der Kulturvergleich steht hier notwendigerweise im Zentrum, wobei er unter der Maßgabe der Wertfreiheit und Gleichwertigkeit von Kulturen geschehen soll. Diese normative Positionierung wird in expliziter Abgrenzung zur Geschichte des ethnologischen Kulturvergleichs vorgenommen, welche bereits in den 1980er und 1990er Jahren wissenschaftskritisch auf ihre ethnozentrischen Vorannahmen und invektiven Effekte befragt worden war.<sup>26</sup> Die Ziele des Kulturvergleichs im Fremdsprachenunterricht werden vor diesem Diskurshintergrund von den Anliegen des ethnologischen Kulturvergleichs ausdrücklich unterschieden. Letzterer sei im Wesentlichen durch koloniale Perspektiven auf vermeintlich primitive Kulturen und auf von Forschungsreisenden neu ‚entdeckte Regionen‘ geprägt.<sup>27</sup> Das Vergleichsverfahren in der Ethnologie zielen darauf ab, die „Variationsbreite menschlichen Verhaltens“<sup>28</sup> zu bestimmen und nach allen möglichen „denkbaren Verhaltensmöglichkeiten in menschlichen Gesellschaften“<sup>29</sup> zu suchen. Sie würden auch verwendet, um „Typologien und Klassifikationen von Gesellschaftsformen und Kulturmerkmalen zu erstellen.“<sup>30</sup> Der didaktische Kulturvergleich im interkulturellen Ansatz gilt demgegenüber als eine einfache und zugängliche Methode für die Lernenden, um Bezüge zwischen deren Lebenswelten und der ‚fremden Kultur‘ herzustellen. Dennoch gilt es auch für die Kulturdidaktik im Fremdsprachenunterricht als zwingend, sich in Grundzügen mit den kritischen Diskursen über den wissenschaftlichen Kulturvergleich zu beschäftigen.<sup>31</sup>

Kulturvergleich definiert Adelheid Hu als einen Vergleich zwischen Phänomenen der eigenen, bekannten, nachvollziehbaren und der neuen, fremden Kultur. Sie stellt fest, dass er als kog-

nitiver Prozess im Kontext des Fremdsprachenunterrichtes ständig auftritt und dabei oft mit Wertungen verbunden sei.<sup>32</sup> Chen problematisiert in diesem Zusammenhang, der Kulturvergleich würde unbewusst und ungewollt zu einem Werkzeug der gegenseitigen Abgrenzung.<sup>33</sup> Die ethische Position der Landeskundendidaktik zur Kulturvermittlung im Fremdsprachenunterricht steht offenbar in einem gewissen Widerspruch zu seiner Praxis. Dieser Widerspruch verweist auf ein Spannungsverhältnis zwischen kulturellen und sozialen Zugehörigkeiten, mithin auf eine „Asymmetrie ‚ethno-natio-kultureller Zugehörigkeiten‘ (Mecheril 2003) in einem globalen Machtgefüge, in dem die nationalstaatliche Zugehörigkeit über die Anerkennungswürdigkeit als Rechts-subjekt [...] entscheidet“.<sup>34</sup> An der historischen Entwicklung dieser Asymmetrie im Kontext des europäischen Kolonialismus und ihrer wissenschaftlichen Legitimation etwa in der Rassen-theorie oder im Modernisierungsparadigma hatte die Ethnologie zweifelsohne ihren Anteil. Diese invektiven ‚Wissenstraditionen‘ wirken bis heute in der Wahrnehmung und Bewertung des Anderen im Horizont des Eigenen fort, auch wenn sie in den Wissenschaften längst als illegitim gelten. Die sozialstrukturellen Dimensionen national-kultureller Verhältnisse werden im Konzept der Interkulturalität und des didaktischen Kulturvergleichs bislang weitgehend ausgeblendet.<sup>35</sup> Dies wird auch in der Problematik deutlich, ein für den Kulturvergleich adäquates Tertium Comparationis zu finden. Das Dritte des Vergleichs, welches die Basis des Kulturvergleichs bildet, weil erst dadurch definiert wird, in welcher Hinsicht die zu vergleichenden Einheiten als vergleichbar angenommen werden, werde, so Hu, meist als ortlos angenommen, so als könne man von hier aus unbeteiligt und objektiv Kulturen miteinan-

**26** Unter dem Stichwort der „Krise der ethnographischen Repräsentation“ (Berg/Fuchs [1993] Kultur) wurde die Funktion und Rolle der Ethnologie für die europäische Expansion und die Etablierung kolonialer Machtverhältnisse kritisch reflektiert, das Verhältnis von ethnografischer Autor\*innenschaft und Autorität hinterfragt (Clifford/Marcus [1986] Writing Culture) und letztlich der Kulturbegriff selbst auf den Prüfstand gestellt (Abu-Lughod [1991] Writing Against Culture).

**27** Vgl. Chen (2013) Das Eigene, S. 52.

**28** Bollig (2003) Interkulturelle Vergleichsverfahren, S. 395.

**29** Bollig (2003) Interkulturelle Vergleichsverfahren, S. 395.

**30** Chen (2013) Das Eigene, S. 53.

**31** Vgl. Chen (2013) Das Eigene, S. 55f.

**32** Vgl. Hu (2010) Kulturvergleich, S. 178.

**33** Vgl. Chen (2013) Das Eigene, S. 58.

**34** Ott (2020) Arbeitspapier, S. 12f.

**35** In den letzten Jahren mehrten sich kritische Perspektiven auf die interkulturelle Landeskunde und deren normative Verortung im Fremdsprachenunterricht. Es wird eine grundlegende Neuausrichtung der Kulturdidaktik gefordert, diese solle sich an neuen Ansätzen wie der „diskursiven Landeskunde“ nach Altmayer oder dem kulturreflexiven Lehren und Lernen nach Haase und Höller orientieren.; Haase/Höller (2017) Kulturelles Lernen; Dirim/Wegner (2018) Normative Grundlagen.

der vergleichen.<sup>36</sup> Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass dem Kulturvergleich durch seine historische Verwendung in der Ethnologie sowie durch die Spannungen zwischen kulturellen und sozialstrukturellen Zugehörigkeitsordnungen ein invektives Potential innewohnt. Dieses wird in der Fremdsprachendidaktik einseitig mit Blick auf die Invektivgeschichte des ethnologischen Kulturvergleichs in ein normatives Wertfreiheitspostulat aufgelöst, welches in der Praxis jedoch an seine Grenzen gerät. Schauen wir uns nun an, auf welche Weise die Didaktik des Kulturvergleichs im Orientierungskurs umgesetzt wird.

#### 4 Der Kulturvergleich im Curriculum des Orientierungskurses

Der Orientierungskurs ist inhaltlich und didaktisch nach den folgenden Leitlinien konzipiert. Er soll erstens die Grundprinzipien der politischen Bildung nach dem Beutelsbacher Konsens<sup>37</sup> berücksichtigen. Zweitens sollen die Inhalte mit den jeweiligen regionalen oder kommunalen Besonderheiten der Orte, an denen die Teilnehmenden aktuell leben, vermittelt werden. Die Themenbereiche im Unterricht sollen also „konkrete lokale Bezüge herstellen, weil die Integration vor allem auf der kommunalen Ebene stattfindet“.<sup>38</sup> Schließlich soll in den Kursen auch Bezug auf aktuelle gesellschaftliche Migrations- und Integrationsdiskurse genommen werden, in welchen

echte oder auch nur scheinbare Gegensätze zwischen den Gepflogenheiten in Deutschland auf der einen und in den Herkunftsländern auf der anderen Seite hergestellt [werden]. Beispielhaft zu nennen sind hier

<sup>36</sup> Vgl. Hu (2010) Kulturvergleich, S. 178.

<sup>37</sup> Demnach soll politische Bildung als Zielvorstellung die „Mündigkeit des Schülers“ zugrunde legen, woraus sich ein Indoktrinationsverbot ebenso ergebe, wie ein offener Umgang mit politisch und wissenschaftlich kontroversen Themen. Ziel der politischen Bildung ist entsprechend zur Analyse einer politischen Situation zu befähigen und „nach Mitteln und Wegen zu suchen, die vorgefundene politische Lage im Sinne seiner Interessen zu beeinflussen“ (Wehling 1977, S. 179f.), zit. nach Sutor (2011) APuZ B 45/2002, unter <https://www.bpb.de/die-bpb/51310/beutelsbacher-konsens> (letzter Zugriff: 22.10.2021).

<sup>38</sup> BAMF (2017) Curriculum, S. 14.

Themen wie Kopftuch- oder Burkadebatte, Zwangsheirat, Gewalt in der Familie, Ehrenmord etc.<sup>39</sup>

Zusammenfassend soll der Orientierungskurs also nicht nur ein lebensweltnahes Angebot der politischen Bildung an Migrierte sein, er soll die Teilnehmenden auch mit Topoi vertraut machen, von denen sie „unter Umständen selbst [...] betroffen sein können“<sup>40</sup>. Dabei bleibt offen, worauf sich die mögliche Betroffenheit bezieht. Antizipiert das Curriculum, die Teilnehmenden könnten selbst diese Topoi als kulturelle Praxen mitbringen und etwa Ehrenmorde begehen oder möglicherweise Opfer einer solchen Gewalttat werden? Oder sollen sie darauf vorbereitet werden, dass sie von den negativen Effekten dieses Diskurswissens betroffen sein könnten, welches über Migrierte zirkuliert?

Neben den didaktischen Leitlinien, in denen sich noch kein expliziter Hinweis auf die Didaktik des Kulturvergleichs findet, sind im Curriculum auch die Ziele des Orientierungskurses festgelegt. Die Teilnehmenden sollen demnach u.a. Verständnis und eine positive Haltung zum deutschen Staatswesen entwickeln, sie sollen Kenntnis über die Rechte und Pflichten als Einwohner und Staatsbürger erlangen, zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben befähigt werden und interkulturelle Kompetenz erwerben.<sup>41</sup> Damit ist insbesondere gemeint, dass die Kursteilnehmenden zur Reflexion über interkulturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Deutschland und ihren Herkunftsländern angeregt werden sollen, um Bezüge zwischen beiden Kulturen herzustellen und die eigenen moralischen Orientierungen und Wissenstraditionen vor dem Horizont der Zielkultur neu zu bewerten. Der Vergleich zwischen Ziel- und Herkunftskultur wird damit ins Zentrum des interkulturellen Lernens gerückt und in den Lehrmaterialien durch entsprechende Aufgabenstellungen etabliert. Je nach Unterrichtssituation variieren Formen und Verfestigungsgrade kulturvergleichender Kommunikation, wir unterscheiden daher die im Lehrbuch formalisierten von den im Unterrichtsgespräch spontan stattfindenden Kulturvergleichen.

<sup>39</sup> BAMF (2017) Curriculum, S. 15

<sup>40</sup> BAMF (2017) Curriculum, S. 15

<sup>41</sup> BAMF (2017) Curriculum, S. 7.

#### 4.1 Formalisierter Kulturvergleich: Kulturvergleichende Übungen in den Lehrmaterialien

Im Lehrbuch gibt es zahlreiche Übungen, die zum Vergleich zwischen Herkunfts- und Zielkultur bzw. den jeweils im Kurs repräsentierten Nationalkulturen explizit oder implizit auffordern. Wie an den folgenden Beispielen aus zwei durch das BAMF für den Orientierungskurs zugelassenen Lehrbüchern *100 Stunden Deutschland* und *Orientierungskurs* zu sehen ist, sind die kulturvergleichenden Übungen formal sehr ähnlich aufgebaut:

„Sammeln Sie in der Gruppe Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Systemen in ihren Heimatländern!“<sup>42</sup>

„Vergleichen Sie die Situation in Deutschland mit Ihrem Heimatland. Welche Rechte haben Frauen und Männer? Wo gibt es Unterschiede und Gemeinsamkeiten?“<sup>43</sup>

„Kennen Sie andere politische Systeme? Was wissen Sie über diese Systeme?“<sup>44</sup>

Sie sind entweder als Entscheidungs- oder Bestätigungsfragen formuliert, die den Kursteilnehmenden keine offene Antwortmöglichkeit anbietet, als Imperativsatz, der die Kursteilnehmenden zu einer Handlung auffordert oder als Was-Konstruktion, die dazu dient die mögliche Antwort auf eine vorgängige geschlossene Frage „Ja“, „Nein“ oder „Weiß nicht“ zu vertiefen und zu erklären. Das Aufgabenziel legt den Fokus auf ein spezifisches Thema bzw. Phänomen als Tertium Comparationis, welches in Gruppenarbeit verglichen und danach im Unterricht präsentiert werden soll. Das Dritte des Vergleichs ist in der Aufgabe meist klar formuliert und vorgegeben, z.B. ‚Frauenrechte‘, ‚Politische Systeme‘ oder ‚Umgang mit der Zeit‘. Während der Gruppenarbeit beobachtet die Lehrperson die Kursteilnehmenden, wie sie miteinander agieren und greift ab und zu korrigierend ein oder beantwortet die Fragen der Kursteilnehmenden. Auffällig ist, dass die im Lehrbuch definierten Aufgabenstellungen im Unterricht eine Transformation erfahren. Sie werden selten so bearbei-

tet, wie es das Lehrbuch vorsieht, sondern von der Lehrkraft situativ abgewandelt, so dass sie sich gut in den laufenden Unterrichtsprozess einfügen. Dabei kommt es erstens häufig zum spontanen Einsatz kulturvergleichender Fragen auch dort, wo sie im Lehrbuch nicht vorgesehen sind. Wenn im Lehrbuch dazu aufgefordert wird, Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Herkunfts- und Zielkultur bzw. zwischen verschiedenen Ländern zu sammeln, wird zweitens im Unterrichtsgespräch meist auf die Unterschiede fokussiert, wie sich in der nachfolgenden Analyse zeigen wird.

#### 4.2 Spontane Kulturvergleiche im Unterricht

Neben diesen im Lehrmaterial formalisierten kulturvergleichenden Aufgabenstellungen ist damit der ‚spontane‘ Kulturvergleich eines der am häufigsten gebrauchten kommunikativen Muster im Orientierungskurs.<sup>45</sup> Er zeichnet sich dadurch aus, dass er im Unterrichtsgespräch entweder von Teilnehmenden oder Lehrkräften initiiert wird, ohne dass die Aufgabenstellung dies vorsieht. Insbesondere der von den Lehrkräften initiierte spontane Kulturvergleich weist unabhängig von der jeweiligen Lehrkraft starke Ähnlichkeiten auf. Er wird in der Regel mit einer Frage eingeleitet, welche dazu auffordert einen bestimmten Sachverhalt, einen Wert oder eine Norm zwischen den durch die Kursteilnehmenden repräsentierten Ländern zu vergleichen. Die wichtigsten sind Wie-Konstruktionen (z.B. „Wie ist das in X-Land?“), Was-Konstruktionen (z.B. „Was ist mit X?“) sowie Entscheidungs- oder Bestätigungsfragen, die mit „Gibt es das in ...“ beginnen. Während Wie-Konstruktionen im Prinzip einen weiten Raum für unterschiedliche Antwortmöglichkeiten zulassen, werden mit der geschlossenen Frage „Gibt es das in ...?“ „spezifische typ-konforme Antworten“<sup>46</sup> wie „Ja“, „Nein“ oder „Weiß nicht“ nahegelegt. Das Pronomen ‚das‘ bezieht sich dabei auf den Sachverhalt, ein Phänomen, eine Norm oder einen Wert, über den in dem Moment im Kurs diskutiert wird bzw. der von der Lehrkraft zuvor

<sup>42</sup> Butler/Würtz/Kotas et al. (2017) *100 Stunden Deutschland*, S. 19.

<sup>43</sup> Schöte (2017) *Orientierungskurs*, S. 73.

<sup>44</sup> Butler/Würtz/Kotas et al. (2017) *100 Stunden Deutschland*, S. 19.

<sup>45</sup> Die häufigsten kulturvergleichenden Fragen im Orientierungskurs wurden durch eine lexikalische Suche in den ca. 70% der generierten erhobenen Daten im MAXQDA erfasst.


<sup>46</sup> Zit. nach Betz (2017) *Diskursmarker*, S. 193.

als Bezugsreferenz eingeführt wurde. Die Frage setzt voraus, dass der kommunizierte Sachverhalt im Heimatland der Kursteilnehmenden auch von Relevanz ist und dass er sich als ‚anders‘ oder ‚fremd‘ darstellen und mit der Zielkultur vergleichen lässt. Durch die Art der Frage zeigt die Lehrkraft an, dass sie keine nähere Erklärung erwartet, sondern entweder eine Bestätigung oder eine Negation über den kommunizierten Sachverhalt. Demgegenüber fordern Was-Konstruktionen die Kursteilnehmende zur Erklärung auf, um eine differenzierte Betrachtung über den kommunizierten Sachverhalt zu erhalten. Zu beachten ist, dass die Antworten der Kursteilnehmende auf die spontanen kulturvergleichenden Fragen nicht immer von Relevanz sind. Dies ist auf das vorausgesetzte Wissen der Interagierenden zurückzuführen, dass es auf die gestellten Fragen erwartbare Antworten gibt. Allgemein gilt: „W-Fragen projizieren über das Fragewort, was eine passende Antwort ist. Darüber hinaus enthalten W-Fragen auch Präsuppositionen, zu denen Antwortende Stellung nehmen können.“<sup>47</sup> Im Gegensatz zu formalisierten Kulturvergleichen im Lehrbuch ist das Tertium Comparationis bei den spontan kulturvergleichenden Fragen nicht immer eindeutig und kann durch die Beteiligten in eine andere Richtung gelenkt werden oder auch ungeklärt bleiben. Wir werden im Folgenden anhand einer exemplarischen Unterrichtssequenz die situative Realisierung einer kulturvergleichenden Kommunikation im Orientierungskurs auf ihre Grundstruktur und ihren interaktiven Ablauf untersuchen. Von Interesse ist dabei erstens die Beschaffenheit des Tertium Comparationis sowie der Vergleichseinheiten, die an ihm gebildet und miteinander relationiert werden.

### 4.3 Grundstruktur und interaktiver Ablauf des spontanen Kulturvergleichs

Die im Folgenden zu analysierende Sequenz stammt aus einem Unterrichtsgespräch des zweiten Tages eines Orientierungskurses in einer Sprachschule.<sup>48</sup> Der Kurs hat acht Teilnehmende und wird von einer Dozentin geleitet, die wir Nancy

nennen wollen.<sup>49</sup> Die vier Männer und vier Frauen im Alter zwischen 19 und 60 Jahren kommen u.a. aus Russland, Eritrea, Sudan, Vietnam und Iran. Alle, bis auf die Männer aus dem östlichen Afrika und Iran sind Migrant\*innen mit einem sicheren Aufenthaltsstatus. Die Beteiligten kennen einander nicht aus vorherigen Kursen. Bei der vorliegenden Sequenz handelt es sich um die Fortsetzung eines Themas vom Vortag. Es geht um die Vielfalt an Lebensformen in Deutschland, die Übung ist Teil des Moduls *Mensch und Gesellschaft*. Nancy wiederholt zunächst noch einmal die Antwort auf die Frage des Vortags, die sie an die Tafel zeichnet: „Was ist eine traditionelle Familie?“ Demnach hätten viele sich die traditionelle Familie so vorgestellt:

Mann + Frau + Kinder 

Nancy bemerkt dann, dass es in Deutschland noch andere Familienformen gäbe und fordert die Teilnehmenden mit der Frage „Welche Formen gibt es noch in Deutschland?“ auf, diese zu benennen. Die Teilnehmenden kommen dieser Aufforderung nach und nennen verschiedene Familienformen, die von Nancy sprachlich korrigiert als „gleichgeschlechtliche Beziehung/Paare mit/ohne Kind“ an der Tafel festgehalten werden. Sie beantwortet die Frage des Teilnehmers Hasib nach der Bedeutung des Worts ‚gleichgeschlechtlich‘ und fordert dann die Teilnehmenden dazu auf, darüber nachzudenken, wie es dazu gekommen ist, dass sich in Deutschland die Familienformen diversifiziert haben, „warum“ also, „dieses klassische Bild anders geworden ist in Deutschland“. Eine Nachfrage des Teilnehmenden Hasib und seine darauf folgende moralisch-wertende Äußerung bezüglich der in Deutschland verbreiteten Praxis nichtehelicher Lebensgemeinschaften („Nur Freunde, das ist falsch.“) wird von Nancy als „nicht verstanden“ kommentiert und von Hasib daraufhin nicht weiterverfolgt. Nancy kommt stattdessen zu ihrer Frage zurück, die sie nun selbst an der Tafel beantwortet: Demnach erodierte das traditionelle Familienmodell aufgrund veränderter gesellschaftlicher (und rechtlicher) Normen, die es erstens Frauen ermöglicht, selbstbestimmt einer Erwerbstätigkeit nachzugehen und die es zweitens verheirateten Paaren erlaubt, sich zu trennen. Nun initiiert Hasib eine

<sup>47</sup> Betz (2017) Diskursmarker, S. 193.

<sup>48</sup> Beobachtungsprotokoll – OK 3 – beobachtet am 07.12.2018.

<sup>49</sup> Alle hier verwendeten Namen sind Pseudonyme.



kulturvergleichende Kommunikation, die allerdings keine Resonanz findet: Er kommt auf die Frage des nichtehelichen Zusammenlebens zurück und möchte zunächst genauer wissen, wie weit diese Lebensform in Deutschland verbreitet ist. Seine Frage nach dem prozentualen Anteil an nicht-verheirateten Paaren kann Nancy nicht beantworten. Hasib wiederholt seine zuvor bereits geäußerte moralische Wertung nichtehelicher Lebensgemeinschaften, relativiert sie jedoch zugleich, in dem er die in Deutschland gültige Normalität von der in muslimischen Ländern gültigen Normalität unterscheidet: „In muslimischen Ländern, das ist falsch. Hier Mädchen und Jungen zusammenleben, aber in muslimischen Ländern nicht.“

An dieser Stelle des Unterrichtsgesprächs dient der seitens eines Kursteilnehmers initiierte Vergleich dazu, die Differenz zwischen normativen bzw. moralischen Orientierungen zu erfassen und ihre jeweilige Gültigkeit einzugrenzen. Das *Tertium Comparationis*, dasjenige Kriterium, welches die zu vergleichenden Einheiten vergleichbar macht, ist hier nicht, wie in der Übung angelegt, Formen des Zusammenlebens allgemein zu behandeln, sondern die Frage, wie und mittels welcher Instanzen Lebensformen ihre soziale Einbettung und Anerkennung erfahren (sollen). Als Einheiten des Vergleichs unterscheidet Hasib Deutschland von muslimischen Ländern. Er relationiert also einen einzelnen Nationalstaat und dessen angenommene kulturelle Verfasstheit mit einer unbestimmten Anzahl an Ländern, die sich seines Erachtens nach im Gegensatz zu Deutschland nicht über eine Nationalkultur, sondern über religiöse Wissenstraditionen definieren und in dieser Hinsicht als gleich angenommen werden können.<sup>50</sup>

Wie zuvor bleibt auch dieser Redebeitrag von Hasib sozial folgenlos, insofern niemand daran

**50** Wir können hier nicht mit Sicherheit sagen, ob die Verwendung des Plurals „muslimische Länder“ beabsichtigt ist oder Hasib hier Plural mit Singular verwechselt. Er verwendet auch an anderer Stelle „muslimische Länder“ in einem Satz im Zusammenhang mit seinem Herkunftsland, in dem der Gebrauch des Singulars naheliegender wäre. Abgesehen davon, dass die Intention des Sprechers nicht allein ausschlaggebend für den sozialen Sinn einer Äußerung ist, könnte die Verwechslung von Singular und Plural, so sie denn vorliegt, dafürsprechen, dass „muslimische Länder“ eine für Hasib eingängigere Vokabel ist, als „muslimisches Land“; die Verallgemeinerung des Muslimischen durch die Verwendung des Plurals hier also offenbar eine diskursive Realität widerspiegelt, in welcher Hasib Deutsch lernt.

anschließt. Auch Nancy reagiert nicht auf ihn, sondern wendet sich an eine andere Teilnehmerin, die unmittelbar im Anschluss an Hasib eine Frage stellt und wissen möchte, ob in Deutschland Männer mehrere Frauen heiraten dürfen. Nancy beantwortet die Frage, und gibt an, dass dieser Fall sehr selten in Deutschland sei und die Deutschen eher monogam lebten. Sie beendet dann den mündlichen Austausch und setzt das Thema mit einer Übung aus dem Lehrbuch fort. Unter der Überschrift „Wie leben die meisten Menschen in Deutschland zusammen?“ sind verschiedene Bilder zu sehen, die unterschiedliche Familienformen repräsentieren sollen. Die Teilnehmenden sollen sich zunächst die Bilder im Lehrbuch ansehen. Dann initiiert Nancy eine für den Orientierungskurs typische kulturvergleichende Kommunikation, die im Unterschied zur vorherigen, von Hasib initiierten, von den Teilnehmenden kooperativ vollendet wird.

*Nancy:* ‚Regenbogenfamilien‘ – Gibt es das in Russland?

*Tatjana:* Nein, nein.

*Nancy:* Wie ist es in Iran?

*Hasib:* Nein, nein.

*Nancy:* Wie ist es in Eritrea oder im Sudan?

*Amjad:* Nicht, auch nicht im Sudan.

Die Grundstruktur des von der Lehrkraft initiierten spontanen Kulturvergleichs im Unterrichtsgespräch folgt einer wiederkehrenden Dramaturgie. Die Lehrkraft greift ein kulturelles Phänomen oder einen normativen Wert aus dem behandelten Themenbereich heraus und fordert die Teilnehmenden dazu auf, diesen auf ihr Herkunftsland zu beziehen. Der Ablauf dieser Sequenzen weist, wie das übrige Unterrichtsgespräch auch, große Ähnlichkeiten zur Didaktik des fragend-entwickelnden Unterrichts auf. Die Lehrkraft hat einen narrativen Plot, den die Teilnehmenden nicht kennen. Sie versucht mit gezielten Fragen das Gespräch in diesen geplanten narrativen Plot zu kanalisieren. Die initiierte Frage beginnt meist mit „Wie ist das in ...“ oder wie im vorliegenden Fall mit „Gibt es das in ...“. Dann werden entweder die Länder nacheinander genannt, die in der Kurskonstellation vertreten sind oder die Teilnehmenden werden einzeln adressiert und sollen Auskunft darüber geben, wie sich der Sachverhalt in „ihrem Heimatland“ verhält. In beiden Fällen werden die Teilnehmenden als Repräsentant\*innen und kulturelle

Expert\*innen des Landes angesprochen, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzen. Sie werden also nicht nach ihren individuellen Erfahrungen und Einschätzungen gefragt, sondern zu pauschalisierenden Äußerungen über die Gepflogenheiten in ‚ihrem‘ Land und damit der Konstruktion einer homogenen Nationalkultur aufgefordert.

Im vorliegenden Fall greift Nancy mit der ‚Regenbogenfamilie‘ zunächst eine Lebensform heraus, die in Deutschland seit einiger Zeit rechtlich möglich ist, jedoch quantitativ im Vergleich mit heterosexueller Elternschaft eher selten vorkommt. Auch wird gleichgeschlechtliche Elternschaft in Deutschland durchaus unterschiedlich bewertet, kann also kaum als uneingeschränkt gesellschaftlich akzeptiert gelten. Gleichzeitig sind mit der Bezeichnung ‚Regenbogenfamilie‘ und den diese Familienform legitimierenden Rechtsnormen bereits bedeutsame Symbole gesellschaftlicher Akzeptanz verbunden. Nancy greift mit anderen Worten aus der Vielzahl von in Deutschland legalen Familienformen eine heraus, deren moralische Legitimität umstritten ist und die quantitativ nicht den Status einer typischen Familienform hat. Sie bekräftigt damit allerdings den Deutungsrahmen, den die Übung im Lehrbuch offeriert, welche eine Klassifikation und visuelle Repräsentanz der Diversität an möglichen Familienformen unter der Überschrift „Wie leben die meisten Menschen in Deutschland zusammen?“ (eigene Hervorhebung) herstellt. Demnach gibt es neben der traditionellen auch modernisierte Familien, „Neue Eltern“ und Gemeinschaften sowie Kinderlose.<sup>51</sup>

Betrachten wir die Struktur des Vergleichs nun etwas genauer. Wie ist ihr interaktiver Verlauf, welche Einheiten werden unter der Annahme der Vergleichbarkeit und Differenz miteinander relationiert und was wird als Tertium Comparationis eingeführt? Zunächst fällt auf, dass Nancy mit „Gibt es das in ...“ eine geschlossene Frageform wählt, die einen differenzierten Vergleich zwischen Familienformen in verschiedenen Ländern ausschließt. Die gesamte Sequenz enthält drei „Gibt es ...“-Fragen, deren Dramaturgie Auskunft über ihren narrativen Plot geben. Die erste bezieht sich auf die Existenz einer bestimmten Lebensform, die zweite und dritte auf die morali-

sche Bewertung bzw. Bestrafung von Frauen, die gegen Traditionen verstoßen.

Statt die Vielfalt an Lebensformen in Deutschland mit jener in den Herkunftsländern der Teilnehmenden oder der den Teilnehmenden persönlich bekannten Lebensformen zu vergleichen, sollen die Befragten zunächst Auskunft darüber geben, ob es in dem jeweiligen Land die Familienform ‚Regenbogenfamilie‘ gibt. Auffällig ist hier, dass Nancy nicht fragt, ob es gleichgeschlechtliche Paare gibt, die gemeinsam Verantwortung für ein Kind übernehmen, sondern ganz explizit den ausschließlich in Deutschland bekannten Begriff ‚Regenbogenfamilie‘ verwendet. Diese Frage können und müssen die Teilnehmenden einhellig mit einem eindeutigen und teilweise durch Wortwiederholung bekräftigten ‚Nein‘ beantworten. Es ist zu vermuten, dass diese Antwort von Nancy erwartet wurde, zumindest bedarf sie offensichtlich keiner weiteren Erläuterung. Der Kommentar der Teilnehmerin Tatjana, die mit der Bemerkung, dass Frauen immer der Kopf der Familie seien (sie bezieht sich hier vermutlich auf russische Familien) einen anderen Aspekt zum Thema Familienformen einbringen möchte, wird nicht aufgegriffen. Stattdessen will Nancy daraufhin von Tatjana wissen, ob positiv oder negativ über Frauen gesprochen wird, die zum zweiten Mal heiraten, was Tatjana mit „negativ“ beantwortet. Daran schließt Nancys dritte Frage, die sich diesmal an Hasib richtet:

*Nancy:* Dürfen Menschen ein Kind bekommen, ohne verheiratet zu sein?

*Hasib:* Ich verstehe nicht.

*Nancy:* Gibt es ein Gesetz, welches – danach erlaubt ist, Kinder ohne Ehe zu haben?

*Hasib:* Nein, aber manchmal bekommt eine Frau ein Kind ohne Heirat. Danach heiraten.

*Nancy:* Muss sie ins Gefängnis oder muss sie sterben? Wenn sie ein Kind hat.

*Hasib:* Sie hat dann Probleme [Pause] das weiß ich nicht.

Auch diese Fragesequenz folgt dem gleichen Muster. Sie beginnt mit einer geschlossenen Frage, die mit „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten ist und sie geht von einer in Deutschland existierenden Norm aus, die daraufhin befragt wird, ob sie in Iran auch vorhanden ist. Interessant ist nun der weitere Verlauf der Gesprächssequenz. Anders als Tatjana zeigt Hasib nicht das von ihm erwartete

<sup>51</sup> Vgl. Butler/Würtz/Kotas et al. (2017) 100 Stunden Deutschland, S. 19.

Antwortverhalten. Zunächst weist er die Frage als „nicht verstanden“ zurück, so wie es Nancy zuvor mit seiner Frage getan hatte. Anders als Hasib zuvor gibt aber Nancy an dieser Stelle nicht auf, sondern paraphrasiert ihre Frage in einer weiteren „Gibt es ...“-Frage. Hasib kommt nun der Aufforderung nach und antwortet gemäß der geschlossenen Frage (und vermutlich auch der Erwartung der Lehrkraft) mit „Nein“, schränkt dieses „Nein“ jedoch ein, indem er ein „Aber“ hinzufügt. Demnach kommt es durchaus vor, dass unverheiratete Frauen Kinder bekommen, sie heiraten dann aber nach der Geburt. Diese Antwort scheint für Nancy nicht befriedigend zu sein, weshalb sie eine weitere Frage anschließt, die diesmal die Form einer Alternativfrage hat. Sie bietet Hasib zwei Antwortmöglichkeiten, zwischen denen er wählen kann, beide Antworten unterstellen eine grundsätzliche Strafbarkeit und massive Strafverfolgung nichtehelicher Mutterschaft in Iran: Freiheitsberaubung oder Tod. Hasib kann diese Frage im Horizont der angebotenen Antwortmöglichkeiten nicht beantworten. Er bietet eine dritte Alternative an, welche die Vermutung der Strafbarkeit und Strafverfolgung nicht bestätigt, wohl aber nichteheliche Mutterschaft als für die Betroffene problematische Lebenssituation bezeichnet.

Hasib bringt in dieser Gesprächssequenz ein Normalitätsverständnis zum Ausdruck, das sich von jenem unterscheidet, welches Nancy als in Deutschland realisiertes, jedoch im Prinzip universell gültiges annimmt. Hasib sagt, das kommt schon vor, dass Frauen in Iran ein Kind bekommen, ohne verheiratet zu sein, aber es steht für ihn ganz außer Frage, dass die Frau, wenn sie ein Kind hat, heiraten wird. Es ist also gar nicht vorgesehen und erscheint ihm auch einigermaßen unvorstellbar, dass man als Frau in Iran auf die Heirat verzichten würde, wenn man ein Kind bekommen hat. Hasib spricht also von einer gesellschaftlichen Konvention, von einer als kollektiv geteilt angenommenen moralischen Auffassung darüber, dass es richtig ist, verheiratet zu sein, wenn man Kinder hat und falsch, wenn man unverheiratet Kinder hat oder zusammenlebt (wie er zu einem früheren Zeitpunkt zu verstehen gab). Nancy hingegen geht von einer als kollektiv geteilt angenommenen moralischen Auffassung aus, dass individuelle Freiheitsrechte über allem anderen stehen, aus welchen sich

ableiten lässt, dass Frauen sich individuell für ein Kind und gegen eine Heirat aussprechen können. Sie nimmt weiter an, dass diese individuellen Freiheitsbestrebungen in allen Menschen, auch in Iran vorhanden, dort aber staatlich unterdrückt und gesetzlich sanktioniert werden.

Befragt auf das Tertium Comparationis und die von den Beteiligten angenommenen Vergleichseinheiten lässt sich an dieser Gesprächssequenz zwischen Nancy und Hasib Folgendes feststellen. Die Vergleichseinheiten Deutschland und Iran werden von Nancy eingeführt und von Hasib widerspruchlos angenommen. Was aber ist das Tertium Comparationis in diesem Fall und wie wird es gebildet? Mit der Frage nach der rechtlichen Möglichkeit zur nichtehelichen Mutterschaft in Iran und der Art der daran anschließenden Folgefragen nach dem Strafmaß macht Nancy deutlich, dass sie davon ausgeht, in Iran stehe nichteheliche Mutterschaft unter schwerer Strafe. Sie stellt damit einen Kontrast zur gesellschaftlichen Situation in Deutschland her. Den Teilnehmenden waren ja zuvor durch die Darstellung im Lehrbuch nichteheliche, ebenso wie alleinerziehende Elternschaft als mögliche und gesellschaftlich etablierte Lebensformen vorgestellt worden. In diesem kontrastierenden Vergleich wird nun durch die spezifische Dramaturgie der Fragen das Vergleichskriterium ‚Lebensformen‘ aus dem Lehrbuch im Unterrichtsgespräch in ‚Frauenrechte‘ transformiert. Bereits die Frage an Tatjana fokussierte auf die Situation von Frauen in deren Herkunftsland. Auf diese Weise stützt Nancy ihren mittels fragend-entwickelnder Gesprächsführung entfalteten narrativen Plot, den man als ‚Modernisierungsnarrativ‘ bezeichnen und wie folgt zusammenfassen kann: In Deutschland herrschte früher ein traditionelles Familienmodell vor, das die persönlichen Freiheits- und Entfaltungsrechte stark einschränkte, was insbesondere zu Lasten der Frauen ging. Dieses hat sich aber inzwischen gewandelt, so dass Deutschland zu einem Land geworden ist, in dem individuelle Freiheitsrechte, Gleichberechtigung und Toleranz gegenüber anderen Lebensformen sich als moralische Grundwerte etabliert haben. Der Kulturvergleich dient hier dazu, die Fortschrittlichkeit und Attraktivität der für Deutschland als maßgeblich angenommenen moralischen Grundwerte und Lebensweisen zu unterstreichen. Die Teilnehmenden werden dann durch spezifische Fragen ange-

leitet, Defizite in ihrem Herkunftsland festzustellen und die als eigen zugeschriebene bzw. reklamierte Herkunftskultur gegenüber der deutschen Zielkultur als minderwertig zu ‚erkennen‘. Das Tertium Comparationis ist hierbei allerdings kein Drittes, vor dem die Lebensweisen hier und dort vergleichbar würden, sondern es werden Begriffe universalisiert, die an der gesellschaftlichen Erfahrung der Zielkultur gebildet wurden und diese zum Vergleichsmaßstab erklären. Es handelt sich hierbei nicht um einen Vergleich im eigentlichen Sinne, sondern um ein Wechselspiel zwischen „Nostrifizierung“, der „Aneignung des Anderen nach eigenem Maß“<sup>52</sup> und „Othering“, der Konstruktion des ‚Anderen‘ als Prozess des „Different-Machens.“<sup>53</sup> Damit wird unterstrichen, „dass die Markierung der ‚Anderen‘ mit der Etablierung der dominanten Position der ‚Normalen‘ einhergeht.“<sup>54</sup> Um diese Unterschiede und Gegenüberstellungen zwischen ‚Wir‘ und ‚Ihr‘ zu erklären, werden die Kursteilnehmenden ‚geandert‘, es wird ihnen mithin „kulturelle Andersheit und/oder defizitäre Eigenschaften individuell wie kollektiv zugeschrieben“.<sup>55</sup>

#### 4.4 Zusammenfassung: Funktionen und invektive Qualitäten des Kulturvergleichs

Wir haben in diesem Beitrag den Kulturvergleich im Orientierungskurs als kommunikative Gattung auf seine außen- und binnenstrukturellen Merkmale und Variationen beschrieben und seine situative Realisierung exemplarisch in Augenschein genommen, um den Vergleichsvorgang und die jeweils eingeführten Tertia Comparationis zu bestimmen. Dabei konnten Einblicke in das kulturelle Wissen gewonnen werden, welches sich im Kulturvergleich als kommunikativer Gattung sedimentiert. Ebenfalls konnte nachvollzogen werden, wie sich dieses Wissen im Unterrichtsgespräch aktualisiert und mit sozialstrukturellem Ordnungswissen verknüpft. Während sich die narrativen Plots von Lehrkraft zu Lehrkraft unterscheiden mögen, so lässt sich doch eine

übereinstimmende Grundstruktur ausmachen. Wir können damit mit relativ großer Sicherheit sagen, dass es sich bei der am exemplarischen Fall rekonstruierten Herstellung einer asymmetrischen Vergleichskonstellation zwischen abgewerteter Herkunfts- und aufgewerteter Zielkultur um ein ordnungskonstitutives Muster handelt, dass den Kulturvergleich im Orientierungskurs entgegen seiner erklärten didaktischen Zielsetzung zu einer invektiven Gattung macht. Seine konstitutive Bedeutung wird in der Häufigkeit seines Vorkommens und in der wiedererkennbaren Musterhaftigkeit seines Ablaufs deutlich. Darüber hinaus findet sie sich in metainvektiven Äußerungen von Teilnehmenden bestätigt.<sup>56</sup>

Der Kulturvergleich im Orientierungskurs kann folglich als invektive Gattung begriffen werden, insofern Kulturen primär als territorial in Staatswesen verfasste Nationalkollektive definiert werden, welche durch spezifische Vergleichsoperationen einander asymmetrisch zugeordnet werden. Dabei werden primär kulturelle Differenzen und kaum Gemeinsamkeiten thematisiert. Die Zielkultur wird mittels maximal kontrastierender und nostrifizierender Vergleiche als von der Herkunftskultur stark verschieden und ihr gleichzeitig überlegen hergestellt. Die Analyse hat gezeigt, dass die Teilnehmenden in der kulturvergleichenden Kommunikation nicht als Individuen, sondern als „Exemplare“<sup>57</sup> der ihnen zugeschriebenen Herkunftskultur angesprochen werden, für die sie gleichzeitig als auskunftspflichtig und -fähig gelten. Nicht ihre durch Sozialisation und im Lebenslauf erworbenen individuellen Erfahrungen stellen

**56** Hierzu ein Beispiel aus einem anderen Orientierungskurs: In einer Übung sollten die Kursteilnehmenden eine Situation daraufhin bewerten, ob sie zu den Grundwerten Demokratie und Rechtsstaat passt. In dem Fallbeispiel hatte ein fiktiver Bundespräsident seine Position dazu missbraucht, seinem Neffen eine Stelle zu verschaffen, die dieser ohne die Intervention seines Onkels nicht bekommen hätte. Die Lehrkraft initiierte eine kulturvergleichende Diskussion mit der Frage: „Passiert das in eurem Heimatland?“ Reihum bestätigten die Teilnehmenden, dass dies in ihrem Heimatland sicher vorkomme, einer vermutete gar, dies würde für jedes Land gelten. Daraufhin widersprach ein Teilnehmender, in dem er Deutschland von dieser Regel ausnahm („Ja, außer in Deutschland“). Seine Aussage markierte er gestisch als ironischen Kommentar und unterstrich ihren spielerischen Charakter mit Lachen. Er gab damit zu erkennen, dass er die invektiven Konstitutionsmerkmale des Kulturvergleichs im Orientierungskurs durchschaut.

**57** Hirschauer/Boll (2017) *Un/doing Differences*, S. 42.

**52** Matthes (1992) *Operation "Vergleichen"*, S. 84.

**53** Castro Varela/Dhawan (2015) *Postkoloniale Theorie*, S. 164.

**54** Ivanova (2016) *Umgang der Migrationsanderen*, S. 42.

**55** Kunz (2016) *Ungleichheit*, S. 251.



die Referenz für den Vergleich dar. Vielmehr werden die Teilnehmenden aufgefordert, national-kulturelle Standards zu konstruieren. Dabei müssen sie auf stereotypes Fremdwissen über ‚ihr‘ Land bzw. ‚ihre‘ Kultur bezugnehmen, welches in der kulturvergleichenden Operation von Lehrkräften und anderen Teilnehmenden herangezogen wird.

Wir haben schließlich festgestellt, dass diese Praxis vom fremdsprachendidaktischen Konzept des wertfreien Kulturvergleichs abweicht. Damit ist jedoch das Ziel dieses Beitrags noch nicht erreicht. Unser primäres Anliegen besteht nicht darin, die gängige Praxis zu kritisieren oder zu problematisieren. Vielmehr wollen wir nun abschließend eine These zu der Frage formulieren, welche Probleme die kommunikative Gattung des Kulturvergleichs im Orientierungskurs löst. Diese Frage führt zurück zu den eingangs identifizierten Spannungsmomenten zwischen den didaktischen Leitlinien denen der Orientierungskurs folgt und seiner integrationspolitischen Funktion. Wir nehmen an, dass mit der Herstellung von asymmetrischen Kontrasten zwischen Herkunfts- und Zielkultur die Lehrkräfte das Problem lösen, das sich aus dem Verbot der Indoktrination einerseits und dem Auftrag zur Wertebildung andererseits ergibt. Die Teilnehmenden dürfen also in den Kursen nicht explizit dazu aufgefordert werden, ein positives Verhältnis zum deutschen Staat zu entwickeln, sie werden stattdessen dazu gebracht, die Wissenstraditionen und Werteorientierungen, die sie im bisherigen Lebenslauf erworben haben, durch die nostrifizierenden Augen der Zielkultur neu zu bewerten, wobei der Vergleich so angelegt ist, dass erstens die individuelle Erfahrung durch Stereotypen ersetzt wird und zweitens die Bewertung immer zugunsten der Zielkultur ausfällt.

Die Ergebnisse unserer bisherigen Analyse zeigen, dass der Kulturvergleich als invektive Gattung eine wichtige Funktion im Orientierungskurs hat. Dabei zeigen sich in den Kurskonstellationen durchaus Unterschiede, die in der weiteren Analyse näher in Augenschein genommen werden müssen. Welche Möglichkeiten des Widerspruchs oder des Widerstands haben etwa die Kursteilnehmenden? Welche unterschiedlichen narrativen Plots verfolgen die Lehrkräfte und inwieweit spiegeln diese die Vielfalt an Wissenstraditionen und moralischen Orientierungen innerhalb Deutschlands wider? Welche Bedeutung hat dabei das korrektive Feedback, das als typisches kom-

munikatives Muster des Fremdsprachenunterrichts auch im Orientierungskurs prominent ist, hier jedoch in Verbindung mit der Vermittlung von kulturellem Wissen auftritt? Für die Beantwortung der Frage, mit welchen institutionellen und kommunikativen Mitteln die Tradierung und Kanonisierung von Wissenstraditionen unter der Bedingung von sozialer Heterogenität und kultureller Diversität organisiert wird, ist der Orientierungskurs in jedem Fall ein aufschlussreiches Forschungsfeld.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- BAMF (2017, April): Curriculum für einen bundesweiten Orientierungskurs. URL: [https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Integration/Integrationskurse/Kurstraeger/KonzepteLeitfaeden/curriculum-orientierungskurs-pdf.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Integration/Integrationskurse/Kurstraeger/KonzepteLeitfaeden/curriculum-orientierungskurs-pdf.pdf?__blob=publicationFile) (letzter Zugriff: 31.12.20).
- Butler, Ellen/Würtz, Helga W./Kotas, Ondřej et al. (2017): 100 Stunden Deutschland – Orientierungskurs Politik, Geschichte, Kultur. Kurs- und Übungsbuch mit Audios online. Stuttgart: Klett.
- Schote, Joachim (2017): Orientierungskurs. Grundwissen Politik, Geschichte und Gesellschaft in Deutschland. Berlin: Cornelsen.

### Forschungsliteratur

- Abu-Lughod, Lila (1991): Writing Against Culture. In: Fox, Richard (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe: School of American Research Press, S. 137–162.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bergmann, Jörg R./Luckmann, Thomas (1995): Reconstructive Genres of Everyday Communication. In: Quasthoff, Uta M (Hg.): Aspects of Oral Communication. Berlin: De Gruyter, S. 289–304.
- Betz, Emma (2017): Diskursmarker aus konversationsanalytischer Sicht: Prosodisch integriertes ja am Beginn von responsiven Turns. In: Hardarik Blühdorn, Hadarik/Arnulf Deppermann, Arnulf/Helmer, Henrike/Spranz-Fogasy, Thomas (Hgg.): Diskursmarker im Deutschen Reflexionen und Analysen. Göttingen: Verlag für Gesprächsforschung, S. 183–205.
- Bollig, Michael (2003): Interkulturelle Vergleichsverfahren. In: Beer, Bettina/Fischer Hans (Hgg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. Berlin: Reimer, S. 391–412.
- Castro Varela, María do Mar./Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. 2.,

- vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bielefeld: transcript.
- Chen, Eva V. (2013): Das Eigene und das Fremde? In: Magali, Moura/Chen, Eva V. (Hgg.): Kulturdidaktik im Unterricht Deutsch als Fremdsprache: Facetten der Vermittlung von Kultur und Landeskunde. Rio de Janeiro: APA Rio.
- Clifford, James/Marcus, George E. (1986): *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography* Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Dirim, İnci/Wegner, Anke (2018): Normative Grundlagen und reflexive Verortungen im Feld DaF\_DaZ\*. Leverkusen-Opladen/Berlin: Budrich.
- Ellerbrock, Dagmar/Koch, Lars/Müller-Mall, Sabine/Münkler, Marina/Scharloth, Joachim/Schrage, Dominik/Schwerhoff, Gerd (2017): Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur und Sozialwissenschaften. In: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2/1, S. 2–24.
- Fornoff, Roger (2018): Migration, Demokratie, Werte: Politisch-kulturelle Bildung im Kontext von Deutsch als Zweitsprache. Göttingen: Universitätsverlag.
- Gehring, Wolfgang (2018): Fremdsprache Deutsch unterrichten: Kompetenzorientierte Methoden für DaF und DaZ. Oldenburg: UTB.
- Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994): „Forms are the food of faith“: Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46/4, S. 693–723.
- Haase, Peter/Höllner, Michaela (2017): Kulturelles Lernen im DaF/DaZ-Unterricht. Göttingen: Universitätsverlag.
- Hirschauer, Stefan/Boll, Tobias (2017): Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit In: Hirschauer, Stefan/Boll Tobias (Hg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 29–54.
- Hu, Adelheid: Art. ‚Kulturvergleich‘. In: Barkowski, Hans/Krumm, Hans-Jürgen (Hgg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen: Francke 2010, S. 178.
- Ivanova, Michela (2017): Umgang der Migrationsanderen mit rassistischen Zugehörigkeitsordnungen. Strategien, Wirkungsweisen und Implikationen für die Bildungsarbeit. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Knoblauch, Hubert/Luckmann, Thomas (2003): Gattungsanalyse. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hgg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 538–546.
- Kunz, Thomas (2016): Ungleichheit. In: Mecheril, Paul (Hg.): *Handbuch Migrationspädagogik*. Weinheim, Basel: Beltz, S. 243–260.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft* 27, S. 191–211.
- Luckmann, Thomas (1992): Einleitung zu 'Rekonstruktive Gattungen'. Konstanz, Fachgruppe Soziologie: Manuskript.
- Matthes, Joachim (1992): The Operation Called "Vergleichen". In: Matthes, Joachim (Hg.): *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*. Göttingen: Schwartz, S. 75–99.
- Mecheril, Paul (2003): *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.
- Ott, Josephine (2020): Arbeitspapier des SFB 1285: ‚Invektivität und Interkulturalität‘. Konzeptionelle Überlegungen und eine annotierte Literaturliste. Dresden. URL: [https://tud.qucosa.de/landing-page/https%3A%2F%2Ftud.qucosa.de%2Fapi%2Fqucosa%253A72010%2Fmets%2F/\(22.10.2021\)](https://tud.qucosa.de/landing-page/https%3A%2F%2Ftud.qucosa.de%2Fapi%2Fqucosa%253A72010%2Fmets%2F/(22.10.2021)) (letzter Zugriff 31.12.20).
- Thomas, Alexander (Hg.) (1993): *Kulturvergleichende Psychologie. Eine Einführung*. Göttingen: Hogrefe.
- Weimann, Gunther/Hösch, Wolfram (1993): *Kulturverstehen im Deutschunterricht. Ein Projekt zur Lehrerfortbildung. Informationen Deutsch als Fremdsprache* 20/5, S. 514–523.
- Zeuner, Ulrich (2017): *Landeskunde und interkulturelles Lernen. Eine Einführung*. Dresden. URL: [https://tu-dresden.de/gsw/slk/germanistik/daf/ressourcen/dateien/materialien/zeuner/zeuner\\_reader\\_landeskunde.pdf?lang=de](https://tu-dresden.de/gsw/slk/germanistik/daf/ressourcen/dateien/materialien/zeuner/zeuner_reader_landeskunde.pdf?lang=de) (letzter Zugriff: 22.10.2021).

---

## Artikel

Anja Lobenstein-Reichmann\*

# **„Rasse“ – zur sprachlichen Konstruktion einer Ausgrenzungsstrategie**

**Abstract:** Racism is a social practice not only of present days. It has a long tradition. Regarding the history of racism, it is obvious that its concept is not based on biological knowledge and perception. Quite the contrary, it is the result of a verbal and social construction that appeared in the 18th century at the latest. This article focuses on the way this construction was and still is implemented in discourses of modern societies. Especially "degradation ceremonies" (Garfinkel, below) will be taken into account when observing historical examples.

**Keywords:** Rassismus, Begriffsgenese, Präsuppositionen des Rassismus, Ausgrenzungsstrategien – racism, the development of the concept, presuppositions, degradation ceremonies

\***Prof. Dr. Anja Lobenstein-Reichmann**, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen / Karls-Universität Prag, Professorin für Germanistische Linguistik unter besonderer Berücksichtigung der Sprachgeschichte und der Variationslinguistik, anja.lobenstein-reichmann@mail.uni-goettingen.de

## 1 Einführung

Im Jahre 1890 schrieb William James, einer der Begründer der modernen Psychologie:

A man's Social Self is the recognition which he gets from his mates. We are not only gregarious animals, liking to be in sight of our fellows, but we have an innate propensity to get ourselves noticed, and noticed favorably, by our kind. No more fiendish punishment could be devised, were such a thing physically possible, than that one should be turned loose in society and remain absolutely unnoticed by all the members thereof. If no one turned round when we entered, answered when we spoke, or minded what we did, but if every person we met 'cut us dead', and acted as if we were non-existing things, a kind of rage and impotent despair would ere long well up in us, from which the cruellest bodily tortures would be a relief; for these would make us feel that, however bad might be our plight, we had not sunk to such a depth as to be unworthy of attention at all. Properly speaking, a man has as many social selves as there are individuals who recognize him and carry an image of him in their mind. To wound any one of these his images is to wound him.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> James (1890) Principles of Psychology, S. 293.

Was James hier beschreibt, ist mit wenigen Worten zusammengefasst das, was Menschen erleben, wenn man sie sozial ausgrenzt.<sup>2</sup> Statt von den Anderen wohlwollend gesehen zu werden („to be in sight of“ oder „to be noticed“), bleiben sie verlassen und unbeachtet („to be turned loose“ oder „to remain unnoticed“), ohne Antwort und werden ganz aus der Kommunikation ausgeschlossen, geschnitten von den Anderen, was mit der englischen Phrase „cut us dead“ bereits in der Metapher die gesellschaftliche Vernichtung andeutet, die darauf folgt. Wenn James von „bodily torture“ schreibt, davon, dass Ausgrenzung verletzt („to wound“), so meint er das nicht nur metaphorisch. Tatsächlich weiß man heute, dass die Schmerzzentren des menschlichen Gehirns nicht nur dann

<sup>2</sup> Man muss mit den Wirkungen beginnen, um den Begriff, in diesem Fall den der Ausgrenzung, verstehen zu können. So definiert Charles Sanders Peirce, der Begründer der modernen Pragmatik: „Überlege, welche Wirkungen, die denkbarerweise praktische Bezüge haben könnten, wir dem Gegenstand unseres Begriffs in Gedanken zukommen lassen. Dann ist unser Begriff dieser Wirkungen das Ganze unseres Begriffs des Gegenstandes“ (Peirce [1985] Über die Klarheit unserer Gedanken, S. 33).



reagieren, wenn körperlicher Schmerz zugefügt wird, sondern auch dann, wenn Menschen sozial ausgegrenzt oder gedemütigt werden.<sup>3</sup>

In der mittlerweile recht bekannten psychologischen Studie von Eisenberger, Lieberman und Williams aus dem Jahr 2003 mit der Frage im Titel *Does rejection hurt?*,<sup>4</sup> liegt eine Versuchsperson in einem Gehirns scan und spielt mit zwei anderen zusammen Cyberball am Computer. Zu Beginn des Spiels werfen sich alle drei Mitspieler gegenseitig die Bälle zu. Doch nach einigen Minuten hören Spieler 1 und 3 plötzlich auf, ihrem Mitspieler die Bälle zuzuwerfen. Spieler 2 wird ignoriert und vom Spiel ausgeschlossen. Er wird ausgegrenzt. Erstaunlich ist, was im Scan einer so behandelten Person zu erkennen ist. Sofort sind im anterioren cingulären Kortex, dem Bereich der Großhirnrinde, in dem körperliche Schmerzempfindungen sichtbar werden, Reaktionen messbar. Man sieht deutlich, dass soziale Ausgrenzung wie körperlicher Schmerz verarbeitet wird und somit messbar ist. Lieberman ging noch weiter. Er versuchte, diesen Ausgrenzungsschmerz mit einem gewöhnlichen Schmerzmittel wie Paracetamol zu behandeln, und siehe da: Es half. Es wäre daher juristisch zu überprüfen, ob Ausgrenzungsgewalt wie körperliche Gewalt behandelt werden sollte – Rassismus als Körperverletzung. Denn die Schmerzerfahrung rassistischer Ausgrenzung wird systematisch doppelt erlebt, als physische wie als psychische Gewalt. Gegen beide, oft kaum zu trennende und sich gegenseitig bedingende Formen der Gewalt- und Schmerzerfahrung, wehren sich die weltweiten Antirassismusbewegungen, wie sie sich z.B. zuletzt nach dem Mord an George Floyd durch einen Polizisten am 25.05.2020 in Minneapolis als ‚Black-Lives-Matter-Bewegung‘ formiert hat.

Die moderne Hirnforschung jedenfalls bestätigt, was menscheits-, religions-, sozial- und moralgeschichtlich weitgehend Konsens ist: Der Mensch ist ein Zoon politikon, ein Ens sociale, ein auf Sozialität und Gemeinschaft angewiesenes und nach Gemeinschaft strebendes Wesen. Zwischenmenschliche Anerkennung und gesellschaftliche Wertschätzung sind für ihn, und das heißt,

für alle Menschen lebens- gar überlebenswichtig.<sup>5</sup> Nur in der leibseelischen Reziprozität, der kommunikativen Wechselseitigkeit und Responsivität<sup>6</sup> mit Anderen erfährt der Mensch seine lebensantreibende, motivierende Anerkennung, aber eben auch das genaue Gegenteil, den aggressiv-zerstörenden Akt der Demütigung, Ausgrenzung, und damit der sozialen Vernichtung. Zu den bereits genannten Wirkungen der Ausgrenzung Wut und Verzweiflung (wie James oben: „a kind of rage and impotent despair“), kommt ein weiterer Affekt hinzu. Der Talmud warnt: „Jeder, der das Gesicht seines Gefährten vor den Vielen erleichen lässt, ist, als ob er Blut vergieße“.<sup>7</sup> ‚Erleichen‘ als somatischer Ausdruck des Affektes Scham offenbart für jedermann sichtbar, dass ein Mensch auf kommunikative Akte reagiert, mit denen seine soziale Bleibe innerhalb der Gemeinschaft in Frage gestellt wird. ‚Erleichen‘, ‚rot werden‘, ‚im Boden versinken‘, ‚vor Scham sterben wollen‘ sind Schamreaktionen. So wie ihm scheinbar das Blut entweicht, bleibt dem so Angesprochenen und so in Frage Gestellten oft nur noch als mögliche Reaktion, sich schamvoll vor den Anderen, vor sich selbst in sich zurückzuziehen. Scham setzt zwar das Gesehenwerden voraus, aber das Nichtgesehenwerden als Ergebnis des Wegschauens der Anderen wiegt im Selbstbild ebenso schwer.

Rassistische Diskriminierung lebt vom Doppelspiel des sehenden und gleichzeitig wegschauenden Blickes. Sie ist ein von anderen Menschen vollzogener Akt der vernichtenden Beschämung. Scham ist ein relationaler Beziehungsaffekt zur Regulierung des Innenlebens wie des Soziallebens, eine zentrale Schnittstelle zwischen mir und den Anderen. Sie betrifft die physische wie psychische Intimsphäre von Menschen (von der Selbstwertschätzung bis hin zur Selbstverachtung) wie seine Sozialität mit Anderen, sein soziales Ansehen oder seinen Status innerhalb einer Gemeinschaft. Grundlage für Scham ist das (nicht selten plötzlich aufkommende) Bewusstsein, „durch bestimmte Handlungen oder Äußerungen sozialen Erwartungen nicht entsprochen bzw. gegen wichtige Normen und Wertvorstel-

<sup>3</sup> Vgl. dazu Bauer (2011) Schmerzgrenze.

<sup>4</sup> Eisenberger/Lieberman/Williams (2003) *Does rejection hurt?*, S. 290–292.

<sup>5</sup> Bauer (2006) *Prinzip Menschlichkeit*, S. 21. Vgl. außerdem Honneth (2005) *Verdinglichung*, S. 22; 42f.

<sup>6</sup> Waldenfels (2007) *Antwortregister*, S. 320–336.

<sup>7</sup> Mayer (Hg.) (1980) *Der Talmud*, S. 58b.

lungen verstoßen zu haben“.<sup>8</sup> Man schämt sich also, weil man aufgrund sozialer Konventionen das Gefühl hat, etwas falsch gemacht zu haben. Oder eben, weil man von Anderen vermittelt bekommt, dass man etwas falsch gemacht hat, da es deren Norm nicht entspricht. Die Identität eines so angesprochenen Menschen erhält Brüche, sein Selbstwertgefühl wird herabgesetzt, er kann, wie es bei Diskriminierungs- und Mobbingfällen täglich erlebt wird, sein gesamtes Leben in Frage stellen und sich am Ende sogar töten, wenn er nicht an den Folgeerkrankungen von Isolation und Demütigung eines langsamen oder vielleicht sogar eines plötzlichen Todes stirbt. Es ist wohl ebenfalls nicht nur metaphorisch gemeint, was im Traktat *Von dem leben und sitten der heydnischen maister* aus dem Jahr 1490 berichtet wird: „Dieweil aber er gar eins schämigen gemüts wz vn geleich als er mit eym vergüfften pfeil der verschmähung geschossen wär / außschwadmet er sein sel zum tod“.<sup>9</sup> ‚To cut somebody dead‘ oder ‚sich zu Tode schämen‘ ist ein Sprachgebrauchsmuster, das spezifische Erfahrungen erfasst. Es ist die Beschreibung eines Selbstgefühls, aber eben auch, wie im Beleg eines Gesangbuchs aus dem Jahre 1631, eine unmissverständliche Aufforderung durch einen ungenannten, aber das Normenkollektiv vertretenden Anderen: „darob sich billich ein jedes Menschlichs Hertz [...] zu tod schämen solt“.<sup>10</sup>

Scham- und Anerkennungsgefühle, die negative wie die positive Resonanz des Menschen werden in der Regel durch sprachliche Äußerungen Anderer evoziert und provoziert, das heißt im wörtlichen Sinne von ‚provocare‘ durch die Ansprache Anderer hervorgerufen. Damit wird deutlich, was Sprache und Sprechen der Menschen mit Ausgrenzung und Rassismus zu tun haben. Sprache ist der Ort der Selbst-Verortung sowie der Fremdverortung. Verortungen sind in einem soziologischen wie in einem psychologischen Sinne fundamentale Sprechakte. In ihnen wird die Identität einer Person konstituiert und die soziale Bleibe eines Menschen kommunikativ

ausgehandelt. Dies geschieht nicht einmalig und gleichsam für immer, sondern immer wieder neu, mit jedem Sprechen und jeder Begegnung, oder wie der französisch-litauische Philosoph Emmanuel Lévinas es ausdrückt: mit der „Berührung des Sagens“, mit jeder „Ausgesetztheit gegenüber einem Anderen“.<sup>11</sup>

Besonders verletzlich ausgesetzt ist man dem Anderen, der ein Zweiter, auch ein kollektiver Anderer sein kann, wenn man, so Goffman,<sup>12</sup> erstens durch spezifische körperliche Merkmale gekennzeichnet ist, die sozial zur Stigmatisierung dienen können (z.B. durch eine Behinderung, ein nicht der Norm entsprechendes Aussehen, sei es nach einer Entstellung nach einem Unfall oder in bestimmten Kulturen durch die Haarfarbe rot). Zweitens kann ein Persönlichkeitsmerkmal, das von der Mehrheitsgesellschaft als ‚individueller Charakterfehler‘ beurteilt wird, zur Angriffsfläche dienen. Das kann die verletzende Ausgrenzung von Homosexuellen sein, aber auch Menschen angehen, die wegen Suchtproblemen, Vorstrafen oder Arbeitslosigkeit am sozialen Rand der Gesellschaft stehen. Die Betroffenen des dritten Typus werden nicht individuell, sondern pauschal aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe verletzt. Das ihnen aufgeprägte Stigma, wie Goffman diese Art Zugehörigkeits- oder Geburtsmarkel nennt, wird in der Regel transgenerational, wie er schreibt, „von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben“<sup>13</sup> und basiert auf der Zugehörigkeit zu Kategorisierungen wie ‚Rasse‘, ‚Nation‘ oder ‚Religion‘.<sup>14</sup>

Wenn also das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, gesellschaftskategorisch in ein prinzipielles Falschsein der Person, übergeht, weil man zu einer Gruppe gehört, die den behaupteten gesellschaftlichen Normen gemäß, das heißt dem, was im üblichen Sprachgebrauch als normal, üblich und richtig bezeichnet wird, als defizitär markiert wird, dann geht die individuelle Abwertung und Ausgrenzung in eine kollektive über, dann kann man von sozialer Diskriminierung sprechen. Diese trifft zwar den Einzelnen in

**8** Straus (1960) Scham, S. 10.

**9** Sorg (1490) Das buoch von dem leben, fol. 23v. Übersetzung: "Da er eines beschämten Gemütes war und gleich als wäre er mit einem vergifteten Pfeil der Verschmähung erschossen worden, atmet er seine Seele zum Tode aus."

**10** Kehrein (1965) Gesangbücher 1, S. 89.

**11** Lévinas (2011) Jenseits des Seins, S. 190.

**12** Goffman (2002) Stigma, S. 12f.

**13** Goffmann (2002) Stigma, S. 13.

**14** Siehe auch Lobenstein-Reichmann (2008b) Houston Stewart Chamberlain; außerdem Lobenstein-Reichmann (2009) Stigma; ferner Lobenstein-Reichmann (2013) Sprachliche Ausgrenzung, S. 6–108.

der oben beschriebenen Weise persönlich, widerfährt ihm aber unverschuldet als einem Angehörigen einer Gruppe und nicht aufgrund tatsächlichen individuellen Fehlverhaltens.

Besonders die sogenannte ‚Rasse‘ liefert eine weit verbreitete Stigmatisierungsmotivation. Seit seiner diskursiven Implementierung besonders im 19. Jahrhundert begründet der Rassediskurs eine Art Weltanschauungscode,<sup>15</sup> im Sinne Foucaults diskursive Praxis, „die systematisch die Gegenstände bilde[t]“,<sup>16</sup> von denen im Diskurs gesprochen wird. Tatsächlich beruht die Geschichte der rassistischen Ausgrenzung auf einer sprachlichen Konstruktion, da die diskriminierende Ordnungskategorie ‚Rasse‘ erst in Texten und Diskursen geschaffen, gesellschaftlich implementiert, akzeptiert und immer wieder repetiert wurde.

## 2 Die Fundamentalität der Sprache bei der Konstruktion der Ausgrenzungskategorie ‚Rasse‘

‚Rasse‘ ist keine naturwissenschaftlich begründete Kategorie der Genetik. Sie ist das Ergebnis einer diskursiven Praxis.<sup>17</sup> Entstehung, Akzeptanz wie Verbreitung der sozial konstituierten Größe ‚Rasse‘ zeugen von der Fundamentalität der Sprache als sozialem „Ordnungssystem des Menschen“.<sup>18</sup> Sprache schafft Ordnung im Dickicht der Erfahrungswelt. Denn das ‚Verworten‘ der Welt besteht im Verorten und Positionieren der eigenen Person und der des anderen; es ist immer ein Kategorisieren und Bewerten, Hinschauen und Wegschauen, Verschleiern und Betonen. Ordnung ist jedoch nicht nur als einzelnes und immer anderes Ergebnis des Ordnen von Vorhandenem zu verstehen, sondern als eine im Sprechen geschaffene und für weiteres Sprechen orientierende Gestaltung der sozialen, verbalsymbolisch verfassten Welt.

Verbale Zeichensetzungsakte wie das Kategorisieren, Sortieren, Fokussieren und Perspektivieren prägen die Art, wie Sprecher ihre Welt sehen,

was sie von der Welt wissen (Frames)<sup>19</sup> und damit verbunden auch die Deontiken, das heißt die Gebrauchsanweisungen, nach denen sie in der sozialen Welt handeln sollen.<sup>20</sup> Ordnungssysteme sind das Ergebnis kultureller Symbolisierungen, im Sinne Umberto Ecos Semiotisierungen,<sup>21</sup> also kulturelle Zeichensetzungsakte, die von Sprechern im Moment der Zeichenbenutzung in bestimmten sozialen Beziehungssituationen und durch das daran anschließende Einbetten derselben in ein gesellschaftlich akzeptiertes Bedeutungs- und Diskurssystem konstituiert werden und so die soziale, verbalsymbolisch verfasste Welt gestalten. Das Kompositum ‚Zeichensetzung‘ meint dabei nicht die Schaffung einer bestimmten, gerne als neu nachgewiesenen Ausdruckseinheit, sondern sie meint die Konstitution eines im Vergleich zu Vorangegangenen neu nuancierten oder gar neu geschaffenen semantischen Inhaltes. Im Sinne Dietrich Busses könnte man diese Inhalte auch als Frames (Wissensrahmen/Wissensstrukturen) fassen, „die eine Kategorie mit bestimmten Attributen verknüpfen, die wiederum jeweils mit bestimmten konkreten Werten gefüllt werden können“.<sup>22</sup> Entscheidend ist, dass es keinen vorgegebenen Inhalt gibt, der „zum Zwecke der Kommunikation (meist missverstanden als Informationsübermittlung) in sprachliche Form gegossen [wird], damit er bei einem Rezipienten der Form wieder entnommen werden kann [...]. Sprachliche Zeichen (und Zeichenketten) haben vielmehr die Funktion, Wissensrahmen zu evozieren“.<sup>23</sup> Kurzum: Sprachliche Kommunika-

**19** Für die sogenannten Frames vgl. Konerding (1993) Frames; außerdem Busse (2006) Semantische Rahmenanalyse, ferner Busse (2012) Frame-Semantik.

**20** Hermanns (1995) Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte, S. 84.

**21** Eco (2002) Einführung in die Semiotik.

**22** Busse (2014) Begriffsstrukturen, S. 164. Busse führt weiter aus: „Ein Frame / Wissensrahmen ist eine Struktur des Wissens, in der mit Bezug auf einen strukturellen Frame-Kern, der auch als »Gegenstand« oder »Thema« des Frames aufgefasst werden kann, eine bestimmte Konstellation von Wissens-elementen gruppiert ist, die in dieser Perspektive als frame-konstituierende Frame-Elemente fungieren. [...] Frames stellen daher (vereinfacht gesagt) Wissensstrukturen dar, die eine Kategorie mit bestimmten Attributen verknüpfen, die wiederum jeweils mit bestimmten konkreten Werten gefüllt werden können. (In anderen Frametheorien heißen die Attribute »Leerstellen« oder »slots« und die Werte »Füllungen« oder »fillers.«.)“

**23** Busse (2006) Semantische Rahmenanalyse, S. 8.

**15** Puschner (2001) Die völkische Bewegung, S. 31.

**16** Foucault (1981) Archäologie des Wissens, S. 74.

**17** Geulen (2014) Geschichte des Rassismus, S. 107f.

**18** Stoellger (2012) Sagen und Zeigen, S. 98.

tion dient der Darstellung wie der Herstellung von Welt- und Wissensstrukturen (gegenstandsbezogener Aspekt), somit der intrapersonellen Selbstreflexion wie der transpersonellen Sinnstiftung, der Selbstverortung wie der Fremdverortung, der gesellschaftlichen Positionierung, der Gruppenbildung und damit auch der Abgrenzung gegenüber Anderen (sozialer Beziehungsaspekt).

Dies bedeutet, dass im steten Fluss der Kommunikation die soziale Identität von Einzelnen oder Gruppen kulturell wie soziologisch immer wieder neu verhandelt und neu konstituiert wird. Die Sprechhandlung ‚Ausgrenzen‘ (Exklusion) ereignet sich im Vollzug eines verbalen Grenzziehungs geschehens innerhalb eines mit dem Sprechen evozierten Wissensrahmens. Inklusion und Exklusion sind nicht trennbar. Wo die Eingrenzung (Inklusion) einer Person oder Gruppe durch die Herstellung sozialer Verbundenheit und Gemeinschaft vollzogen wird, findet auch gleichzeitig die Ausgrenzung von Personen als die ‚Anderen‘ statt. Grenzen markieren ein soziales, dies auch übertragen zu verstehendes Hier und ein Dort. Um zu entscheiden, wer hierher und wer dorthin gehört, müssen Ausgrenzungskategorien geschaffen, mit Kennzeichen und Bewertungen (slots/fillers) angereichert und pragmatisch implementiert werden. Solche Kategorien entfremden nicht nur, sondern stecken Besitz- und Raumverhältnisse ab, bewerten und erklären nicht selten, warum der Andere anders und fremd zu sein hat.<sup>24</sup> Das grammatische Spiel der Anerkennungsdiagnostik beginnt,<sup>25</sup> wenn ausgehandelt wird, wer in der Anerkennungsrealität Herr und wer Knecht sein wird. Denn das Entfremden wird begleitet vom Aufwerten des Eigenen und vom Abwerten des Anderen. „Degradation“ und „Denunciation work“, so Garfinkel,<sup>26</sup> ist Spracharbeit. Ob die Semiotisierung von einer positiven zu einer negativen Identität ausschlägt, hängt von den transformierenden Zeichensetzungsakten ab, nach Garfinkel von „status degradation ceremonies“.<sup>27</sup> Diese werden

von Sprechern vollzogen; sie erfolgen also keineswegs im wertfreien Raum, sondern im Zusammenspiel von kulturgeprägter Individualität und historischer Sozialität.<sup>28</sup> Die entscheidende Frage ist, erneut mit den Worten Garfinkels: „what program of communicative tactics will get the work of status degradation done?“<sup>29</sup> Die kommunikativen Taktiken zeigen nicht nur an („to indicate“<sup>30</sup>), wie Menschen ausgegrenzt werden, sie sind also z.B. nicht nur Wörter, die eine vorhandene Ausgrenzung zum Ausdruck bringen, die auch ohne sprachliche Fassung vorhanden wäre, sondern sie sind die Ausgrenzung selbst.

Sie konstituieren die Ausgrenzung als Idee und als gesellschaftlich wirksamen Mechanismus, als logisch verstandene effiziente Objekte, d.h. sie schaffen überhaupt erst den Ausgrenzenden, den Ausgegrenzten und die Ausgrenzung als gesellschaftliche Praxis.<sup>31</sup> Es reicht also nicht, die Kategorie ‚Rasse‘ mit all ihren Bewertungen zu konstruieren, mit ihr muss auch ein ideologisch-agitativer Diskurs eröffnet werden, mit dessen Hilfe die Ausgrenzungspraxis von Entfremdung und gesellschaftlicher Abwertung mehrheitsgesellschaftlich gerechtfertigt, z.B. als Vernunfttatsache oder als Naturgegebenheit unangreifbar gemacht, als Antwort auf eine von den Anderen ausgehende Bedrohung legitimiert und als Teil eines göttlichen Plans geradezu geheiligt wird. Gelingt es diesem Diskurs, die Deutungshoheit zu erlangen und zur gesamtgesellschaftlichen Ideologie zu werden, wird eine diskursive Praxis geschaffen und ein deontischer Handlungszusammenhang konstituiert.

Terry Eagleton spitzt diesen Zusammenhang zu, indem er formuliert: „Es ist Ideologie, was Menschen von Zeit zu Zeit dazu bringt, einander für Götter oder Ungeziefer zu halten.“ Und er fährt fort: „Man könnte das Wort >Ideologie< als einen Text bezeichnen, der aus vielen verschiedenen begrifflichen Fäden gewoben ist und von divergierenden Traditionslinien durchzogen wird.“<sup>32</sup> Die Rolle der Sprache als Ausgrenzungspraxis wie

**24** Die Abgrenzung von ‚anders‘ und ‚fremd‘ ist seit langem Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion vgl. dazu Waldenfels (1997) *Topographie des Fremden*, S. 20–42 sowie Münkler (2000) *Erfahrung des Fremden*, S. 147–160. Außerdem Lobenstein-Reichmann (2017) *Sprechakte* sowie Lobenstein-Reichmann (2019b) *Sprachgeschichte*.

**25** Hegel (2014) *Phänomenologie des Geistes*, S. 145–155.

**26** Garfinkel (1952) *The Perception of the Other*, S. 422.

**27** Garfinkel (1952) *The Perception of the Other*, S. 420.

**28** Lobenstein-Reichmann (2008b) Houston Stewart Chamberlain, S. 365–436. Außerdem Lobenstein-Reichmann (2019a) *Sprache und Geschichte*; ferner Lobenstein-Reichmann (2019b) *Sprachgeschichte*.

**29** Garfinkel (1952) *The Perception of the Other*, S. 421.

**30** Garfinkel (2006) *Seeing sociologically*, S. 147.

**31** Lobenstein-Reichmann (2013) *Sprachliche Ausgrenzung*, S. 12–14.

**32** Eagleton (2000) *Ideologie*, S. 7.



im ideologischen Prozess der Inhaltsbildung (früher als Begriffsbildung, heute als Framebildung bezeichnet) ist fundamental. Unter Eagletons Traditionslinien sind „Traditionen des Sprechens“<sup>33</sup> zu verstehen, text- und diskurstypische Kontinuitäten, die sich u.a. in bestimmten, wiederkehrenden Sprachgebrauchs- und Argumentationsmustern nicht nur in den Sprachgebrauch, sondern auch ins kollektive Gedächtnis einer Sprechergemeinschaft inskribiert haben. Als mehr oder minder feste und damit ausdrucksseitig fassbare Formulierungs- bzw. Sprachgebrauchsmuster lassen sie sich in allen Texten nachzeichnen.<sup>34</sup> Schwieriger zu fassen sind die begrifflichen Fäden. Man kann mit Eco darunter das Inventar sprachlicher Inhaltseinheiten verstehen, das im Prozess der unendlichen, das heißt einer im Sprechen immer wieder neu vollzogenen Semiose (Bedeutungskonstitution) gebildet wird und das Wissenssystem (den Frame), die Denkweisen, Betrachtungsweisen einer bestimmten Sprechergemeinschaft oberflächen- wie tiefensemantisch konstituiert.<sup>35</sup> Begriffliche Fäden sind kontinuierlich dem reziproken Wechselspiel historischer Interaktionen ausgesetzt, sie schaffen aber gerade in ihrer Unfestigkeit die Voraussetzung für Ideologeme, fingierten, nur in Texten und Diskursen existenten Welterklärungsmodellen.

### 3 Benennungs- und Bewertungshandlungen oder die sprachliche Setzung von Inklusion und Exklusion

Für den Soziologen Niklas Luhmann kann

Inklusion (und entsprechend Exklusion) [...] sich nur auf die Art und Weise beziehen, in der im Kommunikationszusammenhang Menschen bezeichnet, also für relevant gehalten werden. Man kann, an eine traditionelle Bedeutung des Terminus anschließend, auch sagen: die Art und Weise, in der sie als >Personen< behandelt werden.<sup>36</sup>

Mit dieser Definition ist eine der wichtigsten kommunikativen Taktiken eingeführt. Inklusion und Exklusion gehen explizit auf Bezeichnungshandlungen zurück, mit denen die Relevanz von Menschen ausgehandelt wird. Dies bedeutet:

1. Inklusions- und Exklusionshandlungen sind, wie bereits erwähnt, vor allem Sprechhandlungen.<sup>37</sup> Deren Hauptfunktionen bestehen nach Graumann und Wintermantel darin,<sup>38</sup> die eine Gruppe von der anderen zu trennen, sich von ‚denen da‘ zu distanzieren, dabei vermeintliche oder tatsächliche Unterschiede so hervorzuheben und so zu akzentuieren (der ‚Schwarze‘), dass sie aus dem Anderen den Fremden machen.<sup>39</sup> Gemeinschaft nimmt mit der Nutzung des inkludierenden Personalpronomens ‚wir‘ ihren Anfang und legt aus der Perspektive des Sprechers dort auch ihre Grenze fest. Das ‚wir‘ grenzt ab, indem es die Anderen z.B. von unserer Familie, unserer Konfession, uns Deutschen oder uns ‚Weißen‘ trennt. Inklusion impliziert immer auch Exklusion, den Ausschluss all derer, die nicht zu ‚uns‘ gehören sollen. Je größer diese Gruppe ist, desto unsicherer ist die zusammenhaltende soziale Identifikation, desto intensiver muss sie über sprachliche Sinnstiftungs- und Gruppenbildungsstrategien, wie sie z.B. durch die Herstellung inhaltlicher Fäden oder das Aufgreifen bestimmter Sprachgebrauchsmuster möglich und eingeübt sind, konstruiert, in Erinnerung gehalten und perpetuiert werden. Je kleiner die Gemeinschaft ist, desto leichter wird sie zur isolierten Rand- und Außenseitergruppe innerhalb einer Mehrheitsgesellschaft. Was eine beliebige Menge von Menschen zur Gemeinschaft zusammenfügt, fußt auf einer im Diskurs geschaffenen und dort mit einem bestimmten Prestige angereicherten oder sogar normativ gewordenen Sinnstiftung. Sinn- und damit immer auch gemeinschaftsstiftend können Religionsgemeinschaften, Nationen oder eben auch (zu bestimmten Zeiten gemeinschaftlich akzeptierte) Konstruktionen wie die ‚weiße‘ oder ‚schwarze‘, die ‚arische‘ bzw. ‚germanische Rasse‘ sein. Eine Sinngemeinschaft

<sup>33</sup> Schlieben-Lange (1983) Traditionen des Sprechens.

<sup>34</sup> Bubenhofer (2009) Sprachgebrauchsmuster; außerdem Wengeler (2003) Topos und Diskurs.

<sup>35</sup> Eco (2002) Einführung in die Semiotik, S. 168.

<sup>36</sup> Luhmann (1995) Inklusion und Exklusion, S. 241.

<sup>37</sup> Vgl. dazu Riggins (1997) The Language and Politics of Exclusion.

<sup>38</sup> Graumann/Wintermantel (2007) Diskriminierende Sprechakte.

<sup>39</sup> Zu den „Vektoren des Fremdwerdens“ vgl. Waldenfeld (1997) Topographie des Fremden, S. 37–42.

ist eine Bewertungsgemeinschaft, da die Inklusionshandlung immer auch eine implizite Bewertungshandlung ist. Sprachlich gesetzt werden Bewertungen durch kategoriale Abwertungs- und typisierende Zuschreibungshandlungen („Juden mauscheln“, „Katholiken lügen“, „der Pole stiehlt“), die durch kontinuierlichen und unwidersprochenen Gebrauch in den gesellschaftlichen Diskurs eingeschrieben und nicht selten auch auf Dauer darin festgeschrieben werden.

2. Luhmanns Definition basiert auf der Präsupposition (dem nicht Ausgedrückten, aber implizit Mitgemeinten), dass man die Relevanz von Menschen überhaupt in Frage stellen kann. Relevanz ist eine bewertende Kategorisierung, die Wichtigkeit, das heißt letztlich Wertigkeit von Unwertigkeit trennt. Hier stellt sich die Frage nach der Perspektive. Wertigkeit und Wichtigkeit für wen? Wer hat das Recht zur Feststellung derselben? In der Regel werden die Wertvorstellungen der Sprecher – oder sollte man besser sagen: der sprachmächtigen Mehrheitsgesellschaft –, zum Maßstab genommen. Deren Sprachmacht ging in der Geschichte oft so weit, dass die Stimmen der Verohnmächtigten text- wie diskursgeschichtlich kaum, wenn überhaupt, hörbar sind.<sup>40</sup> Was man z.B. über das Millionenheer der in die USA verschleppten Sklaven weiß und was davon schließlich ins kollektive Gedächtnis der Gesellschaft eingegangen ist, entstammt in erster Linie der Texttradition der weißen Mehrheitsgesellschaft und spiegelt vor allem deren Rechts- und Bewertungsnormen, in der Sprache der Beschämung, also deren Blick wieder. Dasselbe gilt in Europa für den Umgang mit Sinti und Roma, die mit der Fremdbezeichnung ‚Zigeuner‘ zwar Teil der mehrheitsgesellschaftlichen Geschichte geworden sind, aber dort nur als Besprochene wahrgenommen werden, und erst seit wenigen Jahrzehnten als Sprecher.<sup>41</sup> Am radikalsten formuliert Jean Paul Sartre wenige Jahre nach dem Holocaust die klaffende Diskrepanz zwischen dem vom Antisemiten geschaffenen Bild der Juden und den Menschen,

die damit diskriminiert werden.<sup>42</sup> Das Bild der aus rassistischen Gründen Ausgegrenzten ist das Konstruktionsergebnis eines mehrheitsgesellschaftlich diskursiven Setzungsprozesses. Es hat sich nicht selten über Jahrhunderte und über das Sprechen der Ausgegrenzten hinweg entwickelt, in dem die Persönlichkeit bzw. typisierte Persönlichkeit des Ausgegrenzten im Sinne Luhmanns fortwährend zur Disposition stand. Zusammenfassend auf die Sprache des Rassismus bezogen heißt das: Sprache dient rassistischen Sprechern zur Darstellung wie zur Herstellung des Rassismus als Ideen- wie als umfassendes Handlungskonzept, sie ist somit Ideologie und Praxis gleichermaßen. Mit ihr werden Selbstverortungen und Fremdverortungen geschaffen und gegeneinander relationiert, z.B. ‚weiß‘ gegen ‚schwarz‘. Mit ihrer Hilfe werden gesellschaftliche Positionierungen wie ‚geachtet‘ oder ‚nicht geachtet‘, ‚relevant‘ oder ‚nicht relevant‘ implementiert, Gruppenbindungen z.B. an die Gruppe der Deutschen, an die ‚weiße Rasse‘, an Religionsgruppen wie das Christentum bzw. den Islam konstituiert und damit Abgrenzungen gegenüber all denjenigen festgeschrieben, die als anders gelabelt gelten. Teilakte dieses Prozesses sind die Benennungs- und Bewertungshandlungen derjenigen, die sich, wie Nietzsche es formuliert, das „Herrenrecht“ anmaßen, „Namen zu geben“. Die selbst ernannten Herren sprechen, benennen, beherrschen und nehmen dabei immer auch sprachlich in Besitz. „Das Herrenrecht, Namen zu geben, geht so weit, daß man sich erlauben sollte, den Ursprung der Sprache selbst als Machtäußerung der Herrschenden zu fassen: sie sagen ‚das ist das und das‘, sie siegeln jegliches Ding und Geschehen mit einem Laute ab und nehmen es dadurch gleichsam in Besitz“.<sup>43</sup>

Rassistische Benennung betrifft nicht nur Fremdbezeichnungen von Gruppen, wie sie im Falle der diskriminierenden Wörter ‚Zigeuner‘ oder ‚Neger‘ längst als politisch unkorrekt abgelehnt werden. Sie kennzeichnet kulturelle Übernahmen insgesamt. So spricht man üblicherweise im Kolonialdiskurs deklassierend von afrikanischen oder amerikanischen ‚Häuptlingen‘, obwohl diese Fremdbezeichnung keineswegs darstellungsneutral ist, also den jeweiligen Ordnungsverhältnis-

<sup>40</sup> Vgl. dazu Said (1978) *Orientalism*. Mit „exemples of othering“ aus Indien: Spivak (1985) *The Rani of Sirmur*. Mit besonderer Berücksichtigung der sprachlichen Verohnmächtigung von Frauen in Indien: Spivak (1988) *Can the Subaltern Speak?* Mit Bezug auf das Mittelalter vgl. Gerekme (2004) *Der Außenseiter*, S. 380.

<sup>41</sup> Awosusi (1998) Stichwort: Zigeuner.

<sup>42</sup> Sartre (1948) *Betrachtungen zur Judenfrage*, S. 126.

<sup>43</sup> Nietzsche (1999) *Sämtliche Werke 5: Jenseits von Gut und Böse*, S. 257–260.

sen entspricht, sondern stereotypisch den Blick des weißen Europäers auf eine unterstellte afrikanische oder amerikanische Wildheit offenbart. Auch wenn damit immer noch die europäistische Sichtweise beibehalten worden wäre, hätte die sprachliche Aneignung durch Fremdbezeichnungen wie ‚Fürst‘ oder ‚Herzog‘ zumindest Vertrautheit und Augenhöhe hergestellt. Generalisierungen, die in gängigen Bezeichnungen wie z.B. im Wort ‚Schwarzafrika‘ üblich sind, setzen den Blick des Weißen auch in den dazu bestehenden Wortschatzlücken fort. Der Versuch solche Perspektiven umzukehren und auf ein ‚Weißeuropa‘ anzuwenden, macht den damit transportierten blinden Fleck europäischer Wissenssysteme bzw. Frames nur überdeutlich.<sup>44</sup>

Benennungsakte sind Teilhandlungen epistemischer Gewalt, wie sie mit dem Konzept des ‚Othering‘<sup>45</sup> u.a. von Spivak diskutiert werden und für die „race-divisive historiography“<sup>46</sup> genauso gelten wie für den Blick der Gegenwart. Das Recht Namen zu geben, ist das Recht zur Versprachlichung der Welt. Es zeugt von der Benennungsmacht des Einen und der Sprachohnmacht des Anderen. Kolonialistische Fremdbezeichnungen sind Machtübernahmen und spiegeln den Blick der Kolonialherren, nicht die ursprünglichen politischen Strukturen, denn „meaning / knowledge intersects power“.<sup>47</sup> Das „wording of a world“ geht so weit, dass es die Kraft generiert „to make the ‘native’ see himself as ‘other’“.<sup>48</sup> Was Spivak „wording“ nennt, kann aus sprachphilosophischer Perspektive das oben beschriebene ‚Verworten der Welt‘, „the reinscription of a cartography“<sup>49</sup> als Kartographie der begrifflichen Fäden und somit der Wissenskonstituierung der Welt in und durch Sprache gelesen werden.

Zusammenfassend hat rassistisches Sprechen demnach mindestens drei Ebenen:

1. die sprachliche Konstruktion der Kategorie ‚Rasse‘ (Begriffskonstitution, Konstitution der Framekategorie);
2. die Konstitution einer zur Handlungsrichtlinie erhobenen Ideologie, der Rassismus;

<sup>44</sup> Vgl. dazu Said (1978) *Orientalism*.

<sup>45</sup> Vgl. dazu Said (1978) *Orientalism* sowie Spivak (1985) *The Rani of Sirmur*.

<sup>46</sup> Vgl. Spivak (1985) *The Rani of Sirmur*, S. 265.

<sup>47</sup> Spivak (1985) *The Rani of Sirmur*, S. 255.

<sup>48</sup> Spivak (1985) *The Rani of Sirmur*, S. 254.

<sup>49</sup> Spivak (1985) *The Rani of Sirmur*, S. 363.

3. die Implementierung und Durchsetzung derselben durch konsequente Perpetuierung und Reinszenierung dieser Ideologie in der sozialen Praxis durch Strategien iterativen rassistischen Sprechens u.a. in rassistisch eingeübten, das heißt kommunikativ erfolgreichen Sprachgebrauchsmustern.

## 4 Rassistisches Sprechen

### 4.1 Strategien rassistischen Sprechens – eine Auswahl

Ausgrenzendes Sprechen schöpft aus einer Art Grammatik der sprachlichen Gewalt, oder mit Garfinkel gesprochen, aus einem „program of communicative tactics“,<sup>50</sup> das zwar nirgends nachlesbar ist, aber sprachhistorisch bis in die Anfänge (z.B. des Deutschen, des Italienischen oder Englischen) zurückverfolgt werden kann. Die Tradition des ausgrenzenden Sprechens (z.B. gegen Andersgläubige, Bettler, Vaganten usw.) ist alt und erprobt. Der biologisch begründete Rassismus, der im Unterschied z.B. zum religiös motivierten Antijudaismus eine verhältnismäßig junge Ausgrenzungskategorie darstellt, konnte also auf strukturell in der Sprache vorhandene, längst eingeübte Ausgrenzungsmuster zurückgreifen.<sup>51</sup> Zu den erfolgreichsten zählen:

#### (1) Referenz- und Prädikationshandlung

Der propositionale Akt bestehend aus der Referenzhandlung und der Prädikationshandlung ist, wie oben schon ausgeführt wurde, entscheidend für die bewertende Füllung von Wissensrahmen. Kommunikation ist immer perspektivisches, deiktisches Sprechen von einem bestimmten Standpunkt aus. Schon im Moment der Benennung (Referenzierung) werden Perspektiven auf die Welt festgelegt. Zu den musterhaften Referenzierungen/Benennungen/Namensgebungen gehören Kollektivbezeichnungen wie ‚Zigeuner‘, ‚Neger‘/ ‚Nigger‘ wie ihr rassistisch konstruiertes positives Gegenbild: ‚Arier‘. Solche Benennungsakte sind nicht einfach nur bezeichnend (denotierend) oder wertend (konnotierend). In ihnen werden Deon-

<sup>50</sup> Garfinkel (2006) *Seeing sociologically*, S. 246.

<sup>51</sup> Vgl. Lobenstein-Reichmann (2013) *Sprachliche Ausgrenzung*.

tiken mitgeliefert, das sind in Wörtern implizierte Gebrauchsanweisungen.<sup>52</sup> So weiß jeder, dass eine Pflanze, die als ‚Unkraut‘ bezeichnet wird, aus dem Garten zu entfernen ist. Die Akzeptanz der deontischen Wertigkeit ist das Ergebnis der Prädikationshandlung. Prädizierungen sind bewertende Eigenschafts- und Handlungszuschreibungen, die, je öfter man sie unwidersprochen wiederholt, zu Stereotypen werden. Sie können attributiv oder prädikativ erfolgen: ‚Schwarze sind a, b, c‘, ‚Juden sind k, l, m‘, rassistisch gegenbildlich: ‚Arier sind x, y, z‘, ‚der faule Neger‘, ‚der mauschelnde Jude‘ [Abb. 1], ‚die Zigeuner stehlen Kinder‘, oder ‚der Pole stiehlt‘.

Besonders in biologisch-naturwissenschaftlich begründeten Ordnungssystemen sind genau solche Klassifizierungen erwünscht, da jedem zu benennenden Element definierende Qualitäten kognitiv abgrenzender Art zugeeignet werden. Klassifikationen werden mit Hilfe von Prädikationen schließlich so mit Bewertungen aufgeladen, dass die erst einmal kognitiv neutrale, gruppenidentifizierende Benennung ‚Zigeuner‘ oder ‚Neger‘ zur Anweisung wird, wie man sich ihnen gegenüber zu verhalten hat.

## (2) Sekundärstigmatisierung

Die Sekundärstigmatisierung ist ein Sonderfall prädizierender Referenzierung. Unter einer Sekundärstigmatisierung verstehe ich die Übertragung

gesellschaftlich akzeptierter Stigmatisierungen / Prädizierungen von einer Gruppe auf eine andere. Man schreibt nun auch dieser die bereits bekannten Prädizierungen zu, oft sogar ohne sie explizit zu nennen; der Vergleich mit der stigmatisierten Gruppe genügt, um beim Rezipienten das ganze Repertoire stereotypischer Negativattribuierungen zu evozieren und den so Angesprochenen damit zu entehren. Es ist dabei kaum noch von Belang, welche Kriterien zur Stigmatisierung der ersten Gruppe geführt haben.<sup>53</sup>

Wer im Alltagsgespräch gegenüber einer Person beschimpfend oder spottend formuliert, bei ihr gehe es zu wie bei den Zigeunern, unterstellt nicht einfach nur ‚zigeunerhaftes‘ und das heißt stereotypisch: chaotisches, unaufgeräumtes Verhalten, er perpetuiert damit auch die Stigmati-

sierung. Sekundärstigmatisierungen sind traditionelle Ehrverletzungsstrategien. Wer z.B. in der Reformationszeit einem Katholiken oder einem Protestanten unterstellt hat, dieser ‚judaisiere‘ (verhielte sich wie die Juden), übertrug alle mit dem Antijudaismus kolportierten Anfeindungen auf seinen konfessionellen Gegner. Sekundärstigmatisierend ist eine vormoderne Abwandlung des ‚black facing‘. Im 15. Jahrhundert soll man Ehebrecher<sup>54</sup> oder „[F]rauenschender“<sup>55</sup> in Nürnberg schwarz anmalen („schwerzen als ainn Morn“<sup>56</sup>) und so einer erniedrigenden Ehrenstrafe unterziehen. Das den ‚Mohren‘ zugeordnete Stereotyp, das mit der Strafe auf den so stigmatisierten Mann übertragen werden soll, ist: ‚Schwarze sind dumm‘. Es wird im Beleg explizit genannt: Es „schol in beschern als ainn torn“.<sup>57</sup>

## (3) Vergleiche und metaphorische Referenzhandlungen

Rassistisch besonders wirksam sind Sprachgebrauchsmuster des Typs: ‚ein Mensch ist ein Tier‘, wie es explizit in Gleichsetzungsnominativen, mehr oder weniger versteckt in Vergleichen, darunter vor allem aber in Metaphern möglich bzw. die Regel ist. Wenn von ‚kriminellen Elementen‘ oder ‚Subjekten‘ in der Gesellschaft gesprochen wird, von einer ‚Flüchtlingswelle‘, ‚Sozialschmarotzern‘, von der ‚Judensau‘ oder der ‚Judenpest‘, dann erfolgt im Sprechen eine Dehumanisierung durch „Verdinglichung“.<sup>58</sup> Macht man eine Person zur Sache, zum Tier oder gar zur Katastrophe oder Krankheitsgefahr, so geht man zu ihr auf Distanz, hebt menschliche Verhaltensregeln auf und verlässt den Grundkonsens einer sich gegenseitig anerkennenden Kommunikationskooperation. Der Andere wird als Mensch relativiert, der Umgang mit ihm wird außerhalb des Normenkonsenses gestellt. Man setzt ihn der Beschämung und der gesellschaftlichen Schande aus, die nicht einfach nur beschämt, sondern das Gefühl der Vernichtung hervorruft. Diese existentielle „Anerkennungsvergessenheit“, wie Axel Honneth dieses Verfahren im Rückgriff auf Lukác

<sup>52</sup> Hermanns (1995) Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte, S. 84.

<sup>53</sup> Lobenstein-Reichmann (2009) Stigma, S. 265.

<sup>54</sup> Keller (Hg.) (1853–1858) Fastnachtspiele 1, S. 310, V. 15.

<sup>55</sup> Keller (Hg.) (1853–1858) Fastnachtspiele 2, S. 705, V. 23.

<sup>56</sup> Keller (Hg.) (1853–1858) Fastnachtspiele 2, S. 705, V. 24.

<sup>57</sup> Keller (Hg.) (1853–1858) Fastnachtspiele 2, S. 705, V. 25.

<sup>58</sup> Honneth (2005) Verdinglichung, S. 62.





**Abb. 1:** Postkarte aus dem Jahr 1906, © Bildarchiv Foto Marburg

nennt,<sup>59</sup> und die damit verbundene gesellschaftliche Vernichtung, kennt viele Formen.<sup>60</sup> Fünf Typen sind im rassistischen Sprechen besonders häufig anzutreffen: 1. Objektivation, 2. Kriminalisierung (als ‚kriminelle Elemente‘), 3. Dämonisierung (z.B. als ‚Teufel‘), 4. Bestialisierung (als ‚Schlange‘, ‚Ratte‘); 5. Pathologisierung (als ‚Pest‘, ‚Bazille‘). Ihr besonderer Effekt im rassistischen Sprechen besteht darin, den Anderen ‚in Bildern zu malen‘, die sein Menschsein relativieren, ihn bedrohlich, gefährlich und widerlich erscheinen zu lassen, die Emotionen von Angst, Wut, Neid und Ekel, Neid auslösen. Im nationalsozialistischen Propagandafilm *Der ewige Jude* wurden Juden als unsauber und krankheitsübertragende Ratten inszeniert. Die entscheidende Szene einer massenhaft auftretenden Rattenplage sollte beim Zuschauer nicht nur Angst und

Ekel bewirken, sondern wieder auch die inhärente Handlungsanweisung im Verhalten gegen die so gezeichnete Gruppe vorgeben.

#### (4) Wortbildungen

Scheinbar neutrale Wortbildungen wie das Kompositum ‚Judenproblem‘ inszenieren nicht nur motivationell jemanden als Problem, sondern verlangen schon im Wort nach einer Handlung: Probleme bedürfen einer Lösung, wie auch die ‚Judenfrage‘ eine Antwort einfordert (zum Prinzip der Präsupposition vgl. 4.2). Explizite rassistische Wortbildungen, die im modernen Sprachgebrauch aufgrund ihres invektiven Gehalts als politisch inkorrekt gelten, sind ‚Mohrenkopf‘, ‚Mohrenmaul‘, aber auch ‚Rassenschande‘, ‚Bastardierung‘ oder ‚Vernegerung‘. Diese dienen zur rassistischen Bedrohungsinszenierung z.B. einer Krankheit durch die „Infizierung mit niederem Menschentum“ oder einer „jüdischen Weltbeherrschung“.<sup>61</sup> Protorassistisch und sekundärstigma-

<sup>59</sup> Honneth (2005) Verdinglichung, S. 67.

<sup>60</sup> Vgl. dazu Zimbardo (2012) Luzifer-Effekt, S. 295; außerdem Lobenstein-Reichmann (2008b) Houston Stewart Chamberlain, S. 284–364 sowie Lobenstein-Reichmann (2013) Sprachliche Ausgrenzung, S. 40–46.

<sup>61</sup> Hitler (1938 [Teil 1: 1925, Teil 2: 1927]) Mein Kampf, S. 704.

tisierend liest sich Franz Moors Klage über seine persönlichen Defizite in Schillers *Räuber(n)*:

Warum musste sie [die Natur] mir diese Bürde von Hässlichkeit aufladen? Warum gerade mir die Lappländersnase? Gerade mir dieses Mohrenmaul? Diese Hottentottenaugen? Wirklich ich glaube, sie hat von allen Menschensorten das Scheußliche auf einen Haufen geworfen und mich daraus gebacken?<sup>62</sup>

#### (5) Aggregationen

Aufzählungen können semantisch aggregativ wirken, da sie die jeweiligen Einzelbedeutungen implizit ineinandergreifen lassen. In Kontextualisierungen wie ‚Zigeuner, Diebe und anderes Gesindel‘ determiniert die implizite Kriminalisierung durch die simple Auflistung vom Substantiv ‚Dieb‘ automatisch auch die Gruppe der sogenannten ‚Zigeuner‘ als Diebsgesindel. Ebenfalls aggregativ ist die nachfolgende argumentative Zusammenführung an sich verschiedener Gruppen. Ganz im Sinne der Prämisse, dass man sich am besten nur auf einen Feind zu konzentrieren habe, setzt Hitler im nachfolgenden Zitat aggregativ ‚Juden‘ neben ‚Neger‘, baut über Attribuerungen Parallelen auf und kumuliert dabei die verschiedenen Metapherentypen:

Der schwarzhaarige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens, Volke raubt. Mit allen Mitteln versucht er die rassischen Grundlagen des zu unterjochenden Volkes zu verderben. So wie er selber planmäßig Frauen und Mädchen verdirbt, so schreckt er auch nicht davor zurück, selbst in größeren Umfange die Blutschranken für andere einzureißen. Juden waren und sind es, die den Neger an den Rhein bringen, immer mit dem gleichen Hintergedanken und klaren Ziele, durch die dadurch zwangsläufig eintretende Bastardierung die ihnen verhaßte weiße Rasse zu zerstören, von ihrer kulturellen und politischen Höhe zu stürzen und selber zu ihren Herren aufzusteigen.<sup>63</sup>

#### (6) Typisierung und Generalisierung durch den kollektiven Singular bzw. Plural

Muster wie „der schwarzhaarige Judenjunge“ und „der Neger“ des Hitlerzitates führen zu einem weiteren Sprachgebrauchsmuster, das auch auf dem Ausstellungspakat von 1937 zu sehen ist [Abb. 2].

Wird eine Präzisierung einer Gruppe in der satzsemantischen Form des kollektiven Singulars bzw. Plurals zugeschrieben, gilt sie als typisch für alle Mitglieder der Gruppe, also für alle Juden, für alle ‚Schwarzen‘, alle ‚Zigeuner‘, alle Deutschen, alle Katholiken. Typisierungen schaffen auf dem Wege sich wiederholender Zuschreibungen geschichts- und sozialtypische Bezugsklassen, also abstrakte Größen mit eigenem Realitätsstatus im Gegensatz zu demjenigen, was als individuell-einmalig und unmittelbar real gelten kann. Mit ihnen werden alle Einzelpersonen, die zur genannten Gruppe zugeordnet wurden, nur noch als typische Vertreter dieser Gruppe angesehen. Wenn man immer wieder von dem Juden, dem ‚Schwarzen‘ spricht, gelingt die typisierende Entindividualisierung, das Individuum wird unsichtbar und kann den Gruppenstereotypen nicht mehr enttrinnen (in Abb. 2 z.B. Geldgier, Weltherrschaftsanspruch, kommunistische Bedrohung usw.).



**Abb. 2:** Schlüter, Horst (1937): Plakat zur Sonderausstellung *Der ewige Jude*, die 1937 im Bibliotheksbau des Deutschen Museums gezeigt wurde, © Münchner Stadtmuseum

<sup>62</sup> Schiller (2009) *Die Räuber*, 1. Akt, 1. Szene.

<sup>63</sup> Hitler (1938) *Mein Kampf*, S. 357.

### (7) Präsuppositionen

Zwischen Satzsemantik und Pragmatik sind die Präsuppositionen anzusiedeln. Präsuppositionen sind im Satz enthaltene Voraussetzungen, also das was vom Sprecher als gemeinsamer Hintergrund der Gesprächsteilnehmer, als ihr gemeinsames oder wechselseitiges Wissen betrachtet wird.<sup>64</sup> Dieser Hintergrund bedarf keiner kommunikativen Regresspflicht mehr. Man tut so, als gäbe es wie selbstverständlich ein gesellschaftliches Agreement über die Faktizität des im Sprechen Implizierten und kann so Setzungen anschließen, ohne diese beweisen oder begründen zu müssen. Wenn beständig von ‚Rasse‘, von der ‚Rassenfrage‘ und weiteren mit Rasse verbundenen Gegebenheiten geredet bzw. in einem korrumpierenden wissenschaftlichen Stil geschrieben wird, werden die gemeinten Bezugsgegenstände existentiell präsupponiert, und bei hinreichender Akzeptierung ontisiert. Präsupponierendes sprachliches Handeln ist einerseits unumgänglich, andererseits setzt das Reden und Schreiben von ‚Rasse‘ und von der ‚Rassenfrage‘ eine Wirklichkeit, zu der sich ein jeder Rezipient zu verhalten hat, ganz unabhängig davon, ob er dieses Prinzip als solches akzeptiert oder nicht.<sup>65</sup>

### (8) Pronominalisierung

Unterstützt werden die genannten Muster durch das basale inkludierende bzw. exkludierende Pronominalisieren: ‚Wir Weiße‘, aber ‚sie, die Schwarzen‘. ‚Sie‘ gehören nicht zu ‚uns‘, sind im rassistischen Diskurs nicht in der Lage ein höheres Menschentum zu schaffen. Sie, die Menschen in der dritten Person Plural, ‚die da‘, ‚die anderen‘, wie immer man sie auch anspricht, sie haben im ausgrenzenden Sprachspiel kein Rederecht. Sie sind kein angesprochenes ‚Du‘, kein ‚Ihr‘, von dem man eine symmetrische Antwort erwartet. Man spricht über sie, aber nicht mit ihnen.<sup>66</sup> Waldenfels kommentiert:

Die Wir-Rede gehört zu den performativen Akten, die nicht bloß feststellen, was ist, sondern etwas bewirken. Zu den Wirkungen gehört in diesem Falle die soziale

<sup>64</sup> Stalnaker (1978) Assertion, S. 321.

<sup>65</sup> Lobenstein-Reichmann (2008b) Houston Stewart Chamberlain, S. 118 und 398–413. Dazu Kapitel 4.2.

<sup>66</sup> Lobenstein-Reichmann (2013) Sprachliche Ausgrenzung, S. 108–114. Außerdem Lobenstein-Reichmann (2019b) Sprachgeschichte, S. 351–353.

Zusammengehörigkeit selbst. In solchen Wir- und Ihr-Reden wird das Spiel von Eigen- und Fremdkultur aufgeführt, bis hin zur Verteilung von Haupt- und Nebenrollen, bis hin zu zwanghaften Ein- und Ausschlüssen.<sup>67</sup>

### (9) Phraseme

Werden diese Muster satzwertig, so entstehen festere Verbindungen: Phraseme, Slogans oder Sprichwörter. Zum geflügelten Wort der Antisemiten und schließlich zum Slogan des nationalsozialistischen Hetzblattes *Der Stürmer* wurde Heinrich von Treitschkes im Jahre 1879 geprägter Satz: „Die Juden sind unser Unglück.“<sup>68</sup> Nur wenige dieser Slogans können auf ihre Urheber zurückgeführt werden. Oft verbreiten sie sich anonym, wie das am Wiener Westbahnhof aufgetragene Graffiti „Niggers – Horror – Drug Dealers“.

### (10) Textebene

Rassistische Ausgrenzung ist in allen Textsorten und kommunikativen Sinnwelten zu finden, im Alltagssprachgebrauch ebenso wie etwa in der Literatur (auch in der Kinderliteratur z.B. im nationalsozialistischen Kinderbuch *Der Giftpilz*) und der Musik (in der Musiktheorie Richard Wagners, in der Liedkultur z.B. im Kinderlied *Zehn kleine Negerlein*), in religiös-motivierten Texten, in naturwissenschaftlichen Abhandlungen und nicht zuletzt in der Rechtsprechung (*Nürnberger Gesetze*). Kinderspiele wie *Wer hat Angst vor dem schwarzen Mann? Niemand!* zeugen von der Vielfalt der kommunikativen Gattungen, mit denen Rassismus ins gesellschaftliche Bewusstsein, nicht selten vor allem ins kollektive Unbewusste eingeschrieben wird.<sup>69</sup>

Der rassistische Sprachgebrauch, wie er hier beschrieben wurde, setzt die Rahmenkategorie ‚Rasse‘ nicht nur voraus, er konstituiert sie auch.

<sup>67</sup> Waldenfels (2016) Grundmotive, S. 123.

<sup>68</sup> Streicher (Hg.) (1934) *Der Stürmer*. Ritualmord-Nummer, Sondernummer 01.05.

<sup>69</sup> Zur ausführlichen Diskussion der einzelnen Taktiken vgl. Pörksen (2000) Konstruktion von Feindbildern; Wagner (2001) Implizite sprachliche Diskriminierung; Butler (2006) Hass spricht; Lobenstein-Reichmann (2008a) Stigmatisierung der „Zigeuner“; Lobenstein-Reichmann (2008b) Houston Stewart Chamberlain; Lobenstein-Reichmann (2012) Sprachgeschichte als Gewaltgeschichte; Lobenstein-Reichmann (2013) Sprachliche Ausgrenzung; Lobenstein-Reichmann (2017) Sprechakte. Speziell zur Sekundärstigmatisierung vgl. Lobenstein-Reichmann (2009) Stigma. Außerdem Geulen (2014) Geschichte des Rassismus sowie Wodak (2016) Politik mit der Angst.



## 4.2 Die Rolle der Präsupposition bei der sprachlichen Konstruktion der Ausgrenzungsstrategie ‚Rasse‘

Zur Konstitution wie zur Implementierung ideologisch relevanter Wissenssysteme dienen alle genannten Sprachstrategien, doch sind besonders die Präsuppositionen effektiv einsetzbar. Ohne Existenz- oder Faktizitätspräsuppositionen, so könnte man überspitzt formulieren, die gesellschaftlich relevante kognitive Größen erst setzen und dann als diskursive Praxis kontinuierlich implementieren, gäbe es weder die ‚Rasse‘ noch einen Rassismus.<sup>70</sup> In einem Brief an Kaiser Wilhelm II. schreibt Houston Stewart Chamberlain, der Schwiegersohn Richard Wagners, einer der wirkungsmächtigsten Rassentheoretiker seiner Zeit, im Jahre 1902: „Als edelste Zuchtrasse stiegen die Arier vom mittelasiatischen Hochplateau nach Indien hinab“.<sup>71</sup> Dieser Satz ist im Kontext der Gesamtargumentation Chamberlains kaum auffällig, da Kaiser Wilhelm II. von seinem Hofphilosophen nur über die Herkunft der Arier informiert wird. Und doch kann man an ihm zeigen, wie ideologisches Sprechen funktioniert, wie also ‚Rasse‘ zum vermeintlich glaubwürdigen Bestandteil von Diskursen werden konnte. Die zitierte Aussage gelingt nämlich nur, weil der Sprecher von der benutzten Satzform her voraussetzt, dass es ‚Arier‘, ‚Rassen‘, sogar menschliche ‚Zuchtrassen‘ gibt, und zwar so unbestritten, dass man darüber keinen Zweifel erwartet. Präsupponieren heißt: Etwas implizit voraussetzen, mitbezeichnen und mitmeinen, ohne es explizit eingeführt oder gar begründet zu haben. Da der Informationsgehalt der Aussage für den Leser bzw. Hörer auf der Information liegt, woher diese Arier kommen, reflektiert er nicht, ob es ‚Arier‘ überhaupt gibt. Bereits in dem Moment, in dem jemand fragt: „Was ist Rasse?“ und dann noch eine Definition dafür anbietet, wird sprachlich eine Größe vorausgesetzt, in Umlauf gebracht und in dem Maße, in dem der rückfragende Widerspruch unterbleibt, letztlich effiziert. Ohne dieses Zusammenspiel, also die Kette von Voraussetzung, stillschweigender Akzeptierung des Unterstellten und möglicherweise eigenem

Gebrauch, d.h. Perpetuierung des Gesagten würde es Wissensseinheiten wie ‚Rasse‘ nicht geben.<sup>72</sup> Eine kommunikative Regresspflicht, also die Beweisführung für die Faktizität bzw. für die Existenz des so Behaupteten, ist nicht mehr nötig und wäre, speziell in unsymmetrischer Kommunikation tendenziell sogar unhöflich. Für den Rezipienten heißt das: Spielt er das so begonnene Sprachspiel mit und widerspricht nicht bzw. fragt nicht nach, so kollaboriert er und wird für den Effekt mitverantwortlich. Kollaborationen dieser Art sind schleichende Prozesse, oft beginnen sie unbewusst durch ein die Kommunikation zum Fließen bringendes Kooperieren, führen über die Akzeptanz des Vertrauten, schon einmal Gehörten oder Gelesenen bis hin zur expliziten Zustimmung. Ähnliche Setzungen sind Charakterisierungen wie ‚arisch‘, ‚nordisch‘, ‚indogermanisch‘ oder ‚germanisch‘. Je eingeführter ein derartiges Feld ist, desto höher ist sein Überzeugungswert, und zwar gerade dann, wenn er nicht bewusst ist. Ein diskursrelevantes Beispiel für das Ideologisieren vermittelt Präsuppositionen ist der Titel des von Joseph Arthur Graf de Gobineau (1816–1882) verfassten *Essai sur l'inégalité des races humaines*, das mit 4 Bänden 1853/55 zuerst in Paris erschienen ist und dann ins Deutsche mit dem Titel *Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen* übersetzt wurde.<sup>73</sup> Gobineau präsupponiert schon im Titel, dass es Rassen gibt und faktisiert zugleich auch deren Ungleichheit.

<sup>70</sup> Lobenstein-Reichmann (2008b) Houston Stewart Chamberlain, S. 398–412.

<sup>71</sup> Chamberlain (1928) Briefe 2, S. 152.

<sup>72</sup> Linguistisch formuliert heißt das (verallgemeinert): Die Idee der Rasse basiert auf einer sprachlichen Existenzpräsupposition, die mit Faktizitätspräsuppositionen einhergeht. Eine Präsupposition ist eine wahrheitsfunktionale Relation zwischen Sätzen (Aussagen). Der Satz (1): „Eva hat die Prüfung geschafft“ präsupponiert, dass (2) Eva eine Prüfung gemacht hat. Der Leser glaubt diesen Satz, weil er an die Wahrheitslogik der Sprache glaubt. Dies wiederum ist nicht seiner Naivität zuzuschreiben, sondern gehört zur grundsätzlichen Kooperationsbereitschaft der Sprecher, ohne die Kommunikation nur sehr schwerfällig funktionieren könnte (vgl. dazu Grice, [1993] Logik und Konversation). Diese Grundbereitschaft gilt auch für den berühmten Satz Bertrand Russells: „Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahl“ (Russell [2005] On Denoting, S. 485). Erst durch Nachdenken kann dem Leser auffallen, dass es gar keinen König von Frankreich mehr gibt. Mit solchen Sätzen wird die Existenz gesellschaftsrelevanter Phänomene nicht nur einfach vorausgesetzt, so werden sie textlich geschaffen und in den gesellschaftlichen Diskurs implementiert.

<sup>73</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch.



Die Geschichte des modernen Rassismus beginnt mit dem ‚aufklärerischen‘ Versuch einzelner Experten, die Menschheit nach rationalen bzw. naturwissenschaftlich begründeten Kriterien in verschiedene Großgruppen zu unterteilen. Spätestens seit Georges-Louis Leclerc, Comte de Buffon (1707–1788) unterscheidet man weiße, schwarze, rote und gelbe Menschen. Die Kategorisierung von Menschen nach der Hautfarbe ist heute kommunikativ ebenso selbstverständlich wie die Kategorie ‚Rasse‘. Ein einziges scheinbar deskriptives Kriterium wird akzentuiert und zum Unterscheidungsmotiv für die gesamte Menschheit verabsolutiert, so dass alle anderen möglichen Kriterien in den Hintergrund treten bzw. ganz wegfallen. Wie mit einem verzerrenden Scheinwerfer werden bestimmte Licht- und Bildverhältnisse konstruiert, die durch Aus- bzw. Einblendungen Dichotomien schaffen, Übergänge verschleiern und faktische Kategorien kreieren, die nicht nur die Sprache, sondern somit auch den Blick prägen. Der Blick geht durch die Sprache hindurch, obwohl er in China keine gelben Menschen sehen kann, in den USA keine roten, in Europa keine weißen und in Afrika keine schwarzen. Erst die abgrenzende Farbcodierung, wie sie in und durch Sprache gelernt wird, schafft solche Blickregime.

Wer von ‚Rasse‘ spricht oder die Welt in vier Hautfarben unterteilt, bleibt somit Vorstellungen verhaftet, die im 18. Jahrhundert mit der biologistischen ‚Vermessung‘ der Welt gesetzt wurden, sich mit dem Überzeugungswert naturwissenschaftlicher Begründung bis in die Gegenwart fortsetzen und einen ‚natürlichen‘, das heißt messbaren, stabilen und für alle Menschen aller Zeiten gültigen, in der Farbcodierung jedermann sichtbaren Denkraum bzw. Frame festlegen. Die sich im Perpetuieren verfestigenden Präsuppositionen sind ein wichtiger sprachlicher Ort, an dem individuelle Weltanschauung zur kommunikativen Gemeinschaftsveranstaltung eines Diskursuniversums mutiert, dessen Grenzen nicht hinterfragt werden. In letzter Konsequenz bedeutet dies, dass man sogar, indem man von und über ‚Rassen‘ redet oder schreibt, das rassistische Sprechen zwar nur zitiert, dem System aber treu bleibt und die damit verbundenen Fiktionen perpetuiert.

Das Dilemma bleibt somit unaufgelöst; es kann jedoch in der Reflexion bewusst gemacht werden. Von entsprechenden Bemühungen

zeugt die jüngste Debatte um das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. Die Fraktion der Grünen hatte dazu aufgerufen, das Wort ‚Rasse‘ aus dem Grundgesetz zu streichen: „Es ist Zeit, dass wir Rassismus verlernen“.<sup>74</sup> Im Artikel 3 heißt es: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“ ‚Rasse‘ gibt es im Sinne des Grundgesetzes so, wie es die aufgezählte Reihe anderer Größen (vom ‚Geschlecht‘ über ‚Sprache‘ bis hin zu ‚Anschauungen‘) gibt. Die vorgeschlagene Neufassung solle das System durchbrechen, doch bleibt auch sie ihm verhaftet. Sie soll lauten: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen oder rassistisch benachteiligt oder bevorzugt werden.“<sup>75</sup> Der kritisierte Ausdruck ‚Rasse‘ (samt seiner gesamten Bedeutungsladung) wird also durch ‚rassistisch‘ ersetzt, ein Adjektiv, das zwar eine Verlagerung der Bewertung von einer dem Sprachduktus nach objektiven Seinsgegebenheit zu einer Eigenschaft der damit einschlägig Beschäftigten macht. Diese Beschäftigung ist aber nur unter der Voraussetzung möglich, dass es ‚Rasse‘ gibt. Die Schwierigkeit mit sozialen Konstrukten liegt darin, dass sie, sobald sie einmal in der sprachlichen Welt sind und sich als soziale Konzepte durchgesetzt haben, nicht mehr einfach als nicht existent erwiesen und somit vergessen werden können. Selbst im Zitat präsupponieren und rekonstruieren sie sich immer wieder aufs Neue.

Der Ausdruck ‚Rasse‘ kann auf alle möglichen Gemeinschaften bezogen werden, um diese biologistisch, das heißt als unveränderlich in ihren Eigenschaften und Wirkungen zu determinieren. Die Klassifikation von Individuen nach Gruppen in ein vermeintlich naturgegebenes Ordnungsschema, in dem die einen als gut oder höherwertig und die anderen als schlecht oder minderwertig bewertet sind, ist beliebig nutzbar. Nicht nur eine Glaubensgemeinschaft wie die jüdische kann dann zu einer Rasse erklärt und der traditionelle Antijudaismus in einen rassistischen Antisemitismus

<sup>74</sup> Tagesschau (2020) Streichung von „Rasse“.

<sup>75</sup> Tagesschau (2020) Streichung von „Rasse“.

überführt werden, auch Sprach- und Nationalgemeinschaften werden dem biologistischen Begründungsnarrativ unterworfen, wertend hierarchisiert und dann in einem Freund-Feind-Schema einander unversöhnlich gegenübergestellt.

Die Tschechen [...] werden ihren Antagonismus gegen die deutsche Rasse in- und außerhalb Österreichs niemals aufgeben und sind, auch nur vorläufig, nicht billiger abzufinden als durch die Konstituierung der Sudetenländer als tschechisches Königreich. Die Deutschen [...] müssen, einen günstigen Moment benutzend, den tausendjährigen Streit mit der kleinen, circa sechs Millionen zählenden tschechischen Rasse, die alles ihnen verdankt, mit allen, ich sage nochmals, mit allen Mitteln zu Ende führen.<sup>76</sup>

Was im Pfälzischen Wörterbuch zum Stichwort ‚Rasse‘ zu lesen ist, perpetuiert dieses Übertragungssystem und führt es zugleich ins Absurde: „Do dut vun alle Menscherasse/Die Pälzer Rass‘ am beschte basse“.<sup>77</sup>

#### 4.3 Die Konstitution einer zur Handlungsrichtlinie erhobenen Ideologie, der Rassismus

Mit der Konstitution der ‚Rasse‘ wird aus der Vielfalt menschlicher Existenzweisen eine Abgrenzungsordnung mit radikalen Bewertungen gesetzt. Der Grenzzieher ist heute in der Regel der sogenannte ‚weiße Mann‘; bei Rassisten wie Gobineau oder Chamberlain erscheint er explizit in Selbstinszenierungen wie ‚Arier‘ oder ‚Germane‘. In seiner ideologischen Aufrüstung wird der Rassismus zur sinnstiftenden Lehre ausgebaut, in der es nicht nur um Setzung und Differenzierung von Menschenrassen, sondern vor allem um die Behauptung der eigenen kulturellen Überlegenheit wie der Begründung des Anspruchs auf Weltherrschaft geht. Erst die zur ‚neutralen‘ Entität geformte Präsupposition ‚Rasse‘ macht eine Weltanschauung möglich,<sup>78</sup> in der ‚Rassen‘ nach Wertigkeiten unterteilt und zum zentralen Motor für menschliches Sein, menschliches Handeln, für die Erklärung von Geschichte und Kultur und vor allem für die

Visionierung einer glorreichen Zukunft herangezogen werden können. Diese Prämisse ermöglicht es Gobineau zu behaupten, „daß die Racenfrage alle anderen Probleme der Geschichte beherrscht, den Schlüssel dazu birgt, und dass die Ungleichheit der Racen, deren Zusammentreffen eine Nation bildet, die ganze Kette der Völkergeschichte genügend erklären kann“.<sup>79</sup> Das Kompositum ‚Racenfrage‘ präsupponiert und perpetuiert die Kategorie ‚Rasse‘, es setzt mit dem Grundwort ‚Frage‘ außerdem die Faktizität eines Problems, das ohne diese Frage nicht existiert hätte. Konstitutiv ist die detailreiche Ausführung, in der Gobineau u.a. differenziert, „daß es starcke und daß es schwache Racen gibt“.<sup>80</sup> Explizit postuliert er im Widmungsschreiben an den König von Hannover,

daß Alles, was es an menschlichen Schöpfungen, Wissenschaft, Kunst, Civilisation, Großes, Edles, Fruchtbares auf Erden gibt, den Beobachter auf einen einzigen Punkt zurückführt, nur einem und dem nämlichen Keim entsprossen [ist], [...] nur einer einzigen Familie angehört, deren verschiedene Zweige in allen gesitteten Gegenden des Erdballs geherrscht haben.<sup>81</sup>

Wen er damit meint, wird in den Einzelbänden detailreich ausgeführt. Mit z.T. sprachwissenschaftlich erscheinenden Begründungen und Etymologien<sup>82</sup> führt er die sogenannten ‚Arier‘ im Sinne eines positiven Rassismus als „schöne, kraftvolle“ Ehrenmänner, ausgestattet mit „beherztem Mut“ und „überlegen an Geist“ in den Diskurs ein.<sup>83</sup> Die Weißen, so Gobineau, seien eine „auserlesene Familie“, von Anfang an im „Zustand von Ueberlegenheit“.<sup>84</sup> Sie seien gekennzeichnet durch „aufgeweckte kraftvolle Intelligenz“ und „im Besitz der Urwahrheiten der Religion“.<sup>85</sup> Die Krönung dieser „Race“ seien die Arier, eine „erlauchte Menschenfamilie, die unbestreitbar edelste weißer Abkunft“,<sup>86</sup> „die schönste, von der man je gehört hat“.<sup>87</sup> Sie seien weiß und „blaßbroth“, ihre Haarfarbe „blond“, ihre Augen „blau“.<sup>88</sup> Bei der gelben

<sup>76</sup> Schönerer-Bewegung in Österreich zitiert nach: Kořalka (2007) Georg Ritter von Schönerer, S. 85.

<sup>77</sup> Pfälzisches Wörterbuch (1965–1998), Bd. 5, S. 384.

<sup>78</sup> Lobenstein-Reichmann (2008b) Houston Stewart Chamberlain, S. 3.

<sup>79</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 1, S. XVI.

<sup>80</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 1, S. XVII.

<sup>81</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 1, S. XVII.

<sup>82</sup> Vgl. Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 185.

<sup>83</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 190.

<sup>84</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 5.

<sup>85</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 11f.

<sup>86</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 183.

<sup>87</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 189.

<sup>88</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 190.

Rasse hingegen habe „der Schöpfer [offenbar] nur eine Skizze machen wollen“.<sup>89</sup> „Gelbe“ seien charakterisiert durch „beschränkte Intelligenz“,<sup>90</sup> „gänzlich fehlendes Phantasie“<sup>91</sup> und „leibliche und geistige Inferiorität“.<sup>92</sup> Vor allem „das Mongolische“ sei durch „Mittelmäßigkeit“ und einen „Hang zum Niedrig-Praktischen gekennzeichnet“.<sup>93</sup> Sie siegten nur aufgrund ihrer Massenhaftigkeit.<sup>94</sup>

In kulturchauvinistischer und nationalistischer Instrumentalisierung der Evolutionstheorie Charles Darwins, vor allem seiner Idee der Zuchtwahl, führte ein immer radikaler werdender Rassismus zu Ausgrenzungsbegründungen, bei denen Menschen nicht nur als ungleich in ihren Eigenschaften, sondern geradezu in Mehr- oder Weniger-Menschen abqualifiziert wurden. Houston Stewart Chamberlain argumentiert in den *Grundlagen des 19. Jahrhunderts* hierzu in einer Fußnote mit Hilfe des Schweizer Psychiaters August Forel:

Forel zeigt an zahlreichen Beispielen, wie unmöglich es dem Neger ist, unsere Civilisation mehr als hauttief zu assimilieren und wie er überall ‚der totalsten urafrikanischen Wildheit anheimfällt‘, sobald er sich selbst überlassen bleibt. [...] [W]er in den Phrasen von der Gleichheit aller Menschen u. s. w. erzogen ist, wird schaudern, wenn er erfährt, wie es in Wirklichkeit zugeht, sobald in einem Staate die Neger das Heft in der Hand halten. Forel, der als Naturforscher in dem Dogma der einen, überall gleichen ‚Menschheit‘ aufgezogen ist, kommt zu dem Schlusse: ‚Zu ihrem eigenen Wohl sogar müssen die Schwarzen als das, was sie sind, als eine durchaus untergeordnete, minderwertige, in sich selbst kulturunfähige Menschenunterart behandelt werden. Das muss einmal deutlich und ohne Scheu erklärt werden.‘<sup>95</sup>

Die Kategorisierung ‚Menschenunterart‘ mit ihren typisierenden Zuschreibungen ist nicht zufällig. Rassismus erfährt mit solchen pseudoaufklärerischen Argumentationen, die im Duktus wissenschaftlicher Abhandlungen verbreitet werden, seine pseudowissenschaftliche Begründung und seine Übertragbarkeit. Am deutlichsten wird

Gobineau (in der Übersetzung des Antisemiten Ludwig Schemann), wenn es ihm um die sogenannte ‚schwarze Rasse‘ geht:

Und doch ist’s nicht reinweg nur ein Stück Vieh, dieser Neger mit der schmalen, schiefen Stirn, der in der mittleren Parthie seines Schädels die Anzeichen gewisser plumpgewaltiger Kräfte trägt. Wenn sein Denkvermögen mittelmäßig, oder sogar gleich null ist, so besitzt er dafür im Begehren, und folglich im Willen, eine oft furchtbare Heftigkeit.<sup>96</sup>

Es gäbe, so schreibt er weiter, „kein ekelhaftes Aas, das unwürdig befunden würde in seinem Magen zu versinken“.<sup>97</sup> Sie seien „wilde Wesen von riesenhaftem Wuchs. Es sind Ungeheuer, gleich furchtbar durch ihre Hässlichkeit, ihre Kraft und ihre Bosheit“.<sup>98</sup> Aus der distinktiven Benennung entstehen Gruppen, deren Verschiedenheiten diskursiv herausgearbeitet und somit voneinander getrennt werden; je ausführlicher dies geschieht, desto überzeugender wirkt die Unterscheidung. Daraus ergibt sich auf der Handlungsebene die perspektivische Abgrenzung von ‚uns‘ und ‚denen‘, schließlich eine Distanznahme, die man auch als antihumanistische Entfremdung bezeichnen könnte. Der Andere wird zu einem nahezu entmenschlichten Fremden. Hinzu tritt die Entindividualisierung, so dass man nur noch den sogenannten ‚Racenfeind‘ und die mit ihm verbundene Bedrohung der ‚weißen kulturtragenden‘ Rasse vor sich sieht. Eine „Vermischung“ mit der „schwarzen“ oder „gelben“ Rasse führe, so Gobineau, nicht nur einfach zu kulturellem Verfall, sondern geradezu zu einer „Vertierung“ der Menschheit. Verfallsinszenierung und Dehumanisierung gehen Hand in Hand: „Die Völker, nein, die Menschenheerden, werden alsdann, von düsterer Schlagsucht übermannt, empfindungslos in ihrer Nichtigkeit dahinleben, wie die wiederkäuenden Büffel in den stagnierenden Pfützen der pontinischen Sümpfe.“<sup>99</sup>

Auch Chamberlain stellt ‚Rasse‘ dar, als wäre sie „vielleicht die allerwichtigste Lebensfrage, die an den Menschen herantreten kann“.<sup>100</sup> Fast wortwörtlich übernimmt dies Adolf Hitler, der in

<sup>89</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 292f.

<sup>90</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 301.

<sup>91</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 294.

<sup>92</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 297.

<sup>93</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 295.

<sup>94</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 297.

<sup>95</sup> Chamberlain (1922/10. Aufl. von Chamberlain [1899]), S. 342.

<sup>96</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 1, S. 279.

<sup>97</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 1, S. 279.

<sup>98</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 2, S. 16.

<sup>99</sup> Gobineau (1939/1940) Versuch 4, S. 319.

<sup>100</sup> Chamberlain (1899) Grundlagen, S. 294.

*Mein Kampf* schreibt, „daß es sich hier um eine Lebensfrage der gesamten Menschheit handle, von deren Lösung das Schicksal aller nichtdeutschen Völker“<sup>101</sup> abhängt. Die Anderen, allen voran die ‚Juden‘ und die ‚Schwarzen‘, werden zum ‚Rassenfeind‘, der willens ist die Kultur des weißen Mannes zu zerstören.

Zur rassistischen Feindbildkonstruktion und zum deontischen Credo des Rassismus gehört konstitutiv das Droh- und Schreckbild von ‚Rassenvermischung‘ und ‚Rassenschande‘. Es wird behauptet, dass die ‚Mischung‘ mit den sogenannten minderwertigen Völkern zum kulturellen und moralischen Niedergang der jeweils als höherwertig eingestuften Eigengruppe wie der Zivilisation überhaupt führt. Das mit diesem Credo mitgelieferte rassistische Handlungsprogramm ergibt sich aus folgendem Zitat:

Somit ist der höchste Zweck des völkischen Staates die Sorge um die Erhaltung derjenigen rassistischen Urelemente, die, als kulturspendend, die Schönheit und Würde eines höheren Menschentums schaffen. Wir, als Arier, vermögen uns unter einem Staat also nur den lebendigen Organismus eines Volkstums vorzustellen, der die Erhaltung dieses Volkstums nicht nur sichert, sondern es auch durch Weiterbildung seiner geistigen und ideellen Fähigkeiten zur höchsten Freiheit führt.<sup>102</sup>

Hitlers völkisches Denken glorifiziert in einem positiv markierten Rassismus die Eigengruppe als „kulturspendend“, „Schönheit und Würde eines höheren Menschentums“ schaffend, und nicht zuletzt in die „höchste Freiheit führend“. Programmwörter des Humanismus und Idealismus umrahmen die allgegenwärtige, in vielen Formen konstruierte Untergangsbedrohung, die vermeintlich von den Juden ausgeht. Die Krone ihres „Sieges“ wäre der „Totentanz der Menschheit“, also das Ende der Menschheit als solches. Der Kampf dagegen wird zur religiös-aufgewerteten Tat: „So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn“.<sup>103</sup> Was mit den Zitaten Gobineaus, Chamberlains und Hitlers nur auszugsweise und stellvertretend für eine weit verbreitete Diskurspraxis angedeutet werden kann, entspricht

einer diskursiven Praxis, die im Sinne Eagletons vom Welterklärungs- und Weltrettungsmodell zur Handlungsanweisung wurde. Die Konstruktion des Feindbildes<sup>104</sup> in solchen Sprechweisen ist nicht nur das Ergebnis eines gruppenspezifischen Blickes nach außen, sondern es ist das gruppenkonstitutive und sinnstiftende Anliegen überhaupt, das „das dunkle Feindbild“, so Erich Straßner, „die Gruppierung und ihre Anhänger“ vereinigt und dem Vergleich mit der Eigengruppe die Richtung vorgibt.

Die Gestalt des Feindes erlaubt so viel Dunkelheit und Niedrigkeit zu symbolisieren, wie gebraucht wird und die innere Verfassung vergleichsweise erleuchtet, um die Ordnung befänglich erscheinen zu lassen, worüber sich dann jedermann erfreut zeigt. Ein äußeres Feindsymbol zu haben ist für jede ideologische Gruppierung, aber auch für jedes totalitäre und angeschlagene Regime höchst willkommen, weil es innen und außen anschaulich abgrenzt.<sup>105</sup>

## 5 Schluss

Weder die Entlarvung der Ontologisierung noch die naturwissenschaftliche Widerlegung der Rassenstheorien durch zeitgenössische Biogenetiker haben bekanntermaßen zum Ende des Rassismus geführt. Es zeigt sich, dass die vorgestellten kommunikativen Taktiken wie Präsupponieren, Generalisieren, Typisieren, Dämonisieren, Kriminalisieren, vor allem das Dehumanisieren ideologische Strategien des Hassens darstellen, mit denen Menschen andere Menschen emotional gegeneinander aufbringen, sich selbst machtvoll positionieren und bestimmte Gruppen an den Rand drängen. Diese Taktiken ergänzen sich gegenseitig und bringen einen Kreislauf in Bewegung, der umso schwerer aufzuhalten ist, je länger er seine Effektivität im Spiel der Mächte bewahren konnte [Abb. 3].

Dies führt dazu, dass man im Diskurs der Gegenwart immer häufiger einen Rassismus ohne biologistisch begründete Rassen vorfindet, das heißt eine soziale Praxis, die sich rassistischer Strategien nur noch bedient, ohne referentiell auf rassistisch ausgegrenzte Gruppen zuzugreifen. Das Wort ‚Rassismus‘ wird dann (wie schon die

**101** Hitler (1938) *Mein Kampf*, S. 132.

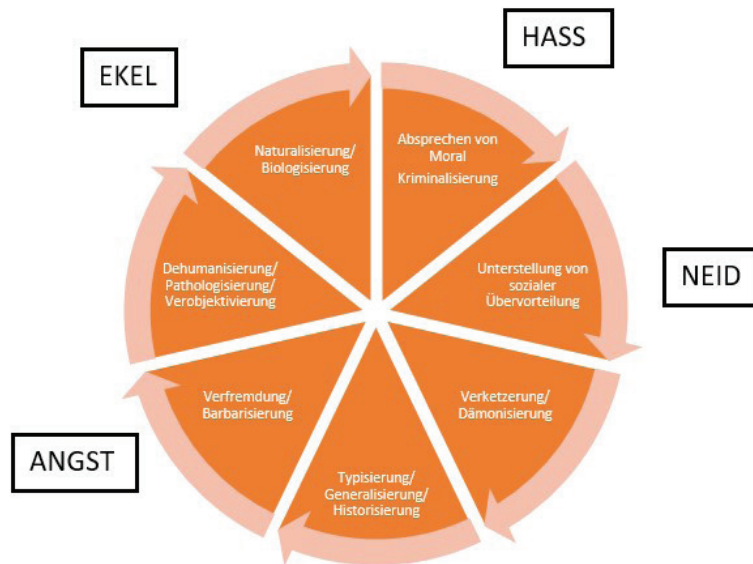
**102** Hitler (1938) *Mein Kampf*, S. 434.

**103** Hitler (1938) *Mein Kampf*, S. 70.

**104** Pörksen (2000) *Konstruktion von Feindbildern*.

**105** Straßner (1987) *Ideologie*, S. 54.





**Abb. 3:** Lobenstein-Reichmann, Anja: Kreislauf der sprachlichen Strategien des Rassismus

Referenzerweiterung auf Nationalitäten gezeigt hat) beliebig als Totschlagargument eingesetzt, seiner ursprünglichen Semantik entfremdet und somit auch als Analyseinstrument entschärft. Ein solcher Wortgebrauch spielt systematisch all jenen in die Hände, die die Strategien des Hassens für sich zu nutzen und die Täter- und Opferverhältnisse umzudeuten und umzukehren wissen (z.B. Opferinszenierung der rechtspopulistischen Szene). Dieses Vorgehen bestätigt jedoch, dass das Vorgetragene eine Grammatik und Semantik der Ausgrenzung darstellt, ein Instrument, das strukturell in jeder Sprache als Systemmöglichkeit verankert ist und je nach Zeit und je nach Interessensgruppe eingesetzt werden kann. Auch wenn die Biogenetik immer wieder nachweist, wie unsinnig das Konzept der Rasse aus naturwissenschaftlicher Perspektive ist, wird der Rassismus als diskriminierende Strategie bzw. als diskursive Praxis erfolgreich bleiben. Doch schon für die Rasetheoretiker des 19. Jahrhunderts war Rasse nicht nur eine biologische Angelegenheit, sondern vor allem ein bewusst eingesetzter Rechenpfennig, mit dem man gesellschaftspolitisch und das heißt ausgrenzend handeln konnte.

Es ist daher kaum verwunderlich, dass es als Strategie beliebig angewandt und beliebig auf alle möglichen Gruppen ausgeweitet werden kann. Man kann mit Geulen resümieren:

Insgesamt betrachtet, erweisen sich diese massenhaften Definitionen als so willkürlich wie heterogen. So gut wie jede denkbare Gemeinschaft ist bereits als Rasse beschrieben worden: Familien, lokale, regionale und kontinentale Bevölkerungen, die Menschheit als Ganzes, Nationen, Völker und Staaten, Kulturen, Religionsgemeinschaften und ethnische Gruppen, aber auch Klassen, Schichten und Eliten, sowie Männer, Frauen oder Homosexuelle – die Liste ließe sich verlängern. Es sind nicht zuletzt diese Vieldeutigkeit und Dehnbarkeit des Rassenbegriffs, die dem Rassismus seine hohe Verwandlungs- und Anpassungsfähigkeit garantiert haben.<sup>106</sup>

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Chamberlain, Houston Stewart (1928): Briefe. 2 Bde. München: Bruckmann.
- Chamberlain, Houston Stewart (1899): Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. München: Bruckmann. [10. Aufl.: 1922 (in der Regel); 14. Aufl.: 1922 (zum Vergleich); 27. Aufl.: 1941 (Volksausgabe); 30. Aufl.: 1944].
- Gobineau, Joseph Arthur Graf de (1939/1940): Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. 5 Bde. Stuttgart: Frommann. [Original: Essai sur l'inégalité des races humaines. 4 Bände. Paris 1853–1855: Didot].
- Kehrein, Joseph (1965): Die ältesten katholischen Gesangbücher von Vehe, Leisentrit, Corner und andern. 1. Bd. Hildesheim 1965: Olms. [Reprogra-

**106** Geulen (2014) Geschichte des Rassismus, S. 15.

- phischer Nachdruck der Ausgabe Würzburg 1859–1865].
- Keller, Adalbert von (Hg.) (1853–1858): Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. 3 Theile und 1 Band Nachlese. Stuttgart, ohne Verlag.
- Pfälzisches Wörterbuch (1965–1998). Begründet von Ernst Christmann. Fortgef. von Julius Krämer. Bearb. von Rudolf Post. Unter Mitarb. von Josef Schwing und Sigrid Bingenheimer. 6 Bde. und ein Beiheft. Wiesbaden: Franz Steiner.
- Schiller, Friedrich (2009): Die Räuber. Hg. von Bodo Plachta. Stuttgart: Reclam.
- Sorg, Anton (1490): Das buch von dem leben vnd sitten der heydnischen maister. Augsburg. URL: <https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/objects/o:224843/methods/bdef:Book/view> (letzter Zugriff: 23.06.2020).
- Streicher, Julius (Hg.) (1934): Der Stürmer. Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit. Ritualmord-Nummer, Sondernummer 01.05.1934. Nürnberg.

## Forschungsliteratur

- Awosusi, Anita (Hg.) (1998): Stichwort: Zigeuner. Zur Stigmatisierung von Sinti und Roma in Lexika und Enzyklopädien. Heidelberg: Wunderhorn.
- Bauer, Joachim (2006): Das Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Bauer, Joachim (2011): Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. 3. Aufl. München: Blessing.
- Bubenhof, Noah (2009): Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin/New York: De Gruyter.
- Busse, Dietrich (2006): Semantische Rahmenanalyse als Methode der Juristischen Semantik. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand semantischer Analyse. In: Christensen, Ralph/Bodo Pieroth (Hgg.): Rechtstheorie in rechtspraktischer Absicht. Freundesgabe zum 70. Geburtstag von Friedrich Müller. Berlin: Duncker & Humblot, S. 35–55.
- Busse, Dietrich (2012): Frame-Semantik. Ein Kompendium. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Busse, Dietrich (2014): Begriffsstrukturen und die Beschreibung von Begriffswissen. Analysemodelle und -verfahren einer wissenschaftlich ausgerichteten Semantik (am Beispiel von Begriffen aus der Domäne Recht). In: Archiv für Begriffsgeschichte 56, S. 153–195.
- Butler, Judith (2006): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eagleton, Terry (2000): Ideologie. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eco, Umberto (2002): Einführung in die Semiotik. München: Fink.
- Eisenberger, Naomi I./Lieberman, Matthew D./Williams, Kipling D. (2003): Does rejection hurt? An fMRI study of social exclusion. In: Science 302, S. 290–292.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geremek, Bronislaw (2004): Der Außenseiter. In: Le Goff, Jacques (Hg.): Der Mensch des Mittelalters. Übersetzung aus dem Französischen, dem Italienischen, Russischen usw. Essen: Magnus, S. 374–401.
- Garfinkel, Harold (1952): The Perception of the Other. A Study in Social Order. Cambridge, Massachusetts: Harvard University.
- Garfinkel, Harold (2006): Seeing sociologically. The routine grounds of social action. Edited and introduced by Anne Warfield Rawls. Boulder, Colorado: Rowman and Littlefield.
- Geulen, Christian (2014): Geschichte des Rassismus. 2., durchgesehene Aufl., Originalausgabe. München: Beck.
- Goffman, Erving (2002): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 16. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Graumann, Carl Friedrich/Wintermantel, Margret (2007): Diskriminierende Sprechakte. Ein funktionaler Ansatz. In: Herrmann, Steffen Kitty/Krämer, Sybille/Kuch, Hannes (Hgg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung. Bielefeld: transcript, S. 147–177.
- Grice, Herbert Paul (1993): Logik und Konversation. In: Meggle, Georg (Hg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 243–265.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (2014): Phänomenologie des Geistes. 13. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hgg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer, S. 69–101.
- Hitler, Adolf (1938 [Teil 1: 1925, Teil 2: 1927]): Mein Kampf. [lt. Titelblatt:] 312.–316. Aufl. München: Eher.
- Honneth, Axel (2005): Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- James, William (1890): The Principles of Psychology. New York: Henry Holt & Co.
- Konerd, Klaus-Peter (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie. Tübingen: Niemeyer.
- Kořalka, Jiří (2007): Georg Ritter von Schönerer und die alldeutsche Bewegung in den böhmischen Ländern. In: Hahn, Hans-Henning (Hg.): Hundert Jahre sudeten-deutsche Geschichte. Eine völkische Bewegung in drei Staaten. Frankfurt a.M./New York: Lang, S. 61–90.
- Lévinas, Emmanuel (2011): Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht. 3. Aufl. der Studienausg. Freiburg i.Br.: Alber.

- Lobenstein-Reichmann, Anja (2008a): Zur Stigmatisierung der „Zigeuner“ in Werken kollektiven Wissens am Beispiel des Grimm'schen Wörterbuches. In: Uerlings, Herbert/Patrut, Julia (Hgg.): „Zigeuner“ und Nation. Repräsentation – Inklusion – Exklusion. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, S. 589–628.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2008b): Houston Stewart Chamberlain – Zur textlichen Konstruktion einer Weltanschauung. Eine sprach-, diskurs- und ideologiegeschichtliche Analyse. Berlin/New York: De Gruyter.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2009): Stigma. Semiotik der Diskriminierung. In: Liebert, Wolf-Andreas/Schwinn, Horst (Hgg.): Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer. Tübingen: Narr, S. 249–271.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2012): Sprachgeschichte als Gewaltgeschichte. Ein Forschungsprogramm. In: Bär, Jochen/Müller, Marcus (Hgg.): Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 127–158.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2013): Sprachliche Ausgrenzung im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2017): Sprechakte: Eigenes/Fremdes konstruieren. In: Niehr, Thomas/Kilian, Jörg/Wengeler, Martin (Hgg.): Handbuch Sprache und Politik. Bremen: Hempen, S. 811–832.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2019a): Sprache und Geschichte. In: Bär, Jochen A./Lobenstein-Reichmann, Anja/Riecke, Jörg (Hgg.): Handbuch Sprache in der Geschichte. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 7–43.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2019b): Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen. In: Bär, Jochen A./Lobenstein-Reichmann, Anja/Riecke, Jörg (Hgg.): Handbuch Sprache in der Geschichte. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 343–369.
- Luhmann, Niklas (1995): Inklusion und Exklusion. In: Luhmann, Niklas (Hg.): Soziologische Aufklärung. Bd. 6. Die Soziologie und der Mensch. Wiesbaden: VS, S. 226–251.
- Mayer, Reinhold (Hg.) (1980): Der Talmud. 5., durchgesehene und erweiterte Aufl. München: Goldmann.
- Münkler, Marina (2000): Erfahrung des Fremden. Die Beschreibung Ostasiens in den Augenzeugenberichten des 13. und 14. Jahrhunderts. Berlin: Akademie Verlag.
- Nietzsche Friedrich (1999): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Bd. 5: Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral. Hg. von Colli, Giorgio/Montinari,azzino. Neuauflage. Berlin/New York: dtv Verlagsgesellschaft.
- Peirce, Charles S. (1985): Über die Klarheit unserer Gedanken. How to make our ideas clear. 3. Aufl. Hg. von Klaus Oehler. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Pörksen, Bernhard (2000): Die Konstruktion von Feindbildern. Zum Sprachgebrauch in neonazistischen Medien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Puschner, Uwe (2001): Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache, Rasse, Religion. Darmstadt: WBG.
- Riggins, Stephen Harold (Hg.) (1997): The Language and Politics of Exclusion. Others in Discourse. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Russell, Bertrand (2005): On Denoting. In: Mind. A Quarterly Review of Philosophy 114/456, S. 873–887.
- Said, Edward W. (1978): Orientalism. New York: Vintage.
- Sartre, Jean Paul (1948): Betrachtungen zur Judenfrage. Psychoanalyse des Antisemitismus. Zürich: Europa.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Sirmur: an essay in reading the archives. In: History and Theory 24/3, S. 247–272.
- Spivak (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary/Grossberg Lawrence (Hgg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana: University of Illinois Press, S. 66–111.
- Stalnaker, Robert C. (1978): Assertion. In: Cole, Peter (Hg.): Pragmatics. New York 1978, S. 315–332.
- Stoellger, Philipp (2012): Vom Sagen des Zeigens und Zeigen des Sagens. Die Macht der Sprache zwischen Sagen und Zeigen. In: Angehrn, Emil/Küchenhoff, Joachim (Hgg.): Macht und Ohnmacht der Sprache. Philosophische und psychoanalytische Perspektiven. Weilerswist: Velbrück, S. 82–113.
- Straßner, Erich (1987): Ideologie – Sprache – Politik. Grundfragen ihres Zusammenhangs. Tübingen: Niemeyer.
- Straus, Erwin (1960): Die Scham als historiologisches Problem. In: Straus, Erwin (Hg.): Psychologie der menschlichen Welt. Gesammelte Schriften. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 179–186.
- Tagesschau (2020): Regierung für Streichung von „Rasse“. URL: <https://www.tagesschau.de/inland/gruene-grundgesetz-rasse-streichen-103.html> (letzter Zugriff: 16.12.2020).
- Wagner, Franc (2001): Implizite sprachliche Diskriminierung als Sprechakt. Lexikalische Indikatoren impliziter Diskriminierung in Medientexten. Tübingen: Niemeyer.
- Waldenfels, Bernhard (1997): Topographie des Fremden. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2007): Antwortregister. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2016): Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen: Niemeyer.
- Wodak, Ruth (2016): Politik mit der Angst. Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse. Wien/Hamburg: Edition Konturen.
- Zimbardo, Philip G. (2012): Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen. Unter Mitarbeit von Karsten Petersen. Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum.

# **Framing in den innerevangelischen Kontroversen (1548–1580). Die Verwendung von Schimpfworten im Kampf um die Deutungshoheit innerhalb der reformatorischen Lehre in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts**



**Abstract:** The inner Protestant controversies after 1548 represent a public battle for the sovereign interpretation of Reformation doctrine. In the process, expletives were used in the sense of a political-theological framing. The terms used in the various controversies and their respective interpretations were intended to generate images and emotions in the minds of the recipients in order to influence the understanding of the texts and the classification of the events; or the recipients could feel confirmed in their already existing perception of the world and of events by the terms used and interpreted in the publications. Since words, taken from various contexts, were functionalised as expletives, an expansion of German can be observed, which made it necessary to improve the recipient's education.

**Keywords:** öffentliche Kontroversen, Deutungshoheit, framing, Innovationspotenziale, Wissenstransfer, Schimpfwort – public controversies, sovereign interpretation, framing, innovation potentials, transfer of knowledge, expletives

\*Dr. Jan Martin Lies, Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, lies@uni-mainz.de

## 1 Einleitung

„Gleichwie die Biene ein Tierlein ist, das zum Honigsammeln geschaffen ist, aber doch einen Stachel hat, so ist auch kein Prediger eines so gütigen Geistes, der nicht bisweilen wegen der Bosheit und Undankbarkeit der Welt auch zürnen und stechen müsste“, formulierte Martin Luther in einer seiner Tischreden.<sup>1</sup> Die Bosheit der Welt zeigte sich für den Reformator nicht zuletzt in den unterschiedlichen Auslegungsvarianten zu den biblischen Büchern, die während der Reformationszeit in zahlreichen Kontroversen gegeneinander in Stellung gebracht wurden. Klarheit und Eindeutigkeit mussten demgegenüber wiederhergestellt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, genüge es jedoch nicht, so hob der Wittenberger Professor in seinem ‚Bekenntnis vom Abendmahl‘ 1528 hervor, eine andere Lehre als Lüge zu bezeichnen,

<sup>1</sup> Luther (1533) Tischreden (WA TR), Nr. 3293a, S. 254: „Sicut apis animal natum ad colligendum mel habet tamen stimulum, ita non est tam benigno animo praedicator, quem propter malitiam et ingratitude mundi non oportet quandoque irasci et pungere.“ Die deutsche Übersetzung findet sich in: Luther deutsch (1960), Nr. 307, S. 138.

sondern gleichzeitig gelte es, die Wahrheit anzuzeigen.<sup>2</sup> Die Kontroversen der Reformationszeit verlangten folglich nach Zuspitzung.

In der Reformation war es ein wesentliches Ziel von Streitbeteiligten, die eigene Position den Rezipienten möglichst klar, das heißt, bildlich einprägsam zu vermitteln. Gleichzeitig sollten die Standpunkte des Opponenten ebenso eindeutig als unsinnig, widersprüchlich, irrig, falsch usw. kategorisiert werden. Die Bildung und die bestimmte Verwendung von Ausdrücken und Worten mit Signalwirkung war somit ein Grundcharakteristikum von Streit. Invektiven, Parolen und Slogans erwiesen sich dabei als besonders geeignet, um argumentative Verdichtungen vorzunehmen und komplexe Streitgegenstände oder Problemlagen griffig zuzuspitzen und für die Rezipienten anschaulich zu illustrieren. Durch die Einprägsamkeit konnte das invektive Potenzial in Schlagworten, Schlüsselbegriffen und schimpflichen Bezeichnungen seine volle Wirkung entfalten. Es wurden auf diese Weise

<sup>2</sup> Luther machte Zwingli und seinen Anhängern den Vorwurf, angeblich keine klare, eindeutige Auffassung von den Einsetzungsworten zu besitzen. Vgl. Luther (1528) Vom Abendmahl. Bekenntnis, S. 266, 8–25.

Frames entwickelt und verbreitet, die Deutungen im Streit – über Ursprung, Verlauf, Gegenstand, die jeweiligen Opponenten – vorgaben und die den Rezipienten in den unterschiedlichen Streitbeiträgen (in Flugschriften, Liedern, Predigten, Disputationsthesen usw.) wiederkehrend vermittelt wurden. Damit sollten die Rezipienten beeinflusst und emotionalisiert werden, um daraufhin eine Entscheidung für eine der jeweiligen Deutungen und damit für eine der durch die Reformation entstandenen verschiedenen theologischen Lehrpositionen zu fällen.

Dingel hat zur Erforschung der nachinterimistischen innerevangelischen Kontroversen des 16. Jahrhunderts den Terminus der ‚Streit- bzw. Kontroverskultur‘ als wissenschaftlich-heuristischen Begriff in die Forschungsdebatte eingebracht.<sup>3</sup> Darunter wird nicht die Form eines gesitteten Umgangs der Kontrahenten miteinander oder die Suche nach Konsens verstanden. Vielmehr dient der Begriff zur Beschreibung der Art und Weise, wie die Streitbeteiligten vielfältige literarische Genres sowie verschiedene kommunikative Formen und Strukturen nutzten, um den jeweiligen Gegner des Irrtums zu überführen und möglichst für die eigene Meinung zu gewinnen sowie die Leserschaft zu überzeugen.

Vor dem Hintergrund solcher medien- und kommunikationstheoretischen Überlegungen sowie um unseren Forschungsgegenstand auf eine neue Weise zu präsentieren und zu veranschaulichen, haben Hans-Otto Schneider und ich im Jahr 2015 die Internetplattform unseres Projekts *Controversia et Confessio. Forschungs- und Editionsprojekt zur Bekenntnisbildung und Konfessionalisierung 1548–1580* um die Rubrik: „Schimpfwort des Monats“ erweitert.<sup>4</sup> Ausgehend von den dort zusammengetragenen Worten wird im Folgenden zunächst die Verwendung unterschiedlicher Wortgattungen unter dem Oberbegriff ‚Schimpfwort‘ thematisiert, um den im 16. Jahrhundert ‚öffentlich‘ ausgetragenen Kampf um Deutungshoheit über die biblischen Interpretationsvarianten zu analysieren. Es wird die These vertreten, dass die Streitbeteiligten durch die gezielte Verwen-

dung von ‚Schimpfworten‘ ein politisch-theologisches Framing verwendeten, um ihre jeweilige Deutung im Streit und damit eine Konstruktion von Wirklichkeit in den Auseinandersetzungen vorzunehmen. Um dies zu verdeutlichen, wird in einem zweiten Schritt die Kommunikationsstrategie des Framings umrissen. Danach wird – drittens – die Frage erörtert, ob und, wenn ja, wie diese Strategie im 16. Jahrhundert sinnvoll nachgewiesen werden könnte. Dies erfolgt beispielhaft anhand von Wörtern, die in den innerevangelischen Kontroversen Verwendung fanden. Darauf folgen viertens einige Bemerkungen zu den Innovationspotenzialen für Bildung und die deutsche Sprache. Dabei wird der Blick auf die Herkunft der ‚Schimpfworte‘ aus unterschiedlichen Wissensbereichen gerichtet und vor dem Hintergrund der reformatorischen Forderung nach größeren Bildungsanstrengungen verdeutlicht. Eine kurze Zusammenfassung beschließt fünftens die Ausführungen.

## 2 Die pejorative Verwendung verschiedener Wortgattungen

In der germanistischen Forschung wurde bereits vor Jahrzehnten darauf verwiesen, welche eminente Bedeutung die Reformation für die Entwicklung des Deutschen besessen hat, denn „Bibelzitat und reformatorisches ‚Schlagwort‘ werden zum kulturellen Schibboleth<sup>5</sup> im weitesten Sinne.“<sup>6</sup> Und nicht nur das Bibelzitat und das Schlagwort wurden in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Sprache vonseiten der Germanistik wahrgenommen, sondern auch die Verwendung von Sprichworten wurde analysiert, um dem sich wandelnden Gebrauch von Sprache im 16. Jahrhundert nachzuspüren.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Unter Rückgriff auf die alttestamentliche Erzählung im Buch der Richter (Ri 12,5f.), dass Gilead alle diejenigen von seinen Truppen niedermachen ließ, die das Wort Shibolet nicht korrekt aussprechen konnten, wird Shibolet heute im Sinne von ‚Kennwort‘ oder ‚Codewort‘ verstanden, mit dem sich der Sprecher als einer speziellen sozialen Gruppe oder aus einer spezifischen Region gebürtig zu erkennen gibt.

<sup>6</sup> Schmidt (1968) Drucksprache, S. 394.

<sup>7</sup> Vgl. z.B. Nelson (1992) Sprichwörtliches in der antilutherischen Polemik; Cornette (1997) Proverbs and Proverbial Expressions.

<sup>3</sup> Vgl. z.B. Dingel (2007) Streitkultur und Kontroversschrifttum; Dingel (2013) Zwischen Disputation und Polemik.

<sup>4</sup> Vgl. [www.controversia-et-confessio.de](http://www.controversia-et-confessio.de) (letzter Zugriff: 28.11.2020). Vgl. auch Lies/Schneider (2021): 95 Schimpfwörter

An der Kategorie ‚Schlagwort‘<sup>8</sup> entwickelte sich in der Germanistik seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein besonderes Interesse.<sup>9</sup> Ein Ergebnis dessen sind vor allem die Arbeiten Ladendorfs<sup>10</sup> und Meyers,<sup>11</sup> die um die Jahrhundertwende publiziert wurden. Beiden Autoren ging es dabei um die Auflistung zeitgenössischer Schlagworte und deren sprachwissenschaftliche Analyse. Doch wurde das Anliegen nach einem Verständnis der Entwicklung und Bedeutung von Schlagworten der eigenen Zeit rasch ausgeweitet auf historische Epochen, insbesondere der Reformationszeit. So legte Lepp schon im Jahr 1908 mit seiner Dissertation *Schlagwörter des Reformationszeitalters* eine erste Studie dazu vor, in der er das Reformationszeitalter als die „klassische Zeit“ des Schlagwortes bezeichnete.<sup>12</sup> In der Folge erschienen bis in die Gegenwart hinein diverse Arbeiten, in denen die Entstehung und Verwendung von Schlagworten ausgeleuchtet wurde, die in unterschiedlichen politischen, sozialen und religiösen Kontexten im Laufe der Frühen Neuzeit in den jeweiligen Debatten und Kontroversen zur Anwendung gelangten.<sup>13</sup>

Mit Blick auf die Arbeit von Lepp kritisierte Diekmannshenke, dass darin nicht nur Schlagworte, sondern auch Schimpfworte zusammen aufgelistet würden.<sup>14</sup> Aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive mag die Vermischung beider Gattungen<sup>15</sup> problematisch sein, wenn man zu klaren Definitionen gelangen möchte. Aus historischer, insbesondere einer kommunikationshistorischen Sicht erweist sich aber eine Zusammenstellung von Worten unterschiedlicher Gattungen

als hilfreich. So ist es nämlich möglich, sowohl für klassische Schimpfworte wie ‚Zungendreher‘ als auch für Schlagworte wie ‚Adiaphorist‘ oder für Schlüsselbegriffe wie ‚Interim‘ gleichermaßen festzuhalten, dass sie bewusst Wertungen transportierten, Deutungen anboten und, dass sie durch häufige Verwendung in den Texten bzw. ihrem Einsatz an ganz spezifischen Textstellen für das Verständnis der Intentionen des Autors von zentraler Bedeutung waren.<sup>16</sup> Darum können Worte (z.B. ‚Papist‘, ‚Interim‘, ‚Bube‘, ‚Rottengeist‘ usw.) je nach Benutzung in einem spezifischen kommunikativen Kontext in den Schriften gleichzeitig als Schimpfworte, Schlagworte und Schlüsselbegriffe fungieren. Das bedeutet, sie können zugleich als Beleidigungen im klassischen Sinne, als die Debatte fokussierende und die Rezipienten zur Handlung aufrufende Begrifflichkeiten und als für das Verständnis der intendierten Argumentation zentrale Textbestandteile verwendet werden. Beispielhaft hierfür seien zwei zur Gruppencharakterisierung geformte Schlagworte – ‚Adiaphorist‘ und ‚Flacianer‘ – angeführt.

Nach Erlass des kaiserlichen Religionsgesetzes (Augsburger Interim) 1548, das den Protestanten gebot, keine weiteren Veränderungen in Lehre und Kultus vorzunehmen, sondern ihnen allein Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (Nießung von Leib und Blut Christi durch Reichung von Brot und Wein) zugestand,<sup>17</sup> unternahmen die kursächsischen Theologen unter Führung Philipp Melanchthons den Versuch, das Gesetz umzusetzen und gleichzeitig den Grundbestand evangelischer Lehre zu sichern. Sie entwickelten dazu die Lehre von den Adiaphora, den freigelassenen Mitteldingen, deren Befolgung oder Ablehnung nicht heilsrelevant sei. Flacius und seine Mitstreiter lehnten diese Lehre jedoch kategorisch ab, da sie unter Zwang entstanden sei, und bezeichneten alle Theologen, die sich den Kursachsen anschlossen als ‚Adiaphoristen‘, um sie aufgrund ihrer Bemühungen um diplomatischen Ausgleich mit dem Kaiser als Lehrverfälscher zu diskreditieren.<sup>18</sup> Entstand diese Bezeichnung somit in der spezifischen histori-

**8** In der Linguistik wird damit ein Ausdruck, ein Spruch oder auch ein Wort bezeichnet, der/das dazu dient, spezifische Sachverhalte zu verdichten und damit knapp, prägnant und überzeugend dem Publikum (Leserschaft, Hörschaft) zu präsentieren.

**9** Vgl. dazu Niehr (2007) Art. Schlagwort; Kaempfert (1990) Schlagwörter.

**10** Ladendorf (1906) Historisches Schlagwörterbuch.

**11** Meyer (1900) Vierhundert Schlagworte.

**12** Lepp (1908) Schlagwörter des Reformationszeitalters, S. 1.

**13** Vgl. Guchmann (1974) Sprache; Diekmannshenke (1992) Schlagwörter der Radikalen; Wolter (2000) Schlagwörter; Honecker (2002) Vorreformatorische Schlagwörter.

**14** Vgl. Diekmannshenke (1992) Schlagwörter der Radikalen, S. 10.

**15** Zur Definition der beiden Wortgattungen vgl. Baur (2012) Art. Beleidigung; Niehr (2007) Art. Schlagwort; Kaempfert (1990) Schlagwörter.

**16** Vgl. dazu Baur (2012) Art. Beleidigung; Schneider (1992) Art. Begriff: Antike, Mittelalter; Majetschak (1992) Art. Begriff III. Neuzeit.

**17** Vgl. Mehlhausen (1970) Augsburger Interim.

**18** Vgl. Dingel (2012) Der Adiaphoristische Streit.

schen Situation nach 1548, so wurde die Bezeichnung in den nach 1548/49 ausbrechenden inner-evangelischen Kontroversen zunehmend als darin universell anwendbare Beleidigung verwendet. Überdeutlich wurde dies an Flacius' Schrift *Die vornehmlichsten adiaphoristischen Irrtümer* aus dem Jahr 1558.<sup>19</sup> Bereits der Titel machte deutlich, dass hier keineswegs allein um die Lehre von den Adiaphora gestritten wurde. Die Verwendung des Plurals „adiaphoristische Irrtümer“ zeigte vielmehr, dass der historische Entstehungskontext der Gruppenbezeichnung keine wesentliche Rolle mehr spielte. Flacius thematisierte in seiner Schrift darum auch die Kontroversen um die Frage der Notwendigkeit guter Werke zur Seligkeit, den Streit um den freien Willen, die Auseinandersetzung um die Bedeutung und Zuordnung von Evangeliums- und Gesetzespredigt (Antinomismus) usw. Das Wort ‚Adiaphorist/adiphoristisch‘ wurde von Flacius nun für Lehrverfälschung, für Häresie schlechthin verwendet, da er in der Lehre von den Adiaphora den Ausgangspunkt aller weiteren Kontroversen erkannte. Ihm diente das Wort nun einzig in einem beleidigenden Zweck, der darin bestand, seine Gegner als Ketzer zu verunglimpfen, die diverse Irrlehren vertraten. Die so gescholtenen antworteten ihrerseits mit der Verwendung der Gruppenbezeichnung ‚Flacianer‘, mit deren Einsatz von vornherein der negative und abwertende Topos einer Rotte von Kirchenspaltern verbreitet werden sollte. So klagte z.B. Justus Menius im Jahr 1557, „die Flacianer Rotte“ hätte ohne sein Wissen eine Disputation zwischen ihm und Erhard Schnepf verbreitet, was zu Missverständnissen und zu Unfrieden in der Kirche geführt habe.<sup>20</sup> Gerade das sei eben das ureigenste Ziel der ‚Flacianer‘. Durch ihre unablässigen Beschuldigungen, Lügen und Anfeindungen zerstörten sie die Kirche, wie auch Georg Major in der Vorrede zum ersten Band seiner Sonn- und Festtagspredigten nicht müde wurde zu betonen. Bereits auf dem Titelblatt der Veröffentlichung kündigte er der Leserschaft daher an, „der Flacianer falsche vnd erdichte aufflagen, calumnien vnd verleumbdung“ zu widerlegen.<sup>21</sup> Im Verlauf der Streitigkeiten wurde ‚Flacianer‘ gelegentlich

durch ein Wortspiel zu ‚Filcianer‘ umgeformt, um damit den bereits vorhandenen pejorativen Topos noch um die Bedeutung des klassischen Schimpfwortes ‚Filz‘, also bäuerisch, ungehobelter Grobian, zu erweitern. Vor diesem Hintergrund erschließt sich, weshalb im Austausch zwischen der Geschichtswissenschaft und der Germanistik die Trennlinie zwischen Schlagwort, Schlüsselbegriff und Schimpfwort gelegentlich verwischte.<sup>22</sup> Denn für die historische Forschung eröffnet sich durch eine Zusammenstellung von Worten unterschiedlicher Gattungen die Möglichkeit, den Kampf um Deutungshoheit der Varianten biblischer Hermeneutik in der Reformationszeit anhand eines polit-theologischen Framings<sup>23</sup> der Akteure klarer zu veranschaulichen.

### 3 Framing als Kommunikationsstrategie

To frame is to select some aspects of a perceived reality and make them more salient in communicating text, in such way as to promote a particular problem definition, causal interpretation, moral evaluation, and/or treatment recommendation for the item described,

so lautet eine weit verbreitete Definition Entmans,<sup>24</sup> die hier Verwendung finden soll. Folgt man Entman, so handelt es sich bei Frames um Deutungsmuster, mit deren Hilfe Informationen in einem Kommunikationsprozess strukturiert und/oder selektiert werden. Die Bedeutung der Selektion und das Filtern von Informationen wurde während der Reformationszeit durch die Menge an publizierten Büchern und der darin enthaltenen und vermittelten Wissensbestände immer wichtiger.<sup>25</sup> Dies gilt gerade für die Zeit der innerevangelischen Kontroversen, die vornehm-

<sup>22</sup> So sieht z.B. Diekmannshenke die Rede vom ‚gemeinen Nutzen‘ als Beispiel für die Verwendung eines ‚Schlagwortes‘, während Seresse die Wendung ‚gemeiner Nutzen‘ als Schlüsselbegriff wertet. Vgl. Diekmannshenke (1992) Schlagwörter der Radikalen, S. 219–224; Seresse (2008) Einführung, S. 7.

<sup>23</sup> Vgl. dazu Matthes (2007) Framing-Effekte; ders. (2014) Framing; Dahinden (2018) Framing.

<sup>24</sup> Entman (1993) Framing, S. 52.

<sup>25</sup> Vgl. Schneider (2005) Das Buch als Wissensvermittler, S. 71.

<sup>19</sup> Flacius (1558) *Die vornehmlichsten adiaphoristischen Irrtümer*.

<sup>20</sup> Menius (1557) *Kurzer Bescheid*, F 2v.

<sup>21</sup> Major (1562) *Widmungsvorrede*. *Prima par homeliarum*.



lich mittels typographischer Druckerzeugnisse ausgetragen wurden.<sup>26</sup>

Da Politiker und Theologen zwischen 1548 und 1580 unter Zuhilfenahme medialer Ressourcen um das theologische Erbe Martin Luthers stritten, wird hier in der Folge unter Framing ein strategisches Framing verstanden.<sup>27</sup> Freilich muss von einer Vorform des strategischen Framings gesprochen werden, da moderne Vorstellungen von einem Mediensystem, auf das Kommunikatoren durch den gezielten Einsatz von Frames Einfluss zu gewinnen trachten,<sup>28</sup> für das 16. Jahrhundert anachronistisch wäre. Denn obwohl in der Forschung der Begriff ‚Massenmedium‘ zur Charakterisierung der ‚Flugschrift‘ und ihrer Wirksamkeit verwendet wurde,<sup>29</sup> so kann doch für das 16. Jahrhundert nicht von einer ‚Massenkommunikation‘ gesprochen werden. Gleichwohl bestand das strategische Ziel der Streitbeteiligten des 16. Jahrhunderts ebenso darin, die eigenen Deutungen und Narrative in den unterschiedlichen Streitfragen zu vermitteln und durchzusetzen. Die Streitigkeiten der Reformationszeit und der nachinterimistischen Kontroversen wurden zwar häufig in der Form einer Anwesenheitskommunikation (z.B. bei Disputationen, Predigten, Religionsgesprächen usw.) geführt, jedoch durch die Möglichkeit des Buchdrucks in zunehmenden Maße medial ausgetragen.<sup>30</sup> Darum wird die

Reformation und der Bekenntnisbildungsprozess im Luthertum nach 1548 in der historischen Forschung als „Medienereignis“ bezeichnet.<sup>31</sup> Aufgrund dessen bestand in den Kontroversen die Notwendigkeit, neben rhetorischen Stilmitteln und Strategien in den Schriften (Verwendung von Metaphern, Gleichnissen, Anspielungen usw.) auch eine mediale Strategie zur Durchsetzung der eigenen Deutungen im Streit zu verwenden. Zur Analyse dessen bieten sich die gegenwärtig diskutierten Vorstellungen von Framing im Rahmen der Forschungen zur „public relations“-Arbeit<sup>32</sup> sinnvoll an. Denn dort wird „Framing nicht als Theorie, sondern als Technik und Argument verstanden, mit dem PR-Inhalte gestaltet werden.“<sup>33</sup> Dies geschieht, indem Selbst- und Fremdwahrnehmung unablässig beobachtet und reflektiert werden, um dann in Konflikten ein Frame erstellen zu können. Dafür werden eine Problemdefinition ausformuliert, Schlussfolgerungen daraus gezogen, Bewertungen vorgenommen, manche Informationen/Meinungen besonders hervorgehoben oder weggelassen sowie Schlagwörter, Metaphern usw. kreiert.<sup>34</sup> Die Verwendung schimpflicher Bezeichnungen in den nachinterimistischen Kontroversen war zu diesem Zweck geeignet. Gelang es doch mithilfe nur eines gezielt eingesetzten Wortes (‚Flacianer‘, ‚Adiaphorist‘) bzw. eines Ausdrucks (‚Flacianer Rotte‘, ‚adiaphoristische Irrtümer‘) Probleme klar zu benennen, Wertungen vorzugeben, Meinungen hervorzuheben usw. Auf das 16. Jahrhundert angewendet, ließe sich darum „der Grundgedanke, dass durch das strategische Streuen und Pushen von Informationen gute Öffentlichkeitsarbeit betrieben werden kann“,<sup>35</sup> mit einer Vorstellung von Framing vereinbaren. Denn der „Kern des Framings“ bei der PR-Arbeit „ist damit das Durchsetzen des Frames, also letztlich Persuasion.“<sup>36</sup> Die Überzeugung des Gegners bzw. die Überzeugung der Rezipienten stellte ein wesentliches Ziel der Akteure in den innerevangelischen Kontroversen im Rahmen der reformatorischen Streit- und Kontroverskultur

**26** Vgl. die Veröffentlichungen des Mainzer Forschungs- und Editionsprojekts *Controversia et Confessio*: Dingel (Hg.) (2008) Wittenberger Abendmahlslehre und Christologie; dies. (Hg.) (2010) Reaktionen auf das Augsburgs Interim; dies. (Hg.) (2012) Der Adiaphoristische Streit; dies. (Hg.) (2014) Der Majoristische Streit; dies. (Hg.) (2016) Der Antinomistische Streit; dies. (Hg.) (2019) Der Synergistische Streit. Die Datenbank des Projekts *Controversia et Confessio* verzeichnet über 2.000 Titel, vgl. <http://www.controversia-et-confessio.de/cc-digital/quellen.html> (letzter Zugriff: 28.11.2020).

**27** Vgl. z.B. Fröhlich/Rüdiger (2006) Framing.

**28** Habermas (2006) *Political communication*, S. 417.

**29** Vgl. Köhler (Hg.) (1981) *Flugschriften als Massenmedium*.

**30** Dabei wurden Formen und Methoden von Anwesenheitskommunikation in eine durch Druckerzeugnisse geführte Distanzkommunikation aufgenommen. So wurde z.B. das in der Disputation angewendete Prinzip von Rede und Gegenrede in das Kontroversschrifttum übertragen. Vgl. Dingel (2007) *Streitkultur und Kontroversschrifttum*; dies. (2013) *Zwischen Disputation und Polemik. Zur Vorbildfunktion der Methodik von und der rhetorischen Techniken in Disputationen für die Streitigkeiten des 16. Jahrhunderts* vgl. auch dies. (2018) *Disputation*.

**31** Vgl. Lies/Schneider (2016) *Medienereignis und Bekenntnisbildung*; Sandl (2011) *Medialität und Ereignis*.

**32** Vgl. dazu Matthes (2007) *Framing-Effekte*, besonders S. 35–38; Dahinden (2018) *Framing*, S. 61–67.

**33** Dahinden (2018) *Framing*, S. 65.

**34** Vgl. Matthes (2007) *Framing-Effekte*, S. 36.

**35** Matthes (2007) *Framing-Effekte*, S. 35.

**36** Matthes (2007) *Framing-Effekte*, S. 36.

dar. Ähnlich dem PR-Management von sozialen Bewegungen heute versuchten die Streitbeteiligten des 16. Jahrhunderts Themen zu interpretieren, Zuspruch bzw. Unterstützung zu erhalten und ihre Gegner zu schwächen. Sie befanden sich somit „in einem ständigen Kampf um die Konstruktion von Wirklichkeit“, wie dies in der Forschung zu modernen Formen des Framings von sozialen Bewegungen ausgeführt wird.<sup>37</sup>

Nach Dahinden lassen sich drei wesentliche Grundelemente von Framing aufzeigen. Dies ist zum einen eine Themenunabhängigkeit und Transferierbarkeit des Grundmusters, zum anderen die parteiische Darstellung von Konflikten, die Bewertungen provoziert und impliziert, zum dritten, dass die Frames jeweils selbst zum Streitgegenstand werden.<sup>38</sup> Mit Blick auf die innerevangelischen Kontroversen des 16. Jahrhunderts lässt sich festhalten, dass die beiden letztgenannten Grundelemente ohne jeden Zweifel darin aufgefunden werden können. Zur Frage der Themenunabhängigkeit muss die Einschränkung gemacht werden, dass hier eine Anwendung ausschließlich in den Bereichen der Theologie sowie der Verhältnisbestimmung zwischen Politik und Religion erfolgte.

Es ist unbestreitbar, dass klassische Invektiven der Zeit wie ‚Fuchsschwänzer‘, ‚Ohrenkrauer‘, ‚Pflaumenstreicher‘ und ‚Diltap‘ universell anwendbar waren. Sie dienten losgelöst vom Streitgegenstand zur Diskreditierung des Gegners als Opportunist oder Dummkopf, wobei durch die antagonistische Kommunikationssituation die Kommunikatoren sich selbst als aufrechte, standhafte, ehrliche, redliche Verteidiger der Wahrheit präsentierten, ohne dies ausdrücklich sagen zu müssen. Ebenso unabhängig vom Streitthema ließen sich Neologismen wie ‚Fladenweiher‘, ‚Akzidenzschmierer‘, ‚Saucerdos‘, ‚Drecksätlein‘, ‚Papagei-Theologe‘ usw. jederzeit verwenden, um Deutungen anzubieten, mit deren Hilfe die Behauptung einer objektiven Wahrheit auf der eigenen Seite sowie die Assoziation des Gegners mit Irrlehren, sogar dem Bösen schlechthin erfolgte.

Im Folgenden wird nach Übertragungen von pejorativ verwendeten Schlüsselbegriffen und Schlagworten und nach der Funktionsweise von Frames in den innerevangelischen Kontroversen

gefragt, um die strategischen Ziele in der Verwendung von Schimpf- und Schlagworten in den Kontroversen zu veranschaulichen. Eigentlich wurden in den theologischen Streitigkeiten der Reformationszeit differenziert zu betrachtende Fragestellungen verhandelt. Mittels einer bildhaften Sprache sollte zum einen die je eigene Deutung des Streits gesteuert werden. Zum anderen erfüllten die von den Kontrahenten teils unterschiedlich verwendeten Worte im Streit die Funktion von ‚konfessionellen‘ Markern,<sup>39</sup> die dem Rezipienten erlaubte, den Autor einer Schrift rasch und verlässlich in einen an sich komplexen Streitzusammenhang einzuordnen und damit die inhaltliche Positionierung des Verfassers allein anhand der Nutzung von bestimmten schimpflichen Bezeichnungen zu erkennen.

#### 4 Frames in den innerevangelischen Kontroversen nach 1548

In seiner Definition nennt Entman vier Elemente, die zu einer Konkretisierung des Begriffs Framing beitragen sollen. Es handelt sich dabei um eine Problemdefinition, eine Ursachenzuschreibung, eine moralische Bewertung und eine Handlungsempfehlung.<sup>40</sup> Unter Rückgriff auf die Entman'sche Definition lässt sich aufzeigen, dass mit dem von Matthias Flacius und seinen Gesinnungsgenossen gebrauchten Schlagwort ‚Adiaphorist, adiaphoristisch‘ folgendes Narrativ und Deutungsmuster verbreitet werden sollte: Die Lehre von den Adiaphora (den freigelassenen, nicht heilsrelevanten Mitteldingen) [*Problemdefinition*] wird als widergöttlicher Versuch, Christus mit Belial zu versöhnen, verurteilt [*moralische Bewertung*] und als Grund für einen dezidierten Widerspruch [*Handlungsempfehlung*] gegen die Kompromissbereitschaft der so handelnden Wittenberger Professoren und ihrer Theologie [*Ursachenbeschreibung*] angesehen. Ganz ähnlich kann mit anderen Schlagworten wie ‚Synergist, synergistisch‘, ‚Antinomer, antinomistisch‘, ‚Papist, papistisch‘ usw. verfahren werden.

<sup>37</sup> Matthes (2007) Framing-Effekte, S. 39 mit weiterführender Literatur.

<sup>38</sup> Vgl. Dahinden (2018) Framing, S. 19.

<sup>39</sup> Vgl. Jörgensen (2014) Konfessionelle Selbst- und Fremdbezeichnungen.

<sup>40</sup> Vgl. Entman (1993) Framing, S. 52; siehe auch Dahinden (2018) Framing, S. 14.

Allerdings wäre mit Blick auf die Umstände des 16. Jahrhunderts zu konkretisieren, dass die Zeitgenossen keineswegs nur eine moralische, sondern zusätzlich eine theologische Bewertung vornahmen. Das heißt, dass z.B. Flacius und seine Anhänger die Anwendung der Lehre von den Adiphora nicht allein als ethisch verwerflich ansahen, sondern vor dem Hintergrund der damaligen apokalyptischen Zeit- und Weltdeutung<sup>41</sup> als im wahrsten Sinn des Wortes verdammungswürdig klassifizierten. Eben diese ‚theologische Bewertung‘ ließ die Verwendung von schimpflichen Bezeichnungen innerhalb der Kontroversen zu einer Notwendigkeit werden.

Doch nicht nur Wortschöpfungen, um die Gegner in Gruppen zu fassen und damit zu kategorisieren und zu charakterisieren, lassen sich zum Nachweis von Framing in der Reformationszeit heranziehen. Auch zentrale theologische und politische Schlüsselbegriffe wurden im Sinne der jeweils eigenen Deutung interpretiert. Hierfür sei insbesondere auf das Wort ‚Interim‘ verwiesen. Zunächst ließe sich unter Rückgriff auf die Entman'sche Definition das Narrativ herausarbeiten: Die Bestimmungen des Augsburger Interims [*Problemdefinition*] werden von den Evangelischen als unzulässiger politischer Eingriff in die geistliche Sphäre und damit als menschliche Verfälschung und Verdrehung der wahren, göttlichen Lehre entschieden verworfen [*moralische/theologische Bewertung*] und als Grund für einen dezidierten Widerspruch [*Handlungsempfehlung*] gegen die Intentionen und Maßnahmen der kaiserlichen Religionspolitik [*Ursachendefinition*] angesehen. Das Deutungsmuster des Wortes ‚Interim‘ erlebte in den 1550er Jahren überdies eine Wandlung, indem die *moralische/theologische Bewertung* als Ausgangspunkt für die Übertragung des Wortes in andere Kommunikationssituationen diene.

Die Evangelischen im Reich verbanden seit dem Erlass des kaiserlichen Religionsgesetzes im Jahr 1548, dem Augsburger Interim, die Vorstellung von Zwang, Bedrohung, politischer Anmaßung, Verrat am evangelischen Bekenntnis und Opferung der göttlichen Wahrheit.<sup>42</sup> Flacius und Nikolaus Gallus nutzten diesen Deutungsgehalt geschickt und übertrugen ihn auf jenes Doku-

ment, die Leipziger Landtagsvorlage, das von den Wittenberger Theologen in langwierigen Verhandlungen in der zweiten Hälfte des Jahres 1548 mit den kursächsischen Räten erstellt worden war,<sup>43</sup> um gegenüber dem Kaiser Kompromissbereitschaft erkennen zu lassen. Denn Flacius und Gallus bezeichneten die Leipziger Landtagsvorlage schlicht als ‚Leipziger Interim‘.<sup>44</sup> Ihre Botschaft war damit allein durch die Verwendung des Wortes ‚Interim‘ klar: Der sächsische Kurfürst überschritt mit dem „Leipziger Interim“ ebenso illegitim die Grenze zwischen Politik und Religion, wie der Kaiser dies mit dem Augsburger Interim getan hatte. In der Folge wurde das Wort ‚Interim‘ in unterschiedlichen Kontexten eingesetzt, um gegenüber den Rezipienten ein als widerrechtlich, ärgerlich und kirchenspalterisch empfundenenes Verhalten anzuprangern, ohne sich mit langen Argumentationen aufzuhalten: So wendete sich Flacius mit der ungedruckt gebliebenen Schrift *Refutatio Samaritani Interim* gegen die innerevangelischen Einigungsbemühungen Philipp Melanchthons im Frankfurter Rezess 1558.<sup>45</sup>

Schließlich lässt sich Framing anhand von schimpflichen Bezeichnungen wie ‚Ekelheiliger‘ nachweisen. Ein nicht näher bestimmtes Autorenkollektiv, das sich „Wittenberger Studenten“ nannte, bezeichnete Flacius auf diese Weise.<sup>46</sup> Die anonymen Autoren wollten im Verwendungskontext folgendes Narrativ durchsetzen: Die Attacken von Flacius, die den bereits verstorbenen Fürsten Georg III. von Anhalt „verrechtlich“ machen sollen [*Ursachenzuschreibung*] werden als Versuch eines „Sanctissimus“ verurteilt [*moralische/theologische Bewertung*] und als Grund für harschen Widerspruch [*Handlungsempfehlung*] gegen Flacius und seiner angeblich notwendigen Verteidigung der reinen Lehre Luthers gegen den Anhaltiner Fürsten und dessen Einsatz für die Lehre von den Adiphora [*Problemdefinition*] angesehen.

Die in den verschiedenen Kontroversen verwendeten Bezeichnungen und ihre jeweilige Deutung sollten mithin dazu dienen, in der Gedankenwelt der Rezipienten Bilder und Emotionen zu erzeugen, um

<sup>41</sup> Vgl. dazu Leppin (1998) Antichrist und Jüngster Tag.

<sup>42</sup> Vgl. dazu Dingel (Hg.) (2010) Reaktionen auf das Augsburger Interim.

<sup>43</sup> Vgl. dazu Herrmann (1962) Augsburg – Leipzig – Passau.

<sup>44</sup> Vgl. dazu Dingel (Hg.) (2012) Der Adiphoristische Streit, besonders Nr. 4, S. 357–440.

<sup>45</sup> Vgl. Preger (1964) Matthias Flacius II, S. 74; Dingel (2000) Flacius als Schüler Luthers und Melanchthons, S. 88.

<sup>46</sup> Wittenberger Studenten (1560) Summa und kurzer Auszug, S. 934,18f.

so das Verständnis der Texte und die Einordnung der Geschehnisse zu beeinflussen; bzw. konnten die Rezipienten sich durch die in den Publikationen verwendeten und gedeuteten Bezeichnungen in ihrer bereits vorhandenen Wahrnehmung von Welt und von Ereignissen bestätigt fühlen. So kam es unter den Streitbeteiligten zu erheblichen und durchaus gewollten Differenzen in den Bereichen der Semantik und der Pragmatik. Matthias Flacius verwendete z.B. das an sich zunächst unauffällige Wort ‚Dompropst‘ als Epitheton für seinen Kontrahenten Johann Pfeffinger. Er tat dies aber nicht, um den Lebenslauf Pfeffingers kenntnisreich darzulegen, und er intendierte damit ebenso wenig, die bekannte Funktion eines Propstes, als des Leiters der äußeren Geschäfte und Angelegenheiten eines Domkapitels, zu benennen. Vielmehr war es in der konkreten Kommunikationssituation<sup>47</sup> seine Absicht, den Gegner mit der Charakterisierung als ‚Dompropst‘ als käuflich zu diskreditieren, da Pfeffinger, aus Flacius' Sicht, falsche und widergöttliche Lehren vornehmlich deshalb vertrete, weil man ihm angeblich eine gut dotierte Stelle, eine Pfründe, habe zukommen lassen.

Im Zuge der Vorgabe eines Deutungsmusters fungierte dann z.B. ein Wort wie ‚Fladenweiher‘ im Sinne einer Entsakralisierung, da die liturgischen Zeremonien der Gegner der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollten. Ähnliches geschah, wenn Personen mit Epitheta belegt, in Verbindung mit negativ erinnerten Persönlichkeiten der Vergangenheit gebracht oder mit Charakteren aus der Mythologie und der Literatur parallelisiert wurden. Worte wie ‚Mameluck‘, ‚Ahitophel‘, ‚Gnatho‘, ‚Proteus‘ usw. sind hierfür beispielhaft. Denn die so bezeichneten Kontrahenten wurden der Leserschaft als Glaubensabtrünnige oder als schlechte, verschlagene Ratgeber vorgeführt und damit als unglaubwürdig denunziert. Ihre Meinungsäußerungen wurden somit nicht nur zurückgewiesen, sondern den Rezipienten wurde vermittelt, dass man die vergangenen sowie die zukünftig zu erwartenden Streitbeiträge der so angegriffenen Personen schlicht als unglaubwürdig und daher als irrelevant ansehen sollte. Eben in dieses Deutungsraaster fielen auch Bezeichnungen wie ‚Dr. Geitz‘ für Georg Major oder ‚Dr. Inte-

rim‘, wahrscheinlich für Joachim Camerarius d.Ä., die als Angriffe ad personam fungierten. Auf diese Weise sollte die gezielte Identifizierung einer speziellen Person mit negativen Attributen – bei ‚Dr. Interim‘ die Verbindung zu einer als widergöttlich angesehenen Machtpolitik, bei ‚Dr. Geitz‘ oder ‚Geldnarr‘ mit einem behaupteten korrupten Opportunismus – erfolgen und so der jeweilige Gegner verächtlich gemacht und als moralisch verwerflich diskreditiert werden. Streitschriften der so titulierten Gegner sollten demnach nicht als Produkte einer Wahrheitssuche, sondern als Erzeugnisse eines genuin weltlichen Machtstrebens bzw. der Korruption verstanden werden.

Besonders auffällig ist, dass für die Herabsetzung der Person des Flacius von seinen Gegnern immer wieder Tiermetaphern eingesetzt wurden. Damit ist nicht an ein eher klassisches Schimpfwort wie ‚Sauschwein‘ gedacht, dass sich an den biblischen Kontext des wilden Ebers anlehnt, der den Weinberg des Herrn verwüestet.<sup>48</sup> Vielmehr geht es um die ausdrückliche Übertragung negativer Eigenschaften von und Assoziation von Flacius mit Tieren oder Fabeltieren wie ‚Kuckuck‘, ‚Hyäne‘ oder ‚Harpyie‘. Es scheint hier eine besonders tief empfundene Gegnerschaft, ja geradezu ein Hass auf die Person des Flacius der Anlass für die Verwendung dieser Worte gewesen zu sein, die eine Entmenschlichung des Gegners bewirken konnte und vermutlich auch sollte. Denn der Kuckuck galt in abergläubischen Vorstellungen als Vogel des Teufels und die Harpyie als Schreckgestalt schlechthin. Dies ging gelegentlich noch mit fremdenfeindlichen Ausfällen gegen Flacius einher,<sup>49</sup> da dieser aus Labin (heute Albona, Kroatien) stammte.

## 5 Innovationspotenziale für Sprache und Bildung

Für eine Betrachtung der verwendeten Kommunikationsstrategien der Streitbeteiligten im 16. Jahrhundert erweist sich die Zusammenstellung von Worten unterschiedlicher Gattungen unter dem Oberbegriff ‚Schimpfwort‘ somit als

<sup>48</sup> Vgl. Ps 80,13f.

<sup>49</sup> Vgl. dazu z.B. die Angriffe des Justus Menius auf Flacius, abgedruckt in: Dingel (Hg.) (2014) Der Majoristische Streit, S. 393–438.

<sup>47</sup> Im Jahr 1550 befand sich der Streit um die Adiaphora auf einem Höhepunkt. Vgl. Matthias Flacius (1550) Widder die neue Reformation D. Pfeffingers.



nützlich. Dies erscheint auch für eine Beschäftigung mit der Entwicklung der deutschen Sprache sinnvoll. Denn unter diesem Gesichtspunkt lässt sich die Erweiterung des Deutschen durch einen Wissenstransfer zwischen unterschiedlichen Wissensbereichen aufzeigen. In den theologischen Kontroversen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Verwendung von biblischen Personen oder Worten aus der Bibel zur pejorativen Charakterisierung des jeweiligen Opponenten (z.B. ‚Mückensieber‘, ‚Kamelverschlinger‘, ‚Galater‘, ‚Perserfürst‘ usw.) selbstverständlich. Ebenso einleuchtend war die Übertragung von abwertenden Begriffen, vor allem Bezeichnungen von Ketzergruppen, aus der Kirchengeschichte auf die eigene Zeit (‚Pelagianer‘, ‚Katherer‘ usw.). Dieser theologisch und historisch motivierten Wahl von Worten und Gruppenbezeichnungen entsprach es, wenn in der Erinnerung negativ konnotierte Personen aus der antiken Philosophie oder der antiken Literatur bemüht wurden, um damit die eigenen Gegner zu attackieren (‚Epikur‘, ‚Sophisten‘, ‚Thraso‘ usw.). Gefährliche oder negativ dargestellte Gestalten der antiken Mythologie wurden aufgerufen (‚Proteus‘, ‚Empusa‘, ‚Centaurus‘) und auf die eigenen Gegner angewendet. Worte aus der griechischen Sprache (‚Pragmosiner‘) und aus volkstümlichen Erzählungen wie Schwankromanen wurden entlehnt, um Widersacher entweder als entscheidungslos und in ihren Ansichten schwankend (‚Markolf, der keinen Baum findet, um daran erhängt zu werden) oder als durch unsinnige Geschäftigkeit anderen nur ärgerliche Arbeit verursachend zu attackieren (‚Pragmosiner‘).

Zudem reflektierten die in den Streitigkeiten verwendeten Worte auch die Ereignisse und Prozesse der Reformation. Der unmittelbare, zeithistorische Kontext wurde somit in die Streitigkeiten einbezogen und es wurden Frames zum Umgang mit der Reformation und so mit der eigenen, erlebten Vergangenheit und Gegenwart gebildet. Dies gilt zum einen für die Verwendung von Gruppenbezeichnungen und den hinter deren Verwendung auffindbaren Intentionen (s.o. ‚Adiaphorist‘, ‚Flacianer‘). Zum anderen wurden Ereignisse aus der eigenen Zeitgeschichte aufgerufen, um den Gegner in negative Kontinuitätslinien zu rücken, z.B. ‚Schneiderkönig‘, womit auf Jan van Leiden, den ‚König der letzten Tage‘ in Münster 1534/35 angespielt wurde.

Damit wurden in der Reformationszeit Neologismen gebildet, für deren Verstehen es notwendig war, Hintergründe zu vermitteln, die zuvor eher in gelehrten Kreisen vorhanden waren. Die Sprache der Streitschriften,<sup>50</sup> Pasquille,<sup>51</sup> Spottlieder,<sup>52</sup> Flugschriften<sup>53</sup> usw. erforderte somit, Bildung zu verbreitern und zu verbessern, um eine Rezeption der Texte bei Personengruppen zu erleichtern, bzw. überhaupt erst zu ermöglichen, die zuvor in derlei Kontroversen nicht sprachfähig gewesen waren.<sup>54</sup> Mit Blick auf die nachinterimistischen Streitigkeiten kann festgehalten werden, dass es ausschließlich Gelehrte waren, die Frames entwickelten und mit ihnen Deutungen vorzugeben trachteten. Darin liegt der Grund für die Entlehnung und (Um)nutzung von Gruppenbezeichnungen und Worten mit invektivem Potenzial aus unterschiedlichen Wissensbereichen. Wenn sich die Wahrheit in Gottes Wort mittels Bibellektüre mitteilte, wie die Reformatoren betonten, so musste man die Kinder „lesen und ander künst“ lehren.<sup>55</sup> Darum führte z.B. Valentin Ickelshamer im Vorwort zu seiner Grammatik des Deutschen *Die rechte weis aufs kürztzist lesen zu lernen* aus: „Lesen können hat ynn langer zeyt nie so wol seinen nütz gefunden / als itzo / dweyls seer ein yeder darumb lernet / das er Gottes wort vnd etlicher Gotgelertē menner außlegung / darüber selbs lesen / vnd desto bas daryñ vrteilen möge“<sup>56</sup>.

Doch der Erwerb der Schreib-, besonders aber der Lesekompetenz war auch für die Verwendung von Frames, die unter Rückbezug auf

**50** Vgl. Geisberg (Hg.) (1974) *The German Single-Leaf Woodcut 1500–1550*; Strauss (Hg.) (1975) *The German Single-Leaf Woodcut 1550–1600*.

**51** Vgl. Schade (1966) *Satiren und Pasquille*.

**52** Vgl. Liliencron (1966) *Die historischen Volkslieder*, hier besonders Bd. 4.

**53** Vgl. dazu die Veröffentlichungen von *Controversia et Confessio* in Anm. 26. Vgl. ferner z.B. die maßgeblich von Laube seit den 1980er Jahren herausgegebenen diversen Publikationen von *Flugschriften der frühen Reformation 1518–1524*, *Flugschriften des Bauernkriegs*, *Flugschriften gegen die Reformation 1525–1530*, *Flugschriften vom Bauernkrieg zum Täuferreich*.

**54** Vgl. Lies (2018) *Autoritätenkonflikt und Identitätssuche*.

**55** Luther (1524) *An die Ratsherrn aller Städte deutschen Lands*, S. 46, 12. Zur Bildungsfunktion des Buchs bei Luther vgl. Flachmann (1996) *Martin Luther und das Buch*, S. 119–174.

**56** Ickelsamer (1527) *Die rechte weis aufs kürztzist lesen zu lernen*, A 2r. Superskripte, Verkürzungen u.Ä. werden aufgelöst.

biblische, kirchenhistorische, mythologische Kontexte gebildet wurden, unerlässlich. Außerdem kam den Autoren der Streitbeiträge die Aufgabe zu, ‚Schimpfworte‘ so gezielt in ihren Texten einzusetzen, dass gegebenenfalls notwendige Verstehenshintergründe von den Rezipienten erschlossen werden konnten, oder die Verfasser mussten Erklärungen mitliefern. Dies geschah bei Schlagworten und Gruppenbezeichnungen (‚Adiaphorist‘, ‚Flacianer‘, ‚Synergist‘, ‚Interim‘ usw.) in allen Streitbeiträgen ohnehin, da die konkreten theologischen und politischen Streitgegenstände untrennbar mit solchen Worten verbunden waren. Sie bezeichneten den eigentlichen Streitgegenstand, ja stellten ihn in gewisser Weise dar. So wurde in den theologischen und politischen Kontroversen zum einen eine inhaltliche, thematische Auseinandersetzung und zum anderen ein davon nicht trennbarer medialer Kampf um Deutungshoheit über Begrifflichkeiten, Lehraussagen usw. sowie um Wirklichkeitskonstruktionen im Streit gerungen. Es wurden allerdings auch im Verwendungskontext explizit Erklärungen geliefert. So bezifferte Flacius z.B. die Höhe der Geldsumme auf 300 Gulden jährlich, die Pfeffinger für seine angebliche Willfährigkeit in der Frage der Adiaphora erhalten haben sollte, wenn er ihm Käuflichkeit unterstellte und ihn einen „Domprobst“ schalt.<sup>57</sup> Die Verständlichkeit der ‚Schimpfworte‘ wurde dadurch gewährleistet, dass sie und die mit ihnen gelieferten Frames immer wiederkehrend in Publikationen angewendet wurden. Besaßen die ‚Schimpfwörter‘ aufgrund ihrer Einprägsamkeit per se einen hohen Wiedererkennungswert, so wurde dieser durch stete Wiederholung zusätzlich vergrößert. Dies geschah, indem bestimmte Worte (vor allem Schlagworte und Gruppenbezeichnungen) in einer Schrift mehrfach verwendet wurden. Außerdem wurden die Worte von den Autoren keineswegs allein in einer ihrer Veröffentlichungen benutzt, sondern in jeder neuen Schrift abermals eingestreut. Dieses unablässige Repetieren hatte zur Folge, dass die ‚Schimpfworte‘ den Rhythmus, die Intensität der Kontroversen bestimmten. Überdies wirkten die Wiederholungen dahingehend, dass die vermittelten Frames in das Bewusstsein der Rezipienten eindrangen. Durch ihre Stellung als kon-

<sup>57</sup> Vgl. Flacius (1550) *Widder die newe Reformation D. Pfeffingers*, E 3r.

fessionelle Marker, die ‚Schimpfworte‘ erhielten, wurde eine erfolgreiche Verwendung möglich, auch wenn die Worte aus verschiedenen Wissensbereichen entstammten und ein Verständnis zunächst Transferleistungen erforderte.

Die Streitigkeiten der Reformationszeit wie der nachinterimistischen Phase zeichnen sich durch den bewussten Einbezug der Rezipienten aus, da ihnen die Rolle einer Entscheidungsinstanz zugesprochen wurde. So publizierte Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, bereits 1518 seine *Defensio* gegen die Angriffe Johannes Ecks und machte schon auf dem Titelblatt deutlich, dass er ein Urteil in seinem Streit mit Eck nicht allein den Universitäten von Rom, Paris und Köln, „sed etiam singulorum et omnium“ anheimstellte<sup>58</sup>. Mit diesem Schritt wurde die Leserschaft, mithin eine laikale ‚Öffentlichkeit‘<sup>59</sup> in den Rang einer Autorität erhoben<sup>60</sup>.

Nicht zuletzt daher leitete Martin Luther ab, dass

man mus nicht die buchstaben inn der lateinischen sprachen fragen, wie man sol Deutsch reden, wie diese esel thun, sondern, man mus die mutter jhm hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen man auff dem markt drumb fragen, und den selbigen auff das maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es den und mercken, das man Deutsch mit in redet.<sup>61</sup>

Es ging also darum, die eigenen Kommunikations- und Sprechakte an den Rezipienten zu orientieren.

<sup>58</sup> Karlstadt (1518) *Defensio*.

<sup>59</sup> Vgl. Hölscher (1978/2004) Art. Öffentlichkeit; speziell zur Reformationszeit vgl. Wohlfeil (1984) *Reformatorenische Öffentlichkeit*; Talkenberger (1994) *Kommunikation und Öffentlichkeit*; vgl. zum Thema Öffentlichkeit und Nutzung von Medien im Zeitalter der Reformation: Sandl (2011) *Medialität und Ereignis*; Nieden (2012) *Die Wittenberger Reformation als Medienereignis*. Für die Etablierung einer „reformatorischen Öffentlichkeit“ war freilich nicht allein der Buchdruck sondern z.B. auch eine Beschleunigung im Nachrichtenaustausch maßgeblich mitverantwortlich. Vgl. dazu Behringer (2003) *Im Zeichen des Merkur*; ders. (2005) „Von der Gutenberg-Galaxis zur Taxis-Galaxis“.

<sup>60</sup> Forderten die Wittenberger zunächst eine ‚öffentliche‘ Begutachtung ihrer Lehren gegenüber den Romtreuen, so wurde diese Forderung wenig später von Thomas Müntzer gegen sie selbst erhoben. Vgl. Müntzer (1524) *Protestation und Entbietung*, besonders S. 286, 15–17; S. 286, 19–287, 2; S. 287, 12–14.

<sup>61</sup> Luther (1530) *Sendbrief vom Dolmetschen*, S. 637, 17–23.

Dieser Hinweis galt keineswegs nur in Bezug auf die Bibelübersetzung, wie Luther hier anmahnte. Vielmehr stellte die Verwendung einfacher grammatikalischer Strukturen und von ‚Schimpfworten‘ einen allgemein zu beobachtenden Ausdruck von Popularisierung und damit der Einbeziehung der Rezipienten in Veröffentlichungsstrategien dar. Diese verfielen, denn gerade Publikationen mit einer an Invektiven reichen Sprache besaßen, unabhängig von der jeweiligen Textsorte, ein erhebliches Mobilisierungspotenzial und stießen offenbar auf ein großes Interesse, was Eberlin von Günzburg zu einer Kritik an den Druckern veranlasste:

Sihe zu, wie vnbedacht fallen die Drucker auff die Bücher oder exemplar, vngeacht ob ein ding böß oder gut sey, gut oder besser, zimlich oder ergerlich, sie nehmen an schantbücher, bulbücher, ihufflieder [derbe Spottgesänge, J.M.L.] vnd was fur die hand kompt vnd scheint zutreglich dem seckel [...].<sup>62</sup>

Abseits der topischen Kritik an Buchdruckern, dass sie einzig auf ihre finanziellen Vorteile bedacht seien,<sup>63</sup> lässt sich aus dieser kritischen Bemerkung herauslesen, dass sich „schantbücher, bulbücher, ihufflieder“ offensichtlich gut verkauften. Boten diese Formate mit der in ihnen angewendeten Strategie des Framings doch Laien Entscheidungshilfen in komplexen theologischen, politischen und juristischen Fragen. Gerade die Verdeutlichung schwieriger Verhandlungs- und Streitgegenstände mittels schimpflicher Bezeichnungen in diversen Veröffentlichungsformen strukturierte die Kontroversen für die Rezipienten, motivierte und erleichterte die Parteinahme für eine Seite. Denn neben einer, auch in Kontroversen der Gegenwart zu beobachtenden Tendenz, dass Provokationen aufmerksam beobachtet werden und Beleidigungen Neugier entfachen, wurden in den Streitbeiträgen des 16. Jahrhunderts mittels ‚Schimpfworten‘ Frames entwickelt, die gerade durch ihre Invektivität in der ohnehin bereits agonalen Kommunikationssituation den vorhandenen Antagonismus zwischen den konkurrierenden theologischen Lehraussagen noch deutlicher hervorhoben. Die existen-

zielle Notwendigkeit zur Entscheidung zwischen ‚wahr‘ und ‚falsch‘, damit zwischen ‚Seligkeit‘ oder ‚Verdammnis‘, wurde den Rezipienten durch invektive Frames in großer Dramatik vor Augen gestellt. Dementsprechend war die Entstehung einer Form von ‚Öffentlichkeit‘ nur folgerichtig, da die Sorge um die eigene Seligkeit jeden anging und sich daher auch Laien – z.B. Bauern<sup>64</sup>, Handwerker<sup>65</sup>, adlige Laien<sup>66</sup> und Frauen<sup>67</sup> – zunehmend in die Kontroversen mit eigenen Beiträgen einmischten. Dies konnte durch eigene Publikationen geschehen oder durch eine klare Positionierung zu unterschiedlichen Streitfragen bzw. zu konkreten Ereignissen in alltäglichen Situationen. Zu denken wäre dabei z.B. an die polemischen antihabsburgischen und antirömischen Gesänge in Elsässer Wirtshäusern nach dem militärischen Triumph des Landgrafen von Hessen in Württemberg 1534<sup>68</sup> oder an die Auseinandersetzungen in der Reichsstadt Nordhausen im Zuge der Kontroversen über die Notwendigkeit guter Werke zur Seligkeit und den Antinomismus in den 1550er und 1560er Jahren.<sup>69</sup> In diesem Zusammenhang wären weitere Forschungen wünschenswert, um einerseits die Aufnahme und Weiterverwendung – somit den Erfolg – von Frames der Gelehrten durch die Laien zu beleuchten sowie andererseits nach Frames zu suchen, die dezidiert von bzw. für Laien entwickelt wurden, und ihre Weiterverbreitung – mithin ihren Erfolg – zu analysieren, um dann nach möglichen Unterschieden zwischen einem ‚gelehrten‘ und einem ‚laikalen‘ Framing zu fragen. Hier könnte sich z.B. eine Untersuchung der Wissensbereiche lohnen, auf die ‚laikale‘ Frames rekurrierten.

Es darf nämlich nicht vergessen werden, dass keineswegs nur der literate Teil der damaligen Bevölkerung Zugang zu diesen Formen von Öffentlichkeit besaß, sondern auch der illiterate

<sup>62</sup> Eberlin von Günzburg (1524) Mich wundert das kein gelt ihm land ist, B 4v.

<sup>63</sup> Vgl. Kaufmann (2019) Die Mitte der Reformation, S. 73–75.

<sup>64</sup> Vgl. die Forderungen der Bauern während des sogenannten Bauernkrieges, dazu: Blickle (1988) Der Bauernkrieg.

<sup>65</sup> Vgl. Arnold (1990) Handwerker als theologische Schriftsteller.

<sup>66</sup> Vgl. z.B. Ronner (1989) Hartmut XII. von Kronberg; Müller (2015) Hartmuth von Cronberg.

<sup>67</sup> Vgl. Kommer (2016) Flugschriftenautorinnen der frühen Reformationszeit.

<sup>68</sup> Vgl. Lies (2013) Zwischen Krieg und Frieden, S. 174f., mit Anm. 228.

<sup>69</sup> Vgl. Dingel (Hg.) (2016) Der Antinomistische Streit, S. 111–113, 303f., 323f., 351.

Teil durch Vorlesen und Hören von Flugschriften, Liedern und Predigten sowie Betrachten publizistisch verbreiteter Bilder, Holzschnitte und Kupferstiche. Aufgrund des Einbezugs der Rezipienten durch Verbreiterung von Bildung und durch Vorlesen usw. entstand ein „Gered“, wie es Friedrich Myconius ausdrückte,<sup>70</sup> über die reformatorischen Ideen und Streitigkeiten unter den Menschen in alltäglichen Lebenssituationen, was die Nachfrage nach unterschiedlichen Genera von Druckerzeugnissen und den darin verwendeten Worten mit den von ihnen geschaffenen Sprachbildern und Deutungsmustern nur weiter erhöhte, da sich die Zeitgenossen über den Inhalt des „Gereds“ informieren wollten, um anschließend selbst (weiter) mitreden/mitstreiten zu können.

Diese so von Myconius geschilderte Situation in der Frühzeit der Reformation wurde zu einem Charakteristikum der Kontroversen im 16. Jahrhundert. Auch in die innerevangelischen Kontroversen zwischen 1548 und 1580 wurden die Rezipienten bewusst einbezogen. Dies geschah durch die Verwendung intermedialer Formate (z.B. Flugblätter, die sich durch die Verbindung von Wort und Bild auszeichneten)<sup>71</sup> und durch eine dialogische Struktur der Schriften. Deutlich wird dies zum einen an der Veröffentlichung von Dialogschriften klassischen Zuschnitts,<sup>72</sup> zum anderen an direkter Ansprache („lieber Leser“, „christlicher Leser“ usw.) der Rezipienten in Paratexten (z.B. Marginalien, Vorreden, Epilogen usw.). Hier wurden die Rezipienten konkret zu Wertungen aufgerufen bzw. es wurden Argumente vorgebracht, die aus Sicht des Verfassers keine andere Möglichkeit zuließen, als sich seiner Meinung anzuschließen. Georg Major z.B. wandte sich am Schluss seiner langen Predigt *von S. Pauli ... Bekehrung* in einem Epilog an den „Christlichen Leser“, um seine Argumente gebündelt zu präsentieren. Er bat die Rezipienten darin, allein ihm und nicht seinen Gegnern Glauben zu schenken. Deren Absichten beständen nämlich einzig in Denunziation und Spaltung, wohingegen sein Handeln stets darauf gerichtet sei, die „wahre Lehre“ zu erhalten und das Beste für die Kirche

zu suchen.<sup>73</sup> Ebenso argumentierten Flacius und Gallus in der bereits erwähnten Veröffentlichung der *Leipziger Landtagsvorlage* der kursächsischen Theologen. Es darf als eines der bemerkenswertesten Beispiele für ein politisch-theologisches Framing in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angesehen werden. Denn Flacius und Gallus veröffentlichten den Text vollständig, wie er ihnen zugespielt worden war. Sie rahmten ihn aber durch eine einleitende Vorrede, Marginalien und einen Epilog und teilten den Rezipienten ihre Wertungen zu dem Dokument der kursächsischen Theologen ausschließlich in Paratexten mit.<sup>74</sup> Dabei wandten sie sich stets direkt an die Leser, um ihnen die in ihren Augen von den Kursachsen aus verbreitete Irrlehre der Adiaphora zu verdeutlichen und sie zu entschiedenem Widerspruch anzuhalten.<sup>75</sup>

Vor diesem Hintergrund erscheint für die Analyse eines politisch-theologischen Framings in der Reformationszeit nicht allein die Verwendung von Worten unterschiedlicher Gattungen unter der Rubrik ‚Schimpfwort‘ sinnvoll, sondern auch die Zusammenstellung von Worten aus verschiedenen Textsorten günstig. Denn keineswegs boten nur auf Zeichenverknappung zielende und damit Zuspitzung begünstigende Formate – Flugblätter, Flugschriften, und vor allem auch der für die Reformationszeit so wichtig werdende Druck von Liedern in Gesangbüchern – invektive Potenziale. Auch längere Formate, Predigten und Traktate, wurden genutzt, um die eigene Position als ‚wahre Lehre‘ zu erweisen und die Gegner unter Einsatz von ‚Schimpfworten‘ zu denunzieren, ihre Absichten zu diskreditieren und sie damit ins Unrecht zu setzen. Besonders eindrücklich sind hierfür die *Berichte* Johann Pfeffingers aus den Jahren 1550 und 1559 und Georg Majors *Sermon von S. Pauli ... Bekehrung* aus dem Jahr 1553. Pfeffinger verteidigte sich, die Lehre von den Adiaphora sowie die Existenz eines freien Willens, wobei er vor allem Flacius heftig attackiert und die Leserschaft zwar in eine Entscheidungssituation über

**70** Myconius (1542) *Historia reformationis*, S. 23.

**71** Vgl. Oelke (1992) *Konfessionsbildung*.

**72** Vgl. Alber (1548) *Dialogus*.

**73** Vgl. Major (1553) *Ein Sermon von S. Pauli ... Bekehrung*, S. 137–279.

**74** Vgl. zur Bedeutung und Verwendung von invektiven Paratexten speziell in den protestantischen Lügenden den Beitrag von Sablotny in diesem Sonderheft.

**75** Vgl. dazu Dingel (Hg.) (2012) *Der Adiaphoristische Streit*, besonders Nr. 4, S. 357–440.



die wahre Lehre versetzte, doch ihnen letztlich nur eine Entscheidungsmöglichkeit zugestand, wie es durch die Formulierung der Titel *Gründlicher und wahrhafter Bericht* (1550) bzw. *Nochmals gründlicher und wahrhafter Bericht* (1559) bereits deutlich wurde.<sup>76</sup> Georg Major wiederum verteidigte seine Ansicht, dass gute Werke zur Seligkeit notwendig seien, in einer langen (sie umfasst ohne Epilog 138 Seiten in unserer Edition) Predigt, die im Januar 1552 gehalten und ein Jahr später veröffentlicht wurde.<sup>77</sup>

## 6 Zusammenfassung

Die innerevangelischen Kontroversen nach 1548 können als ein öffentlich ausgetragener Kampf um Deutungshoheit über die reformatorische Lehre verstanden werden. Dabei gelangten Schimpfworte im Sinne eines politisch-theologischen Framings zum Einsatz. Die in den verschiedenen Kontroversen verwendeten schimpflichen Bezeichnungen und ihre jeweilige Deutung sollten dazu dienen, in der Gedankenwelt der Rezipienten Bilder und Emotionen zu erzeugen, um so das Verständnis der Texte und die Einordnung der Geschehnisse zu beeinflussen. Umgekehrt konnten die Rezipienten sich durch die in den Publikationen verwendeten und gedeuteten Bezeichnungen in ihrer bereits vorhandenen Wahrnehmung von Welt und von Ereignissen bestätigt fühlen. Die Verwendung von Schimpfwörtern aus diversen Kontexten besaß zugleich Innovationspotenziale für Sprache und Bildung, indem eine Erweiterung des Deutschen durch einen Wissenstransfer aus unterschiedlichen Wissensbereichen stattfand. Insofern fügte sich der für das Verständnis der Frames notwendige Wissenstransfer in die allgemeine Forderung der Reformatoren nach verbesserter Bildung ein und befeuerte diese zusätzlich. Denn Luther und andere Reformatoren drangen von Beginn der Reformation an auf eine Verbesserung der Bildung, um allen Menschen den Zugang zum Wort Gottes zu eröffnen, das sich in den biblischen Büchern mitteilte. Sie wollten daher die Bibel übersetzen

<sup>76</sup> Vgl. Pfeffinger (1550) *Gründlicher und wahrhafter Bericht*, S. 655–730; Pfeffinger (1559) *Nochmals gründlicher und wahrhafter Bericht*, S. 221–265.

<sup>77</sup> Vgl. Alber (1548) *Dialogus*.

und auch ihre, in diversen Schriften verbreitete Auslegung der biblischen Botschaft allen Menschen zugänglich machen, damit es jedermann möglich würde, sich entsprechend des im Wort ausgedrückten göttlichen Willens zu verhalten. In reformatorischem Verständnis bestand daher eine enge Verwobenheit von eigenen Lektüreerfahrungen (Bibel und reformatorisches Schrifttum) und Glaubenserfahrungen. Die aus solchen Überlegungen resultierenden Bildungsverbesserungen während der Reformationszeit und die sich wiederholenden Argumentationsgänge in den unterschiedlichen Veröffentlichungen eröffneten dann die Möglichkeit zum Verständnis der in den Kontroversen häufig verwendeten Frames, die mittels ‚Schimpfwörtern‘ verbreitet wurden. Die ‚Schimpfwörter‘ avancierten damit zu Taktgebern, zu konfessionellen Markern im Streit und mit ihnen etablierte sich ein medial geführter Kampf um Deutungshoheit über die unterschiedlichen Lehraussagen neben und in den konkreten theologischen und politischen Kontroversen.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Alber, Erasmus (1548): *Ein Dialogus vom Interim*. In: Dingel, Irene (Hg.) (2010): *Reaktionen auf das Augsburger Interim*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 559–692.
- Dingel, Irene (Hg.) (2008): *Die Debatten um die Wittenberger Abendmahlslehre und Christologie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dingel, Irene (Hg.) (2010): *Reaktionen auf das Augsburger Interim. Der Interimistische Streit (1548–1549)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dingel, Irene (Hg.) (2012): *Der Adiaphoristische Streit (1548–1560)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dingel, Irene (Hg.) (2014): *Der Majoristische Streit (1552–1570)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dingel, Irene (Hg.) (2016): *Der Antinomistische Streit (1556–1571)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dingel, Irene (Hg.) (2019): *Der Synergistische Streit (1555–1564)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Eberlin von Günzburg, Johann (1524): *Mich wundert das || kein gelt ihm || land ist. || Ein schimpflich doch vnschedlich geöß || sprech dreyer Landtfarer / vber yetz geöß || melten tyttel. || Leße das buchlin so wirdstu dich furo || hyn verwundern / das ein pfennig ihm || landt blieben ist. ||*. Eilenburg: Nikolaus Widemar. In: Laube, Adolf/Looß, Sigrid (Hgg.) (1983): *Flugschriften der frühen Reformations-*

- bewegung (1518–1524), Bd. 2. Berlin: Topos-Verlag, S. 1123–1148 (VD16 E135).
- Flacius, Matthias (1550): *Widder die neue Reformation D. Pfeffingers, des Meisnischen Thumbherrn [...]. Magdeburg: Christian Rödinger d.Ä. (VD16 F 1562).*
- Flacius, Matthias (1558): Die vornehmlichsten adiaphoristischen Irrtümer. In: Dingel, Irene (Hg.) (2012): *Der Adiaphoristische Streit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 789–837.
- Geisberg, Max (Hg.) (1974): *The German Single-Leaf Woodcut 1500–1550.* Revised and edited by Walter L. Strauss, 4. Bde. New York: Hacker.
- Ickelsamer, Valentin (1527): *Die rechte weis aufs kürztzist lesen zu lernen.* Erfurt: Johannes Loersfeld (VD16 I 33).
- Karlstadt, Andreas (1518): DEFENSIO || Andree Carolstadii || aduersus || Eximii. D. Ioannis Eckii theologę || doctoris & ordinarii Ing: || Monomaciã || Patitur Carolostadius non modo Se: || Ap: studiiq. Ro: in Italia || Parisieñ. in Gallia / aut || Coloniesis in Ger= || mania iudiciũ / || sed etiã sin= || golorũ || et || omniũ || ... ||. Wittenberg: Johann Rhau-Grunenberg (VD16 B 6138).
- Liliencron, Rochus von (1966): *Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert,* 4 Bde. Leipzig 1869. ND Hildesheim: Olms.
- Luther, Martin (1960): *Tischreden.* In: Aland, Kurt (Hg.): *Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart,* Band 9. Stuttgart: Hiersemann.
- Luther, Martin (1524): *An die Ratsherrn aller Städte deutschen Lands.* In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe,* Bd. 15 (1899). Weimar: Hermann Böhlhaus Nachfolger, S. 27–53.
- Luther, Martin (1528): *Vom Abendmahl. Bekenntnis.* In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe,* Bd. 26 (1909). Weimar: Hermann Böhlhaus Nachfolger, S. 261–509.
- Luther, Martin (1530): *Sendbrief vom Dolmetschen.* In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe,* Bd. 30, 2. Abteilung (1909). Weimar: Hermann Böhlhaus Nachfolger, S. 627–646.
- Luther, Martin (1533): *Tischreden.* In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Tischreden,* Bd. 3 (1914). Weimar: Herman Böhlhaus Nachfolger.
- Major, Georg (1553): *Ein Sermon von S. Pauli ... Bekehrung.* In: Dingel, Irene (Hg.) (2014): *Der Majoristische Streit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 137–279.
- Major, Georg (1562): *Widmungsvorrede. Prima par homeliarum.* In: Dingel, Irene (Hg.) (2014): *Der Majoristische Streit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 499–519.
- Mehlhausen, Joachim (Hg.) (1970): *Das Augsburgere Interim von 1548. Deutsch und lateinisch.* Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag.
- Menius, Justus (1557): *Kurzer Bescheid.* In: Dingel, Irene (Hg.) (2014): *Der Majoristische Streit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 419–438.
- Müntzer, Thomas (1524): *Protestation und Entbietung.* In: Kohnle, Armin/Wolgast, Eike (Hgg.) (2017): *Thomas-Müntzer-Ausgabe. Kritische Gesamtausgabe,* Bd. 1: Thomas Müntzer. Schriften, Manuskripte und Notizen. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S. 269–287.
- Myconius, Friedrich (1542): *Historia reformationis,* vom Jahr Christi 1517 bis 1542. Aus des Autoris avtographo mitgetheilet Und in einer Vorrede erläütert von Ernst Salomo Cyprian [...], *Der ander Druck* (1718). Leipzig: Georg Moritz Weidman (=VD18 1142320X).
- Pfeffinger, Johann (1550): *Gründlicher und wahrhafter Bericht.* In: Dingel, Irene (Hg.) (2010): *Der Adiaphoristische Streit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 655–730.
- Pfeffinger, Johann (1559): *Nochmals gründlicher und wahrhafter Bericht.* In: Dingel, Irene (Hg.) (2019): *Der Synergistische Streit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 221–265.
- Schade, Oskar (1966): *Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit,* 3. Bde. Hannover 21863. ND Hildesheim: Olms.
- Strauss, Walter L. (Hg.) (1975): *The German Single-Leaf Woodcut 1550–1600. A pictorial catalogue,* 3. Bde. New York: Hacker.
- Wittenberger Studenten (1560): *Summa und Kurzer Auszug.* In: Dingel, Irene (2012): *Der Adiaphoristische Streit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 849–943.

## Forschungsliteratur

- Arnold, Martin (1990): *Handwerker als theologische Schriftsteller. Studien zu Flugschriften der frühen Reformation (1523–1525).* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Behringer, Wolfgang (2003): *Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Behringer, Wolfgang (2005): „Von der Gutenberg-Galaxis zur Taxis-Galaxis“. *Die Kommunikationsrevolution – ein Konzept zum besseren Verständnis der Frühen Neuzeit.* In: Burkhardt, Johannes/Werkstetter, Christine (Hgg.) (2005): *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit.* München: De Gruyter, S. 39–54.
- Baur, Alexander (2012): *Art. Beleidigung.* In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 10, Sp. 116–128.
- Blickle, Peter (1998): *Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes.* München: C.H. Beck.
- Dahinden, Urs (2018): *Framing. Eine integrative Theorie der Massenkommunikation.* Köln: Herbert von Halem.
- Diekmannshenke, HansJoachim (1992): *Die Schlagwörter der Radikalen der Reformationszeit (1520–1536). Spuren utopischen Bewußtseins.* Diss. Bonn 1992. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang.
- Dingel, Irene (2000): *Flacius als Schüler Luthers und Melancthons.* In: Graf, Gerhard/Hasse, Hans-Peter/Hein, Markus (Hgg.): *Vestigia pietatis. Studien zur Geschichte der Frömmigkeit in Thüringen und Sachsen.* Ernst Koch gewidmet. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S. 77–93.
- Dingel, Irene (2007): *Streitkultur und Kontroversenschrifttum im späten 16. Jahrhundert. Versuch einer methodischen Standortbestimmung.* In: Dies./

- Schäufele, Wolf-Friedrich (Hgg.): Kommunikation und Transfer im Christentum der Frühen Neuzeit. Mainz: Philipp von Zabern, S. 95–111.
- Dingel, Irene (2013): Zwischen Disputation und Polemik. „Streitkultur“ in den nachinterimistischen Kontroversen. In: Jürgens, Henning P./Weller, Thomas (Hgg.): Streitkultur und Öffentlichkeit im Konfessionellen Zeitalter. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 17–29.
- Dingel, Irene (2018): Von der Disputation zum Gespräch. In: Luther-Jahrbuch 85, S. 61–84.
- Entman Robert (1993): Framing: Towards a Clarification of a Fractured Paradigm. In: Journal of Communication 43, S. 51–58.
- Flachmann, Holger (1996): Martin Luther und das Buch. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Fröhlich, Romy/Rüdiger, Burkhard (2006): Framing political public relations: Measuring success of strategies in Germany. In: Public Relations Review 32/1, S. 18–25.
- Guchmann, Mirra M. (1974): Die Sprache der deutschen politischen Literatur in der Zeit der Reformation und des Bauernkrieges. Berlin (Ost): Akademie-Verlag.
- Habermas, Jürgen (2016): Political communication in media society: Does democracy still enjoy an epistemic dimension? The impact of normative theory on empirical research. In: Communication Theory 16/4, S. 411–426.
- Herrmann, Johannes (1962): Augsburg – Leipzig – Passau. Das Interim nach Akten des Landeshauptarchives Dresden 1547–1552. Masch. Diss. Leipzig.
- Hölscher, Lucian (1978/2004): Art. Öffentlichkeit. In: Geschichtliche Grundbegriffe 4, S. 413–467.
- Honecker, Patrick (2002): Vorreformatorische Schlagwörter. Spiegel politischer, religiöser und sozialer Konflikte in der frühen Neuzeit, Diss. Trier 2002. URL: <https://ubt.opus.hbz-nrw.de/opus45-ubtr/frontdoor/deliver/index/docId/47/file/20021212.pdf> (letzter Zugriff: 28.11.2020).
- Jörgensen, Bent (2014): Konfessionelle Selbst- und Fremdbezeichnungen. Zur Terminologie der Religionsparteien im 16. Jahrhundert, Berlin: De Gruyter.
- Kaempfert, Manfred (1990): Die Schlagwörter. Noch einmal zur Wortgeschichte und zum lexikologischen Begriff. In: Muttersprache 100, S. 192–203.
- Kaufmann, Thomas (2019): Die Mitte der Reformation. Eine Studie zu Buchdruck und Publizistik im deutschen Sprachgebiet, zu ihren Akteuren und deren Strategien, Inszenierungs- und Ausdrucksformen. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Köhler, Hans-Joachim (Hg.) (1981): Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit. Beiträge zum Tübinger Symposium 1980. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kommer, Dorothee (2013): Flugschriftenautorinnen der frühen Reformationszeit und ihre Sicht von Geistlichkeit. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Ladendorf, Otto (1906): Historisches Schlagwörterbuch. Ein Versuch. Straßburg: Trübner.
- Lepp, Friedrich (1908): Schlagwörter des Reformationszeitalters, Diss. Freiburg. Leipzig: M. Heinisius Nachfolger.
- Leppin, Volker (1998): Antichrist und Jüngster Tag. Das Profil apokalyptischer Flugschriftenpublizistik im deutschen Luthertum 1548–1618. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Lies, Jan Martin (2013): Zwischen Krieg und Frieden. Die politischen Beziehungen Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen zum Haus Habsburg 1534–1541. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lies, Jan Martin/Schneider, Hans-Otto (2016): Medienereignis und Bekenntnisbildung: Das Interim im Heiligen Römischen Reich. In: Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Hg.): Religion und Politik. Eine Quellenanthologie zu gesellschaftlichen Konjunkturen in der Neuzeit. URL: [http://wiki.ieg-mainz.de/konjunkturen/index.php?title=Medienereignis\\_und\\_Bekenntnisbildung:\\_Das\\_Interim\\_im\\_Heiligen\\_Römischen\\_Reich](http://wiki.ieg-mainz.de/konjunkturen/index.php?title=Medienereignis_und_Bekenntnisbildung:_Das_Interim_im_Heiligen_Römischen_Reich) (letzter Zugriff: 28.11.2020).
- Lies, Jan Martin (2018): Autoritätenkonflikt und Identitätssuche. Die Entstehung einer neuen Streitkultur im Rahmen der Reformation. In: Fitschen, Klaus/Schröter, Marianne/Spehr, Christopher et al. (Hgg.) unter Mitarbeit von Mathias Sonnleithner und Katrin Stöck: Kulturelle Wirkungen der Reformation – Cultural Impact of the Reformation. Kongressdokumentation Lutherstadt Wittenberg August 2017, 2 Bde. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, Bd. 1, S. 181–190.
- Lies, Jan Martin/Schneider, Hans-Otto (2021): 95 Schimpfwörter. Perlen frühneuzeitlicher Streitkultur. Mit Illustrationen von Ulrike Selders. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Majetschak, Stefan (1992): Art. Begriff III. Neuzeit. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, Sp. 1412–1422.
- Matthes, Jörg (2007): Framing-Effekte. Zum Einfluss der Politikberichterstattung auf die Einstellung der Rezipienten. München: Nomos.
- Matthes, Jörg (2014): Framing. Baden-Baden: Nomos.
- Meyer, Richard M. (1900): Vierhundert Schlagworte. Leipzig: Teubner.
- Cornette Jr., James C. (1997): Proverbs an Proverbial Expressions in the German Works of Martin Luther. Edited by Wolfgang Mieder and Dorothee Racette. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang.
- Müller, Matthias (2015): Hartmuth von Cronberg. Frühreformatorischer Flugschriftenautor und Bundesgenosse Sickingens. In: Ebernburg-Hefte 49, S. 97–123.
- Nelson, Timothy (1992): „O du armer Luther ...“. Sprichwörtliches in der antilutherischen Polemik des Johannes Nas (1534–1590). Frankfurt/Main et al.: Peter Lang.
- Nieden, Marcel (2012): Die Wittenberger Reformation als Medienereignis. In: Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Hg.): Europäische Geschichte Online (EGO). Mainz 2012-04-23. URL: <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische->

- medien/europaeische-medienergebnisse/  
marcel-nieden-die-wittenberger-reformation-  
als-medienergebnis/?searchterm=nieden,%20  
marcel&set\_language=de (letzter Zugriff:  
28.11.2020).
- Niehr, Thomas (2007): Art. Schlagwort. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 8, Sp. 496–502.
- Oelke, Harry (1992): Die Konfessionsbildung des 16. Jahrhunderts im Spiegel der illustrierten Flugblätter. Berlin/New York: De Gruyter.
- Preger, Wilhelm (1964): Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit, 2 Bde. Erlangen 1859–1861. ND Hildesheim/Nieuwkoop: Olms.
- Ronner, Wolfgang (1989): Hartmut XII. von Kronberg – ein Zeitgenosse der Reformation. In: Nassauische Annalen 100, S. 55–82.
- Sandl, Marcus (2011): Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation. Zürich: Chronos.
- Schmidt, Josef (1968): Die Drucksprache als Massenmedium und die deutsche Literatur im 16. Jahrhundert. Gedanken zu Marshall McLuhans „The Gutenberg Galaxy“. In: Wirkendes Wort 18, S. 389–395.
- Schneider Jakob H. J. (1992): Art. Begriff: Antike, Mittelalter. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik 1, Sp. 1399–1412.
- Schneider, Ute (2005): Das Buch als Wissensvermittler. In: Burkhardt, Johannes/Werkstetter, Christine (Hgg.): Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit. München: De Gruyter, S. 63–78.
- Seresse, Volker (2008): Einführung: Zur Bedeutung von Schlüsselbegriffen der politischen Kommunikation für das Verständnis frühneuzeitlicher Politik. In: Ders. (Hg.): Schlüsselbegriffe der politischen Kommunikation in Mitteleuropa während der frühen Neuzeit. Frankfurt et al.: Peter Lang, S. 7–13.
- Talkenberger, Heike (1994): Kommunikation und Öffentlichkeit in der Reformationszeit. Ein Forschungsreferat 1980–1991. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft Forschungsreferate 3, S. 1–26.
- Wohlfeil, Rainer (1984): Reformatorische Öffentlichkeit. In: Grenzmann, Ludger/Stackmann, Karl (Hgg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit: Symposium Wolfenbüttel 1981. Stuttgart: Metzler, S. 41–54 (mit Diskussionsbericht von Günter Peperkorn).
- Wolter, Beatrice (2000): Deutsche Schlagwörter zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Frankfurt et al.: Peter Lang.



---

**Artikel**

Burkhard Meyer-Sickendiek\*

# Die Satire als invektive Gattung

**Abstract:** A discussion of satire as borderline case of invectivity will be presented in this paper. The particular focus lies on literary debates in eighteenth-century Britain and in Germany. British satirists like Dryden, Haywood or Pope described ridicule and sarcasm as main features of satire, however, it was viewed as necessary to uphold the distinction between satire and libel resp. lampoon. This distinction was explained by concepts of urban wit or raillery. In German literature Wieland introduced the concept of wit in his satirical writings, however, since romanticism it was replaced with the opposition between sarcasm and ‚Humor‘.

**Keywords:** Satire, Spott, Sarkasmus, Witz, Stichelei, Humor – satire, ridicule, sarcasm, lampoon, raillery, humour

\*PD Dr. Burkhard Meyer-Sickendiek, FU Berlin, bumesi@zedat.fu-berlin.de

Wohl kaum ein poetisches literarisches Genre ist für eine Erörterung dessen, was unter Invektivität zu verstehen ist, so einschlägig wie die Gattung der Satire. Orientiert man sich dabei etymologisch, dann zeigt der Begriff der Satire in all seiner Bedeutungsvielfalt, wie sehr das satirische Sprechen seit der Neuzeit als Grenzbereich des Invektiven gelten kann. Anders gesagt: Was Invektivität bezeichnet, lässt sich ex negativo auch durch die Grenzziehung zur bzw. die Integration der Satire recht genau bestimmen. Doch zunächst zur Begriffsgeschichte: Der Begriff ‚Satire‘ stammt vom Lateinischen ‚satura‘, welches sich herleiten lässt aus dem Begriff ‚lanx satura‘, was als ‚Opferschüssel mit verschiedenen Früchten‘ übersetzbar ist und die Satire seit Ennius als ein ‚Erfülltsein von mannigfaltigen Bestandteilen‘ definiert. Zwar galt die Satire zumindest nach römischem Verständnis als römische Schöpfung, denn von Quintilian stammt der auf Horaz und Juvenal bezogene Satz „satura quidem tota nostra est.“<sup>1</sup> Bis in die Renaissance wurde Satire jedoch fälschlicherweise auch vom griechischen ‚Satyr‘, also dem Begleiter des Dionysos, abgeleitet sowie vom Satyrspiel, also der burlesken Parodie im Anschluss an eine Tragö-

dientrilogie.<sup>2</sup> Erst mit der etymologischen Unterscheidung zwischen Satyr und Satura, wie sie Isaac Casaubon in *De satyrica graecorum poesi et romanorum satira libri duo* vornahm, wurde die Satire unter Bezug auf die römische Tradition identifizierbar als eine entrüstete und insofern didaktisch-moralische Verspottung des Lasters. Sie gewann ihren moralischen Anspruch durch die Kanonisierung der römischen Verssatire, da mit dieser die Verspottung realer Personen im Sinne des Pasquills bzw. der Polemik aus der satirischen Indignation ausgeschlossen wurde.<sup>3</sup>

Die Satire wurde dadurch zum klassischen Medium ironischen Tadelns durch falsches Lob: Sie kennt also sowohl die Verstellung (dissimulatio) und zwar im Sinne des humorvollen „ridentem dicere verum“ (lachend das Wahre sagen, Horaz) als auch die Verspottung (illusio), dieses dient jedoch im Rahmen der ‚indignatio‘ (Entrüstung, Juvenal) der satirischen Kritik an einer lasterhaften oder verkehrten Welt.<sup>4</sup> Nach Arntzen lässt sich die Satire daher auch als eine Tadelrede begreifen,<sup>5</sup> welche wiederum in eine moralische und in eine prophetische zu unterteilen ist. Die

<sup>1</sup> Quintilian (2000) *Institutio oratoria* 10, 1, 93.

<sup>2</sup> Vgl. dazu: Becker-Cantarino (1985) *Satire*.

<sup>3</sup> Vgl. Brummack (1977) *Satire*.

<sup>4</sup> Vgl. Meyer-Sickendiek (2007) *Satire*, S. 447.

<sup>5</sup> Vgl. Arntzen (2003) *Satire*.

prophetische Tadelrede gehe von einer göttlichen Botschaft aus, weshalb deren Verfasser im Namen Gottes gegen das sündige Volk spreche. Die Normen sind nicht gesellschaftlicher oder ethisch-moralischer Natur, sondern die offenbarten Gebote Gottes. Diese Tadelrede zielt auf Buße, auf Umkehr des Einzelnen und auf moralische Besserung der Gesellschaft ab: Man denke an Sebastian Brants *Narrenschiff*. Dagegen zielt die moralische Tadelrede auf die Moral einer Geschichte ab, welche die Besserung eines Zustands oder einer Verhaltensweise beabsichtigt: Prominentester Repräsentant dieser Form der Tadelrede ist die römische Versatire Juvenals. Wenn Schiller den „Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale“<sup>6</sup> zum Gegenstand des Satirikers erklärt, wenn Hegel das „Wissen und Wollen des Guten und der Tugend“ als Grund dafür nennt, satirisch „in einen feindlichen Gegensatz gegen das Verderben seiner Gegenwart zu treten“,<sup>7</sup> dann gehen diese Definitionen maßgeblich auf die Indignation Juvenals zurück. Die moralische Entrüstung des Satirikers ist nach Arntzen jedoch von einer rein psychischen Befindlichkeit zu unterscheiden, da sie der Produzent der literarischen Darstellung, also eine genuin literarische Entrüstung ist.

Für eine genauere Analyse und Beschreibung dieser Zusammenhänge kann eine Formel Brummacks herangezogen werden. Brummack definiert die Satire als eine „ästhetisch sozialisierte Aggression“, betont also drei Konstituenten: eine psychologische, eine soziale und eine ästhetische.<sup>8</sup> Die psychologische Dimension bedenkt die aggressive Haltung des Satirikers zum Gegenstand der Satire, wobei nach Brummack zwei Grundformen zu unterscheiden sind: Die heitere Satire als Verspottung der Torheiten, welche auf Horaz, und die strafende Satire als Verspottung des Lasterhaften, welche auf Juvenal zurückgeht. Hat die Satire diesen Angriffscharakter mit der Polemik und der Groteske gemein, so unterscheidet sie sich jedoch von der ersten Form durch ihre geringere Vulneranz, von der zweiten durch ihren Wirklichkeits- bzw. Gesellschaftsbezug. Nur die rhetorische Aggression des Polemikers ist mit der körperlichen Aggression vergleichbar, da dem Angegriffenen eine der körperlichen Gewalt vergleichbare soziale

Schädigung durch sarkastische Verspottung droht: Dies geschieht in der Satire nach Maßgabe ihrer Poetik nicht. Und im Unterschied zur Groteske richtet sich das aggressive Verlachen nach der Poetik der Satire auf die Gesellschaft und deren lasterhaften Zustand, wohingegen eine solche Referentialität in der Groteske nicht unbedingt auszumachen ist. Die Groteske ist also „keineswegs gegen eine bestimmte Seinsform der Natur der Gesellschaft und des individuellen menschlichen Daseins gerichtet“, wie Tschizewskij betonte.<sup>9</sup>

Zwar finden beide Formen vor allem in Zeiten der Krise ihren Ausdruck, was etwa die Gattung der satirischen Simpliziade und des grotesken Grobianismus in der Zeit des 30-jährigen Krieges erklärt. Der von Gaier formulierte Merksatz – „Satire ist sprachliche Auseinandersetzung mit einer bedrohlichen Wirklichkeit“<sup>10</sup> – suggeriert jedoch, dass der Satiriker im Unterschied zum Künstler der Groteske diese Bedrohung durch Übertragung oder Einschränkung zum definierten satirischen Angriffsziel umformt. Diese Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit ist nach Gaier zudem eine Destruktion der Realität,<sup>11</sup> wobei dies die gegenbildliche Funktion der Gattung betont. Der Begriff der Gegenbildlichkeit bezeichnet das für die satirische Fiktion grundlegende Motiv der verkehrten Welt, die als Zerrspiegel der Realität deren Entlarvung und Bloßstellung bewirkt. Auch Arntzen nennt die Negativität, das ‚Verkehrte‘ als wichtigstes Gattungsmerkmal: In der Satire wird das ‚Verkehrte‘ so dargestellt, dass dessen Abschaffung gefordert wird. Insgesamt sind es nach Arntzen also vier Elemente – die Aggressivität, die Moral, die Entrüstung bzw. ‚indignatio‘ und die Negativität bzw. das ‚Verkehrte‘ –, die das funktionale Feld der Satire beschreiben.<sup>12</sup> Dies unterscheidet die Gattung von der Polemik, deren aggressiver Ironie die kritische Einbindung in den gesellschaftskritischen und somit moralischen Diskurs fehlt, sowie von der Groteske, in der die kritische und insofern referentielle Funktion aus strategischen bzw. wirkungsästhetischen Gründen ausgespart bleibt.<sup>13</sup>

<sup>9</sup> Tschizewskij (1976) *Satire*, S. 278.

<sup>10</sup> Gaier (1967) *Satire*, S. 336.

<sup>11</sup> Vgl. Gaier (1967) *Satire*, S. 3.

<sup>12</sup> Vgl. Arntzen (2003) *Satire*.

<sup>13</sup> Hinsichtlich dieser möglichen Deutung der Satire als Form einer Stellungnahme unterscheidet Könniker allerdings zwischen der nennenden bzw. gelenkten und der

<sup>6</sup> Schiller (1962) *Dichtung*, S. 721f.

<sup>7</sup> Hegel (2013) *Vorlesungen über die Ästhetik II*, S. 122.

<sup>8</sup> Brummack (1971) *Satire*, S. 282.

## 1 Sarkasmus als Kennzeichen der invektiven Satire

Ich betonte eingangs, dass sich die Satire als Rahmen anbietet, um invektives Sprechen bzw. Invektivität als literarische Form zu profilieren, insofern die Satire einen Grenzfall des Invektiven darstellt. Ein solcher Grenzfall wird in der einsetzenden Moderne dann ersichtlich, wenn wir den für invektives Sprechen wichtigen Begriff des Sarkasmus hinzuziehen. Denn seit Robert Burtons *The Anatomy of Melancholy* ist der Sarkasmus einerseits Widerpart der christlich-augustinischen Demutslehre, andererseits Merkmal der sich in der Renaissance aktualisierenden menippeischen Satire. Am Sarkasmus Gefallen zu finden, setzt daher die Ausblendung der klassizistischen Satiretheorie im Sinne Casaubons voraus. Dies zeigen die im England des siebzehnten Jahrhunderts einsetzenden Reflexionen über den Typus der ‚lustigen Person‘ als einer sarkastischen. In Edmund Gaytons *Pleasant notes upon Don Quixot* von 1654 wird Sancho Pansa als „Satyr“ bzw. „Sarcast“<sup>14</sup> charakterisiert, und schon in Edmund Spensers *The Shepheardes Calender* von 1579 prägt die Figur des Tom Piper „an Ironicall Sarcasme, spoken in derision of these rude wits, whych make more account of a ryming rybaud, then of skill grounded upon learning and judgement.“<sup>15</sup> Wie wichtig Burtons Sarkasmus-Kritik für die augusteische Satire-Poetik ist, zeigt die Diskussion darüber, wann in der Satire Formen der Beleidigung bzw. Diffamierung einer öffentlichen Person vorliegen. Man unterscheidet zwischen expliziter und impliziter Rede, d.h. zwischen der Schmähung (libel) und Beleidigung (slander) einerseits und den ironischen Formen ‚buffoonery‘, ‚jest‘, ‚ridicule‘ und ‚raillery‘ andererseits. Lässt sich der Tatbestand der Beleidigung anhand eines konkreten Vokabulars belegen, das in Handbüchern wie John Marchs *Action for*

*Slander* (1647) oder William Sheppards *Action upon the Case of Slander* (1674) aufgelistet ist, so ist der Nachweis weit komplizierter, wenn die Beleidigung ironisch eingekleidet ist. Für die neue Semantik des Sarkasmus ist dies von entscheidender Bedeutung, da er nun nicht allein als Trope, sondern zudem als literarisches Stilprinzip im Kontext der Satire diskutiert wird. Schon 1619 beschreibt Henry Huttons Spruchsammlung *Follie’s anatomie or satyres and satyricall epigramms* die „satyres art“ seiner Muse als „harsh sarcasmes, dissonant and smart“;<sup>16</sup> und noch hundert Jahre später heißt es in Anthony Blackwalls *An Introduction to the Classics*: „any keen Saying, which has the true point of Satyr, and cuts deep, is call’d a Sarcasm.“<sup>17</sup> Die Begriffe ‚raillerie‘, ‚ridicule‘ sowie ‚buffoonery‘ dienen der Apologie der Satire, sie charakterisieren ihren ‚wit‘ und unterscheiden sie somit vom ‚lampoon‘ und dem ‚libel‘, den literarisch anspruchsloseren Formen der Schmähschrift.<sup>18</sup> Zur Unterscheidung dieser beiden Formen dient ein bei Cicero entwickeltes Merkmal: Das ‚sal atticum‘, was als attisches Salz bzw. attischer Witz übersetzbar ist. Dass sich wesentliche Charakteristika der augusteischen Satire der Rezeption antiker Autoren – insbesondere natürlich Horaz und Juvenal – verdanken, verdeutlicht auch dieser Begriff des Witzes. Er impliziert eine Metaphorik, die schon in Ciceros 46 v. Chr. entstandener Schrift *Brutus* geprägt worden ist und den attischen vom asianischen Stil unterscheidet: „P. Scipio, qui est in consulatu mortuus, non multum ille quidem nec saepe dicebat, sed et Latine loquendo cuivis erat par et omnis sale facetiisque superabat.“<sup>19</sup> Mit Rückgriff auf Cicero werden auch die härteren Fälle der Personalsatire diskutiert, wie dies in Ben Jonsons Verteidigung der von Burton verworfenen Komödien des Aristophanes der Fall ist: „If all the salt in the old comoedy/ Should be so censur’d, or the sharper wit/ Of the bold satyre, termed scolding

darstellenden bzw. un gelenkten Satire: Während in der un gelenkten Satire der Autor in den Hintergrund tritt und dem Leser die Interpretation überlässt, versucht er in der gelenkten Satire, den Leser direkt zu überzeugen und zu belehren, wobei meist, wie in der Moralsatire, der Leser selbst das Ziel des satirischen Angriffs ist. Vgl. Könniker (1991) Satire, S. 15f.

**14** Gayton (1654) Notes, S. 108.

**15** Spenser (o.J.) Calender, S. 103.

**16** Hutton (1619) Anatomie, S. 10.

**17** Blackwall (1719) Introduction, S. 179.

**18** Vgl. dazu Bredvold (1975) Note.

**19** Cicero, *Brutus* 34,128. „Publius Scipio, der während seines Konsulats starb, pflegte zwar nicht viel und auch nicht gerade oft zu reden, aber mit seinem Latein war er jedem gewachsen und mit seinen scharfen, witzigen Pointen übertraf er alle.“ Übersetzung Kytzler (2000).



rage,/ What age could then compare with those, for buffons?"<sup>20</sup>

Dass eine Satire auch bitter schmecken kann, wird durch den Vergleich mit der Galle ausgedrückt. Diese Assoziation geht zurück auf die Tradition der klassischen Verssatiren Théophile de Viau,<sup>21</sup> bleibt aber in den klassizistischen Apologien der augusteischen Satire ausgeschlossen: „not blunt and bitter rimes“.<sup>22</sup> Beschreibt das Salz den Witz, so die Galle den Zorn einer Satire; ist der salzige Witz durch das Adjektiv ‚körnig‘ bestimmt, so bedient die Metapher der Galle den für den Sarkasmus zentralen Charakter der ‚Bitterkeit‘. Daneben steht das Motiv des ‚Mit-Essig-Begießens‘, das auf Horaz zurückgeht.<sup>23</sup> Es handelt sich also um geschmackliche Kriterien, denn es wird zwischen feinen und weniger feinen bzw. bitteren Formen des Witzes unterschieden. Am feinsten ist der urbane Witz, der sich durch Eleganz und Geist auszeichnet und der bäuerlicherben Form der Schmähschrift abgesprochen wird: „For Libel and true Satyr different be; This must have Truth, and Salt, with Modesty“<sup>24</sup>, so heißt es in Thomas Shadwells *The medal of John Bayes* von 1682. Während im Libel die Frechheit des Autors offenkundig ist – „[...] not his Wit, but Sawciness excels [...]“<sup>25</sup> –, erweist sich der echte Satiriker als Erbe einer Tradition, in der es darum geht, durch den urbanen Witz das Laster statt der Person zu verlachen, so wie dies schon Horaz tat:

Sparing the Persons, this does tax the Crimes,  
Call's not great Men, but Vices of the Times,  
With Witty and Sharp, not blunt and bitter rimes.  
Me thinks the Ghost of Horace there I see,  
Lathing this Cherry-cheek'd Dunce of Fifty Three;  
Who, at that age, so boldly durst profane,  
With base hir'd Libel, the free Satyr's Vein.<sup>26</sup>

Wenngleich der ‚asianische Schwulst‘, auf den Ciceros *Brutus* reagiert, in der augusteischen Satire nicht zur Disposition steht, greift sie dennoch auf ebendiese Charakterisierung Ciceros

zurück, betont also den „Attic Wit“<sup>27</sup> der satirischen Form. Und vor dem Hintergrund der durch Casaubon ausgelösten Satura-Satyr-Etymologie kann der Begriff ‚sarcastic‘ dann als Synonym für ‚Satyrical‘ gesehen werden, wenn dieser über die Satyr-Figur oder die Satiren Juvenals identifiziert wird und nicht jene Orientierung an der auf Horaz bezogenen heiteren Satire vorliegt. Denn nur Horaz entbehrt des ‚beißen‘ Spottes und schont sein Opfer; sein berühmtes ‚ridentem dicere verum‘ meint ja eine eher humorvolle Form des Verweisens auf Torheiten. Juvenal als Autor der strafenden Satire hingegen bedient sich eher beißender Ironieformen, denn ihm geht es um ein ‚entrüstetes‘ Verweisen auf die Lasterhaftigkeit von Personen. In diesem Sinne wird in John Drydens *Discourse on the original and progress of Satire* von 1693 die Differenz zwischen Horaz und Juvenal über den Salzgehalt ihrer Satiren bestimmt: „his wit“, so schreibt Dryden über Horaz, „is faint; and his Salt almost insipit.“<sup>28</sup> Die Schärfe und Würze der Satire ist bei Dryden bezogen auf ihren sozialkritischen Gehalt: „the Sauce of Juvenal is more poignant“, denn:

His thoughts are sharper, his Indignation against Vice is more vehement; his Spirit has more of the Commonwealth Genius; he treats Tyranny, and all the Vices attending it, as they deserve, with the utmost rigour.<sup>29</sup>

Der von John Dryden geprägte und später von Shaftesbury übernommene Begriff des ‚fine railery‘ bezeichnet nun eine Technik des feinen Stichelns, die ihren Ursprung in der höfischen und zugleich korrigierenden Konversation hat, in der die Gesellschaft ihre Normen durchsetzt und bestätigt, ohne ihr ‚Anderes‘ – den satirischen Gegenstand – durch das Lachen zu vernichten. Vielmehr wird dadurch die implizite Verspottung als genuine Kunstform der Satire anerkannt: „how hard to make a Man appear a Fool, a Block-head, or a Knave, without any of those opprobrious terms!“<sup>30</sup> ‚Raillery‘ unterscheidet die Satire von der Schmähschrift („lampoon“), weil sie nicht explizit, sondern implizit lächerlich macht, was wiederum als Zeichen von Geist und Witz begriff-

<sup>20</sup> Zitiert nach Knox (1961) *Irony*, S. 191.

<sup>21</sup> Vgl. Meyer-Minnemann (1969) *Tradition*, S. 92.

<sup>22</sup> Shadwell (1682) *Medal*, S. 2.

<sup>23</sup> Vgl. Horaz (2015) *Sat.* I,7,32.

<sup>24</sup> „Denn Beleidigung und wahre Satire sind zweierlei; diese muß Wahrheit und Witz in Maßen besitzen“. Shadwell (1682) *Medal*, S. 2.

<sup>25</sup> Shadwell (1682) *Medal*, S. 1.

<sup>26</sup> Shadwell (1682) *Medal*, S. 2.

<sup>27</sup> Pope (1738) *Epilogue*, S. 317.

<sup>28</sup> Dryden (1693) *Discourse*, S. 63.

<sup>29</sup> Dryden (1693) *Discourse*, S. 65.

<sup>30</sup> Dryden (1693) *Discourse*, S. 70.

fen wird. Eben darin aber liegt der eigentliche konversationsgenehme bzw. gesellige Aspekt: „A witty Man is tickled while he is hurt in this manner; and a fool feels it not.“<sup>31</sup> Unter Verweis auf sein eigenes Werk „Absalom and Achitopel“ schreibt Dryden weiter:

The Character of Zimri in my Absalom, is, in my Opinion, worth the whole Poem: 'Tis not bloody, but 'tis ridiculous enough. And he for whom it was intended, was to witty to resent it as an injury.<sup>32</sup>

Dieser Begriff des ‚wit‘ wird später durch das von Theoretikern der Whigs wie Anthony Ashley Cooper, dem späteren Earl of Shaftesbury, eingeforderte satirische Konzept der ‚politeness‘ bzw. des ‚polite writings‘ abgelöst. Auch Autoren wie Richard Steele oder Joseph Addison fordern in den whiggistischen moralischen Wochenblättern *The Tatler* und *The Spectateur* ein am Paradigma des polite writing orientiertes Satirekonzept. In seinem *Letter concerning Enthusiasm* von 1708 durchleuchtet Shaftesbury zunächst die Gründe für jenes Unbehagen am Sarkasmus, wie es von Cicero über Augustinus bis hin zu Burton zu finden war. Es ist letztlich Ausdruck der Angst vor dem Wahrheitsgehalt des Spottes, die eben dann entsteht, wenn der Verspottete tatsächlich lächerlich ist. Den „test of ridicule“,<sup>33</sup> der in Shaftesburys *Letter concerning Enthusiasm* zur Unterscheidung des echten vom falschen Enthusiasmus präsentiert wird, bestehen nur jene Menschen, bei denen Sein und Schein keinen Widerspruch darstellen, denn sonst wirken sie schon von sich aus lächerlich. Anlass dieser Argumentation ist das Auftreten fanatischer französischer Protestanten in England. Die durch sie verursachten Störungen des öffentlichen Lebens sollten nicht durch obrigkeitliche Maßnahmen bekämpft werden; vielmehr sei Spott das geeignetste Mittel, den Fanatismus abzuwehren, denn Spott (‚raillery‘) und Witz (‚wit‘) enthüllten den falschen Ernst vorgeblicher Propheten und machten ihren Betrug offenbar. Shaftesburys Plädoyer: „Wit can never have it's liberty, where the freedom of Raillery is staken away“<sup>34</sup> ist daher im Grunde ein Einspruch gegen das Sarkasmus-

Verbot im Namen der geistreichen Geselligkeit einer Epoche. Echter Enthusiasmus ist demnach ein Zeichen für Witz und Geist, der sich auch auf die geistreiche Verspottung im Sinne des Begriffes ‚raillery‘ versteht. Insofern ist ‚raillery‘ nicht diffamierend, sondern amüsan für denjenigen, der den „test of ridicule“ zu bestehen vermag.

In seiner 1709 erschienenen Schrift *Sensus Communis*, die er einen Versuch über die Freiheit von Witz und Laune nennt, bestimmt Shaftesbury wie Cicero die „Urbanität“ als „das rechte Maß“, von der ein „possenhaftes, ungehobeltes Gebaren“ zu unterscheiden sei.<sup>35</sup> Das Argument dieser Schrift ist, dass der Freiheitsbegriff nicht allein auf die enge Programmatik republikanischer oder ständischer Theorien beschränkt werden könne, denn er beinhalte neben Tugenden wie Frugalität, Aufrichtigkeit und Offenheit auch den Witz. ‚Politeness‘, formuliert Shaftesbury in seinem Programm, umfasse verfeinerten Geschmack, gewitzte Konversation und humorvoll-ironischen Umgang mit politischen wie religiösen Autoritäten in einer „common society“.<sup>36</sup> In *Sensus Communis* wird die von ‚politeness‘ geprägte Satire zur Grundlage für eine möglichst radikale Form der Aufklärung und der Kritik. Die Formel „All politeness is owing to liberty“<sup>37</sup> plädiert daher auch für die Freiheit von der Zensur, woraufhin sich notwendigerweise eine Verfeinerung des Witzes und des Umgangs entwickeln würde. Und wie bei Dryden so ist auch bei Shaftesbury Horaz das Paradigma des höflichen Schreibens, er ist „the most Gentleman-like of the Roman Poets“.<sup>38</sup> Neben der römischen Rhetorik ist die Satire des Horaz, ihr Stil des ‚sermo urbanus‘, die zweite wichtige Quelle für Höflichkeit und Urbanität des Satirikers.

In Anthony Collins 1729 entstandenem Essay *A discourse concerning Ridicule and Irony in writing* wird der Begriff Sarkasmus in dezidiert affirmativer Form verhandelt. Er ist nicht länger eine wertneutrale Figur der Rhetorik, sondern wird als ambivalentes Mittel satirischen Schreibens begriffen und verteidigt. Collins kritisiert ebenso wie Shaftesbury die Praxis der Zensur,<sup>39</sup> welche nicht

**31** Dryden (1693) Discourse, S. 70.

**32** Dryden (1693) Discourse, S. 71.

**33** Shaftesbury (1708) Letter concerning Enthusiasm, S. 17.

**34** Shaftesbury (1708) Letter concerning Enthusiasm, S. 31.

**35** Shaftesbury (1992) Edition, S. 33: „the just measure of what we call Urbanity“; S. 32: „a Buffooning Rustick Air“.

**36** Shaftesbury (1709) Sensus Communis, S. 24.

**37** Shaftesbury (1709) Sensus Communis, S. 8.

**38** Shaftesbury (1710) Soliloquy, S. 169.

**39** Vgl. Collins (1729) Discourse, S. 3.

nur bei Verspottungen historischer Persönlichkeiten, sondern schon beim Spott auf das Zivil- und Kirchenrecht greift. Ein zeitgenössisches Argument gegen solche „controversial Writings“ lautet: „municipal Laws, how trivial soever in their intrinsic Value, are never to be insulted; never to be treated with Buffoonery and Banter, Ridicule and sarcastick Irony.“<sup>40</sup> Collins argumentiert hingegen, dass gerade die Schriften orthodoxer Kirchenväter einschlägige Beispiele für ebenjene Form eines „controversial Writings“ sind. Er erinnert daran, dass Erasmus von Rotterdams *Colloquia familiaria* von 1518 in Anlehnung an Lukians satirische Dialoge entstanden ist, und verweist damit auf die Universalität sarkastischer Kommentare. Verspotten, Verlachen und Lächerlichmachen seien allgemeine Formen des Streitens, deren sich die Vertreter von Zivil- und Kirchenrecht – zu denen Erasmus selbst gezählt werden könne – ebenso bedienen wie ihre Gegner, die englischen Satiriker des 17. und frühen 18. Jahrhunderts:

Laughing therefore, and Ridicule in serious Matters, go round the World with no inconsiderable Applause, and seem highly proper for this World of Nonsense and Folly. To hinder laughing upon such Occasions as are given, is almost all one as to hinder breathing.<sup>41</sup>

Wenn Collins die Satire als „Ridicule in serious Matters“ versteht, dann erklärt sich diese Betonung des Seriösen durch den an sich eher schärferen Charakter des Wortes. Die Begriffe korrespondieren dem in John Drydens *Discourse concerning the Original and Progress of Satire* von 1693 angestregten Vergleich zwischen Horaz und Juvenal. Charakterisiert die humorvoll-ironische Kunst der ‚raillery‘, die kleine persönliche Schwächen mit einem wohlwollenden Augenzwinkern aufs Korn nimmt, die Satiren Horaz‘, so steht der Begriff ‚ridicule‘ für die weitaus aggressiveren Satiren Juvenals. Die Regeln der klassizistischen Poetik der Satire, wie sie in Drydens Abhandlung formuliert sind, schließen persönliche Verunglimpfung (‚libel‘ oder ‚lampoon‘) aus: Satire, so heißt es unter Bezug auf Dryden in Corbyn Morris‘ *Essay towards Fixing the True Standarts of Wit, Humour, Satire, and Ridicule* von 1744, „is a witty and severe Attack of mischievous Habits or Vices“.<sup>42</sup> Bezieht

sich also in dieser Definition des Begriffes ‚Satire‘ die Verspottung ausschließlich auf Laster – „Spare then the Person and expose the Vice“<sup>43</sup>, so heißt es entsprechend in Alexander Popes 1738 erschienenen *Satires and Epistels of Horace imitated* –, so sind ‚raillery‘ und ‚ridicule‘ auch personenbezogen denkbar. Sie unterscheiden sich jedoch in der Härte ihres Spottes: „to avoid degrading the Person attack‘d“<sup>44</sup>, ist die Maxime der ‚raillery‘; „to degrade the Person attack‘d“<sup>45</sup>, ist die Maxime des ‚ridicule‘. In Eliza Haywoods *Female Spectator* von 1755 wird der Sarkasmus in ebendiesem Spannungsfeld verortet:

The difference between ridicule and raillery is so small, that the one is often mistaken for the other. – The latter, therefore, ought never to be attempted but by people of fine taste, nor played off but on those equally qualified to return it; and as it has also some distant affinity to satire, should never have for its subject matters of too serious a nature. – What exposes any thing we wish to have concealed, though it may be done with an air of pleasantry, leaves a sting behind it which is not easily forgiven, and will be taken for ridicule, wether meant as such or not. I know nothing in effect that sticks longer on the mind than a bitter sarcasm, especially when conscious of its having some foundation in truth. – But you will say this is not raillery. I grant it is ridicule, – it is invective; yet it is that which, with people of narrow understandings, passes for raillery, and as such is excused, if not applauded.<sup>46</sup>

## 2 Die deutschsprachige Satire in der frühen Moderne

Für die deutschsprachige Satire ist in diesem Zusammenhang ein Aspekt zu bedenken, der sie von der französischen und englischen Satire unterscheidet. Zum einen spielt die römische Versatire aufgrund einer verspäteten Rezeption in der deutschen Literatur eine vergleichsweise geringe Rolle. Zum anderen fand die Diskussion darüber, was in der Satire erlaubt ist, aufgrund dieser verspäteten Rezeption der römischen Antike weitgehend ohne den Rekurs auf die römische Rhetorik und die damit verbundene Tradition der ironischen Tropen statt, in denen

<sup>43</sup> Pope (1953) *Imitations*, S. 314.

<sup>44</sup> Pope (1953) *Imitations*, S. 37.

<sup>45</sup> Pope (1953) *Imitations*, S. 37.

<sup>46</sup> Haywood (1771) *Female Spectator*, 7th Edition, S. 136.

<sup>40</sup> Collins (1729) *Discourse*, S. 4.

<sup>41</sup> Collins (1729) *Discourse*, S. 21.

<sup>42</sup> Morris (1967) *Essay*, S. 36.

der Sarkasmus ein wichtiges Element darstellte. Dagegen findet man in der wichtigen Satiredefinition John Drydens eine Unterscheidung ironischer Formen, wie sie auch die antike Rhetorik kannte: die ‚illusio‘ und die ‚dissimulatio‘. Aus dieser Differenz entfaltet sich in der zwischen Dryden und Shaftesbury stattfindenden Diskussion um die Freiheit des satirischen Witzes die Unterscheidung zwischen ‚ridicule‘ und ‚raillery‘, die im Sinne der antiken Rhetorik feinere und gröbere Formen des satirischen Spottes bezeichnet. An die Stelle dieser Differenz tritt in der deutschen Diskussion über Ironie und Satire in der Romantik eine der antiken Rhetorik unbekanntes Größe: der Humor. Und dieser unterscheidet nicht mehr graduell zwischen feineren und gröberen Formen, sondern kategorisch zwischen herzlich und herzlos.

Christoph Martin Wieland ist die zentrale Gelenkstelle. Er ist in Deutschland der eigentliche Importeur des Begriffes ‚Sarkasmus‘ und zugleich der letzte wirkliche Vertreter der antiken ‚urbanitas‘. Nach Wieland orientiert sich die für jede Satiretheorie wichtige Unterscheidung zwischen heraufsetzender und herabsetzender Komik nicht mehr an der antiken Rhetorik, sondern am Begriff des Humors. Wieland gewinnt sein durchaus kritisches Verständnis davon, was in der Satire erlaubt und verboten ist, aus der skizzierten alt-europäisch-republikanischen Tradition. Bezüge zu Shaftesbury finden sich auch bei Zeitgenossen wie Lichtenberg, Mendelssohn, Nicolai oder Lessing; wie wichtig jedoch die Rolle Wielands bei der Vermittlung dieser Tradition ist, zeigen Herders 1793–1797 veröffentlichte *Briefe zur Beförderung der Humanität*, in denen die „belehrende Schule der Urbanität“ gelobt wird, die Christoph Martin Wieland durch seine Horaz-Übersetzung und -Kommentierung „jedem feineren Menschen [...] eröffnet“ habe.<sup>47</sup> Bei Wieland selbst klingt es so:

Dasjenige, was man in den schönsten Zeiten von Rom unter dem Wort Urbanität begriff, diesen Geschmack der Hauptstadt und diese feine Tinktur von Gelehrsamkeit, gehörig zu empfinden, setzt eine Menge Kenntnisse voraus, die auch dem gelehrten Teile Weltkenntnis und Politesse [...], selbst diese Urbanität an einem Schriftsteller der Leser nicht allezeit gegenwärtig sind.<sup>48</sup>

<sup>47</sup> Herder (1794) Briefe, 4. Sammlung, 51, S. 142.

<sup>48</sup> Wieland 9 (1986) Übersetzung, S. 13.

Entstanden ist diese Einschätzung in einem „Hauptwerk“<sup>49</sup> Wielands: der Übersetzung und Erläuterung der Horazischen Episteln (erschienen 1782) und Satiren (erschienen 1786). Wichtig ist dieser Kommentar vor allem aus politischen Gründen, denn Wieland, der die Begeisterung seiner deutschen Zeitgenossen für die griechische Klassik nicht teilte, sondern „[s]eine Antike [...] erst später, mit dem vierten, dem philosophischen Jahrhundert und dem Hellenismus“ beginnen und „im spätrepublikanischen und kaiserlichen Rom, im Zeitalter Ciceros, Horazens und Lukians“<sup>50</sup> gipfeln lässt, findet in der Auseinandersetzung mit der römischen Antike eine gesellschaftlich-politische Utopie, den Republikanismus. In seinen Kommentaren ernennet Wieland Horaz zum „republikanische[n] Schriftsteller“<sup>51</sup> schlechthin. Horaz, der als Offizier auf Seiten der Republikaner im Kampf gegen Oktavian erleben musste, wie „die Republik unter dem heftigsten Zweikampf zwischen Tyrannei und Freiheit [...] zu Trümmern ging“, wird von Wieland zu den „Überbleibsel[n] einer bessern Zeit“ gerechnet, zu den „wenigen vortrefflichen Köpfe[n], welche die Republik gesehen und überlebt hatten“.<sup>52</sup> Er habe sich „die vollkommenste[...] Muße“ bewahrt und „die Freiheit, mit sich selbst und für sich selbst zu leben“, sogar im Umgang mit Augustus und Maecenas und ohne die Regeln der „feinste[n] Höflichkeit“ zu verletzen.<sup>53</sup> Diese „Kunst mit den Großen zu leben“<sup>54</sup> habe Horaz beherrscht, sie sei das Signum seiner Urbanität: „Auf einem zugleich so schlüpfrigen und häkeligen Wege nie zu glitschen, ist vielleicht das Äußerste der Urbanität und des feinen Gefühls“.<sup>55</sup>

<sup>49</sup> Reuter (1981) Die Philologie der Grazien, S. 280.

<sup>50</sup> So Fuhrmann in seinem Kommentar zu Wieland, in: Wieland 9 (1986), S. 1081. Vgl. auch die Erläuterungen Wielands zum ersten Brief des Horaz: „Indessen ist doch nicht zu vergessen: daß [...] die Zeit, worin Cicero blühte, ganz eigentlich das schönste Alter der römischen Literatur war“ (ebd., S. 408).

<sup>51</sup> Reuter (1981), S. 278.

<sup>52</sup> Wieland 9 (1986) Übersetzung, S. 297f. (Einleitung zum 19. Brief, 1. Buch).

<sup>53</sup> Wieland 9 (1986) Übersetzung, S. 148f. (Einleitung zum 7. Brief, 1. Buch).

<sup>54</sup> Wieland 9 (1986) Übersetzung, S. 277 (Einleitung zum 18. Brief, 1. Buch).

<sup>55</sup> Wieland 9 (1986) Übersetzung, S. 743 (Einleitung zur 6. Satire, 1. Buch).



Wenn Wieland am Beispiel des Horaz die Form der höflichen Satire, also „die gute Wirkung des zu rechter Zeit und am rechten Orte gebrauchten feinen Spottes, der Ironie“, in eins setzt mit demjenigen, „was Shaftesbury das Licht des Lächerlichen nennt“<sup>56</sup>, bezeugt dies seine Kenntnis der englischen Satire-Theorien. Wielands Begriff der Satire rezipiert Shaftesbury, der im *Letter concerning Enthusiasm* (1711) den „test of ridicule“ einführte, bei dem Spott („raillery“) und Witz („wit“) den falschen Ernst der Schwärmerei enthüllen und diese vom echten Enthusiasmus unterscheidbar machen:<sup>57</sup> Die Satire wird so zum „Probierstein der Wahrheit“.<sup>58</sup> Die satirischen Romane Wielands, z.B. sein *Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva* (1764) zeigen die Umsetzung dieser Theorie. Der Held muss von seiner Schwärmerei geheilt werden, um zur Tugend der Vernunft und damit zur Glückseligkeit gelangen zu können. In Wielands Spätwerk findet sich auch eine umfangreiche Phantasie zur griechischen Antike, und zwar in seinem „Liebling“<sup>59</sup>, dem fragmentarischen Briefroman *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen* von 1800. Dieser fragmentarische Roman enthält schon im ersten Buch die gesamte Breite der bisherigen Ausführungen zu den antiken Formen der Ironie, zur Unterscheidung von ‚illusio‘ und ‚simulatio‘. Wird im ersten Band die Ironie des Sokrates als Bestrebung begriffen, jemanden „mit dem ziemlich grobkörnigen attischen, oder vielmehr piräischen Salze seiner Sarkasmen tüchtig durchzureiben“<sup>60</sup>, so gelten im dritten Band des *Aristipp* die Komödien des Aristophanes als Ausdruck der „bittersten Sarkasmen über das Volk und die Regierung von Athen.“<sup>61</sup> Denn bei Aristophanes werde immer auch an das ‚Spott-Opfer Kleon‘<sup>62</sup> gedacht; gleiches gelte für die menippeische Satire Lukians, deren Opfer u.a. Sokrates gewesen sei. Wielands Fußnoten-Kommentar zu Lukians *Der Verkauf der philosophischen Sekten*

bedient sich dabei eines Arguments, das bereits für die augusteische Satire verbindlich war:

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines satirischen Werkes ist, daß dem Verspotteten kein Unrecht geschehe. Das Lächerliche muß in der Sache liegen, nicht vorsätzlich hineingebracht oder dem Belachten hinter seinem Rücken aufgeheftet werden. Witz und Laune können auch wohl bloßes Persiflage in einer fröhlichen Stunde unterhaltend machen: aber dann muß es wenigstens unschuldig sein. In diesem Aufsatz hat sich Lukian gegen die Philosophen alles erlaubt; Verdrehung und Verfälschung ihrer Lehrsätze, geflissentliche Mißdeutungen, elende Volkssagen und Märchen, kein Mittel ist ihm zu schlecht, um die größten und vortrefflichsten Männer aus dieser Klasse, selbst einen Pythagoras, Sokrates, Plato, Demokrit, Aristoteles, dem Spott eines ungelehrten Leserpöbels preiszugeben. [...] Die Billigkeit erfordert, zu erinnern, daß Lukian all diese Vorwürfe und Sarkasmen nicht aus dem Ärmel schüttelte, sondern mit Zeugnissen zu belegen imstande war.<sup>63</sup>

Wenn das Lächerliche „in der Sache“ liegen muss, damit dem Opfer der Satire „kein Unrecht geschehe“, dann beglaubigt auch Wieland die Maxime der augusteischen Satire: „Spare then the Person and expose the Vice.“<sup>64</sup> Die Pikanterie eines satirischen Werkes, seine Würze, liegt also nicht allein im geistreichen bzw. ironisch-sarkastischen Gehalt, sondern ist zudem an ein moralisches Argument gebunden: Die Integrität der in der Satire attackierten Person muss bewahrt bleiben. Gilt diese Maxime nicht, dann verwandelt sich die Würze eines satirischen Werkes in einen bitteren Nachgeschmack.

### 3 Nach der Rhetorik: Der deutsche Humor als Gegenbegriff zum sarkastischen Witz

Mit der Romantik beginnt die Lösung von dieser in Rhetorik und Satire der alteuropäischen Klassik Englands und Frankreichs entwickelten Ironie. In Friedrich Schlegels romantischer Ironie ist die rhetorische Tradition nur noch auf den Bereich des

<sup>56</sup> Wieland 9 (1986) Übersetzung, S. 831.

<sup>57</sup> Verweyen (1979) Parodie, S. 80.

<sup>58</sup> Nicolai (1799) *Bildung*, S. 80, zitiert nach Mollenhauer (1977) *Satiren*, S. 76.

<sup>59</sup> Wieland über den *Aristipp* am 11. April 1803. Vgl. Sippwell (1988) *Wielands „Liebling“*.

<sup>60</sup> Wieland 33 (1800) *Aristipp*, S. 293.

<sup>61</sup> Wieland 35 (1801) *Aristipp*, S. 8.

<sup>62</sup> Wieland 35 (1801) *Aristipp*, S. 8.

<sup>63</sup> Wieland (1788), *Lucians von Samosata Sämtliche Werke*. Erster Theil, S. 363f. sowie S. 377.

<sup>64</sup> Pope (1953) *Imitations*, S. 314.

„Polemischen“<sup>65</sup> beschränkt, der für das Konzept der progressiven Universalpoesie unwichtig ist, da es sich dabei um ein genuin literarisch-ästhetisches und nicht mehr politisch-rhetorisches Konzept handelt. Ironie im romantischen Sinne meint eine künstlerische Darstellungsform, die zur „Anschauung der absoluten Identität in der objektiven Totalität“<sup>66</sup> führen soll. Sie gewinnt ihr Profil aus der Kritik an der Ich-Philosophie Fichtes, daher herrscht eine terminologische Verwandtschaft mit dem Begriff ‚intellektuelle Anschauung‘.<sup>67</sup> Schlegels Ironie bezeichnet ein (nachfichtesches) Schweben der Einbildungskraft. Zwar kennt Schlegel auch die Ironie im Sinne des sokratischen Dialogs,<sup>68</sup> also die „besonnene Verstellung“.<sup>69</sup> Diese Ironie meint aber anders als bei Wieland keine hintergründige Spöttelei, sondern ermöglicht wie der Schlegel'sche Witz „*échappées de vue* ins Unendliche“<sup>70</sup> durch das endlos poetische Schweben „zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden.“<sup>71</sup> Sie ist „klares Bewußtsein der ewigen Agilität“<sup>72</sup>, sie ist „innerste Mysterie der kritischen Philosophie“<sup>73</sup>; ein „universelles Experiment“<sup>74</sup> und eine „Form des Paradoxon“.<sup>75</sup> Dieses Paradoxe meint die doppelte Reflexion

des Subjekts, für welche Ironie der ästhetische Ausdruck ist. Begriffe wie Universalität – Unabschließbarkeit – Fragment identifizieren die Ironie als Beschränkung *und* „Idee eines Unendlichen“<sup>76</sup>, als „unendlich volles Chaos“.<sup>77</sup>

Die Philosophie ist die eigentliche Heimat der Ironie, welche man logische Schönheit definieren möchte: denn überall wo in mündlichen oder geschriebenen Gesprächen, und nur nicht ganz systematisch philosophiert wird, soll man Ironie leisten und fordern; und sogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend. Freilich gibts auch eine rhetorische Ironie, welche sparsam gebraucht vortreffliche Wirkung tut, besonders im Polemischen; doch ist sie gegen die erhabne Urbanität der sokratischen Muse, was die Pracht der glänzendsten Kunstrede gegen eine alte Tragödie in hohem Styl. Die Poesie allein kann sich auch von dieser Seite bis zur Höhe der Philosophie erheben, und ist nicht auf ironische Stellen begründet, wie die Rhetorik. Es gibt alte und moderne Gedichte, die durchgängig im Ganzen und überall den göttlichen Hauch der Ironie atmen. Es lebt in ihnen eine wirklich transzendente Buffonerie. Im Innern, die Stimmung, welche alles übersieht, und sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigne Kunst, Tugend, oder Genialität: im Äußern, in der Ausführung die mimische Manier eines gewöhnlichen guten italienischen Buffo.<sup>78</sup>

**65** Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 152: „Freilich gibt es auch eine rhetorische Ironie, welche sparsam gebraucht vortreffliche Wirkung tut, besonders im Polemischen; doch ist sie gegen die erhabne Urbanität der sokratischen Muse, was die Pracht der glänzendsten Kunstrede gegen eine Tragödie in hohem Styl.“

**66** Schelling (1797): Ideen zu einer Philosophie der Natur, S.73 sowie sinngemäß dazu Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 182f.

**67** Im 448. Athenäum-Fragment heißt es: „Die intellektuellen Anschauungen der Kritik sind das Gefühl von der unendlich feinen Analyse der griechischen Poesie und das von der unendlich vollen Mischung der römischen Satire und der römischen Prosa.“ In: Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 254.

**68** Vgl. das berühmte 42. Lyceumsfragment. In: Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 152.

**69** 108. Lyceumsfragment. In: Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 160.

**70** 220. Athenäumfragment. In: Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 200.

**71** 116. Athenäumfragment. In: Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 182.

**72** 69. Ideenfragment. In: Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 263.

**73** Schlegel (1963) Philosophische Lehrjahre, S. 285.

**74** Schlegel (1963) Philosophische Lehrjahre, S. 217.

**75** 48. Lyceumsfragment. In: Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 153.

In einer sehr hellsichtigen Notiz seiner Blütenstaub-Fragmente bemerkte Novalis dazu kritisch: „Was Fr. Schlegel so scharf als Ironie charakterisiert, ist meinem Bedünken nach nichts anderes als die Folge, der Charakter der Besonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geistes. Schlegels Ironie scheint mir echter Humor zu sein.“<sup>79</sup> Darin zeigt sich neben einer Korrektur der Schlegel'schen Begriffsbildung auch die für die Fragestellung so wichtige Aufwertung des Humorbegriffs, die durch die Lösung des Ironiebegriffes von seinen rhetorischen Wurzeln vorbereitet wird. Wenngleich seine endgültige Definition als Signum einer ‚Komik des Herzens‘ erst in den idealistisch-hegelianischen Ästhetiken des 19. Jahrhunderts stattfindet, so ist doch schon zu Novalis' Zeiten die Frontstellung antiker Ironiekonzepte zum ‚Humor‘ erkennbar. Novalis' Kritik entwickelt sich zunächst vor dem Hinter-

**76** Vgl. Schlegel (1969) Philosophische Vorlesungen, S. 357.

**77** Vgl. Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 263.

**78** Vgl. Schlegel (1967) Charakteristiken, S. 151.

**79** Novalis (1981) Blütenstaub, 29., S. 425.

grund einer Übersetzungsschwierigkeit. Ging F. J. Riedel davon aus, dass der Humor eine Variante der alten ‚urbanitas‘ sei – „Das attische Salz der Griechen und die Urbanität der Römer waren nichts anders, ein feiner Humour, womit sie ihre freundschaftlichen Zusammenkünfte würzten“<sup>80</sup> –, so betont Johann Gotthelf Lindners Abhandlung *Kurzer Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst* von 1771:

Humor sagt mehr als der Griechen attisch Salz, das nicht sowohl den Charakter als vielmehr die Diction betrifft, und mit Ironie einerlei sein kann, dergleichen in Lucian herrscht; mehr als der Römer Urbanität im Gegensatz der Rusticität. Beide nennt Riedel einen feinen Humour, zu Würze der Gesellschaften. Allein Humor ist mehr die individuelle eigenthümliche Form des Menschen aus sich selbst; Urbanität eine fremde nach Mustern der Gesellschaft, jedoch eine angenehme und gefällige. So ist auch Humor noch vom komischen Witz, den Sommerville Sneer nennt, von bloßer Ironie und Spötterey unterschieden.<sup>81</sup>

Wenn Lindner in seiner Polarisierung von Humor und Ironie die Humoristen zu den „lauenische Scribenten“<sup>82</sup> zählt, dann zeugt dies vom Begriffsverständnis des 16. Jahrhunderts. Seit diesem findet man in der englischen Literatur die Bezeichnungen ‚good humour‘ und ‚bad humour‘ und versteht darunter die Qualität der Säftemischung, welche eine gute oder schlechte körperliche und geistige Verfassung zur Folge hat. ‚Humour‘ kann seit dieser Zeit ganz einfach mit Laune oder Stimmung übersetzt werden, sofern es mit einem qualifizierenden Attribut versehen ist. Analog dazu finden wir im Französischen die Unterscheidung von ‚bonne humeur‘ und ‚mauvaise humeur‘. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts bezeichnet man mit ‚Humour‘ dann zunehmend ein abweichendes Verhalten von der gesellschaftlichen Norm, also Exzentrik, Manieriertheit und somit Lächerlichkeit, und schließlich den sich so gebenden Menschen selbst, der zur Zielscheibe des Spottes und der Satire wird. Dies geschieht im England des frühen siebzehnten Jahrhunderts in der Komödie Ben Jonsons, der sogenannten *comedy of humours*. Sie zeigt hervorstechende Schwächen der Menschen, indem die auftre-

tenden Figuren auf exzentrische Weise einen bestimmten Charakterzug verkörpern: Jedermann auf seine Art, also *Every man in his humour*. In diesem Sinne kann John Dryden sagen: „Humour is the ridiculous extravagance of conversation, wherin one man differs from all others.“<sup>83</sup> Als ein solcher Gegenstand erzeugt der Humor bei Dryden eine durchaus sarkastische Form des Komischen: „Wenn dieser Humor lebhaft und natürlich vorgestellt wird, so erzeugt er meistens das boshafte Vergnügen, welches sich durch das Lachen verräth, wie denn alle Abweichungen von dem Gewöhnlichen am geschicktesten sind, es zu erregen.“<sup>84</sup> In diesem Sinne gelangte der Humorbegriff im 18. Jahrhundert als Lehnwort nach Deutschland. Entsprechend wurde anfangs die erste Silbe betont, eine allmähliche Akzentverschiebung fand erst später statt. Auch das Begriffsverständnis entspricht dem englischen, Lindners Unterscheidung zeigt dies: „Humor, Witz und Spötterey“, so heißt es, „sind geschickte Nachahmungen ungereimter, widersinniger Charaktere“.<sup>85</sup> Auch Lessing und Herder verstehen Humor als Laune im Sinne des ‚bad or good humour‘. Zieht man hingegen das 1788 erschienene Buch *Über den Umgang mit Menschen* von Adolph Freiherr von Knigge heran, dann lässt sich in diesem die heutige Bedeutung des Humors als einer veröhnlichen Komik des Herzens erkennen:

Wahrer Humor und ächter Witz lassen sich nicht erzwingen, nicht erkünsteln; aber sie würken, wie das Umschweben eines höheren Genius wonnevoll, erwärmend, Ehrfurcht erregend. Mit munteren, aufgeweckten Leuten, die von ächtem Humor beseelt werden, ist leicht und angenehm umzugehen. Ich sage, sie müssen von ächtem Humor beseelt werden; die Fröhlichkeit muss aus dem Herzen kommen, muss nicht erzwungen, muss nicht eitle Spassmacherey, nicht haschen nach Witz seyn.<sup>86</sup>

Welche Konsequenzen diese Verabschiedung des klassischen Ironieverständnisses im Namen des Humors für den Status des sarkastischen Witzes hat, zeigt sich in Ansätzen schon in der Romantik. Man sucht eine beseeltere Form der Ironie. Schon

<sup>80</sup> Riedel (1967) Theorie, S. 94f.

<sup>81</sup> Lindner (1971) Inbegriff, S. 158.

<sup>82</sup> Lindner (1971) Inbegriff, S. 158.

<sup>83</sup> Dryden (1971) Essay, S. 59.

<sup>84</sup> Dryden (1971) Essay, S. 61.

<sup>85</sup> Lindner (1971) Inbegriff, S. 156.

<sup>86</sup> Freiherr von Knigge (1788) *Über den Umgang mit Menschen*. 1. Teil, 1. Kapitel, 16, S. 61.

Schlegel bedient sich kaum noch der für Wieland so wichtigen Kategorie der Urbanität, wenngleich er den Begriff sowohl in den Lyceums- und Athenäumsfragmenten als auch in seinen Aufsätzen *Die Griechen und die Römer* (1797) und *Gespräch über die Poesie* (1800) reflektiert. Er ersetzt dieses Wort jedoch durch Umschreibungen wie „Geselligkeit und römischen Witz“<sup>87</sup>, „Geselligkeit und gesellige Bildung“ bzw. „Witz und gesellige Fröhlichkeit“.<sup>88</sup> Dies liegt an seiner geschichtsphilosophischen Unterscheidung zwischen antiker und moderner Literatur,<sup>89</sup> Urbanität bezieht sich ausschließlich auf antike Literatur und wird anders als bei Wieland nicht auf die Moderne übertragen. Römische Urbanität lasse sich also einzig an den Satiren Horaz' ablesen: „Einheimisch war bei ihnen [den Römern] nur die Poesie der Urbanität, und mit der einzigen Satire haben sie das Gebiet der Kunst bereichert. [...] Die Satire gibt uns einen römischen Standpunkt für die Produkte des römischen Geistes.“<sup>90</sup> Und eine vergleichbare Beschränkung auf die Antike erfährt nun auch der Begriff des Sarkasmus, der in Schlegels *Athenäum* ebenfalls auf den Geltungsbereich der Satire eingegrenzt wird:

Es gibt eine Art von Witz, den man wegen seiner Gediegenheit, Ausführlichkeit und Symmetrie den architektonischen nennen möchte. Äußert er sich satirisch, so gibt das die eigentlichen Sarkasmen.<sup>91</sup>

Was in der romantischen Ironie Friedrich Schlegels angedeutet ist, findet seine Fortsetzung in Jean Pauls 1804 verfasster *Vorschule der Ästhetik* sowie in der 1825 veröffentlichten *Kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule*. Im Rahmen dieser Vorlesungsreihe über literarische Ästhetik unternimmt Jean Paul den Versuch, die Begriffe Humor, Komik, Witz und das Lächerliche eingehend zu beschreiben, gegeneinander abzugrenzen und zueinander in Beziehung zu setzen. Am Anfang steht die Distanzierung von der Hobbes'schen Deutung des Komischen als einem Resultat der Selbsterhebung, gegen welche Jean Paul im Anschluss an Schiller und Kant das Komische als „Genuß oder die Phan-

tasie und Poesie des ganz für das Freie entbundenen Verstandes“<sup>92</sup> definiert. Resultat dieser idealistischen Umdeutung des Komischen ist der Begriff des Humors, der „als das umgekehrte Erhabene“ nicht das Einzelne vernichtet, sondern das Große klein und das Kleine groß macht, also beides relativiert, „weil vor der Unendlichkeit alles gleich ist und nichts.“<sup>93</sup> Die aus dieser Formel resultierende Schwierigkeit, wie „der Humorist, welcher die Seele erwärmt“<sup>94</sup>, zu unterscheiden ist von einem ‚Parsifleur‘ wie Voltaire, führt zu einer Neudeutung der Begriffe Humor, Laune und Ironie, die folgenreich ist. Denn anders als Friedrich Schlegel unterscheidet Jean Paul den Humor „als wärmere und gleichzeitig umfassendere Art des dichterischen Ausdrucks“ von der Ironie, die „als scharfe, kalte, intellektualistische Haltung“ begriffen wird.<sup>95</sup> Diese Unterscheidung stützt sich vor allem auf den Vergleich von Laurence Sterne und Jonathan Swift: „Sterne hat weit mehr Humor als Witz und Ironie; Swift mehr Ironie als Humor; Shakespeare Witz und Humor, aber weniger Ironie im engern Sinne.“<sup>96</sup> Durch diesen Rekurs auf Sterne wird dem Humorbegriff nun eine Form des narrativen Fiktionsbruchs eingeschrieben, der dem romantischen Schweben zwischen Darstellung und Dargestelltem ähnelt, wie es in Friedrich Schlegels Begriff der romantischen Ironie ausgeführt ist. Im Unterschied zu Friedrich Schlegel wird in Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* der Sarkasmus nicht eigens behandelt. Er ist jedoch im Rahmen der diversen Formen des ‚romantisch Komischen‘ – Satire, Humor, Ironie, Laune und Witz – in seiner Bedeutung als beißender Witz in den Begriff der Ironie eingegangen. Denn steht die „vernichtende Idee des Humors“<sup>97</sup> im Zeichen der Dialektik des Unendlichen und Endlichen – Humor als das „umgekehrte Erhabene“<sup>98</sup> setzt das Endliche in den „Kontrast mit der Idee“<sup>99</sup> – und ist somit nach Behler ein der romantischen Ironie verwandtes Konzept, so führt die Identifikation Swifts als „ironischer Großmeister“<sup>100</sup> bei Jean Paul dazu, in

**87** Schlegel (1979) *Die Griechen und die Römer* 1, S. 210 und: *Die Griechen und die Römer* 2, S. 296.

**88** Schlegel (1967) *Gespräch über die Poesie*, S. 296.

**89** Vgl. Jauß (1973) Replik.

**90** Schlegel (1967) *Charakteristiken*, S. 296.

**91** Schlegel (1967) *Charakteristiken*, S. 236.

**92** Paul (1963) *Vorschule*, S. 122.

**93** Paul (1963) *Vorschule*, S. 125.

**94** Paul (1963) *Vorschule*, S. 129.

**95** So die Umschreibung Behlers, vgl. Behler (1996) *Ironie/Humor*, S. 827f.

**96** Paul (1963) *Vorschule*, S. 144.

**97** Vgl. Paul (1963) *Vorschule*, S. 124f.

**98** Paul (1963) *Vorschule*, S. 125.

**99** Paul (1963) *Vorschule*, S. 125.

**100** Paul (1963) *Vorschule*, S. 150.



der Ironie das sarkastische Indiz der Bitterkeit zu sehen: Hinsichtlich der „Bitterkeit der Ironie“<sup>101</sup> ist „die swiftische nur darum die bitterste, weil sie die ernsteste ist.“<sup>102</sup>

Seit Jean Paul kann man sagen, dass es ein deutsches Wort Humor in der heutigen Bedeutung gibt. Mit ihm wird eine Frontstellung von Humor und Ironie eingeführt, welche die Hegelianer in der Folge im Sinne einer moralischen Argumentation ausdeuten. Friedrich Theodor Vischers Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen von 1846–57 begreift Ironie und Humor als die grundlegenden Faktoren des Komischen, den Humor jedoch als das umfassendere komische Vermögen. Über das objektiv Komische (Posse) und das subjektiv Komische (Ironie, Witz) hinausgehend, bringe der Humor das ‚absolut Komische‘ zum Ausdruck. Für den von Wieland eingeführten Begriff des Sarkasmus hat diese Argumentation freilich Konsequenzen: Dem sarkastischen Witz fehle das sogenannte ‚Ethos des Lachens‘, wie es in Nicolai Hartmanns *Ästhetik* heißt. Ohne dieses Ethos als Zeichen des Humors ist Dichtung für Hartmann undenkbar, „darum ist der ‚komische Dichter‘, der nur sarkastisch ist, wohl niemals dagewesen: seine Herzlosigkeit würde zum Himmel schreien“; genauer heißt es bei Hartmann:

In der Tat gibt es andere Arten, das Komische auszuwerten. [...] Von diesen Arten sind die wichtigsten:

1. das leere Amüsement am Komischen;
2. der Witz – die Auswertung der Komik zur Pointe;
3. die Ironie – das Geltendmachen der eigenen Überlegenheit durch scheinbare Herabsetzung des Ich; die Ablehnung in Form scheinbarer Anerkennung;
4. der Sarkasmus – die bittere, höhnende, vernichtende Ablehnung – in der Form übertriebener Anerkennung.

Die beiden letzteren sind dem Humor offenbar schroff entgegengesetzt. Denn der Humor behält immer – auch als „grimmiger“ – noch etwas Gutmütiges. [...] Der wirkliche Dichter des Komischen muß mehr haben als die Kunst, zu amüsieren, die Ironie, den Witz, den Sarkasmus. Er muß Humor haben. Und das heißt, er muß das höhere „Ethos des Lachens“ haben, dasjenige, das nicht rein negativistisch eingestellt, nicht lieblos und herzlos ist, sondern aus der Fülle gemeinsamen Menschentums heraus sich auch noch mit dem Törichten und Kleinmenschlichen solidarisch fühlt und dem in aller mitreißenden Komik Ausdruck zu geben weiß.<sup>103</sup>

**101** Paul (1963) Vorschule, S. 151.

**102** Paul (1963) Vorschule, S. 151.

**103** Hartmann (1953) *Ästhetik*, S. 420.

Man weiß seit den Arbeiten Preisendanz' um den Stellenwert des Humors für die Erzählkunst des 19. Jahrhunderts,<sup>104</sup> und noch Thomas Mann betonte seine Freude darüber, dass man „in mir weniger einen Ironiker als einen Humoristen sieht.“<sup>105</sup> Und dennoch hat wohl niemand die Absurdität des deutschen Humorbegriffes so präzise und zugleich so überaus ätzend auf den Punkt gebracht wie Karl Kraus in seinem 1921 erschienenen Essay *Von Humor und Lyrik*. Der Essay behandelt die „überwältigende Humorlosigkeit der deutschen Literatur“<sup>106</sup>, und diese These hat als wesentliche Voraussetzung, dass unklar bleibt, „was das Wesen des Humors ist, wenn ihm der Witz fehlt.“<sup>107</sup> Dies trifft nicht nur sehr präzise die zuvor erläuterte Entwicklung des Humorbegriffs im Deutschland zwischen Vormärz und Kaiserzeit. Kraus geht weiter, da er „an den großartigsten Beispielen von deutschem Humor“<sup>108</sup> vor allem die „Eigenart“ bemerkt, „keinen zu haben und für diese menschliche Schwäche ein verstehendes Lächeln aufzubringen.“<sup>109</sup> Jean Paul ist bei Kraus neben den *Xenien* Goethes und Schillers das zentrale Beispiel dieser durch mangelnden Witz begründeten Humorlosigkeit:

Jean Paul, der gewiß in vielem verehrungswürdige und trotz umfassender Bildung unbeschränkte Geist, sagt, dass der Humor, als das umgekehrte Erhabene, nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichte; es gebe für ihn keine Tore, sondern nur Torheit und eine tolle Welt. Es wird wohl noch wenigen Lesern gelungen sein, an des Feldpredigers Schmelze Reise nach Flätz diese Erkenntnis zu überprüfen; aber ich glaube, dass der Witz unzweifelhaft daran festzustellen ist, dass er im Einzelnen das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichtet, während der Humor eigentlich daran zu erkennen ist, dass er durch die Ausflucht in das Allgemeine dieses Kontrastes gar nicht habhaft und seine Beziehung auf die Idee oder seine Vernichtung des Endlichen nur glaubhaft wird, weil er nicht das Temperament hat, sich zu dem Einzelnen so herabzulassen, dass es nicht mehr vorhanden ist, was diesem doch widerfährt, wenn sich der Witz nur zu regen beginnt.<sup>110</sup>

**104** Vgl. Preisendanz (1976) *Humor*.

**105** Mann (1956) *Humor*, S. 167.

**106** Kraus (1987) *Humor*, S. 199.

**107** Kraus (1987) *Humor*, S. 205.

**108** Kraus (1987) *Humor*, S.205.

**109** Kraus (1987) *Humor*, S.205.

**110** Kraus (1987) *Humor*, S. 205.

Das Satirische als Grenzfall des Invektiven wird in der Moderne dann deutlich, wenn wir die begriffsgeschichtlich bzw. poetologisch sehr einschlägige Unterscheidung zwischen der strafenden und der heiteren Satire rekonstruieren. Denn diese seit dem 17. Jahrhundert bekannte und insbesondere bei Schiller aktualisierte Unterscheidung bleibt auch in der satirischen Praxis der Moderne eine leitende Orientierung. In dieser Moderne ist es jedoch die Unterscheidung zwischen humorvoller und sarkastischer bzw. invektiver Satire, die den moralischen Wert der Gattung als solcher markiert. Was der Satire erlaubt ist, wird dabei durch den Begriff des Humors definiert, was hingegen als Grenzfall gelten kann, zeigen Phänomene des literarischen Sarkasmus. Die in beiden Fällen wohl vorliegende Form einer „bitteren, höhnen- den, vernichtenden Ablehnung“ markiert jedoch nicht nur die Grenze zum satirischen Sprechen, sondern zugleich ebenjene Hürde, die der Satiriker in der Moderne zu nehmen hat, um provokant zu sein und sich Gehör zu verschaffen. Und wirft man von hier aus einen Blick auf die großen Satiriker der Moderne wie etwa Heinrich Heine, Kurt Tucholsky, Karl Kraus oder Hendryk Broder, dann wird schnell deutlich, dass Sarkasmus trotz dieser Grenzziehung zu den wichtigsten Ausdrucksformen des modernen Satirikers zu zählen sind. In dieser Funktion als Grenzfall des Invektiven liegt wohl die eigentliche Attraktivität des Satirischen für die moderne Literatur.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Adolph Freiherr von Knigge (1788): Über den Umgang mit Menschen. In zwey Theilen. Hannover: Schmidtsche Buchhandlung.
- Blackwall, Anthony (1719): An Introduction to the Classics: Containing, A Short Discourse on their Excellencies; and Directions how to Study them on Advantage: With an Essay, on the Nature and Use of those Emphatical and Beautiful Figures which give Strength and Ornament to Writing. London.
- Casaubon, Isaac (1605): De satyrica graecorum poesi et romanorum satira libri duo, Paris: Drouart.
- Cicero (2000): Brutus: lateinisch – deutsch. 5. Auflage. Hg. und übersetzt von Bernhard Kytzler. Düsseldorf/ Zürich: Artemis & Winkler.
- Collins, Anthony (1729): A discourse concerning Ridicule and Irony in Writing, in a letter to the Reverend Dr. Nathanael Marshall. Los Angeles. (=The Augustan Reprint Society; 142).

- Cooper, Anthony Ashley, Third Earl of Shaftesbury (1708): A Letter Concerning Enthusiasm, to My Lord \*\*\*\*. London: J. Morphew.
- Cooper, Anthony Ashley, Third Earl of Shaftesbury (1709): Sensus Communis: An Essay on the Freedom of Wit and Humour. London: E. Sanger.
- Cooper, Anthony Ashley, Third Earl of Shaftesbury (1710): Soliloquy: or, Advice to an Author. London: J. Morphew.
- Cooper, Anthony Ashley, Third Earl of Shaftesbury (1992): Sensus Communis: An Essay on the Freedom of Wit and Humour. In: Benda, Wolfram/Lottes, Wolfgang/ Uehlein, Friedrich A. et al. (Hgg.): Standard Edition. Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe und nachgelassene Schriften. Bd. I.3. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog Verlag.
- Dryden, John (1971): An Essay of Dramatick Poesie (1668). In: Hooker, Edward N./Swedenberg, Hugh T./Roper, Alan T. et al. (Hgg.): The works of John Dryden XVII. Berkeley: University of California Press.
- Dryden, John (1972): Poems 1681–1684. In: Hooker, Edward N./Swedenberg, Hugh T./Roper, Alan T. et al. (Hgg.) The works of John Dryden II. Berkeley: University of California Press.
- Gayton, Edmund (1654): Pleasant notes upon Don Quixot. London: William Hunt.
- Haywood, Eliza (1771): The Female Spectator. Vol. IV. 7<sup>th</sup> Edition. London.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (2013): Werke 14: Vorlesungen über die Ästhetik II. 9. Auflage. Hg. von Eva Moldenhauer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Herder, Johann Gottfried (1794): Briefe zur Beförderung der Humanität. 4. Sammlung. Riga: Hartknoch.
- Horaz (2015): Satiren und Briefe. Lateinisch und deutsch. Nach der Übersetzung von Otto Schönberger, überarbeitet und mit Anmerkungen versehen von Friedemann Weitz. Darmstadt: WBG.
- Hutton, Henry (1619): Folie's Anatomie or Satyres und Satyricall Epigrams. London.
- Kraus, Karl (1987): Von Humor und Lyrik. In: Wagenknecht, Christian (Hg.): Die Sprache. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lindner, Johann Gotthelf (1971): Kurzer Inbegriff der Ästhetik, Redekunst und Dichtkunst (1771–1772). Bd. I. Frankfurt a.M.: Athenäum.
- Mann, Thomas (1956): Humor und Ironie. Beitrag zu einer Rundfunkdiskussion. In: Ders. (Hg.): Nachlese. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 166–169.
- Morris, Corbyn (1947): An Essay towards Fixing the True Standarts of Wit, Humour, Raillery, Satire, and Ridicule. Los Angeles. (=The Augustan Reprint Society; 10).
- Nicolai, Friedrich (1799): Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, I. B. Erhard, und Fichte: Eine Beylage zu den neun Gesprächen zwischen Christian Wolf und einem Kantianer. Berlin/Stettin.
- Novalis (1981): Blütenstaub. In: Ders.: Schriften. Zweiter Band: Das philosophische Werk I. Hg. von Richard

- Samuel. 3. Auflage. Stuttgart et al.: Kohlhammer, S. 412–474.
- Paul, Jean (1963): Vorschule der Ästhetik. In: Miller, Norbert (Hg.): Sämtliche Werke. Bd. 10. München: Carl Hanser Verlag.
- Pope, Alexander (1969): Epilogue to the Satires. Written in 1738. Dialogue II. In: Butt, B. John (Hg.): The Poems of Alexander Pope. Imitations of Horace, Vol. IV. London: Methuen & Co.
- Quintilian (2000): Institutio oratoria 10. Übersetzt, kommentiert und mit einer Einleitung hg. von Franz Loretto. Stuttgart: Reclam.
- Riedel, Friedrich Just (1767): Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Ein Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller. Jena: Christian Henrich Cuno.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (1797): Ideen zu einer Philosophie der Natur als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft. In: Ders. (Hg.): Sämtliche Werke. 1. Abteilung, Bd. 2. Stuttgart/Augsburg: Cotta'scher Verlag.
- Schiller, Friedrich (1962): Sämtliche Werke. Bd. 5. München.
- Schlegel, Friedrich (1963): Philosophische Lehrjahre I. In: Behler, Ernst (Hg.): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe 18: 2. Abteilung. München/Paderborn/Wien: Schöningh.
- Schlegel, Friedrich (1967): Charakteristiken und Kritiken I. In: Eichner, Hans (Hg.): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. 2. Bd. (1796–1801). München/Paderborn/Wien: Schöningh.
- Schlegel, Friedrich (1969): Philosophie des Lebens, in 15 Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1827 und Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes, geschrieben und vorgetragen zu Dresden im Dezember 1828 und in den ersten Tagen des Januars 1829. In: Behler, Ernst (Hg.): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe 10: 1. Abteilung. Paderborn/Wien: Schöningh.
- Schlegel, Friedrich (1979): Die Griechen und die Römer. In: Behler, Ernst (Hg.): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe 1: 1. Abteilung, Kritische Ausgabe Studien des klassischen Altertums. Paderborn: Schöningh.
- Shadwell, Thomas (1682): The medal of John Bayes. London.
- Spenser, Edmund (o. J.): The Shepheardes Calender. Conteyning twelue Aeglogues proportionable to the twelue monethes. In: de Sélincourt, Ernest (Hg.): Spenser's Minor Poems. Oxford: At the Clarendon Press.
- Wieland, Christoph Martin (1788): Lucians von Samosata Sämtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C.M. Wieland. Erster Theil. Leipzig.
- Wieland, Christoph Martin (1986): Bd. 9: Übersetzung des Horaz. Kommentar von Manfred Fuhrmann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wieland, Christoph Martin (1800): Aristipp 1. Band. In: Ders. (Hg.): Sämtliche Werke 33. Bd. Leipzig.
- Wieland, Christoph Martin (1801): Aristipp 3. Band. In: Ders. (Hg.): Sämtliche Werke 35. Bd. Leipzig.

## Forschungsliteratur

- Arntzen, Helmut (2003): Satire. In: Barck, Karlheinz/Fontius, Martin/Schlenstedt, Dieter et al. (Hg.): Ästhetische Grundbegriffe. Bd. 5. Postmoderne bis Synästhesie. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 345–364.
- Becker-Cantarino, Barbara (1985): Zur Satire in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. In: Daphnis 14, S. 605–613.
- Behler, Ernst (1996): Ironie/Humor. In: Ricklefs, Ulfert (Hg.): Das Fischer Lexikon Literatur. Bd. 2. Frankfurt a.M.: S. Fischer, S. 827–828.
- Bredvold, Louis (1975): A Note in Defence of Satire. In: Fabian, Bernhard (Hg.): SATURA. Ein Kompendium moderner Studien zur Satire. Hildesheim/New York: Olms, S. 83–94.
- Brummack, Jürgen (1977): Satire. In: Kohlschmidt, Werner/Mohr, Wolfgang (Hgg.): Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3. Berlin/New York: De Gruyter, S. 601–614.
- Brummack, Jürgen (1971): Zu Begriff und Theorie der Satire. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 45, S. 275–377.
- Gaier, Ulrich (1967): Satire. Studien zu Neidhart, Wittenwiler, Brant und zur satirischen Schreibeart. Tübingen: Max Niemeyer.
- Hartmann, Nicolai (1953): Ästhetik. Berlin: De Gruyter.
- Jauß, Hans Robert (1973): Schlegels und Schillers Replik auf die „Querelle des Anciens et des Modernes“. In: Ders. (Hg.): Literaturgeschichte als Provokation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 67–106.
- Knox, Norman (1961): The Word Irony and its Context, 1500–1755. Durham (North Carolina): Duke University Press.
- Könneker, Barbara (1991): Satire im 16. Jahrhundert: Epoche – Werk – Wirkung. München: Beck.
- Meyer-Minnemann, Klaus (1969): Die Tradition der klassischen Satire in Frankreich. Themen und Motive in den Verssatiren Théophiles de Viau. Bad Homburg/Berlin/Zürich: Gehlen.
- Meyer-Sickendiek, Burkhard (2007): Satire. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 8. Tübingen: Niemeyer, S. 447–469.
- Meyer-Sickendiek, Burkhard (2009): Was ist literarischer Sarkasmus? Ein Beitrag zur deutsch-jüdischen Moderne. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Mollenhauer, Peter (1977): Friedrich Nicolais Satiren. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
- Preisendanz, Wolfgang (1985): Humor als dichterische Einbildungskraft. Studien zur Erzählkunst des poetischen Realismus. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Reuter, Hans-Heinrich (1981): Die Philologie der Grazien. Wielands Selbstbildnis in seinen Kommentaren der Episteln und Satiren des Horaz. In: Schelle, Hansjörg (Hg.): Christoph Martin Wieland. Darmstadt: WBG, S. 251–306.

Sippwell, Armin P. (1988): Wielands „Liebling“. Zur Genese des Romans „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen“. *Colloquia Germanica* 21, S. 99–110.

Tschizewskij, Dimitri (1976): Satire oder Grotteske? In: Preisendanz, Wolfgang/Warwing, Rainer (Hgg.): *Das Komische* München: Wilhelm Fink Verlag, S. 269–278.

Verweyen, Theodor/Witting, Gunther (1979): *Die Parodie in der neueren deutschen Literatur. Eine systematische Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.